

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweynte Band
auf das Jahr 1831.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1831

by unknown author

Göttingen; 1831

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 2. May 1831.

N a r a u.

Bey Sauerländer: Johann Georg Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausgegeben von Albrecht Kengger. XXXII und 382 S. in Octav. 1830.

Unstreitig gehörte Zimmermann zu den merkwürdigen literarischen Characteren der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, und die hier bekannt gemachte Correspondenz mit ein paar seiner vertrautesten Freunde, dem Pfarrer Kengger in Bern, jedoch der bey weitem größere Theil mit seinem Vetter dem Rathsherrn Schmidt in seiner Vaterstadt, ist ein schätzbarer Beytrag zu der Kenntniß jener Zeit. Ob es den Wünschen Zimmermanns gemäß gewesen wäre, diese Briefe gedruckt zu sehen, zweifeln wir; dem Publicum ist es erwünscht, weil man den Mann mit allen seinen Eigenheiten, — Vorzügen sowohl als Schwächen — daraus kennen lernt; sie gehen durch drey Jahrzehende von 1765 bis an seinen

Tod 1795; vorgefetzt ist eine kurze Biographie. Zimmermann ward der Arzt der meisten Großen in Deutschland, selbst zuletzt noch von Friedrich II. und der vertraute Correspondent von der Kaiserin von Rußland. Wie er zu dieser großen Celebrität gelangte, geht am besten aus diesen Briefen hervor. Er war zwar von Geburt ein Schweizer, geboren 1724 in der kleinen Stadt Brugg in Bern (von der Friedrich in seiner Unterredung ganz unbefangen sagte: Je ne connais pas cette ville), aber doch nur ein halber Schweizer, denn seine Mutter war eine Französin. Dieser Umstand ist von hoher Wichtigkeit; nicht nur weil die Französische Sprache, damals die allgemeine Sprache der vornehmen Welt, gleichsam seine Muttersprache ward, sondern auch weil der Character halb schweizerisch und halb französisch blieb; denn wie ließe sich sonst bey einem Schweizer jene Eitelkeit auf Bekanntschaften und Verbindungen mit Großen erklären? Er studierte vier Jahre auf der hiesigen Universität unter Haller — neben der Medicin auch politische Wissenschaften und Englische Literatur — und zeichnete sich schon durch seine Probeschrift *de irritabilitate* aus; so daß er bereits 1760 den Ruf zu einer Professur hierher erhielt, den er aber ablehnte. Mehrere Jahre lebte er als practischer Arzt zuerst in Bern, demnächst in seiner Vaterstadt, für die er immer ein großes Interesse behielt, wie wenig auch das kleinstädtische Wesen derselben ihn ansprach. Indes zog er als Schriftsteller immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich; wie durch die Schrift vom Nationalstolze, von der Erfahrung in der Arzeneykunde u. a. und da er in Hannover nicht vergessen war, so erhielt er nach des berühmten Werlhofs Tode 1768 den Ruf dahin als erster Leibarzt, dem er folgte, und sein übrige

ges Leben hier zubrachte, da keine Anerbietungen ihn zu einem Wechsel bewegen konnten. Unstreitig trug die ihm übertragene Stelle als erster Leibarzt des Königs sofort viel dazu bey, seinen Ruhm zu erweitern; aber er besaß auch neben dem Scharfblick und richtigem Urtheil in seiner Kunst, in einem ausgezeichneten Grade alle die Eigenschaften, die dazu gehörten der Arzt der vornehmen Welt zu werden. Mit der Fertigkeit in der Französischen Sprache verband er den feinen Weltton, dem Witz und Complimente zu Gebote standen, und den richtigen Tact wie viel und wie wenig er im Umgange mit vornehmen Männern und Frauen sagen durfte. Ein sehr imponierendes Aeußere (der Verf. dieser Anzeige, der ihn nur ein einziges Mal sprach, hat den Ausdruck seiner Gestalt nie wieder vergessen können), trug nicht wenig dazu bey, ihn geachtet, und die Theilnahme und Sorgfalt, die er denen widmete die er zu behandeln übernahm, ihn beliebt zu machen und Zutrauen zu erwecken. Dazu kam ein lebhaftes Gefühl für Freundschaft, das bis zum Enthusiasmus ging — er sprach meist im Superlativ — und leicht wieder Enthusiasmus erregte. Selbst seine Kränklichkeit vermehrte seinen Ruf, als er 1771 in Berlin sich einer Operation unterwerfen mußte, und Friedrich II. ihn zu sprechen verlangte. Seit dieser Zeit war sein großer Ruf gegründet; und sein jährlicher Aufenthalt in Pyrmont, damals dem besuchtesten Badeort in Deutschland, zog Scharen vornehmer Patienten dahin, um sich bey ihm Rath zu erholen. Nun kam seit 1785 — nach der Erscheinung seines Werks über die Einsamkeit — die Verbindung mit Catharina II. hinzu, die auch in Deutschland, wie in Frankreich, einen Schriftsteller für sich gewinnen wollte, und ihn

mit Briefen und Gnadenbezeugungen überhäufte, ohne jedoch ihn zu bewegen einer Einladung zu ihr zu folgen. Seit dieser Zeit bewarben sich die Großen, selbst die mächtigen, wie die Drulows und andere, mehr um seine Gunst, als daß er nöthig gehabt hätte sich um ihre zu bewerben. Wenn unter diesen Verhältnissen er nicht bloß ein Gefühl, sondern auch ein übertriebenes Gefühl seiner Wichtigkeit hatte, (denn daß die Großen mehr um ihrer selbst als um seinetwillen ihn aufsuchten, gestand er sich nie), mag es verzeihlich scheinen, und wenn dieses nun in diesen Briefen sich ausspricht, so muß man, um billig zu seyn, nicht vergessen daß sie nicht für das Publicum sondern für einen vertrauten Freund bestimmt waren. Merkwürdig ist es, wie bey diesem Leben und Wirken in der großen Welt, er doch nie ganz den Kleinstädter ablegte. 'Was man wohl in Brugg dazu sagen werde', wird bey den erhaltenen Ehrenbezeugungen gewöhnlich wiederholt; und daß man dort und überhaupt in der Schweiz seine Schriften so wenig lese und beachte, konnte er seinen Landsleuten nie verzeihen. Wie theils häusliche Leiden, theils die öffentlichen Vorfälle sein späteres Leben verbitterten, und ihn in eine Hypochondrie stürzten, die demselben im Jahr 1795 ein Ende machte, ist bekannt. Glücklich fühlte er überhaupt selbst in seinen glänzenden Zeiten sich fast nie; theils weil seine große Reizbarkeit, theils weil die drückende Last einer ausgebreiteten Praxis, und die dadurch entstandene Correspondenz, es verhinderten.

Die jetzige jüngere Generation, der die damaligen Verhältnisse bereits fremd geworden sind, wird diese Brieffammlung schwerlich sehr beachten; aber die ältere, welche hier so viele Erin-

nerungen 'der guten alten Zeit' aufgefrischt findet, wird sie nicht ohne viele Theilnahme lesen. Vorgesetzt ist das Bild des verstorbenen Pfarrers Kengger; wir hätten lieber das seinige davor gesehen; das Aeußere gehörte hier mit zu der Darstellung des Mannes.

Hn.

K ö n i g s b e r g.

Im Verlage der Gebr. Bornträger, 1831. Krist. Das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfasste, hochdeutsche Gedicht, nach den drey gleichzeitigen, zu Wien, München, und Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch heraus gegeben von E. G. Graff. Mit einem Facsimile aus jeder der drey Handschriften. Vorrede des Herausgebers XXVI S. Otfrides lateinisches Schreiben an Liutbert VI S. Otfrides Evangelium 446 S. in Großquart.

Durch diese, eben so sorgfältig als schön gedruckte Ausgabe des Hauptdenkmales althochdeutscher Sprache wird einem lange und allgemein anerkannten Bedürfnisse abgeholfen. Scherz hat viel für Otfrid gethan, aber die drey Folianten des Thesaurus antiquitatum teutonicarum werden je länger je mehr ein seltenes und theures Buch, und eine vollständige Vergleichung der Handschriften, die ein ausgezeichnet günstiges Glück vor dem Untergange bewahrt hat, so wie die Darstellung der in denselben befindlichen Accente fehlte bis jetzt gänzlich. Einen möglichst richtigen Otfrid zu haben, war für Hn. Reg. R. Graff selbst, zu der Ausarbeitung seines 'althochdeutschen Sprachschatzes', von der größten Wichtigkeit, und er widmete daher bey

der Reise, die er, unterstützt von dem königl. Preussischen Ministerium des Cultus und des Unterrichts, zur Auffindung und Benützung althochdeutscher Sprachdenkmale in den Jahren 1825, 26, und 27 machte, den Handschriften von Otfrides Gedichte eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Wenn man bedenkt, welchen bedeutenden Theil jenes lexicographischen Werkes Otfridische Wörter und Wortformen einnehmen müssen, so kann man es nicht anders als zweckmäßig finden, daß für die Echtheit und Zuverlässigkeit derselben durch eine critische Ausgabe des alten Evangelienbuches im voraus gesorgt wurde. Nicht nur die Arbeit des Herausgebers, sondern auch der künftige Gebrauch des 'Sprachschazes' wird dadurch sehr erleichtert. Man wird daher, weit entfernt diese Ausgabe Otfrides als eine Verzögerung der Ausgabe des 'Sprachschazes' anzusehen, vielmehr berechtigt seyn, die gegenwärtige Arbeit als ein Unterpfand der baldigen Erscheinung des letzteren anzunehmen. Eben deshalb wird man auch noch weniger sich darüber beschweren, daß dieser Herausgeber nicht sogleich Hülfsmittel zum Verständnisse des alten Dichters beygefügt hat. Otfrid bedarf allerdings mannigfache Erläuterungen. Allein erstens ist ein zuverlässiger Text mit den Besarten der Handschriften die Hauptsache für den Leser, und jetzt erst werden öffentliche Vorlesungen über Otfrid möglich; zweitens schließt Hr. G. seine Vorrede mit der folgenden Versicherung 'Die vollständige Darlegung und Zusammenstellung der von jeder Handschrift eigenthümlich befolgten, und die Begründung aller einzelnen von mir aufgenommenen Schreibweisen, so wie die Rechtfertigung und Erklärung einiger Textberichtigungen, behalte ich mir für den Anhang zu diesem Werke vor, der außer dem Glossar, eine

Grammatik der Ostfridischen Sprache, und eine Darstellung der Ostfridischen Prosodie, Versification, und Accentuation enthalten, und, so bald ich den althochdeutschen Sprachschatz beendigt haben werde, von mir heraus gegeben werden wird.' Diese Versicherung wird jeder, der weiß was der Erforschung der althochdeutschen Sprache noth thut, mit Freude vernehmen, und nur auf diesem Wege können die hohen Erwartungen erfüllt werden, welche das Unternehmen des Hn. G. allenthalben erregt hat. Auch das, was für Ostfrid insbesondere noch geschehen muß, wird gerade auf diese Weise auf das gründlichste vorbereitet. Wir wiederholen daher abermahls den Wunsch, daß es dem Hn. G. vergönnt seyn möge, vor allem sein mit so ruhmvollem Eifer begonnenes Werk — den 'Sprachschatz' — und dann auch die Zugabe zu dieser Ausgabe Ostfrides glücklich zu vollenden.

In der Vorrede wird mit wenigen Worten angegeben was wir von Ostfrides Leben wissen, und die *fridosamô zîti*, die in der Zueignung an Ludwig den Deutschen gerühmt sind, werden mit vieler Wahrscheinlichkeit auf das J. 868 bezogen. Darauf folgen allgemeine Bemerkungen über die alte Sprache, die vorzüglich den Zweck haben, Lust und Liebe zur Erforschung derselben zu wecken, und zu zeigen, wie unerläßlich nothwendig es sey, bey der Grammatik des Neuhochdeutschen von den frühern Gestaltungen der Sprache auszugehen. Zuletzt werden die Grundsätze dargestellt, welche der Herausgeber bey der Einrichtung seiner Ausgabe befolgte. — Das Buch ist Sr Kön. Hoheit dem Kronprinzen von Preußen gewidmet, und auf der Rückseite dieser Zuschrift steht ein Gedicht Walthers von der Vogelweide, dessen Wiederhall in unsern Tagen Wort für Wort aus allen Enden der Welt zu vernehmen ist.

L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Found 1830: Memoirs of a Malayan family, written by themselves, and translated from the original by W. Marsden, F. R. S. IV und 84 S. in 8. — Ob dieses kleine Werk, wie der Uebersetzer glaubt, von der ganzen malayischen Familie, deren Geschichte es erzählt, nach und nach geschrieben ist, scheint sehr zweifelhaft; die Hauptsache ist nur die Geschichte eines einzigen Malayen, Nakhoda Muna, eines Kaufmanns auf Java, und es zeigt sich deutlich die Hand eines einzigen Verfassers, der nach S. 83 Lauddin, ein Sohn jenes Malayen, war. Obgleich nur die Geschichte einer Familie enthaltend, war das Werkchen doch wichtig genug um übersetzt zu werden. In den Schicksalen jenes Malayen so wie in der Art ihrer Darstellung zeigt sich der Character der Malayen deutlich, ihre Betriebsamkeit, die sie zu den besten Kaufleuten Asiens macht, und ihr füsamer Sinn gegen die Europäer des Handels wegen; aber auch ihre Eifersucht gegen jede Unterdrückung und ihr Trieb heimlich ernste Rache an Europäern zu nehmen. Von der andern Seite lernen wir durch das Werk auch die Verhältnisse und die Regierung der holländischen Compagnie in den ostindischen Inseln, so wie die zwischen ihr und der englischen hier herrschende Eifersucht kennen; so war es wenigstens in den Jahren 1750.. 1770, von denen dieses Werk besonders handelt. Durch den Umtausch der holländischen und englischen Besitzungen im Vertrage vom Jahre 1824 ist aber dieß Verhältniß wesentlich geändert.

G. H. U. C.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 5. May 1831.

E r l a n g e n.

Bey Palm und Enke, 1830: Grundlegung zur wissenschaftlichen Konstruktion des gesammten Wörter- und Formenschatzes, zunächst der Semitischen, vorzugsweise und in Grundzügen auch der Indo-Germanischen Sprachen. Von Dr. Moriz Drechsler, Privatdocenten auf der Universität Erlangen. XXVI u. 308 S. in 8.

Wenn die Etymologie oder die Wissenschaft der Anfänge und letzten Gründe aller Sprache, befreyt von der leeren gedankenlosen Empirie und dem Princip des Zufalls und der Willkühr, sich zu einer festern Begründung erheben und objective Wahrheit erstreben will, so muß sie, von dem Wesen und der innern Bedeutsamkeit der Sprachlaute ausgehend, zeigen, wie nach dem lebendigen Gefühl der Menschen der Urzeit die Sprachlaute eine in und durch sich verständliche Malheroy der Wahrnehmungen und Gedanken gaben, deren Bewußtseyn und Trieb noch immer, wenn auch nicht mehr so neu, so klar und

lebendig, fortbauert, und wie dieser Grund in allen Sprachstämmen wesentlich derselbe ist, in den einzelnen aber eine besonders nach dem Character und der Lage des Volkstammes höchst verschiedene Ausbildung erfahren hat. Eine Ahnung dieser Bedeutsamkeit der Sprachlaute und also auch dieser Würde der etymologischen Wissenschaft ist nicht erst in unsern Zeiten entstanden: sie ist schon bey Platon und Leibnitz, und einzelne, wenn auch in der Ausführung meist verfehlte Versuche zur Durchführung dieser Ansicht sind darauf in neuern Zeiten gefolgt. Ein neuer und beachtenswerther Versuch, diese Ansicht zu begründen, ist in der obigen Schrift gemacht, deren Verfasser eine genaue Kenntniß aller semitischen Sprachen, besitzt und von einer eben so starken als reinen Liebe zur wissenschaftlichen Forschung und Gewißheit durchdrungen ist. In dem er von allgemeinen Untersuchungen über die Sprache und die Sprachlaute ausgeht, und überall der Natur als der treuesten Führerin mit eindringendem Scharfblick folgend sich der Geseze und des Wesens der Laute bewußt zu werden strebt, gibt er ein Beyspiel und einen Beweis seiner ganzen etymologischen Ansicht an dem M-Laute und den aus ihm entstehenden Wurzeln und Formen der Sprache. Er zeigt die Bedeutung dieses und des verwandten B-Lauts am vollständigsten in den semitischen Sprachen, wo er fast alle in den Wörterbüchern aufgezählten Wurzeln und Bedeutungen im Zusammenhange erklärt; weniger vollständig und erschöpfend in den Indo-germanischen Sprachen, deren Gebiet auch viel größer ist als das der semitischen, und welche minder zu kennen der Verf. selbst gesteht. Auch über die Vocale in den Sprachen beider Stämme kommt manches zur

Sprache. Ref. kann es nicht über sich nehmen, jede einzelne Ansicht, Vermuthung und Zusammenstellung des Verf. zu vertheidigen; in der Ausführung des Einzelnen zeigen sich z. B. oft über dasselbe Wort zwey entgegengesetzte Ansichten, die beide zugleich nicht richtig seyn können, wie $\overset{s}{\text{ל}}\overset{a}{\text{ל}}$ antistes S. 105 (nicht ei-

gentlich sacerdos) gewiß nicht von $\overset{a}{\text{ל}}\overset{a}{\text{ל}}$ ante

S. 117. 121 zu trennen und aus einem ganz andern Gebiet zu erklären ist, da beide klar zusammen gehören und aus Einem Begriffe fließen. Aber im Ganzen findet man neben guten Grundsätzen auch vieles Einzelne treffend erklärt, und hört gern dem Verf. zu, wenn er das innere Leben und Wesen der Sprache zu enthüllen und den Lauten ihren Sinn und ihre Bedeutsamkeit abzulauschen strebt. Wem manches Einzelne nicht gefällt oder richtig scheint, der sinne auf eine andere Ansicht und strebe auf diesem die höchste Vorsicht fordernden Gebiete weiter, verwerfe aber nicht die Forschung und das bessere Princip überhaupt. Wir sind überzeugt, daß fortgesetzte Forschung und vermehrte Erfahrung auch dem Verfasser in vielen Ansichten größere Vorsicht und Umsicht erwerben und ihn vor manchen mehr schimmernden und so scheinenden als hellen und wahren Ableitungen und Combinationen sichern wird. Eine Hauptsache aber, welche auf die Forschung und Darstellung des Verfassers ungünstig eingewirkt zu haben scheint, kann Ref. nicht übergehen. Dieß ist die einseitige Vernachlässigung des historischen und individuellen Characters jeder einzelnen Sprache. Die Speculation hüte sich voreilig thätig zu

seyn und ohne festen Grund auch etwas erklä-
ren zu wollen was genauer betrachtet in der
That nicht ist: erst muß durch die Erfahrung
der ganze Thatbestand ermittelt werden, bevor
Vermuthung oder feste Bestimmung über die
letzten Gründe und Anfänge eingreifen kann, ob-
gleich dann zuletzt Speculation erst die innere
Begründung auch der Thatsache gibt. Hätte so
der Verf., um einige Beyspiele zu geben, zu-
vor den Zusammenhang des schon erwähnten
 $\overset{\text{c}}{\text{L}}\overset{\text{c}}{\text{O}}\overset{\text{f}}{\text{f}}$ und des damit zusammenhängenden Ver-

bum $\overset{\text{w}}{\text{f}}$ praefuit mit $\overset{\text{c}}{\text{L}}\overset{\text{c}}{\text{O}}\overset{\text{f}}{\text{f}}$ ante als noth-
wendig erkannt, so würde nicht die weitere For-
schung so unstät und unsicher geworden seyn,
daß sie auf eine sehr fern liegende und unwahr-
scheinliche Ableitung dieses $\overset{\text{w}}{\text{f}}$ praefuit von
 $\overset{\text{w}}{\text{f}}$ mater gekommen wäre. Das über $\overset{\text{c}}{\text{L}}\overset{\text{c}}{\text{O}}\overset{\text{f}}{\text{f}}$

S. 110 gesagte fällt weg, wenn es aus $\overset{\text{c}}{\text{J}}$
stammt, welches nach allen Spuren das Sichere
ist. Und bey dem Suchen der Ursache, warum
der Vocal vor dem lateinischen j lang sey, kann
man nicht davon ausgehen, daß der Vocal ur-
sprünglich nichts als kurz war (S. 287): son-
dern in solchen Fällen war ursprünglich ein
Diphthong, ai oder oi, dessen erster Laut sich im
Lateinischen als langer Vocal an seiner Stelle er-
hielt auch nachdem das i vor einem folgenden
Vocal (wie in den meisten Sprachen) in den
Halbvocal j übergegangen war; woraus von selbst
erhellet, daß dieß alles nicht eintritt wenn j im
Anfang des Worts steht. Eben dieselbe Uende-

rung erfährt ai im Sanskrit. Oft beweist auch eine nicht auf der Geschichte ruhende Speculation zu viel, so daß daraus nimmer das Specielle und das wahre Leben der Sprachen aufgeht. So zeigt der Verfasser zwar schön S. 57, wie γ den Dativ ausdrücke; aber indem nun ferner behauptet wird daß es eben so nahe und mit demselben Rechte den Accusativ bezeichne, wird nicht deutlich genug, daß sein aramäischer Gebrauch für den Accusativ eine wenn gleich erklärbare Verarmung und Vermischung ist, vor der sich Hebräer und Araber nicht aus Zufall hüten; der Sprachsinn ging bey γ vom Begriffe des Dativs aus. Bey den Vocalen, wo auch der historische Bildungsgang des Semitischen nicht genug berücksichtigt scheint, kann am meisten die Art auffallen, wie der Verfasser über das Verhältniß der semitischen und indo-germanischen Sprache redet. Im Semitischen bilden bekanntlich den Wurzelbegriff Consonanten, deren Vocale innerhalb der Wurzel nach der Modification des Wurzelbegriffs durchgängig wechseln. Auch im Indo-Germanischen, meint der Verfasser, gehöre zur Bildung einer Wurzel nothwendig ein Consonant, und der ursprünglich schöne Vocalwechsel innerhalb der Wurzel sey hier verloren gegangen. Wie aber kann man die Individualität des einen Sprachstammes nach der des andern meistern? Ist nicht vielmehr die Wurzel- und Stammbildung in beiden Sprachstämmen durchaus verschieden geworden, so daß das Wesen des Vocalwechsels des semitischen Sprachstammes nie in das Indo-germanische, oder doch nicht in der ihm eigenen Art, eindrang? Im Indischen, Griechischen und Lateinischen ist vielmehr Verschiedenheit des Wur-

zelvocalß immer der Wurzel wesentlich gewesen: labh (labi) ist verschieden von lubh (libet, lieben). Darum könnte auch im Indo-Germanischen ein Vocal ursprünglich eine Wurzel gebildet haben, und man brauchte nicht erst i (gehen) aus hi oder *xiw* abzuleiten.

G. H. U. E.

P a r i s.

Roret Libraire: Voyage médical autour du Monde, exécuté sur la Corvette du Roi la Coquille, commandée par M. L. J. Duperrey, pendant les années 1822, 1823, 1824 et 1825; ou Rapport sur l'état sanitaire de l'équipage pendant la durée de la campagne, avec quelques renseignemens sur des pratiques empiriques locales en usage dans plusieurs des contrées visitées par l'expédition; suivi d'un Mémoire sur les Races humaines répandues dans L'Océanie, la Malaisie et L'Australie. Par R. P. Lesson. IV und 244 Seiten. 1829. Octav.

Dieser Gesundheitsbericht beginnt mit der Abfahrt von Toulon nach Teneriffa. Lebhaftes Beschreibung der Seekrankheit. Außer einem Gurt um den Unterleib und einer horizontalen Lage gebe es kein Mittel dagegen. Eine andere schlimme Krankheit, welche oft einzeln die Schiffsbemannung ergreife, sey ein Heimweh nach dem festen Lande. — Die französischen Schiffe bewahrten all ihr Trinkwasser in eisernen Cassetten, worin es durchaus frisch und rein bliebe, aber allmählich eisenhaltig und mit Dryd vermengt würde, welches gerade der Gesundheit zur See heilsam sey.

Aufenthalt in Brasilien, dessen herrliche Vegetation geschildert wird; in den Malwinen, von deren Miasmen sie verschont blieben; in Chili, wo sie nur kurze Zeit verweilten: 'kaum hatten wir die Anker gelichtet, als 10 Matrosen an syphilitischen Beschwerden sich krank meldeten'; in Lima, von wo der öde Anblick der Umgegend von Callao sie bald wegtrieb. So wird von allen Orten, welche die Weltumsegler nach einander besuchten, irgend ein charakteristischer Zug von Land und Leuten, Gesteinen und Pflanzen, irgend ein Zufall oder Unfall, der sie betraf, und besonders der jedesmalige Gesundheitszustand der Mannschaft auf eine anziehende Weise erzählt. In Payta in Peru gebe es eine Menge Flöhe et une occupation habituelle des femmes est de les chercher et de les tuer. Von Taïti werden ausführlich die dort vorkommenden Nutz- und Heilpflanzen angegeben. Bougainville habe die Syphilis dahin nicht gebracht. Die Einwohner befreuten sich von diesem Uebel durch ein schweißtreibendes Mittel (S. 60). Bey Borabora im Gesellschafts-Archipel theilt er viel mit über die verschiedenartige Anwendung aller Theile der Cocus-Palme. Auf Ambocina herrschte die Cholera; die Aerzte behandelten sie wie eine heftige Unterleibsentzündung mit nervöser Complication. Auch von der Mannschaft wurden mehrere davon befallen. Ein Affe zeigte alle Symptome der Krankheit und starb vor ihren Augen. Von St. Helena und der öden Insel Ascension, wo nur Schildkröten hausten, freudige Rückkehr nach Frankreich. Dann folgt noch eine belehrende Zusammenstellung der Lebensweise und der physischen Eigenthümlichkeiten der drey Oceanischen Menschenrassen nebst ihren Zweigen; eine ana-

tomische vergleichende Uebersicht der Schädelverhältnisse der erwähnten verschiedenen Völkerschaften; die officielle Reiseinstruction von Keraudren, und ein Verzeichniß der mitgenommenen und wieder nach Hause gebrachten Heilmittel.

M . . r.

L e i p z i g.

Ben Barth: Handbuch für juridische und staatswirthschaftliche Rechnungen zum Gebrauch für alle Classen von Staatsbeamten, Juristen, Cameralisten, Theilnehmer an Asscuranz- und Banksgeschäften, so wie für jeden Liebhaber der Rechenkunst. Nebst dreyzehn Bogen Tabellen über die höhere Interessenberechnung, so wie den wahren Betrag der Zinsen im Laufe des Jahrs, oder zwischen zwey festgesetzten Zinszahlungsterminen, von Friedrich Löhmann, Lieutenant von der Armee, und Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule zu Dresden. LVI und 392 S. in Octav. 1829.

Wir haben den vollständigen Titel abgeschrieben, weil dadurch der Inhalt hinreichend bezeichnet wird, und die Natur des Buchs keine Recension, sondern nur eine Anzeige zu dessen Bekanntmachung gestattet, womit wir manchen Geschäftsmännern einen Gefallen zu erzeigen glauben. Das sehr zahlreiche Subscribentenverzeichniß gibt die beste Bürgschaft sowohl für das Bedürfniß als die Brauchbarkeit desselben.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 7. May 1831.

L o n d o n.

Bey J. Murray: The History and Antiquities of the Doric Race by C. O. Müller, Prof. in the Univ. of Göttingen. Translated from the German by Henry Tufnell Esqu. and George Cornewall Lewis Esqu. Student of Christ Church. Vol. I. XXXV u. 547 Seiten. Vol. II. XVI u. 551 Seiten.

Die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Uebersetzung macht es dem übersehten Autor zur besondern Pflicht, mit einigen Worten in diesen Blättern davon Meldung zu thun. Die Uebersetzer, zwey eifrige Alterthumsfreunde, welche der Meinung sind, daß den zu wenig umfassenden Studien des classischen Alterthums in ihrem Vaterlande durch Mittheilung mancher deutschen Arbeiten ein neuer Impuls gegeben werden könne, hatten dieß Werk über die Dorier schon zum großen Theil ins Englische übertragen, als sie sich brieflich an den Verfasser wandten, ihn von ihrem Unternehmen benachrichtigten, und den

Wunsch äußerten, daß er die Handschrift der Uebersetzung vor dem Drucke revidieren möge. Der Unterz., der dazu sehr gern erbötig war, vereinigte nun bey dieser Durchsicht theils seine Bemühungen mit denen der Uebersetzer, der äußern Darstellung mehr Faßlichkeit und Uebersichtlichkeit zu gewähren (zu welchem Zweck auch einige Abschweifungen hinweggenommen worden sind), theils bemerkte er, was erneuerte Uebersetzung und spätere Lectüre ihn an seinem Buche zu ändern und hinzuzufügen vermocht hatten, am Rande der Uebersetzung, in welche es hernach aufgenommen worden ist. Wo er Ansichten, welche Widerspruch gefunden haben, noch aus andern Gründen als den früher angegebenen festhalten zu müssen glaubte, nahm er die gegebene Gelegenheit wahr, diese Gründe zu erläutern: so begründet zum Beyspiel ein kurzer Abschnitt im Anhange (Appendix II) aufs neue die alte Ueberlieferung, daß schon in mythischer Zeit die Dorier einen der Hauptstämme auf Kreta gebildet hätten. Am angenehmsten war es dem Verf., wenn er auf diese Weise Bedenklichkeiten, welche die kundigen Uebersetzer selbst geäußert hatten, beseitigen und die Versicherung der Uebereinstimmung gewinnen konnte. Ueberhaupt verdankt er dem Briefwechsel mit einem der Uebersetzer, Herrn S. C. Lewis, manche erfreuliche Anregung, über die er die Mühe jener Revision leicht vergessen konnte, auch manche Hinweisung auf früher nicht beachtete Stellen. Auf diese Weise haben Uebersetzer und Verfasser zusammen aus Eustratios zu Aristoteles Nikomachischer Ethik III, 8, 5. die abweichende Nachricht entwickelt, welche bey Tyrtäos von der Schlacht am Graben, welche die Spartaner den Messeniern lieferten, vorkam; wovon die neueste

Bearbeitung der Fragmente des *Thyräos* in Deutschland noch keine Kunde hat. Dadurch erscheint nun das vorliegende Werk in dieser Bearbeitung, der Form und dem Inhalt nach, ohne Zweifel ungleich reifer, als da es der Verfasser vor nunmehr acht Jahren in den Druck gab, und wenn in Deutschland eine zweyte Ausgabe des Buchs nöthig werden sollte, ohne daß sie der Verfasser selbst anordnen könnte: so würde diese Englische Uebersetzung zum Grunde gelegt werden müssen. Auch haben die Uebersetzer in ihrer Bearbeitung Manches aus den Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie aufgenommen, auch außer den dort angehängten Zusätzen zu den Doriern, und zugleich der kleinen Schrift über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des Makedonischen Volks in dem Anhange (Appendix I) eine Stelle gegönnt, auch diese hat der Verf. nicht ohne Spuren der *δεντέραι φροντίδες* gelassen. Da nun die ebenfalls aufgenommene Karte bey dieser Schrift über die Makedonier wenigstens eine Skizze der nördlich an Griechenland gränzenden Landschaften, nach ihrem ethnographischen und politischen Zustande während der Zeit der Blüthe Griechenlands, liefert, und zugleich die den Doriern beygegebene Karte, welche zur Englischen Uebersetzung nachgestochen ist, den Peloponnes in der Lage der Stämme und Staaten, wie sie sich während des Peloponnesischen Krieges nachweisen läßt, darstellt: so entstand bey den Uebersetzern der Wunsch, zur Ergänzung dieser geographisch-historischen Uebersicht auch noch das übrige nördliche Griechenland in einer nach demselben Plan gearbeiteten Karte ihren Lesern vorlegen zu können. Der Verfasser, der eine solche Arbeit schon früher beabsichtigt hatte, zeigte sich

bereitwillig dazu, mit der Bedingung, daß eine Anzahl Exemplare dieser Karte in den deutschen Buchhandel käme. So erscheint nun theils die Englische Uebersetzung mit drey an äußerem Umfang sehr verschiedenen Karten ausgestattet, theils bietet der deutsche Buchhandel neben der Karte des Peloponnes, welche auch besonders erhalten werden kann, eine Karte des nördlichen Griechenlands unter dem Titel: *Tabula qua Graecia superior qualis tempore belli Peloponnesiaci ineuntis fuit, descripta est a C. O. M.* Es ziemt dem Verfasser nicht, seine Arbeit im Vergleich zu den bisher erschienenen Karten des alten Griechenlands geltend machen zu wollen; um so mehr darf er die eben so kräftige wie saubere Behandlung rühmen, welche die Karte unter den Händen der Kupferstecher, J. und C. Walker, erfahren hat. Wie die Karte des Peloponnes in den Doriern durch Darlegung der Quellen und Combinationen, auf denen sie beruht, begründet worden war: so hielt es der Verfasser für zweckmäßig, auch dieser Karte eine Rechtfertigung beizugeben, welche in der Uebersetzung Appendix VII erschienen ist. Diese wird nun in die Muttersprache zurückübersetzt auch in Deutschland mit der Karte ausgegeben; sie ist in

B r e s l a u

verlegt und führt den Titel: Zur Karte des nördlichen Griechenlands von K. D. Müller. Beylage zu dem Werke desselben Verfassers die Doriern. Nebst der Karte im Verlage von Joseph Marx und Komp. 37 Seiten in Octav. Es versteht sich, daß diese

Beilage nicht so in das Einzelne eingehen konnte, wie die zum Peloponnes; die Untersuchungen über die Geographie Attika's und Böotiens, die einer Karte zum Grunde liegen müssen, würden, auch mit der größten Wortkargheit angedeutet, einen viel größern Raum erfordert haben. Aber gerade für diese cultiviertesten Gegenden des alten Griechenlands konnte der Verfasser am meisten auf schon vorliegende Arbeiten, zum Theil eigne, zum Theil anderer deutschen und Englischen Gelehrten, verweisen. Dagegen meinte er die Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, für die sehr wenig bearbeitete und doch namentlich für die Mythengeschichte so wichtige Geographie Thessaliens, welche ein ganz von vorn beginnendes Studium fordert, einige Hauptpunkte ausführlich zu erörtern. Er ist begierig zu erfahren, ob es darnach auch Andern so wie ihm scheint, daß sowohl die Abtheilungen Thessaliens in historischer Zeit, als auch die mythisch berühmten Landschaften, namentlich das Thessalische Aeolis, bestimmter begränzt und klarer gesondert erscheinen, und dadurch zugleich für die specielle Ansehung der einzelnen Ortschaften des alten Thessaliens ein sicherer Leitfaden gewonnen ist.

R. D. M.

H a m b u r g.

In der Herold'schen Buchhandlung: Ueber die Vortheile des flachen Eineggens der Saat. Aus einem Briefe an den verstorbenen Professor Karsten in Rostock, vom Freyherrn von Boght. VI und 39 Octavseiten. Mit drey Steindrucktafeln. 1831.

Der berühmte Verfasser der vorliegenden, im Jahr 1828 geschriebenen und ihrem Hauptinhalte nach in Karsten's Mecklenburgischen Annalen abgedruckten Abhandlung entschloß sich zur abermaligen Herausgabe derselben, weil er durch fortgesetzte Versuche immer mehr von den großen Vortheilen sich überzeugete, welche die Befolgung der von ihm empfohlenen Methode gewährt und er daher wünschte, daß seine Schrift eine größere Publicität erhalten möchte, als ihr durch jene Zeitschrift zu Theil werden konnte. Die in Bürger's Lehrbuch der Landwirthschaft mitgetheilten Erfahrungen über den Einfluß des tieferen und flacheren Unterbringens der Saat veranlaßten Herrn Freyherrn von Boght selbst Versuche über diesen wichtigen, aber bisher wenig beachteten Gegenstand, zuerst im Kleinen und darauf im Großen anzustellen; welche sämmtlich das Resultat ergeben haben, daß bey einem sorgfältig bearbeiteten Boden, das flache Säen große Vorzüge hat. Obige Abhandlung enthält nun nicht allein den Bericht über die zu Flotbeck gemachten Versuche (in einer Nachschrift die im Jahre 1829 gesammelten Erfahrungen); sondern auch eine Nachweisung, wie die Resultate derselben mit den Lehren der Pflanzenphysiologie im Einklange sind; wobey durch treffliche Zeichnungen der Einfluß des tieferen und flacheren Säens auf die Ausbildung der Pflanzen von Hafer und Roggen erläutert worden. Außerdem sind genaue Abbildungen von den Uckergeräthen beygefügt, die zu Flotbeck zur Auflockerung der Oberfläche und zum möglichst sicheren, flachen, gleichmäßigen, wohlfeilen und schnellen Unterbringen der Saat angewandt werden.

Indem wir dem würdigen Verfasser unseren Dank für diese eben so interessanten als nütz-

lichen Mittheilungen bezeugen, erlauben wir uns zugleich den Wunsch auszusprechen, daß einsichtsvolle Landwirthe verschiedener Gegenden Versuche über den Einfluß der Tiefe der Bedeckung der Saat auf die Ausbildung der Pflanzen und den Ertrag der Ernten, bey abweichenden Bodenarten und mit mannigfaltigen Fruchtarten anstellen und die Resultate derselben bekannt machen möchten, weil es einleuchtet, daß die vortheilhafteste Tiefe der Bedeckung nach der Verschiedenheit der Gewächse und den abweichenden Beschaffenheiten von Boden und Klima sehr abändern muß. Das Verfahren welches zu Flotbeck günstige Resultate gab, wird ohne Zweifel bey anderen Localverhältnissen keinen ganz gleichen Erfolg haben können. Es darf dabey nicht übersehen werden, daß bey einem stark gebundenen und weniger reinen Boden die Schwierigkeit der vollkommenen Auslockerung der Krume, dem seichten Unterbringen der Saat größere Hindernisse in den Weg stellt; daß sie in bergigen Gegenden, wegen mancher Verhältnisse, im Allgemeinen weniger anwendbar ist als in der Ebene; so wie auch die Ackergeräthe, welche in der Ebene mit großem Vortheile zur Pulverisirung der Oberfläche und zur Bedeckung des Saamens angewandt werden können, in bergigen Gegenden oft nicht brauchbar sind.

B r e m e n.

Bremisches Magazin. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von Dr. Ferdinand Donandt. Erster Jahrgang, Erstes Heft. 1831. 32 Seiten in Octav.

Der Herausgeber, dem wir die gelehrte Geschichte des Bremischen Stadtrechts ver-

anken (G. g. A. 1830. St. 122) eröffnet hier eine Zeitschrift, welche, seiner Vaterstadt gewidmet, das öffentliche und bürgerliche Leben derselben darstellen soll. Daß jede größere Stadt, vor allen aber freye Handelsstädte, eines solchen Organs bedürfen, bedarf keines großen Beweises, zumal wenn es, wie in Bremen, gänzlich daran mangelt. Der Ausdruck bürgerliches Leben, soll aber in seinem ganzen Umfange genommen werden, so daß nicht bloß von Verfassung und Verwaltung, sondern auch von Handel, Gewerbe und Sitten darin die Rede seyn wird. Es wird daher nur der Theilnahme der besseren Köpfe aus verschiedenen Ständen bedürfen um dieses Magazin, dem es an Stoff nicht fehlen kann, zu einem der nützlichsten für das dortige Publicum zu machen, und mit Recht wünschen wir ihm den besten Fortgang. Das erste Heft enthält außer einem Vorwort über Zweck und Plan der Zeitschrift, zwey Aufsätze: über landständische Vertretung der Bewohner des Stadtgebiets, welche mit Recht in Schutz genommen wird, und Bremische Criminalfälle, die Verurtheilung und Hinrichtung eines Mörders, Junge, 1787 betreffend, wo noch dem Stadtvogt, als Hannoverschem Beamten, das Recht des peinlichen Halsgerichts zustand; welches, da Hannover auf seine dortigen Rechte und Besizungen im Jahre 1803 verzichtete, jetzt wegfällt. Die Procedur in plattdeutscher Sprache ist hier aus den Acten vollständig eingerückt, ein interessanter Beytrag für die Geschichte des Criminalprocesses.

Hn.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

D e n 7. M a y 1 8 3 1.

L e i p z i g.

Bey Focke: Das Corpus juris ins Deutsche übersetzt von einem Vereine Rechtsgelehrter und herausgegeben von D. Carl Ed. Otto, D. Bruno Schilling, Professoren der R. an der Univ. Leipzig und D. C. Fr. Ferd. Sintenis, als Redactoren.

Von diesem heftweise erscheinenden Werke sind uns die acht ersten Hefte auf acht und funfzig Bogen zugekommen, welche den ersten Band ausmachen, und außer den Institutionen die zwey ersten partes der Digesten enthalten. Zur Erfüllung des Wunsches, unsere Anzeigen möchten nicht bloß das Unternehmen selbst bekannt machen, wozu sie wohl nicht erst nöthig sind, sondern es auch einigermaßen beurtheilen, durch den Unterz., gehören zwey Punkte, wie ihm der Gedanke überhaupt, und wie ihm die Ausführung erscheint. Uebersetzungen aller Arten von

Büchern, auch der heiligen, sind etwas, dessen Bedürfniß man schon beynahе so lange gefühlt hat, als es schriftliche Aufsätze in verschiedenen Sprachen, die von einander als gleichzeitig oder in verschiedenen Zeiten vorhanden wußten, gegeben hat. Was namentlich unsere alten oder gelehrten Sprachen betrifft, so hat man schon längst nicht nur das Hebräische und Griechische Lateinisch gemacht, sondern auch beides und selbst das ursprünglich Lateinische, in lebende Sprachen übertragen, damit auch Diejenigen, welchen die gelehrten Sprachen entweder ganz fremd oder doch weniger geläufig seyen, von dem Inhalte und auch wohl von der Form einen Begriff bekommen könnten, wie wenn keines von beiden bey ihnen der Fall wäre. Namentlich von dem Corpus juris hat schon Gobler, der an solchen Dingen eine eigene Freude hatte, die Institutionen übersetzt, und seine Arbeit hat wenigstens mehrere Auflagen erlebt, was bey andern Büchern dieser Art, wovon noch französische Digesten von Gougis du Favril im J. 1804 S. 1062 angezeigt worden sind, schwerlich der Fall ist. An das Ganze hat sich, so viel der Unterz. weiß, noch niemand gewagt, und allerdings würde es ziemlich bändereich und ziemlich kostbar werden. Nicht-Juristen würden es schwerlich lesen, und den Leuten vom Fache muthet man doch immer zu, daß sie das Lateinische, auch wenn sie, wie die Vorrede es alsdann bezweifelt, schon seit 30 Jahren die hohe Schule verlassen haben, verstehen können. Mit dem Griechischen war es schon im sechzehnten Jahrhundert anders, da vermiste man bey Theophilus bald eine Uebersetzung, damals freylich noch nur ins Lateinische und selbst Cujacius gab ein Buch der Basiliken nur in

einer lateinischen Zurückübersetzung heraus. Seitdem sind nun freylich lateinische Vorträge auch bey den Juristen in Deutschland fast ganz abgekomen und neue lateinische Bücher werden so viel weniger geschrieben, daß wohl allerdings die Beyspiele selten seyn mögen, wo Leute unseres Fachs lieber, oder auch nur eben so gern, lateinisch als deutsch schreiben oder lesen, wenn nämlich bey Letzterem das Lateinische nicht wegen seiner besonderen Schönheit oder wegen seiner Echtheit den Vorzug verdient. Es gibt in unserem Corpus juris so viele Stellen, mit denen man sich auch bey Streitigkeiten beschäftigt hat, daß bey oder ohne Verschiedenheit der Lesarten gar oft der Sinn zweifelhaft ist, und da sollte man denn, wie freylich auch weder bey der vulgata noch bey Luther der Fall ist, gar oft, wenigstens zwey, auch wohl noch mehr Uebersetzungen derselben Stelle haben. Was man schon oft als einen Vortheil von Uebersetzungen gerühmt hat, daß man sie als einen beständigen (den Ausdruck einen 'fortlaufenden' hat man schon in einem spöttischen Sinne genommen) Commentar gebrauchen könne, hängt denn freylich gar sehr davon ab, wer der Uebersetzer sey, ob man es irgend der Mühe werth halte, zu wissen, welcher Bedeutung gerade er beytrete. Man könnte auch dabey immer den Abdruck des Textes in der Ursprache wünschen, was denn allerdings ein solches Unternehmen noch weitläuftiger machen würde. Aber auf jeden Fall ist es hier wie bey fast allen menschlichen Dingen, Alles kann gut seyn wenn die Leute gut sind, die sich damit beschäftigen. Wenn man dem Unterz. zu Gemüth geführt hat, er müsse für Uebersetzungen aus einer alten Sprache ins Deutsche, auch bey juristischen

Dingen seyn, denn einmahl habe er selbst (das Bruchstück von der lex Rubria und das in der zu Heraklea gefundenen Tafel) übersetzt und die deutsche Uebersetzung des Theophilus (von Hn. SConferenzR. von Wüstemann) gar sehr empfohlen; so treten dabey doch in jedem dieser Beispiele wieder besondere Umstände ein, die, auch ohne daß er bey seiner eigenen Arbeit sich ein vorzügliches Gewicht beyzulegen brauchte, so etwas doch weit eher rechtfertigen, als eine Uebersetzung des ganzen Corpus juris. Beides, vollends die Stücke, die er übersetzt hat, sind sehr viel kürzere Aufsätze und bey der lex Rubria war noch ein förmlicher Commentar neben der Uebersetzung zu dem in Deutschland damals zuerst gedruckten Texte hinzugekommen, Theophilus aber ist ja ein griechisches Buch und bey diesem wird eine deutsche Uebersetzung durch eine lateinische gewiß nicht überflüssig, vorausgesetzt, daß jene nicht aus dieser, sondern so gut wie diese aus dem griechischen Texte gemacht worden ist. Wer Griechisches in einem deutschen Buche lateinisch anführt, setzt sich doch gar zu leicht dem Verdacht aus, daß das Lateinische ihm für das Original gelte, ausgenommen, versteht sich, wo die lateinische Uebersetzung, wie bey der kirchlichen und bey unserer vulgata, noch ein besonderes Ansehen hat. Was die Ausführung anbetrifft, so hat denn auch wieder die Größe eines solchen Unternehmens den nachtheiligen Einfluß, daß, abgesehen von dem allerdings auch möglichen Falle, wo ein einziger Mann einen großen Theil seines Lebens darauf wendete und erst etwa nach einem Jahrzehende den Druck anfangen ließe, es kaum anders seyn kann, als daß mehrere sich dazu vereinigen, oder auch wohl

von einem Unternehmer, er sey der Verleger oder selbst einer der Uebersetzer, dazu vereinigt werden. So etwas nennt man denn eine Fabrikarbeit, ohne immer genug zu bedenken, daß doch auch viele geschätzte Werke, z. B. die sogenannten Encyclopädien nach alphabetischer Ordnung oder was einem Recensenten am nächsten liegt, alle allgemeinen Recensier-Anstalten nur auf diese Art zu Stande kommen. Dabey sind denn immer, wenn auch nicht genannte und ungenannte, doch wenigstens bekannte, wenn es gut geht von einer günstigen Seite bekannte, und unbekannt beyammen, wie denn auch auf dem Umschlage des uns zugekommenen Exemplars, der nur für die achtzehn (eigentlich wie es hier oft vorkommt nur siebenzehn und ein Blatt vom achtzehnten, worauf denn gleich das neunzehnte folgt, weswegen denn auch das Ganze auf 58 Bogen nur 906 S. enthält) ersten Bogen bestimmt war, welche Herr D. Sintenis ausgearbeitet hatte, nun hinter diesem Namen ein großes etc. steht, zu dessen Erläuterung hier noch angegeben seyn mag, das zweyte Buch mit einem neuen Titelblatte, worauf denn auch wiederholt ist, es gehöre zum ersten Theil (der ersten pars wäre weniger zweydeutig) sey von Hn. M. Heimbach, dessen Dissertation im vorigen Jahrg. S. 1685 rühmlich erwähnt ist, unter der Redaction, wie sie heißt, des Hn. Prof. Otto, das dritte Buch von Hn. M. Schneider, unter derselben Redaction, das vierte Buch von Hn. Prof. Otto selbst, das fünfte bis elfte Buch, wobey nur ein gemeinschaftliches Titelblatt den zweyten Theil bezeichnet ohne weder den Namen desselben, noch seinen davon bekanntlich sehr verschiedenen Inhalt irgend zu erwähnen, wieder von

Hr. D. Sintenis, welcher denn also nach dem bisherigen wohl der Hauptunternehmer scheint. Von der Fortsetzung ist noch nichts weiter bestimmt, als daß der Verleger verspricht, oder doch bey dem ersten Hefte versprach, jeden Monat wenigstens ein Hefte, acht Bogen stark, zu einem halben Thaler zu liefern, die Käufer seyen aber nicht gebunden die Fortsetzung anzunehmen. Der Unterz. würde nun nicht so leicht auf den Gedanken kommen, dieß sey vielleicht ein Vorspiel zu der von der andern Seite vorbehaltenen Freyheit des Verlegers, auch wo es ihm beliebt abzubrechen, wenn nicht neulich in der allg. jurist. Zeitung bey einer ähnlichen Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht worden wäre, man habe gar keine Sicherheit, daß ein Werk welches so heftweise erscheint, auch vollendet werde. Dieß war von Ausgaben des C. J. civilis und canonici in der Ursprache gesagt, wobey man denn freylich eher annehmen kann, wer eine kaufen wolle, verliere sein Geld, wenn er nur eine unvollständige Ausgabe bekomme, als dieß bey einer Uebersetzung der Fall ist, von welcher ja auch wohl jedes einzelne Stück seinen Werth hat.

Der Haupt-Uebersetzer bey dem bisherigen, daß man so ungefähr auf den vierten Theil der Institutionen und Digesten, nicht viel mehr als den achten Theil des Ganzen, und dem Preise nach also das Ganze zu 30 Thalern anschlagen könnte, ist also Hr. Dr. Sintenis, von welchem die Zuschrift an den Herzog von Dessau und die Vorrede den Leser belehren, daß er in Berlin lebt, also wahrscheinlich ein Verwandter des noch vor etwa 40 Jahren da gewesenenen moralischen Schriftstellers ist. Bey den Institutionen trifft

Herr Dr. S., wohl nicht sehr erwünscht, mit der Rosbergerischen Uebersetzung zusammen, von welcher der Unterz. wohl eher gestehen darf, daß er sie nie gesehen hat, als Herr Dr. S. daß er sie nur aus flüchtiger Anschauung kenne, weil seine Handschrift zum Drucke abgegangen sey, ehe er sie zu vergleichen Gelegenheit gehabt habe. Ein hinreichender Grund, sie nicht zu beurtheilen, ist dieß für ihn wohl nicht, denn so unangenehm es auch seyn mag, Fehler in der Arbeit eines Andern aufzusuchen, so ist ein Schriftsteller, der etwas so eben Uebersetztes wieder übersetzt, doch fast dazu genöthigt, um zu zeigen, daß er nichts ganz Ueberflüssiges gethan habe. Um bey dieser Uebersetzung doch einiges einzelne auszuheben schränkt sich der Unterz. auf einige Bemerkungen ein, die ihm beym Nachschlagen nach einem Paar besonders bekannten Stellen aufgefallen sind. Also bey der Untereinanderstellung der Kinder unter die Eltern, um die Berechnung der Grade anschaulich zu machen, ist es sehr zu loben, daß sie hier nicht fehlt, wie dieß zwar gewöhnlich, aber doch eben so unbegreiflich geschieht, wie wenn in einem geometrischen Buche die Figur weggelassen würde, von welcher es im Texte hieße, sie sey zum bessern Verstehen hinzugefügt. Aber freylich heißt es bey dem Titel *de servili cognatione* nur, mehrere Ausgaben hätten ihn, da ihn doch leider fast alle haben, so daß ein nun verstorbener sehr beliebter Professor, welcher Jahr aus Jahr ein die Institutionen nach der Titelfolge las, an dem hiesigen Corpus Juris es nicht genug tabeln konnte, wie ein ganzer Titel darin fehle. Dann ist aber die neu entworfene Uebersicht auch in gar manchen Stücken nicht zu loben, ein Theil der Sei-

tenverwandten, z. B. die Brüder, stehen bey der aufsteigenden, und ihre Kinder bey der absteigenden Linie, da doch wohl die freylich nur in den letzten Rechtsgeschichten also mit lateinischen Namen, nicht aber in dem heutigen römischen Rechte, wo die deutschen Namen seyn sollten, versuchte Zusammenstellung bey weitem natürlicher scheint. Urenkel heißen hier nicht die Kinder der Enkel, sondern die Kinder der Enkel von den Enkeln, die *adnepotes*. Im § 1 Inst. 3. 9. (10) ist *remota honorum possessione* gegeben: wenn der Nachlaß-Besitz wegfällt, da es bey Theophilus viel besser heißt *καὶ μὴ αἰτησῶσι τὴν διακατοχὴν*. Am Ende dieses Titels ist 'Anzeige macht' wohl bestimmter als *indicium ostenderit* (zu erkennen gibt), aber auch wohl zu bestimmt. Die Ueberschrift des zwölften Titels 'de successione, . . . per honorum venditionem' ist gegeben . . . von der Erbfolge u. s. w. welches deutsche Wort doch sicher einen Todesfall voraussetzt. Der 13te Titel *de obligationibus* darf gewiß nicht gegeben werden 'von den Verbindlichkeiten' sondern das Wort *Obligationes* muß man ebensowohl beybehalten wie das Wort *Interdicte*, weit mehr als wie in der Vorrede C. XXI gesagt wird, daß *praeses* in *Präsident* verwandelt werden könne. Vor den *Digesten* steht die *Constitution* an die *Antecessoren*, welche allerdings in der ältesten Handschrift der *Digesten* auch da steht, und zwar zwischen den die *Digesten* allein betreffenden *Verordnungen*, die wir im *Constitutionen-Codex* 1, 17 *de veteri jure enucleando* haben, man nennt diese *Constitution* auch oft genug das *prooemium digestorum*, es ist aber leicht einzusehen, daß sie auch auf *Institutionen* und *Codex* geht, also eigentlich in

einer Ausgabe des ganzen Corpus Juris ganz vorn stehen soll. Hier ist nun die Ueberschrift *de conceptione digestorum*, welche zur Constitution *Deo auctore*, von welcher hier aber gar nichts gesagt ist, paßt, beybehalten, da diese hier allein gelieferte Constitution eben so gut zu der darauf folgenden Ueberschrift, *de confirmatione* u. s. w. oder eigentlich zu keiner von beiden gehört. Die Worte 'per semet ipsos recitare' hält der Verfasser in einer eigenen Anmerkung für ganz einerley mit dem im §. 5 mehrmahls vorkommenden *legere*. Noch eine kleine Merkwürdigkeit ist die lange und mit einer Zeichnung erläuterte Anmerkung zu der letzten Stelle 8, 3. Uebrigens ist bey jeder Stelle in den Digesten die Angabe, woher sie genommen ist, bloß lateinisch, die Ueberschrift eines jeden Titels zwar im Columnentitel bey Institutionen und Digesten bloß lateinisch, im Texte selbst aber lateinisch und deutsch, wahrscheinlich weil vorausgesetzt wird die Citate würden immer nach den Rubriken bezeichnet. Daß die Angaben, woher jede Stelle in die Digesten gekommen sey, sehr viel kürzer seyn könnten, wenn sie sich bloß auf eine, natürlicher Weise mit abzudruckende, Tabelle der drey oder vier Blumischen Reihen bezöge; also z. B. gleich bey der ersten Stelle statt *Ulp. Lib. I. Inst.* bloß hieße *S. 14. c. 1* ist wohl einleuchtend, der Unterz. ist aber sehr weit entfernt zu tadeln, daß es gerade hier nicht geschehen ist, da er sehr wohl weiß, wie viele vortreffliche Schriftsteller ihn darüber tadeln, daß er auf diese Hypothese, wie sie es nennen; so viel Rücksicht nehme.

P a r i s.

Bey Firmin Didot Gebrüder: Mémoires de l'Académie royale des Sciences de l'Institut de France. Tome IX. CCIX und 684 Seiten in 4.

Abhandlung über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, von Poisson. Der Verfasser sucht hier die Gleichungen des Gleichgewichts der Flüssigkeiten dadurch zu bilden, daß er dieselben als ein Aggregat von Moleculen betrachtet, die durch leere Räume, in denen sich keine ponderable Materie befindet, von einander getrennt sind. Auf dieselbe Weise hat derselbe schon früher die Bedingungen des Gleichgewichts und der Bewegung fester elastischer Körper untersucht. Die Grundsätze, auf welche sich die analytische Behandlung dieses Gegenstandes stützt, sind folgende: die Dimensionen der Moleculen und der leeren Räume zwischen ihnen, sind unsern Sinnen unmerklich, und zwar so klein, daß eine gerade Linie, die fast als verschwindend betrachtet werden kann, eine große Menge dieser Molecules enthalten kann. Die Molecules selbst ziehen einander an, werden aber zugleich vermöge der ihnen zugehörigen Wärmematerie von einander entfernt. Beide Kräfte, die Anziehung der Massentheilchen, und die Abstoßung der Wärmematerie nehmen sehr schnell ab, und äußern eine merkliche Wirkung nur auf unmerkliche Entfernungen. Jedenfalls muß man aber annehmen daß die Halbmesser der Wirkungssphären beider Kräfte gegen die gegenseitige Entfernung der Massentheilchen äußerst beträchtlich sind, und daß die schnelle Abnahme

dieser Kräfte erst in solchen Distanzen anfängt, die ein beträchtliches Multiplum der Zwischenräume der Massentheilchen ausmachen. Ohne diese Annahme könnte man bey allen denjenigen Körpern, welche nicht crystallisiert sind, bey denen also keine regelmäßige Anordnung der Massentheilchen Statt findet, den analytischen Calcul nicht anwenden, indem die Mittelkraft der Anziehungen und Abstosungen auf ein bestimmtes Massentheilchen sich nicht als eine der Continuität unterworfenen Function der Coordinaten dieses Massentheilchen ausdrücken ließe. Unter dem Ausdruck Molecularwirkung versteht der Verfasser den Ueberschuß der Abstosung gegen die Anziehung zweyer Molecüle, welche Kraft für alle einzelne Punkte eines solchen Molecüls (denn obgleich die Molecüle als die Elemente des Körpers in physischer Rücksicht untheilbar sind, so kann man dieselben doch in mathematischer Rücksicht, wo es nicht auf die absoluten Dimensionen eines Körpers ankommt, immer wieder in unendlich viele Theile zerlegen) nicht eine und dieselbe zu seyn braucht. Man kann dieselbe also in zwey Theile zerlegen, wovon der eine ihren Mittelwerth enthält, und für alle Punkte des Massentheilchens gleich ist, der andere hingegen von einem Punkte zum andern, sowohl der Intensität als der Richtung nach sich ändert. Die erstere, die Hauptkraft, wird allein in diesen Untersuchungen berücksichtigt; die andere, die secundäre Kraft, bringt die chemischen Verbindungen, die Form und gegenseitige Lage der Massentheilchen, und daher die regelmäßige Vertheilung derselben in crystallisierbaren Körper hervor. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß die Wirkungssphäre der Haupt-

Kraft ausgedehnter ist, als die der secundären. Man denke sich nun durch irgend einen Punct im Innern der Flüssigkeit, den wir durch *M* bezeichnen wollen, eine gerade Linie gezogen, deren Länge zwar unmerklich aber doch beträchtlich genug ist, um eine sehr große Anzahl von Massentheilchen zu treffen. Der zwischen zwey auf einander folgenden Massentheilchen befindliche Zwischenraum kann zufällig sich längs dieser Linie auf eine sehr unregelmäßige Art ändern; allein theilt man die ganze Länge dieser Linie, durch die Anzahl der auf ihr befindlichen Massentheilchen, so erhält man einen mittlern Zwischenraum, welcher für jede Lage der Linie gleichen Werth hat, und bey Flüssigkeiten von homogener Dichtigkeit, wird auch die verschiedene Lage des Punctes in der Flüssigkeit keinen Einfluß auf diesen mittlern Werth haben. Die charakteristische Eigenschaft der vollkommenen Flüssigkeiten besteht nun darin, daß wenn auf ihre Oberfläche irgend ein Druck ausgeübt wird, hierdurch eine gleichförmige Näherung der Molecules hervorgebracht wird, und daher der mittlere Zwischenraum derselben immer noch nach jeder Richtung der Linie, die durch den Punct *M* gezogen wird, einerley Werth behalten muß. Man sieht leicht daß dieser letztere Umstand bey festen Körpern nicht Statt findet, indem wenn an der Oberfläche eines festen, jedoch zusammendrückbaren Körpers, eine Kraft angebracht wird, der mittlere Zwischenraum von einem Punct im Innern des Körpers aus gerechnet, nach verschiedenen Richtungen auch verschiedene Werthe besitzen muß. Nach diesen angeführten Principien berechnet nun der Verfasser die Gleichungen des Gleichgewichts im Innern irgend einer Flüssig-

keit, den im Innern Statt findenden Druck, die Bedingungen des Gleichgewichts, die an der Trennungsfläche zweyer auf einander liegenden Flüssigkeiten Statt haben, und endlich die Gleichung des Gleichgewichts an der freyen Oberfläche einer nicht zusammendrückbaren Flüssigkeit. Auf die Darstellung des bey diesen Untersuchungen geführten Calculs können wir uns nicht einzulassen, müssen aber bemerken, daß derselbe nicht überall die Klarheit besitzt, die man wohl verlangen dürfte. — Bemerkung über die Wurzeln der transcendente Gleichungen von Poisson. Hier zeigt der Verfasser, daß Fourier ein sich auf algebraische Gleichungen beziehendes Gesetz, rücksichtlich der Realität ihrer Wurzeln mit Unrecht im Allgemeinen auch auf transcendente Gleichungen ausgedehnt hat, indem derselbe eine Gleichung aufstellt, in welcher dieses Gesetz nicht Statt findet, das sich folgendermaßen kurz aussprechen läßt: Ist $X = 0$ eine algebraische Gleichung, $X' = 0$, $X'' = 0$ u. s. w. ihre Differentialcoefficienten, und gibt eine Wurzel irgend einer der Gleichungen $X = 0$, $X' = 0$, $X'' = 0$ u. s. w. wenn dieselbe in die nächst vorhergehende und in die nächst folgende substituiert wird, Werthe mit entgegengesetzten Zeichen, so wird die Gleichung $X = 0$, lauter reelle Wurzeln haben. — Auszug aus einer Abhandlung über die Integration der partiellen Differentialgleichungen von Cauchy. Auszug aus einer Abhandlung über einige Reihen die der von Lagrange ähnlich sind, über die symmetrischen Functionen, und über die directe Bildung der Gleichungen, die aus der Elimination der unbekanntten

Größen aus gegebenen algebraischen Gleichungen entstehen, von Cauchy. Abhandlung über die Bewegung eines Systems von Moleculen, die sich auf sehr kleine Entfernungen anziehen und abstoßen, so wie über die Theorie des Lichts, von Cauchy. Der Verfasser gibt in dieser drey Seiten langen Abhandlung nur folgende Resultate an, ohne den Calcul auseinander zu setzen, der ihn zu diesen Behauptungen geführt hat: Ist ein System von Moleculen so beschaffen, daß die Elasticität nach allen Richtungen gleich ist, so bringt eine Erschütterung, die in irgend einem Punkte desselben entsteht, zwey Wellen hervor die sich mit constanter aber ungleicher Geschwindigkeit bewegen; eine derselben verschwindet, wenn die anfängliche Ausdehnung des Volumens Null ist. Hat ein System von Moleculen eine solche Beschaffenheit, daß die Elasticität in einer jeden Richtung senkrecht auf eine Axe dieselbe ist, so enthalten die Gleichungen der Bewegung mehrere Coefficienten die von der Beschaffenheit des Systems abhängig sind, und man kann die Coefficienten so bestimmen, daß eine jede Erschütterung drey Wellen hervorbringt, die eine Oberfläche vom zweyten Grade bilden. Vernachlässigt man außerdem die Welle, welche mit der anfänglichen Vermehrung des Volumens verschwindet, so reduciren sich die Oberflächen der beiden übrigen Wellen, auf die einer Kugel und eines durch Umdrehung entstandenen Ellipsoids, so daß man hier die Geseze wieder findet, nach denen Huygens die doppelte Brechung in den einaxigen Crystallen erklärt hat. — Analytischer Beweis eines von Savart rück-

sichtlich der Schwingungen fester und flüssiger Körper entdeckten Gesezes, von Cauchy. Der Verfasser bezieht sich in dieser zwey Seiten langen Abhandlung bloß auf seine Exercices mathématiques. Abhandlung über die Drehung und die bey der Drehung Statt findenden Schwingungen eines rechtwinklichten Stabes, von Cauchy. Statistische Untersuchungen über den jetzigen Zustand der Eisenhämmer in Frankreich im Jahr 1825 von Herrn de Villefosse. Statistische Untersuchungen über die Metalle in Frankreich von Herrn de Villefosse. Abhandlung über die Messung und Berechnung des Azimuths bey der Bestimmung der geographischen Längen von Puissant. Abhandlung über das Verhältniß der Geburten der Knaben und der Mädchen von Poisson. Abhandlung über den Ausfluß elastischer Flüssigkeiten aus Gefäßen und durch Leitungsröhren von Navier. Der Verfasser untersucht die Bewegung der Flüssigkeiten vermittlest der schon von Bernouilli und d'Alembert angenommenen Hypothese des Parallelismus der Schichten, und vergleicht die Resultate mit den Beobachtungen, um die zur Correction dienenden Coefficienten der Ausflußwege zu finden. Untersuchungen über die Elasticität der Körper, die regelmäßig crystallisiren, von Savart. Bis jetzt hat man sich zweyer Mittel bedient, um die innere Structur der Körper kennen zu lernen, nämlich erstens der Spaltung bey regelmäßig crystallisirten durchsichtigen und undurchsichti-

gen Körpern; zweitens der Veränderungen, welche die durchsichtigen Körper in der Fortpflanzung des Lichts hervorbringen. Der Verfasser zeigt nun wie man an andern Substanzen, durch die bekannten Klangfiguren, die Richtungen der Elasticitätsaxen auffinden kann, und untersucht zu diesem Zweck die Figuren, welche Scheiben von Holz und von Bergcrystall geben. Von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen, begnügen wir uns mit der Angabe der Ueberschriften, die den Inhalt hinreichend angeben. Einige Betrachtungen über die bössartigen Faulsieber von Portal. Untersuchungen über die halbkreisförmigen Canäle in den Ohren der Vögel und der Säugethiere, von Flourens. Neue Versuche über das Nervensystem, von Flourens. Beobachtungen und Bemerkungen über die Natur und die Behandlung der mit Herzklopfen verbundenen Wassersucht, und vorzüglich über die Erweichung des Herzens, von Portal. Abhandlung über die Electrochemie und die Anwendung der Electricität um chemische Verbindungen hervorzubringen, von Becquerel. Abhandlung über den Cubitus der alten Aegypter, und die verschiedenen Maaßstäbe die man bis jetzt durch denselben wieder aufgefunden hat, von Girard. Neue Untersuchungen über die Structur und die Entwicklung der Samenkapsel, von Mirbel. Die den Abhandlungen vorausgeschickte Geschichte der Academie enthält die Gedächtnisreden auf Hallé, Corvisart, Ramond und Pinel von Cuvier gehalten.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

D e n 9. M a y 1 8 3 1.

W e i m a r.

Bey W. Hoffmann: Preußens Helden.
I. Scharnhorst. 1830. 191 S. in 8.

In einer Reihe von Biographien sollen heftweise die berühmtesten Heerführer Preußens, nicht bloß der neuesten, sondern auch der früheren Zeit, dargestellt werden. Wir glauben dieß erste Heft um so weniger mit Stillschweigen übergehen zu können, da der Held desselben nicht bloß Preußen, sondern durch seine Geburt und früheren Dienste Hannover angehörte. Mit hohem Interesse haben wir diese Biographie gelesen; sie schildert den merkwürdigen Mann wahr und theilnehmend, auf eine seiner würdige Weise! Scharnhorst glänzt nicht sowohl als Heerführer, da er keinen Oberbefehl führte, aber gleichsam als unsichtbarer Schöpfer und Ordner eines Heers unter den mißlichsten Umständen, durch welches demnächst das Vaterland gerettet werden sollte. Als solcher steht er unsers Erachtens in der Kriegsgeschichte einzig da! Aber auch die

Geschichte seiner Bildung und früheren Wirksamkeit ist sehr lehrreich. Als Sohn eines Pächters, geboren 1755 zu Hämelsen, einem Dorfe im Hannöverschen, faßte er früh durch Erzählungen und Lecture Vorliebe für den Militärstand. Im Alter von 15 Jahren gelang es ihm in das von dem berühmten Grafen Wilhelm von Bückerburg auf seiner Feste Wilhelmstein im Steinhuder See gegründeten Institut, das den Zweck hatte vollendete Ingenieure und Artilleristen zu bilden, aufgenommen zu werden. Durch seine Anstrengung, seine Talente, ward er bald der Liebling des Grafen, der freylich es sich nicht konnte einfallen lassen, daß er in diesem Jüngling einen der künftigen Retter der Preussischen Monarchie heranzog. Hier also erhielt er vier Jahre lang, seine, für ihn so wichtig gewordene, wissenschaftliche Bildung. Nach dem nur zu frühen Tode seines Gönners, fand er einen zweyten an dem Hannöverschen General von Estorf, und trat als Fähnrich in dessen Dragoner-Regiment zu Nordheim. So erlernte er den Dienst der Reiterey; jedoch 1780 ward er Lieutenant im Artillerie-Regiment, und demnächst auch Lehrer an der nach seinem vortrefflichen Plan gegründeten Kriegsschule in Hannover. Hier erschien 1787 sein Handbuch für Officiere; und demnächst unter seiner Leitung das neue militärische Journal. Seine ersten Waffenproben machte er als Capitän in dem Revolutionskriege in den Niederlanden. Es war eine harte Probe! Jene in der Kriegsgeschichte unvergeßliche Waffenthat, der ruhmvolle Rückzug aus Menin, wo unter der Anführung des heldenmüthigen General Hammerstein sich ein Hannöversches Corps von noch nicht 2000 Mann durch die zehnfach starke franz-

zöfische Macht unter General Moreau durchschlug. Scharnhorst, der ganz des Vertrauens seines Generals genoß, hatte daran den wesentlichsten Antheil, und mit Recht wird daher die Geschichte dieser Heldenthat — die nachher Scharnhorst jährlich in seinem Familienkreise zu feyern pflegte — ausführlich und mit Genauigkeit hier erzählt und durch einen Plan verdeutlicht. Im Jahr 1801 verließ er den Hannöverschen Dienst, und trat, auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig als Oberstlieutenant in das dritte Preussische Artillerie-Regiment. Im Jahr 1804 ward er Oberst, und von dem Könige durch eine bloß mündliche Erklärung geadelt. Nun folgten die verhängnißvollen Jahre; in der Schlacht bey Auerstädt, an der er als Generalquartiermeister Antheil nahm, ward er zweymal, jedoch leicht, verwundet; gerieth demnächst in Lübeck in Kriegsgefangenschaft, ward aber ausgewechselt, und konnte sich also nach Preußen zum Könige begeben, wo er unter General Bestoc Chef des Generalstabes ward. Er nahm an mehreren der dortigen Gefechte, vor allen an der großen Schlacht bey Eylau, bis zum Tilsiter Frieden den bedeutendsten Theil. Hier nun beginnt seine verborgene aber ruhmvolle Thätigkeit. Während der Preussische Staat darnieder lag, und selbst seine Fortdauer sehr ungewiß blieb, arbeitete Er, still aber unermüdet, an dessen künftiger Wiederherstellung; und wenn der Muth im Unglück den großen Mann bezeichnet, so steht Scharnhorst hier auf einer so hohen Stufe, wie wenige neben ihm. Während dem Preussischen Staate vorgeschrieben war nicht mehr als 42000 Mann zu halten, bildete Er, argwöhnisch bewacht, aber muthvoll, und wenn auch niedergedrückt, doch besserer Zeiten harrend, ein Heer von 100000 Mann; und eine

eben so starke, völlig eingeübte, Landwehr. Wie er dieß möglich machte, muß man in dem Leben selber nachlesen; seine weitem. Schicksale, bis er bey Groß-Görschen — leider! für ihn einige Monate zu früh — den Heldentod fand, sind bekannt. — Was der Biograph über den Character und das Persönliche des Mannes (der nicht zum Tugendbunde, wie man geglaubt hat, gehörte) sagt, hat auf den Verfasser dieser Anzeige einen so tiefen Eindruck gemacht, da er im Sommer 1806 Gelegenheit hatte an einem Badeorte seine Bekanntschaft zu machen, und auf mehrern einsamen Spaziergängen mit ihm das durch eigne Ansicht wahrnahm, was er hier bestätigt findet.

Hn.

F r e y b u r g.

Im Verlage der Großherzogl. Universitätsbuchhandlung der Gebrüder Groos: Theoretisch-practische Geburtshülfe für die Hausfäugethiere, nebst 26 erläuternden lithographischen Abbildungen. Von Pantaleon Binz, practischem Veterinärarzte zu Herbolzheim im Breisgau. 1830. VI u. 358 S. 8.

Der dem thierärztlichen Publicum bereits durch seine Abhandlung über die verschiedenen Knochenbrüche der Hausthiere und deren Heilung bekannte Verf. liefert in der vorliegenden Schrift einen schätzbaren Beytrag zur Vervollkommnung eines Zweigs der Veterinärkunde, von dem wir, wie sehr richtig in der Vorrede bemerkt wird, noch kein abgeschlossenes Ganze und kein vollständiges Werk besitzen, und der sehr oft durch seine Vernachlässigung den ersten und sichersten Grund zur Verarmung vieler Familien legt. Indem Ref. der Ueberzeugung ist, daß in der practischen Nützlichkeit der Werthmesser eines solchen Buchs ruhet,

so gestehet er der Arbeit des Vf. eine vorzügliche Brauchbarkeit zu, und empfiehlt sie angehenden Thierärzten um so mehr zur Beachtung, als die ertheilten Lehren in technischer, chirurgischer, therapeutischer und pathologischer Hinsicht den Anforderungen der Wissenschaft entsprechen. Der theoretische Theil der Schrift, besonders was Anatomie und Physiologie betrifft, ist weniger gut ausgefallen und läßt wünschen, daß der Vf. bey einer neuen Auflage des Buchs ihn mit mehr Gründlichkeit als jetzt geschehen bearbeiten möge. Nicht minder verdient die Schreibart des Verfs. eine Rüge, sie ist schwerfällig, öfters unverständlich, verworren und macht mit den hin und wieder vorkommenden Provinzialismen einen unangenehmen Eindruck auf den Leser. Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte und jeder Abschnitt nach Verschiedenheit der Gegenstände in mehrere Kapitel. Der erste Abschnitt ist dem theoretischen Theil der Geburtshülfe gewidmet, und zwar handelt der Vf. im ersten Kap. vom anatomischen Theil der Geburtshülfe, im zweyten von der Physiologie des Sexualsystems und im dritten vom Geburtsgeschäfte. Nach dem Verf. besteht die Gebärmutter aus folgenden drey Häuten: 1. aus der innern Schleimhaut; 2. aus der fibrösen und Muskelhaut; 3. aus der fibrösen Haut die eine Verdoppelung des Bauchfells ist. Diese höchst unklare Darstellung möchte eben so wenig Rechtfertigung finden als die Behauptung, daß die *membrana decidua crassa* dem Ey zur Nahrung diene und nach zwey Monaten in die Substanz des Mutterfuchens selbst eindringe. An einem anderen Ort heißt es, daß das Funge durch die Einsaugung und Absonderung des *liquor amnii* ernährt werde. Die allmähliche Entwicklung des jungen Thiers ist gut beschrieben, eben so die Lage des Fötus. Um bey den wiederkäuenden Hausthieren ihre

Trächtigkeit, bevor sich äußere Merkmale derselben offenbaren, zu erkennen, wird folgendes Mittel empfohlen. Man läßt von der Milch welche Morgens gemolken wird, einige Tropfen in ein Glas frisches Wasser fallen; sinkt die Milch in dem Glase zu Boden, so soll das Thier trüchtig seyn, löst sie sich aber in dem Wasser auf und schwimmt mit demselben im Wasser herum, so ist das Thier für nicht trüchtig zu halten. Der zweyte Abschnitt umfaßt den technischen oder practischen Theil der Geburtshülfe. Erstes Kap. Technik der normalen Geburten. Zugleich trägt hier der Verf. die Behandlung der jungen Thiere vor. Zweytes Kap. Technik der regelwidrigen Geburten. Drittes Kap. Von den Manual-Operationen vor der Geburt. Sie betreffen die Erweiterung des Muttermundes, das künstliche Sprengen der Eihäute, die Manual-Operationen mit oder ohne Instrumente bey verschiedenen normwidrigen Lagen der Geburtstheile, als dem Vorfall der trüchtigen Gebärmutter, Vorfall der Mutterscheide während dem trüchtigen Zustande, und dem Abweichen eines Gebärmutterhorns in die Deffnung eines Leistenbruchs bey trüchtigen Thieren. Viertes Kap. Von den Manual- und Instrumental-Operationen zur Verbesserung normwidriger Lagen des Jungen. Sämmtliche fehlerhafte Lagen sind mit belehrenden Beyspielen belegt. Fünftes Kap. Von dem regelwidrigen Abgange der Nachgeburt. Sechstes Kap. Von der Amputation der vorgefallenen Gebärmutter. Dritter Abschnitt. Von den Krankheiten der Mutterthiere und der neugebornen Jungen gleich nach der Geburt. Erstes Kap. Krankheiten der Mutterthiere. I. Vom Blutfluß aus der Gebärmutter. II. Vom Vorfall der Mutterscheide und der Gebärmutter. III. Von der Gebärmutterentzündung. IV. Von dem Gebärmutter-Schleimflusse. V. Von dem sporadisch-typhösen

Milchfieber der Kühe. VI. Von der Entzündung des Euters. VII. Von dem Mangel an Milch. Die im zweyten Kap. abgehandelten Krankheiten der neugebornen Jungen sind: der Durchfall, die Verstopfung, Kälber- und Lämmerlähme, die Mundschwämme säugender Thiere, der trockene Hautgrind, der Nabelbruch, die allgemeine Schwäche, die Beinweiche, die Verschließung des Mastdarms und der Mutterscheide, die Verletzungen junger Thiere, die aufgedunsenen Köpfe der jungen Schweine, und der Harnfluß durch die noch nicht völlig geschlossene Harnschnur. Den Beschluß macht eine Erklärung der beygefügt lithographischen Zeichnungen. Ep.

L e i p z i g.

Baumgärtner's Buchhandlung: Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, mit Nachweisung der Gesetze, nach welchem dieser Einfluß erfolgt, von G. Schübler, mit mehreren Tabellen und zwey Kupfertafeln. 1830. 64 S. in 8.

Schon viele Naturforscher haben sich mit der Untersuchung des Einflusses beschäftigt, welchen die Stellung des Mondes sowohl rücksichtlich der Sonne als rücksichtlich der Erde auf die verschiedene gleichzeitig eintretende Witterung ausübt; man muß aber gestehen, daß die Resultate welche aus der Vergleichung der Wetterbeobachtungen mit dem Lauf des Mondes sich ergaben, im Ganzen sehr wenig genügend ausfielen. Der Vf. des vorliegenden Werkchens hat diesen Gegenstand aufs Neue seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, wobey er hauptsächlich die atmosphärischen Niederschläge in Betrachtung zog, und sich hierzu der Beobachtungen bediente, welche von 1781 bis 1788 in München, von 1809 bis 1812 in Stuttgart, und von

1813 bis 1828 in Augsburg angestellt wurden, so daß also die zum Grunde liegenden Beobachtungen einen Zeitraum von 28 Jahren umfassen. Wir werden nun kurz erwähnen, welche Resultate der Vf. aus diesen Beobachtungen im Allgemeinen gefunden hat. Rückfichtlich des synodischen Umlaufs des Mondes fällt das Maximum des Regens zwischen das erste Viertel und den Vollmond in dem zweyten Octanten, das Minimum hingegen zwischen das letzte Viertel und den vierten Octanten, also fast diametral entgegen. Diese Zeitpunkte erleiden jedoch innerhalb eines Jahres einige Schwankungen, so daß das Maximum im Sommer dem Vollmond, im Winter dem ersten Viertel etwas näher rückt; eben so nähert sich das Minimum im Sommer mehr dem Neumond, im Winter mehr dem letzten Viertel. Rückfichtlich des anomalistischen Umlaufes des Mondes ergibt sich daß zur Zeit der Erdnähe die Neigung zu atmosphärischen Niederschlägen größer ist als wenn sich der Mond in der Erdferne befindet. Auch die verschiedene Lage des Mondes gegen den Aequator gibt eine wiewohl geringere Ursache der Verschiedenheit der Regenmenge, indem der geringste Regen zur Zeit des nördlichen Lunistitiums fällt, seine Menge sich bey dem Herabsteigen des Mondes durch den Aequator vermehrt, und zur Zeit der größten südlichen Breite das Maximum Statt findet. In Zahlen verhält sich das Minimum zum Maximum bey dem synodischen Umlauf wie 100 : 120,6, bey der Erdferne und Erdnähe wie 100 : 118,9, bey der größten nördlichen und größten südlichen Breite wie 100 : 106,9. Eben so fand der Vf. in den Monaten wo Sonnen- oder Mondfinsternisse statt fanden, eine größere Neigung zu atmosphärischen Niederschlägen, als in andern Monaten.

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 12. May 1831.

L o n d o n.

Bey Rodwell und Martin: Travels through Sweden, Norway and Finmark to the north Cape in the Summer of 1820. By A. de Capell Brooke, M. A. 1823. XVI und 433 Seiten in Quart. Der zweyte, bey John Murray erschienene Theil, unter dem besonderen Titel: A Winter in Lapland and Sweden, with various observations relating to Finmark and its inhabitants; made during a residence at Hammerfest, near the north Cape. By Arthur de Capell Brooke, M. A. F. R. S. 1827. XVI und 612 Seiten in Quart.

Der Verfasser dieses Werks gehört zwar nicht zu den eigentlich sogenannten Touristen, aber auch nicht zu den gelehrten Reisenden, obgleich das F. R. S. hinter seinem Namen steht. Nur die Neigung mit der Natur und den Menschen eines wenig besuchten Theils von Europa, durch

eigene Anschauung bekannt zu werden, führte ihn zum Norden. Man erhält daher durch diese Reisebeschreibung nicht viele neue, wissenschaftliche Aufschlüsse; aber eine ausführliche und lebendige Schilderung der Eindrücke, welche Natur und Menschen im nördlichsten Theil von Europa, auf einen gebildeten Beobachter machen. Die Darstellungen des Verfassers haben durchgehends das Gepräge von Wahrheit und Treue; und wenn sich gleich der Engländer überall zu erkennen gibt, in den Anforderungen welche die gewohnten Comforts betreffen, wie in dem lebhaften Interesse für eine gut besetzte Tafel zc., so erregen doch die darauf sich beziehenden Bemerkungen bey dem deutschen Leser keinen Unwillen, sondern nur dann und wann ein Lächeln, da beständig große Gutmüthigkeit und nicht der Grad von Einseitigkeit und Eigenheit sich ausspricht, der sich sonst so oft bey reisenden Engländern auf eine höchst unangenehme Weise kund gibt. Die Art, wie der Verfasser die Menschen beurtheilt; wie er ihre edlen Seiten freudig hervorhebt; wie er mit inniger Dankbarkeit die genossene Gastfreundschaft anerkennt; die Einfachheit, mit der er die Mühseligkeiten und Gefahren der Reise schildert; die Anspruchslosigkeit, mit welcher er einzelne Beyträge zur Naturkunde, Geographie, Statistik darbietet — alles dieses erweckt eine günstige Meinung für ihn und Interesse für seine Unternehmungen.

Der Verfasser betrat zu Gothenburg den Schwedischen Boden; reiste sodann nach Englischer Weise, ohne ein Wort von der Schwedischen Sprache zu verstehen, schnell nach Stockholm; verschaffte sich hier einen gewandten Bedienten und Dolmetscher und setzte mit diesem die

Reise über Kongswinger nach Christiania fort, von wo er sich über Dovrefield nach Drontheim begab. Die Erzählung dieser, mehrfach beschriebenen Reise enthält nichts Neues. In Drontheim hatte der Verf. die Freude, sich mit den Menschen wieder unmittelbar unterhalten zu können, da in den Norwegischen Seestädten die Kenntniß der Englischen Sprache durch den Handelsverkehr sehr verbreitet ist. Von nun an erhält der Reisebericht ein höheres Interesse, da er Gegenden betrifft, die sehr selten von Fremden besucht werden. Bis Dvergaard konnte der Verf. sein Fuhrwerk benutzen; von hier an mußte aber die Reise zu Wasser in einem Boote fortgesetzt werden. In der langen Küstenstrecke bis zum Nordcap ist wegen der unendlich vielen, tief einschneidenden Fjorde, eine zusammenhängende Landcommunication unmöglich. Die höchst beschwerliche und nicht selten gefahrvolle Fahrt ging durch den Foldenfjord und das Labyrinth von größeren und kleineren Felseninseln, welche längs der wunderbar zerschrotenen Küste, mit steilen Wänden, den Stürmen und Wellen Troß bieten, nach Bodø, am Eingange von Salten-Fjord und dann durch den Westfjord nach Tromsøe. Hier ist der Sitz des Amtmannes von Finmarken. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf vier- bis fünfhundert, unter denen funfzehn bis zwanzig Kaufleute sind. Der Reisende fand bey Hn. Sybrandt, einem von Flensburg gebürtigen Kaufmanne, eine freundliche Aufnahme. Von Tromsøe wurde die Reise nach Carlsøe fortgesetzt, wo der Verf. bey dem dortigen Pfarrer, Prästen Steen einkehrte, der ihn auf das freundschaftlichste empfing. Wohl in wenigen

Gegenden ist der Beruf des Geistlichen mit so großen Aufopferungen, Mühseligkeiten und Gefahren verknüpft, als in jenen nördlichen Theilen von Norwegen. Aus der anziehenden und erhebenden Schilderung, welche der Verf. von dem Prästen Steen und der Geistlichkeit in Finmarken überhaupt macht, erlauben wir uns Folgendes mitzutheilen. 'I found Mr. Steen a serious, well informed, and sensible man. He had been educated in Copenhagen, and appeared well acquainted with natural history, to which study the clergy in the north seem to be naturally and more particularly led. He has two parishes under his care, Carlsöe and Skiervöe, both small islands. The greater part of his parishioners are Laplanders, who came in numbers in their boats to Carlsöe to church on Sunday, dressed out in their best. They all seemed to pay the highest respect to their minister.' — — 'His other church being on the island of Skiervöe, he is often necessarily exposed to great hardships and danger in attending it, the distance being thirty miles on the ocean. In the long dreary night of winter, when the cheering light of the Sun is no more seen by the inhabitants of these regions, and storms swell the main, then it is that he prefers his duty to his safety, finds no excuses even from the danger, and, entering his little boat, fearlessly and cheerfully proceeds to the performance of his sacred functions. The wife of Mr. Steen told me, that frequently in winter, when the storms were most violent, and it was dark

in the middle of the day, when her husband has been about to set off, she has taken her leave of him, as never expecting to see him again. He seemed, however, happy and contented with his lot. Medical advice and instruction for the children were, he said, most wanted, and the absence of both was severely felt. In most parts, for some hundred miles, nature is left entirely to herself there being no medical man resident; and where there happens to be one, his services are required by so many, and obtained by so few, that little benefit can be expected from them.' — 'The clergy of the north are a serious, devout, and highly meritorious class. Living in the simplicity of the ancient church, and far removed from the follies of luxury and the great world, they are meek and humble; and though their pittances are small, the stranger always finds with them a home. Arduous as their duties are, whether it be to brave the storm, or to traverse the white wastes of Lapland with sledge and rein-deer to a distant parish, perhaps 200 miles off, exposed to the piercing cold of the mountains, and liable to be overwhelmed constantly with the drifting snow which blows fiercely around, all this is cheerfully undergone by the northern divine, who in his manner of life may be proposed as an example to his brethren in the south.'

Der Reisende traf auf Carlssöe den Lemming in außerordentlicher Menge an und benutzte die Gelegenheit, mancherley Nachrichten

über diesen, für jene Gegenden höchst lästigen Gast einzuziehen. Zu den naturhistorischen Gegenständen, die außerdem die Aufmerksamkeit des Verfassers während seiner ganzen Küstenreise besonders anzogen, gehörte vor Allen die Seeschlange, welche früher in England großes Aufsehen errgt hatte, und worüber er, wo sich ihm nur Gelegenheit darbot, Zeugen abzuhören sich bemühte, deren Aussagen indessen die Sache nicht vollkommen aufklärten.

In der Mitte des Augusts erreichte der Reisende Hammerfest, eine Niederlassung auf Qualøe, einer öden Insel am Eingange des Wargesundes, der mit dem Altenfjord zusammenhängt, den man als den nördlichen Schlüssel von Lappland betrachten kann, daher Hammerfest der Hauptsitz des Handelsverkehrs ist, der zwischen der Küste und dem Innern von Lappland Statt findet. Dieser Ort besteht aus wenigen um eine Kirche versammelten durch eine kleine Batterie geschützten Häusern, deren Eigenthümer Kaufleute sind. Hammerfest gegenüber, nur durch eine schmale Bucht getrennt, liegt eine ähnliche, noch kleinere Niederlassung, Fugleneß. Hier wandte sich der Reisende zunächst an einen daselbst ansässigen Landmann, Mr. Crowe, durch den er sehr schnell mit der ganzen munteren Gesellschaft der beiden benachbarten und gute Nachbarschaft haltenden Orte bekannt wurde, die gerade am Abend seiner Ankunft bey einem der Bewohner von Hammerfest versammelt war. 'My arrival caused some little sensation' berichtet der Verfasser. 'Instead of a cold, stiff bow, and careless indifference, twenty hands were stretched out to press mine, and I was

eagerly welcomed by the whole of the party. In an instant we were all intimate; and that strong cement of hearts, punch, the nectar of the north, was immediately put round; and it was passed so often, and in such capacious glasses, that I began almost to doubt my powers.'

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Fugleneß suchte der Verfasser das Ziel seiner Reise, das Nordcap zu erreichen. Er begab sich zu dem Ende nach Giesvár, einer Fischerey-Station an der Westseite von Mageröe, wo er bey einem Hn. Kjelsberg, der ein einsames, kleines Blockhaus bewohnt, die im hohen Norden nie vergebens gesuchte Gastfreundschaft fand. Am Nordcap selbst ist wegen der Steilheit der Felsen und der Stärke der Brandung keine Landung möglich. Der Reisende schiffte daher nach Store Kåften, einer Bucht, von welcher er, durch einen Lappen geführt, zu Lande sich nach dem Nordcap begab, dessen Characteristik von ihm mit folgenden Worten gegeben ist: 'Let the reader imagine a cliff exceeding in height that of Dover, and with Shakespeare's celebrated description of the latter, he may form a good idea of the North Cape, black from the polar storms, and proudly frowning upon the foaming element at its feet'. Der Verf. brachte in der Nähe des Nordcaps eine Nacht unter einem Zelte zu und trat dann seine Rückreise nach Hammerfest an. Die Jahreszeit war schon so weit vorgerückt, daß es sich ohne große Gefahr nicht ausführen ließ, noch vor Eintritt des Winters nach Drontheim zurückzukehren, wie früher die Absicht des Reisenden gewesen war. Er faßte daher den

Entschluß, in Hammerfest den Winter zu erwarten und dann auf dem Schnee die Rückreise durch Lappland zu unternehmen.

Die erste Hälfte des zweyten Theils des vorliegenden Werks enthält die Erzählung von dem Aufenthalte des Verfassers zu Hammerfest. Seine Schilderungen von den dortigen Menschen, ihren Beschäftigungen, ihrer ganzen Art zu leben, sind so lebendig und ausführlich, daß man sich, indem man sie liest, in jenen kleinen, lebensfrohen Gesellschaftskreis in der Nähe des Nordcaps versetzt glaubt. Im Winter sind die Geschäfte des dortigen Kaufmannes sehr unbedeutend. Der größte Theil der Zeit wird daher mit Schlafen, Essen, Trinken, Rauchen und Kartenspielen hingebracht. Des Nachmittags und Abends ist die Gesellschaft bald in dem einen, bald in dem anderen Hause versammelt, und nicht selten bringt ein Ball einige Abwechslung in die Einförmigkeit des Lebens. Von der Liebenswürdigkeit der Frauenzimmer in Hammerfest erhält man durch den Verf. ein sehr anziehendes Bild, dem man es ansieht, mit welchem lebhaften Interesse es gezeichnet wurde. In dem grellsten Contraste damit stehen seine Schilderungen der Lappländer, mit denen er während seines Aufenthaltes zu Hammerfest vielfach in Berührung kam und über die er auch außerdem mannigfaltige Nachrichten einzuziehen Gelegenheit hatte. Obgleich die Küsten- und Gebirgslappen ohne Zweifel zu einer Rasse gehören, und ihre Tracht nicht besonders abweicht, so findet doch in ihrer ganzen Lebensweise eine auffallende Verschiedenheit Statt, die auch auf ihr Aeußeres einen Einfluß hat. Der Gebirgslappe, der entfernter von anderen Menschen lebt,

und von seiner Geburt an ein Wanderer ist, hat durch seine Art zu leben eine Wildheit in seinem Wesen und ein stolzes Unabhängigkeits-Gefühl erlangt, welches ihn vorzüglich charakterisiert und leicht von dem Küstenlappen unterscheiden läßt. Der Küstenlappe, der nur selten seinen auf Fischfang berechneten Aufenthaltsort verläßt und ein in jeder Hinsicht ruhigeres Leben führt, ist ein stilles, unschädliches Geschöpf, mit einem weit milderem, aber auch weit mehr Dummheit verrathenden Ausdruck. — Sehr anziehend sind des Verfassers Schilderungen der Eigenthümlichkeiten und Schönheiten des nordischen Winters. Sie geben die Ueberzeugung, daß es in dem Zwecke der Natur lag, keinen Theil der Erde allen Schmuckes zu berauben, und da, wo die Strahlen der Sonne eine lange Zeit des Jahrs keine Helligung und kein Leben verbreiten, durch andere Lichter dem Menschen Ersatz zu geben und durch Naturwunder, die dem reicher und mannigfaltiger ausgestatteten Süden fremd sind, sein Auge und seinen Sinnen Himmel zu lenken.

Am 25sten November verließ der Verfasser Hammerfest, wo er ganz heimisch geworden war und die größte Gastfreundschaft genossen hatte. Er richtete seine Fahrt zunächst über Qualsund nach Altengaard, einen im Winter durch den Verkehr mit Lappland sehr besuchten Ort. Hier verschaffte sich die Reisegesellschaft Lappländische Führer und die nöthigen Rennthiere. Nachdem für die weite Schlittenfahrt Alles gehörig vorbereitet worden, trat die Gesellschaft am 6ten December Abends, in einem langen Zuge von Pulk, die Reise durch das Innere von Lappland an. Der Verf. lernte bald

die großen Schwierigkeiten des Fahrens mit Rennthieren kennen und ehe er sich die Uebung erwarb, den einem Rahne gleichenden Pulk zu balancieren, mußte er häufig unangenehmes Lehr- geld geben. Die Caravane folgte eine Zeitlang dem Altenfluß, der bey Altengaard in den gleichnamigen Fjord mündet; dann wurde jener aber verlassen und der Weg gegen das Gebirge eingeschlagen, welches Finmarkens Küste von Lappland scheidet. Die Tiefe des Schnees, Nebel und stürmisches Wetter machten die Reise oft sehr beschwerlich und nicht selten sogar gefährlich; so wie erst einige Gewöhnung erforderlich war, um bey den nächtlichen Bivouacs im Schnee die Eiderdaunen von Hammerfest nicht zu vermissen. An der entgegen gesetzten Seite des Gebirges lenkte die Fahrt wieder zum Altenfluß ein, der nun den Namen des Koutokeino-Flusses führt und dessen Eisfläche Koutokeino schnell erreichen ließ. Dieser Ort ist etwa 150 Englische Meilen von Altengaard entfernt; eine Strecke, die bey guter Beschaffenheit des Schnees von den Kaufleuten gewöhnlich in zwey Tagen zurückgelegt wird, auf welcher aber die Reisegesellschaft vier Tage zugebracht hatte. Sie quartierte sich ohne Umstände in das kleine, elende Pfarrhaus, in der Abwesenheit des Geistlichen ein und suchte sich so gut wie möglich von den Anstrengungen der vorhergegangenen Tage zu erholen. Der Pfarrer von Koutokeino pflegt des Sommers zu Kielwig auf Mage- røe zu leben und im December seine Winter- wohnung zu beziehen. Um diese Zeit verlassen die Lappen, welche zu Koutokeino eingepfarrt sind, mit ihren Rennthieren die Küste und las- sen sich in Entfernungen von zehn bis dreyßig

Engl. Meilen rings um diesen Ort nieder und kommen des Sonntags zu Schlitten zur Kirche. Die eigentlichen Einwohner des Dorfs, welche Quäns oder Finnen sind, verlassen dasselbe im Sommer und begeben sich zu den zahlreichen Seen der dortigen Gegend, des Fischfanges wegen.

Am 16ten December trat die bis auf sechs Personen verminderte Reisegesellschaft, vom Wetter und beständigem Mondschein begünstigt, die weitere Fahrt an, die, nachdem man das Norwegische Lappland verlassen, eine Strecke durch das Russische Lappland führte und dann bald das Schwedische Lappland erreichen ließ. Zu Muonioniska erwartete man die Ankunft der zurückgebliebenen Packschlitten, verschaffte sich Pferde und setzte am 20sten December die Reise über Kängis und Sfer Torneå, nach Torneå fort, wo man nach drey Tagen anlangte. Von hier wurde die Fahrt auf dem gewöhnlichen und schon von mehreren Reisenden genau beschriebenen Wege, nach Stockholm fortgesetzt, von wo der Verf. über Gothenburg nach England zurückkehrte.

Dieses Reisewerk, von dessen unterhaltendem Inhalte hier nur eine sehr kurze Uebersicht gegeben werden konnte, ist mit einer großen Menge lithographirter Zeichnungen ausgestattet, die das Talent des Verfassers bewähren und seine Schilderungen von Gegenden, Menschen und selbst von Reiseabenteuern noch um Vieles anschaulicher machen. Auch ist es angenehm bey der Lesung des Werks die demselben beygefügte Copie der großen und instructiven Hagelstam'schen Karte von Schweden und Norwegen zur Hand zu haben.

P a r i s

De l'imprimerie de Crapelet, 1829: L'histoire du Châtelain de Coucy et de la Dame de Fayel, publiée d'après le manuscrit de la bibliothèque du roi, et mise en françois par G. A. Crapelet, Imprimeur, chevalier de la légion-d'honneur, membre de la société royale des antiquaires de France. XXII und 428 Seiten in 8.

Herr Crapelet hat bereits mehrere altfranzösische Schriften heraus gegeben, die, ob sie gleich alle einzeln erschienen sind, eine Sammlung von anciens monumens de l'histoire et de la langue françoise bilden. Sie sind alle mit der größten Pracht gedruckt, und finden schon deshalb unter den Bibliophiles sichern Absatz. Auch dieser Roumans dou Chastelain de Coucy macht einen starken Band aus, dessen Format zwischen dem größten Octav und dem kleinsten Folio in der Mitte steht, und ist auf das vorzüglichste Jésus vélin gedruckt. Zwey Blätter, die genaue Fac-simile der Handschrift und der vier kleinen Bilder derselben darstellen, sind beygefügt, und wer es wünscht kann diese Bilder gemahlt und mit Golde verziert erhalten, ganz so wie sie auf dem alten Pergamente stehen. — Die Handschrift, von der Herr C. eine genaue Beschreibung gibt, gehört der königlichen Bibliothek; sie ist die einzige, die sich noch in Frankreich findet, und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben; ältere Handschriften, die in Verzeichnissen vom Jahre 1373 und 1415 aufgeführt werden, sind verloren, oder vielleicht nach England gekommen.

Der Abdruck ist gewissenhaft treu, und nur Interpunction und Accente sind beygefügt, um das Lesen zu erleichtern.

Wer der Verfasser des Gedichtes ist, läßt sich schwerlich enträthseln, ungeachtet er uns selbst sagt, daß sein Name in den Schlußzeilen versteckt liege. Uebrigens ist offenbar, daß er im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lebte. Seine Arbeit verdient das Lob, das ihr Herr Grapelet ertheilt; wie wichtig sie für die Geschichte der Sprache ist, versteht sich von selbst. Was die beygefügte Uebersetzung betrifft, so hat sich Herr Grapelet volle Treue zum ersten Gesetze gemacht, und man wird ihm gern glauben, daß gerade die Beobachtung dieses Gesetzes ihn unsägliche Mühe kostete. Der Versuch, ein Gedicht des dreyzehnten Jahrhunderts in die Sprache des neunzehnten zu übersetzen, bleibt von allen undankbaren Arbeiten die undankbarste. — Die der Uebersetzung beygefügten Noten beziehen sich größten Theils auf Personen, deren Namen in dem Gedichte vorkommen.

Die Geschichte, die der Rouman dou Chastelain de Coucy in 8244 achtsylbigen Zeilen ausführlich doch nicht ermüdend erzählt, ist bekannt. Ein Ritter, den die Leiden der Liebe in das Grab führen, befiehlt, daß nach seinem Tode sein Herz balsamiert und seiner Geliebten überbracht werden soll. Der eifersüchtige Gemahl trifft den Knappen, der den letzten Willen seines Herren erfüllen will, nimmt ihm das Gefäß ab, und läßt aus dem Herzen ein köstliches Gericht bereiten, das er seiner Frau vorsetzt; sie ißt es; ihr Gemahl sagt ihr, was sie gegessen hat; ihr Herz bricht, und sie stirbt.

Ein deutsches Gedicht, das man, irrig, Gotfriden von Straßburg beygelegt hat, erzählt dieselbe Geschichte, jedoch ohne die Namen der Liebenden zu nennen, in 550 Zeilen; eine englische Ballade *The knight of Courtesy and the fair lady of Faguell* in 500 Zeilen. Das erste ist in B. 1. der Müllerschen Sammlung S. 208 der zweyten Hälfte, und im Liedersal B. 2. S. 359 abgedruckt, das zweyte in *Ritson's metrical romances* Vol. 3. p. 193; jenes blieb Herrn Grapelet unbekannt, dieses kennt er. Wahrscheinlich gab es mehrere altfranzösische Erzählungen der Geschichte, von denen die eine oder die andere als die nähere Quelle des deutschen so wohl als des englischen Gedichtes angesehen werden muß.

Ueber die Unzuverlässigkeit der Herren de Belloy, de La Borde, und Le Grand d'Aussy verlieren wir kein Wort. Wie flüchtig sie die Handschrift angesehen haben, liegt jetzt am Tage.

Frankfurt am Main.

Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen, in vier und zwanzig malerischen Ansichten aufgenommen und radiert von Julius Eugen Ruhl. 33 Seiten in groß Folio und 24 Tafeln. 1831.

Unsere Blätter sollen wenigstens eine Nachricht von diesem schönen Werke geben, wenn auch eine Beschreibung der Gebäude nicht an ihrem Platz seyn würde, da sie ohne Ansicht der Kupfer immer dunkel bleibt. Gelnhausen — von dem Blatt I. II. eine allgemeine

Ansicht geben — war in der Periode der Hohenstaufen berühmt als einer der Lieblingsitze dieser Fürsten, besonders Friedrichs Barbarossa's, und die Monumente der Baukunst die hier noch übrig sind stammen meist aus diesen Zeiten, und erhalten dadurch, auch abgesehen von ihrer Schönheit, ein hohes Interesse für die Geschichte der Architectur. Es gehören zu ihnen 1. die Peterskirche. So nennt man die Reste einer verfallenen Kirche auf dem Marktplatze der Stadt. Die Bauart im Rundbogenstyl setzt das Alter derselben in das elfte oder zwölfte Jahrhundert; die beiden Thürme sind meist aus Quadern gebaut. Urkunden über ihre Geschichte fehlen gänzlich. Die Blätter III. . VII sind der Darstellung dieses Gebäudes gewidmet; indem sie dasselbe von der West- und Südseite, dann die beiden Thore, und das Innere darstellen. 2. Die Pfarrkirche. Die Sage führt das Alter derselben bis in die Zeiten Carls d. G. zurück, wahrscheinlich aber ist sie aus den Zeiten Kaiser Friedrich II., wiewohl der Thurm älter seyn mag. 'Nicht nur das Aeußere dieser Kirche, sagt der Verfasser, ist mit außerordentlichlicher Sorgfalt behandelt, sondern auch der innere Umbau übertrifft an wohlverständener Construction, an Einfachheit, bey elegant gewählten großartigen Formen viele aus dem dreizehnten Jahrhundert erhaltenen Denkmale Gothischer Bauart.' Ihrer Darstellung sind die Blätter VIII. . XV gewidmet, in denen sie nach der West- und Südseite, nach dem Innern, und besonders auch der Chor mit seinen Kunstwerken abgebildet wird. 3. Das heilige Grab. Bl. XVI. XVII. Wahrscheinlich eine Todtencapelle, jedoch erst aus späterer Zeit, da man die Jahr-

zahl 1490 fand. 4. Die ehrwürdigsten Denkmähler finden sich in der Burg Geinhausen, die Ueberreste des Pallastes Friedrichs Barbarossa, den er oft, besonders auch 1154 bewohnte, in welchem Jahre er Geinhausen zu einer Reichsstadt erhob. Eine ausführliche Beschreibung dieser Denkmähler verdanken wir bereits Herrn Hundeshagen; hier liefern nun die Blätter XVIII.. XXI die Ansichten derselben. Der dreyßigjährige Krieg brachte auch diesen Monumenten durch das Schwedische Bombardement leider! den Untergang; so daß gegenwärtig nur noch die Trümmer derselben vorhanden sind. Die drey letzten Blätter stellen einen alten Brunnen, und die sogenannte Gela oder Gisla Capelle dar, wie sie nach einer Gräfin dieses Namens genannt wird.

Herr Architect Ruhl in Hanau, ein Sohn des Herrn Prof. Dr. Ruhl in Cassel, hat sich durch dieses Werk ein desto größeres Verdienst erworben, da nach seiner Nachricht leider! diese ehrwürdigen Monumente ihrem Untergange nahe sind. Da er selber in dem benachbarten Hanau lebt, hatte er Zeit und Muße die Denkmähler genau zu untersuchen, und die Treue der Darstellung ist also nicht zu bezweifeln. Das Aeußere, Zeichnung, Druck und Papier sind von großer Schönheit. Es ist S. M. dem König von Preußen gewidmet, dessen erhabenem Sinn für die Erhaltung der Monumente des deutschen Alterthums unser Vaterland schon Vieles verdankt.

Hn.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 14. May 1831.

L o n d o n.

Henry Colburn and Richard Bentley, 1830: Notes on the Bedouins and Wahábys, collected during his travels in the East, by the late John Lewis Burckhardt. Published by authority of the association for promoting the discovery of the interior of Africa. X und 439 Seiten in groß Quart.

Dies ist das vierte und letzte Werk eines Reisenden, der an Schärfe und Genauigkeit, der Untersuchung, an unermüdetem Eifer im Unternehmen und Erforschen, so wie an gelehrter Bildung, so weit er allein in armer asiatischer Tracht reisend sie anwenden konnte, von wenigen übertroffen ist. Dies ergab sich aus den drey früher gedruckten, auch in diesen Blättern angezeigten, Werken, den Reisen in Nubien, Syrien und Arabien; dasselbe zeigt dies letzte Werk, welches die während aller Reisen Burckhardts

gesammelten Bemerkungen über die Beduinen in drey zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Abhandlungen enthält. Man weiß aus den vorigen Werken, daß Burckhardt von Mekka und Medina aus nicht tief in das Innere und in den seit Niebuhr unbekanntem Süden Arabiens vorgedrungen ist, und wegen der türkisch-wahabitischen Kriege nicht vordringen konnte: aber was er in Arabien beobachtet oder von Arabern aus allen Theilen Arabiens gehört hat, ist mit großer Vorsicht und Kritik zusammengestellt; in der Treue der Erzählung und Schilderung übertrifft er d'Arvieux und kann Niebuhr zur Seite gestellt werden.

Der erste Theil, Account of the Bedouins S. 1..127, muß am frühesten geschrieben seyn, da das über die Wahabis gesagte S. 57 ff. noch weit unbestimmter ist als was der Vf. über sie S. 273 ff. mittheilt; die Additional observations S. 128..270 sind kurz vor Burckhardts Tode im J. 1816 geschrieben. Hier werden nicht nur die verschiedenen Stämme der Beduinen, auch außer den Grenzen Arabiens, so weit sie dem Verf. bekannt waren, einzeln beschrieben: auch über das ganze Leben und Wesen der Söhne der Wüste, so wie über einige naturhistorische Merkwürdigkeiten der Gegenden stellt der Verf. Bemerkungen zusammen, die man zum größten Theile bey andern Reisenden vergeblich suchen würde. Das ganze Volk der Beduinen erschien Burckhardt, je näher und länger er es kennen lernte, desto achtungswerther und größer (S. 203 ff.), während von ihm die Türken überall als ein völlig entartetes und in jeder Rücksicht tief gesunkenes Volk geschildert werden, unter denen vorzüglich nur noch die Renegaten sich aus-

zeichnen. Der Beduine ist unverdorben, mit tiefem moralischen Gefühl, voll von ungetrübtem Ehrgefühl für sich und für sein ganzes Volk und Vaterland, im Kampf für die Freyheit den bewunderten Griechen- und Schweizerhelden nicht nachstehend, und durch dieß alles, so wie durch die Natur seines Landes unbefiegbar für immer; die ihm vorgeworfenen Fehler des steten Raubens und Plünderns, welche Burckhardt aus einer gewissen aus der Lage des Volks entspringenden Nothwendigkeit ableitet, werden durch viel zahlreichere Tugenden überwogen. Verdorben sind die Beduinen nur an den Grenzen Arabiens durch die Berührungen mit den unmoralischen Städtebewohnern; in neuerer Zeit haben auch die türkischen Kriege gegen die Wahabis, in denen die Türken kein Mittel der Schlaueit und Bestechung oder der Grausamkeit und Unmenschlichkeit unversucht ließen, zur Verschlechterung des Volks viel gewirkt. Die alten Sitten und Ansichten des Volks, wenige ausgenommen, hat der Koran nicht geändert; und während dieser in fremden früher cultivierten Ländern und in Zeiten, wo er ohne Geist erklärt und angewandt wurde, unendlichen Schaden gestiftet und die Keime jeder neuen Cultur zerknickt hat, hat er auf den geraden und freyen Sinn des Beduinen nicht so gewirkt, daß er dadurch entweder ein religiöser Buchstäbler, oder ein sittlich gleichgültiger Muhammedaner, oder ein schwarmerischer Sufi geworden wäre. Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen diese Sitten, Einrichtungen, und vorzüglich den Grund von diesen, die vorherrschenden Ideen der jetzigen Araber nach des Verfß. Darstellung zu schildern: man glaubt in dem jetzigen Arabien das aus Schriften uns

bekannte alte Arabien ganz wieder zu finden; und wenn bey Völkern, die im Lauf der Zeit große innere Veränderungen erfahren haben, die Kenntniß des Alterthums mehr die Gegenwart aufklärt als diese das Alterthum, so gibt das jetzige Arabien vielmehr das treueste Bild des alten und erklärt uns im hellsten Licht das, was wir schriftlich über das alte wissen. So, wer es begreifen will wie der Islam mit ungehemmter Schnelle und Kraft einst das unermessliche stets uneinige Arabien vereinigen und sich die damalige Welt unterwerfen konnte; wie in seinem Ursprunge neben manchen unklaren Ideen und Trieben doch mehr lag als bloße Verblendung und mongolische Eroberungslust, und wie sich alle seine wirklichen oder scheinbaren Tugenden und Glanzseiten in dem zweyten Chalifen, Omar, der auch die ganze äußere Macht der neuen Religion begründete, wie in dem Mittelpuncte concentriren: der studiere außer den ältesten, noch wenig bekannt gemachten historischen Werken vorzüglich Burckhardt's Werk. Auch wer die vorislamitischen Gedichte der Araber, dieses älteste Denkmahl arabischen Geistes, gründlicher und tiefer als die spätern Scholiasten sie oft erklären verstehen will, findet hier einen Schatz der besten Erklärungen. Die Beobachtung und Anschauung Burckhardt's, der nach vorläufigen Reisen unter syrischen und nubischen Beduinen drittheil Jahr in Arabien selbst als Araber verweilte, trägt selten. Was aber für die Erklärung des A. T. gewonnen werden kann, möchte leicht den Meisten am wichtigsten scheinen. Denn der Zustand der Araber, auf welchen Muhammed verbessernd oder zerstörend einwirken wollte, der aber nie durch Muhammeds Koran in Arabien selbst ganz

verdrängt ist, ist dem Zustande der Israeliten sehr ähnlich, welchen die mosaische Gesetzgebung vorfand und obgleich ihm in vielen Dingen entgegengesetzt, doch bis auf die pharisäischen Zeiten herab nicht ganz verändern konnte. Unter andern finden manche merkwürdige Opfer des A. T. in Arabien noch jetzt ihnen Entsprechendes (S. 61. 65. 88. 151. 147).

Dieser alte vorislamitische Zustand Arabiens, der sich des Korans ungeachtet bis jetzt erhalten hat, ist aber, wenn auch ganz ohne geschriebene Gesetze, doch keineswegs geflos und roh. Vielmehr wird die scheinbar ganz geflosse Verfassung des Volks, diese unendliche Theilung in kleinere oder größere sich stets befeindende Stämme, die Vereinzelung der Familien, über welche der Scheikh des Stammes nur höchst geringe Macht hat, doch durch gewisse vom ganzen Volke anerkannte und geübte ungeschriebene Gesetze aufrecht erhalten. Vor den ewigen und zuletzt alles vernichtenden Kriegen, die aus der Blutrache entstehen würden, schützen gewisse herkömmliche Rechte; das Recht der Zuflucht nicht in einen Tempel, sondern in das Zelt eines Mannes (سجل) ist nach gewissen Bestimmungen heilig und bewahrt vor vielen Ausbrüchen des Zorns und Kriegs; Streitigkeiten, selbst Beleidigungen durch Worte, schlichtet ein scharfsinniger Richter jedes Stammes, von dessen Urtheilen nur in seltenen Fällen auf Ordalien (S. 69. . 73) appelliert wird, die auch vom mosaischen Gesetze noch anerkannt werden; die Kriegsführung gebürt nicht dem Scheikh, der nur durch Ueberredung befehlen kann und überhaupt nie alle Gewalt zusammen erhält, sondern einem nur in

Kriegszeiten geltenden, erblichen Führer (عقيد), dessen merkwürdiges Wesen wir hier zuerst von Burckhardt beschrieben finden. Was aber dabey noch das wichtigste ist, ist daß alle diese und ähnliche Einrichtungen durch ganz Arabien mit genau bestimmten Grenzen und Rechten ganz auf gleiche Weise gelten; wie die Begrenzung des Rechts der Blutrache auf das khomse d. h. die Verwandten bis zum fünften Gliede, die Bestimmung des Rechts der Gastfreundschaft auf drey Tage und ein Drittel des vierten. Solche Bestimmungen scheinen dem Verf. so wenig zufällig entstanden seyn zu können, daß er am Schluß S. 214. . 216 die Vermuthung wagt, es habe einst ein uns unbekannter Gesetzgeber allen zerstreuten Araberstämmen solche Gesetze gegeben, und man könne vielleicht in den noch nie betretenen Gegenden von Jemen und Nedg, wo auch die alten Gebräuche am treuesten erhalten sind, Inschriften oder andere historische Spuren zur Bestätigung dieser Ansicht finden. Ref. ist dieser so hingeworfenen Ansicht nicht gerade abgeneigt; denn die Cultur Jemens muß nach vielen Spuren einst höher gewesen seyn, und auch hinsichtlich des nördlichen Arabiens hat der Koran manche denkwürdige Tradition von alten Nationalpropheten und Gesetzgebern der Araber; selbst die ältesten hebräischen Sagen schildern den Zustand mancher Gegenden Arabiens nicht so ganz ungebildet, Ex. 18. Aber auf jene an sich merkwürdige Uebereinstimmung der Sitten und Ideen allein kann eine solche Ansicht nicht gebaut werden, da sich diese auch aus andern Gründen erklärt.

Die naturhistorischen Bemerkungen betreffen besonders das Kamel, das Pferd und die Heu-

schrecke S. 110..125. 246..270. Das Pferd ist im innern Arabien bey weitem nicht so häufig als man gewöhnlich glaubt; die besten arabischen Pferde sind nach B. die aus der syrischen Wüste. Alle echt arabischen Pferde leitet das Volk von fünf edlen Rassen Muhammed's ab; von diesen kommen unendliche Rassen, deren Genealogien im Volke selbst allbekannt und stets wiederholt, aber eben deswegen nie, wie man nach europäischen Erzählungen glauben sollte, den Pferden geschrieben angehängt werden; erst wenn ein Pferd zum Verkauf in die nördlichen Städte gebracht wird, hängt man den lobpreisenden Stammbaum geschrieben ihm an. Die fünf Lieblingsrosse Muhammed's sind طويسه, جلفه, سنلاويده, كحيل, كسيره.

Der zweyte Theil enthält unter der bescheidenen Aufschrift Materials for a history of the Wahabys S. 273..432 die sichersten und ausführlichsten Nachrichten über diesen merkwürdigen Zweig des Islam, von dem man bis jetzt nur sehr oberflächliche und zum größten Theil falsche Vorstellungen in Europa hatte, und auch wohl haben mußte, da diese Vorstellungen nur aus den irrigen Ansichten und falschen Gerüchten ihrer Feinde, der Türken, geflossen waren. Burckhardt sah zwar nicht die Länder der Wahabis selbst, auch waren sie während seines Aufenthalts in Heg'az schon aus Mekka und Medina vertrieben: aber er lernte einige unter die Türken gekommenen Wahabis kennen, prüfte ihren Katechismus, und sammelte in Arabien selbst die sichersten Erzählungen. Hiernach sind die Wahabis allerdings eine in ihrer Art einzige und

große Erscheinung des Islam. Während in allen Ländern außer Arabien der Islam völlig entartet und besonders unter den Türken aller Länder und ihren Hierarchen in Aberglauben aller Art und leerem Formalitätswesen untergegangen ist, führte einen arabischen Gelehrten, Abd-el Waháb, aus dem Stamme Temim in Mitelarabien, das Forschen im Koran und die auf Reisen erworbene Bekanntschaft mit dem entarteten Islam der Schulen und Hierarchen zu der Einsicht, daß die Religion Muhammeds, wenn sie wieder die des Stifters werden wolle, einer Grundverbesserung und Rückkehr zu dem Koran bedürfe. In diesem Sinne lehrend fand er unter den noch unverdorbenen Beduinen endlich Glauben und einen sichern Aufenthalt; sein Beschützer und Schwiegersonn wurde Muhammed Ibn-Saud, ein reicher Araber zu Derajah in Nedg', später der Hauptstadt der Wahabis; bald verbreitete sich die neue Lehre, der Protestantismus oder Puritanismus des Islam, durch Ueberredung und später auch durch Gewalt über ganz Arabien, und die Macht der Wahabis wuchs unter Abdalaziz, dem Nachfolger jenes Ibn-Saud, noch mehr aber unter dem in vieler Hinsicht großen Saud, dem 1814 sein Sohn Abdallah folgte. Unverkennbar sind die guten Seiten der neuen Lehre: was Großes und Wahres in dem alten unverdorbenen Islam unter Muhammed und Omar war, lebte hier in einem wenn auch schwächern Geiste wieder auf: strenge Sittlichkeit des Einzelnen, z. B. die Einschränkung der zu häufigen Ehescheidung, Verbannung jedes Aberglaubens, wohin auch die überirdische Verehrung Muhammeds unter den Orthodoren gehört, eine Strenge und Gerechtigkeit.

Zeit der Verwaltung, die den Türken unbekannt ist, eine innere Ordnung und Festigkeit, wodurch das sonst stets uneinige und unruhige Arabien in ein großes Reich vereinigt und alle innere Unruhe und Räuberey gehoben wurde; wobey aber die arabische Freyheit so ungeschwächt blieb, daß Saud in Derajah immer nur durch Ueberredung auf die Scheikhs wirken konnte, wenn er nicht gegen einen einzelnen das Schwerdt ergriff. Auch den Wissenschaften war Saud nicht abhold; aus ganz Arabien ließ er die schönsten und ältesten arabischen Werke, besonders die historischen, nach Derajah bringen, und sein Hof war der Versammlungsort der gelehrtesten Ulema's und Kadhis. Neben diesen Vorzügen finden sich jedoch auch Mängel, die aber ihren tiefern Grund im Islam selbst und dem Koran haben. Unrichtige oder geistlose Anwendungen des Koran oder des geschriebenen Gesetzes finden sich zwar wenige, doch fehlt es nicht daran, wie die pietistischen Vorschriften über das Gebet und die Gebetsstunden zeigen; aber der Islam ist seinem Character nach die Religion des Kriegs und der Unterjochung, und diesen Character konnte auch der Wahabismus nicht verläugnen. Nach dem Beyspiel der Chalifen ließ Saud eine Gegend drey-mal zur Unterwerfung und Bekehrung auffordern, und wenn diese nicht erfolgte, sogleich das Schwerdt statt der Bekehrung entscheiden; Kahirah und Constantinopel sollten bald unterjocht und wahabisiert werden, und gegen Juden und Christen war Saud toleranter als gegen die entarteten Mohammedaner. Der Haß gegen die Türken, den diese durch die Schuld von Jahrhunderten freylich selbst erregt haben, bezog sich bis auf das Geringste, wie auf türkische Piaster,

die man selbst den geplünderten Türken wieder zuwarf. Hieraus erklärt sich auch leicht, wie der Sultan alles aufbieten mußte gegen die Wahabis und wie diese von den orthodoxen Sunniten für Ketzer geachtet werden mußten, so daß man im ganzen türkischen Reiche wie einen Kreuzzug gegen sie betrieb. Der Pascha von Bagdad büßte seinen Zug gegen Derajah hart, der von Damascus floh aus seiner Residenz; auch die Macht Aegyptens vermochte lange nichts, bis Muhammed Ali durch eine Kriegslift eine blutige Schlacht gewann; noch mehr aber wirkten die heimlichen Künste und Bestechungen, womit er sich die Scheichs einzeln unterwarf. In diesen Kämpfen bewährten die Wahabis eine Heldestärke, welche an die ersten Zeiten der Chalifen erinnert; mehrere Araber hatten sich mit Ketten gebunden, um nicht zu fliehen. Der Verf. schloß seine Schilderung im J. 1816; die folgenden türkischen Züge und die Eroberung Derajah's kann man aus dem Bericht einer englischen Gesandtschaft an den Pascha von Indien aus sehen (s. Transact. of Bombay T. 3. oder Gött. g. A. v. J. 1827).

Die vielen hier von B. citierten arabischen Wörter werden das arabische Lexicon ergänzen; doch hat man bey dem Druck nicht sehr auf Sorgfalt geachtet, so daß manches ungenau und undeutlich ist, wie S. 113 *صبرك* für *صبرك*. Ueber den Gesang und die Sprache der Beduinen kommen manche schöne Bemerkungen vor S. 42 ff. 141 ff. 211. Ueber die arabische Sprache lernen wir nun, daß sie unter den Beduinen bey weitem nicht in Aussprache, Bildung und Wortgebrauch so entartet ist wie unter den

Arabern in Städten oder in Aegypten und Syrien; manche ältere Araber der Wüste singen alte und neue Gedichte aus dem Gedächtniß mit der größten Treue und grammatischen Genauigkeit, so daß die alte Bücher- und Dichtersprache unter den Beduinen der gewöhnlichen Sprache nicht sehr fern stehen muß. Indesß ist um so mehr zu bedauern, daß der Verf. hier nicht in das bey Sprachbemerkungen nothwendige Einzelne eingegangen ist, da die Aussprache einzelner Wörter, die in dem Werke angeführt sind, doch nicht die altarabische ist, sondern sich bedeutend der ägyptischen nähert.

G. H. A. G.

L e i p z i g.

Bey Barth: Handbuch der Pontonnier-Wissenschaften in Absicht ihrer Anwendung zum Feldgebrauch von Dr. J. G. v. Hoyer, Königl. Preufs. General-Major, Mitglied der Königl. Schwedischen Academie der Militär-Wissenschaften. Zweyte, vermehrte Ausgabe. Erster Band. Mit 22 Kupfertafeln. 1830. XL u. 570 Seiten, nebst 12 S. Erklärung der Kupfertafeln. Zweyter Band. Mit 4 Kupfertafeln. 1830. XIII und 433 Seiten, nebst Register bis S. 464. gr. 8.

Wenn schon die erste Ausgabe dieses unter dem Titel 'Versuch eines Handbuches der Pontonnier-Wissenschaften' 1793 und 1794 in drey Bänden erschienenen vortrefflichen Werks mit gebührender Anerkennung aufgenommen ward (vgl. dieser Anzeigen 43. und 183. Stück v. J. 1794) so erkennen wir um so mehr das Verdienst an,

welches der würdige Herr Verfasser sich um diese zweyte Ausgabe erworben hat, da dieselbe theils durch ausführlichere Behandlung der schon in der ersten Ausgabe abgehandelten Gegenstände, theils durch hinzugekommene Bearbeitungen jene übertrifft. — Es bedarf jetzt keines fernern Beweises mehr, daß in einem von Flüssen durchschnittenen Lande der Erfolg der Kriegsmanoeuvres, ja der Ausgang eines ganzen Feldzuges von der größern oder geringern Leichtigkeit, bequeme und sichere Communicationen herzustellen, wo nicht ganz allein, doch größtentheils abhängt. Die ältere, wie die neuere Kriegsgeschichte, selbst die Ereignisse unserer Tage liefern hinlängliche Belege dazu, daß der Feldherr oft mehr mit den ihm vom Terrain entgegengesetzten Hindernissen als mit der Gewalt der feindlichen Heerschaaren zu kämpfen hat, und daß die besten übrigens getroffenen Anstalten als ein vergeblicher Aufwand erscheinen können, wenn nicht zugleich zur Besiegung jener Hindernisse die kräftigsten Maßregeln genommen sind. In solchen Gegenden des Kriegsschauplatzes spielt also das Pontonnierwesen eine Hauptrolle, und dieses ist in keinem Werke mit tieferer Einsicht, größerer Gründlichkeit und durchdringendern practischen, durchgehends auf Erfahrung gestützten, Anleitungen abgehandelt, als in dem gegenwärtigen.

Die vorliegende zweyte Ausgabe ist eben so wie die erste in sechs Abschnitte abgetheilt, welche aber jetzt in zwey Bände zerfallen, während sie früher deren drey ausmachten. Der erste Band enthält außer der in der Einleitung gegebenen 'Kurzen Uebersicht der Geschichte des Brückenwesens' die beiden ersten Abschnitte, deren erster die unentbehrlichen theoretischen Vor-

Kenntnisse angibt, die Berechnung der Tragkraft der Fahrzeuge und Pontons, so wie alles das lehrt, was sich auf die Erbauung derselben, die Verfertigung der zum Transport dienenden Wagen und Karren, der Anker und anderer eiserner Schiff- und Brückengeräthe, und des bey Schiffen und Brücken nöthigen Tau- und Seilwerkes bezieht. — In diesem Abschnitt sind neu hinzugekommen: im fünften Kapitel, Untersuchungen über die Festigkeit, den Zusammenhang und den Widerstand des Holzes; Verhältniß dieser Eigenschaften bey verschiedenen, dem Pontonnier nöthigen Holzarten; Erfahrungen über den Widerstand der behauenen Balken; Zweckmäßigstes Verhältniß der Höhe und Breite frey liegender Balken; ferner das sechste Kapitel: Von den gewöhnlichsten und nothwendigsten Verbindungen der Balkenhölzer; und das achte Kapitel: Hydrostatische Grundsätze, auf denen die Form und die Verhältnisse der Fahrzeuge beruhen. Doch erstrecken sich diese Darstellungen nur so weit, als es die Grenzen des Handbuchs gestatten, die weitem Ausführungen müssen in den Lehrbüchern der Hydraulik nachgesehen werden. — Im siebenten Kapitel sind die Berechnungen der Fahrzeuge mit krummlinigem Bord durch Anwendung der Simpsonschen Regel sehr vereinfacht, auch ist der Bau der platten Kanonenfahrzeuge und der schwimmenden Batterien ausführlicher dargestellt, und im siebenzehnten Kapitel sind die, bey den Arbeiten des Pontonniers vorkommenden, Schleifen und Knoten, wodurch die Laue und Seile unter einander verbunden und befestigt werden,

und von denen die Festigkeit der Schiffbrücken so wesentlich abhängt, sehr deutlich beschrieben.

Der zweyte Abschnitt (in der ersten Ausgabe der erste Theil des zweyten Bandes) handelt von dem Brückenbau an sich selbst: von den leichten Brücken über Gräben und tiefe Abgründe, den Schiffbrücken, den verschiedenen Pontonbrücken, den Prahmenbrücken, Floß-, Faß-, Bock- und Pfahlbrücken, und den aus Schiffen und aus Pontons zusammen gesetzten fliegenden Brücken.

Die folgenden vier Abschnitte (3..6) machen nebst dem Anhang und dem Register den zweyten Band der vorliegenden Ausgabe aus. Der dritte Abschnitt lehrt: das Feldverhalten des Pontonnier-Officiers bey Flußübergängen, das Zusammensetzen der Brücken aus einzelnen Gliedern von 4 bis 6 Pontons oder Fahrzeugen, das Aus- und Einführen der Durchlaßmaschine, die Sicherstellung der Brücken gegen feindliche Unternehmungen, Beschreibung der Sprengmaschinen, Brander, Herstellung der vom Feinde abgebrochenen oder gesprengten Brücken, das Abbrechen, Schwenken, Verbrennen und Zerstoren der Brücken, das Sperren und Räumen der Flüsse in Absicht der Schifffahrt und der Furthen, Uebergänge über gefrorne Flüsse. In diesem Abschnitt sind das achte und funfzehnte Kapitel ansehnlich vermehrt, das zehnte Kapitel ist ganz neu. — Der vierte Abschnitt gibt Verhaltensregeln bey dem Uebersehen der Truppen und des Geschüzes, dem Transport der Mund- und Kriegsbedürfnisse und der Pontons zu Wasser, und zeigt den Gebrauch der schwimmenden Batterien. — Im fünften Abschnitt wird die vollständige Einrichtung eines Ponton-Trains mit

Rücksicht auf die verschiedenen gebräuchlichen Pontons, so wie die Marsch- und Lager-Ordnung angegeben. Neu ist hier das sechste Kapitel: Uebersicht eines Trains von leinwandenen Pontons bey der Russischen Armee nach den Bestimmungen von 1816. — Der sechste Abschnitt beschäftigt sich mit der Aufbewahrung der Pontons und des zugehörigen Apparates, der Einrichtung und den Uebungen der Pontonnier-Compagnien; im Vergleich mit der ersten Ausgabe ebenfalls bedeutend vermehrt. Der Anhang enthält Bemerkungen über die stehenden festen Brücken (die steinernen, hölzernen und eisernen), die sich indessen nur auf die allgemeineren Einrichtungen derselben erstrecken konnten, da eine genauere Darstellung zu einem besonderen Werke angewachsen seyn würde. Der Anhang zur ersten Ausgabe: Vervollständigung der Brückenschanzen, um die Teten der Kriegsbrücken gegen feindliche Angriffe zu sichern, ist dagegen ganz weggelassen. Zum Schluß bemerken wir, daß die um sieben vermehrten Kupfertafeln der gegenwärtigen Ausgabe, durch Eleganz und Reinheit des Stichs sich vor denen der ersten Ausgabe vortheilhaft auszeichnen.

u.

M o s c a u.

Von dort ist uns der Bericht über die Begründung des Armenischen Instituts daselbst, Institut Arménien de langues orientales durch die Herren von Lazareff, welches demnächst von S. M. dem Kaiser bestätigt worden, zugeschildt.

Es soll die Eleven zum Civil- und Militärdienst vorbereiten, besonders aber Dolmetscher, und Lehrer für die Armenischen Kirchen im Russischen Reiche, bilden. Das Institut ist dem Ministerio des öffentlichen Unterrichts untergeordnet; an seiner Spitze steht der General der Cavallerie Herr von Benkendorf. Die Zahl der Lehrer beträgt 22; die Zahl der Zöglinge, Russen und Armenier, dormalen 46. Der Kreis des Unterrichts umfaßt, außer dem Gymnasial-Unterricht, besonders den in der Armenischen, Arabischen, Persischen und Türkischen Sprache. Ein von den Herren von Lazareff deponiertes Capital von 900000 Rubel bildet den Fond des Instituts. Beygefügt ist die ausführliche Verfassungsurkunde, in Armenischer und Russischer Sprache.

Wir halten dieses Institut für so viel wichtiger, da die Erfahrung, — seit der Wiederfindung der Chronik des Eusebius — bereits gelehrt hat, daß wir gar nicht die Hoffnung aufzugeben brauchen, verlorne Werke des Alterthums in Armenischen Uebersetzungen wieder zu finden; und es also der Literatur nicht weniger als dem Staat wird nutzen können. Es mag uns erlaubt seyn auf diesen Gegenstand besonders aufmerksam zu machen. Welchen Dank würden wir Rußland schuldig seyn — das uns ja schon den Homerischen Hymnus auf die Ceres gab — wenn es gelänge auch nur Einen der großen Schriftsteller des griechischen Alterthums, wenn auch nicht der Sprache, doch dem Inhalt nach, hier wieder auferstehen zu lassen.

Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

D e n 16. M a y 1831.

L o n d o n.

For Fisher, son and Jackson, Newgate-street: Polynesian researches during a residence of nearly six years in the South-Sea-Islands etc. by William Ellis, Missionary etc. etc. Vol. I. XVI u. 536 Seiten. Vol. II. VIII u. 576 S. in Octav. Mit zwey kleinen Karten und mehreren Ansichten und Abbildungen.

Die Inselwelt, Polynesia nennt sie der Verf. obiger Schrift, und betrachtet sie zugleich als den sechsten Welttheil (I. S. 3) — die Inselwelt des stillen Meers hat seit ihrer Entdeckung bey den Gebildeten in ganz Europa das größte Interesse erregt. Wie Forster's Bemerkungen die Forscher anzogen und belehrten, so setzten die begeisterten Schilderungen, besonders der Insel Tahiti oder Otahete, der von dort gebürtige nach England übergeführte Omai (s. Blumenbachs Abbildungen N^o. 4) Prinz Lee Boo, die Nachricht von den Pelew-Inseln und was sonst von

jenen Inseln und ihren Bewohnern durch Druck-
 schriften vor etwa 40 Jahren verbreitet wurde,
 die Phantasie der Leser überhaupt in die lebhaf-
 teste Bewegung. Nach und nach nahm das Zan-
 berlicht welches jene entfernten Weltgegenden ei-
 ne Zeit lang umstrahlt hatte, merklich ab; die
 mehr als griechischen Schönheiten, die man nach
 den Abbildungen in Cook's Reisen dort einhei-
 misch hatte glauben müssen, wurden als zur
 Malayischen Menschenraße gehörig, also auch
 nach ihren etwas groben Gesichtszügen und ih-
 rer gelblich schwärzlichen Hautfarbe erkannt, und
 in Hinsicht auf die herrschenden Sitten, die Le-
 bensweise, und den ganzen Zustand dieser an-
 fangs so glücklich gepriesenen Naturmenschen auf
 Tahiti, erhoben sich, besonders seitdem die Vor-
 fälle mit dem Schiffe Bounty, Capitän Bligh,
 bekannt wurden, sehr gegründete Zweifel. Die
 Inseln wurden auch nur noch bey Gelegenheit
 größerer Seereisen oder zufällig von Europäern
 besucht, denn sie konnten durch keine für euro-
 päische Märkte berechnete Producte zu Specula-
 tionen der Handeltreibenden anregen. Immer
 aber blieben sie interessant und die Nachrichten
 welche von jener Inselwelt gelegentlich in das
 Publicum kamen, behielten einen eigenthümlichen
 Reiz. Seit 1797 haben auch die von England
 aus nach Tahiti und den benachbarten Inseln
 abgeschickten Missionäre ziemlich regelmäßige und
 genaue Berichte von dort her geliefert, welche
 auch den Freunden der Missionsfache in Deutsch-
 land nicht unbekannt geblieben sind. Einer von
 den späteren Abgesandten der Londoner Missions-
 Gesellschaft, Herr Ellis, der im Jahr 1816 von
 England nach den Societäts-Inseln abging und
 im Jahr 1822 mit seiner Gattin, deren Gesund-
 heit die Heimkehr nöthig machte, von dort wie-

ber zurückkam, tritt in dem oben angezeigten Werke mit einem ziemlich ausführlichen Bericht über die vorzüglichsten jener bey uns gewöhnlich zum fünften Welttheil, nämlich zu Australien gerechneten Inseln, Tahiti, Timeo, Huahine, Raiatea, Borabora *) und einiger anderer hervor. Seine Glaubwürdigkeit unterliegt keinem Zweifel, sein Urtheil ist durchgängig ruhig, verständig und dem christlich frommen Sinn eines Missionärs angemessen, einen wissenschaftlichen Character aber kann man dem Werke nicht zuschreiben, schon weil alle wissenschaftliche Anordnung der Materie ihm fremd ist, auch in naturhistorische, geologische und ähnliche Untersuchungen nirgends eingegangen wird. Was also der Verf. 'researches' Untersuchungen über Polynesien nennt, besteht im Grunde in vermischten Nachrichten über jene entfernten Punkte der bewohnten Erde. Diese Nachrichten, welche als Bestätigung und Vervollständigung der schon bekannten dankbar angenommen werden müssen, sind, wie natürlich, am ausführlichsten in allem was die Geschichte der Einführung des Christenthums auf den Inseln und die dortigen Missionen betrifft. Durch Zusammenziehung und zweckmäßige Anordnung könnten diese Mittheilungen vielleicht eine interessante und belehrende Lecture für Leser aller Classen gewähren, so wie sie aber im Original erscheinen, setzen sie die Stimmung eines Directors oder eifrigen Beförderers der

*) Nach des Verf. Bemerkungen über die Aussprache (I. 77. 78) sind die Eigennamen nicht immer nach Englischer Weise auszusprechen, also nicht etwa Tahiti sondern Tahiti, nicht Timeo sondern Timeo. ai klingt wie ey — also Matavai Matapey, Raiatea wie Reatea. ay klingt wie in den Englischen Wörtern hay, day — o wird vor den Hauptwörtern als Artikel gebraucht.

Missions-Gesellschaft voraus, um durchgängig anziehend gefunden zu werden. Wenn aber bey den Lesern dieser Blätter überhaupt genommen, wohl nicht gerade jene, doch aber etwa die Stimmung vorausgesetzt werden darf, die Cook, Forster und andere frühere Berichterstatter für die Inseln der Südsee und ihre Bewohner unter uns erregten, so möchte es für mehrere Leser dieser Anzeigen nicht unangenehm seyn, außer jenem allgemeinen Urtheil über das vorliegende Werk, vermittelt einiger in dem Buch enthaltener genauer Angaben, durch den Missionär Ellis an Verschiedenes was jene Inselwelt auszeichnet hier erinnert, und endlich mit dem gegenwärtigen Zustande des dort einheimischen Theils unsers Geschlechts näher bekannt zu werden, und solche dürften denn das hier weiter Folgende einiger Aufmerksamkeit würdigen wollen.

Die freundschaftlichen, die Societäts-, die Georgs-Inseln, zu welchen letztern Tahiti gehört, die Sandwich-Inseln liegen nebst den übrigen benachbarten auf beiden Seiten des Aequators in dem unermesslich großen Ocean zwischen West-America und Ost-Asien. Ihr Klima, ihre natürliche Beschaffenheit, ihre Erzeugnisse werden einstimmig von Allen als überaus reizend und vorzüglich dargestellt, auch verhält sich das Meer gegen diese zerstreuten Gebirge in seinem Schooß, ungeachtet mehrere niedrig und von geringem Umfange sind, ganz wie sein gewöhnlicher Name anzeigt: still und friedlich. Jahr aus Jahr ein wehet der Ostwind mit geringer Abweichung nach Norden und Süden, und nur selten treten veränderliche oder wechselnde Winde ein, die dann wohl etwas stürmisch zu seyn pflegen. Bekanntlich sind die meisten Inseln von Korallenriffen umgeben, und einige mögen den-

selben ihre Entstehung verdanken, sämtliche größere Inseln aber scheinen vulcanischen Ursprungs zu seyn, denn das Innere der größeren Inseln besteht durchgängig aus steilen und schroffen Gebirgen, die sich von 3000 Fuß, auf Tahiti bis zu 6 und 7000 Fuß über die Meeresfläche erheben (I. 145) und das Gestein ist Lava, Basalt, selten Granit oder Kalkstein (II. 554). Die Korallenriffe sind wie steinerne Einfassungen um die Inseln her, fehlen aber hin und wieder ganz und sind sich auch nicht gleich. Das Riff welches die Ostküste der Insel Raiatea umgibt, ist eine bis zwey Englische Meilen weit von der Küste entfernt, hat oben eine Breite von 5 bis zu 20 und 30 Ellen, schließt also einen beträchtlichen Zwischenraum ruhigen Wassers ein. Prachtig hebt sich die Brandung 10 bis 12 Fuß hoch gegen diese steinerne Mauer, und entzückend ist die Fahrt zwischen dem Riff und der Küste um die blühende, duftende Insel. An den Stellen wo sich Flüsse von den Anhöhen der Insel herab in das Meer ergießen, ist die steinerne Mauer, nämlich das Riff durchbrochen und da sich, wahrscheinlich durch Erde und andere von den Bergströmen mit fortgeführte Substanzen, an den Seiten dieser Oeffnungen außerhalb und innerhalb kleine Inselchen bilden, auf denen auch bald Cocospalmen wachsen, so können die Schiffer schon von fernher den Eingang durch das Riff bemerken und darnach steuern (II. 5). Von der Masse aus welcher das Korallenriff besteht und welche beynahе unsichtbaren Bewohnern seinen Ursprung und Wachsthum verdankt, bröckeln große Stücke ab und werden aus dem Wasser heraufgeholt, auch wohl von der Mauer losgebroschen um zu Kalk gebrannt zu werden oder zu Bausteinen zu dienen (II. 70). Es sehen

sich an dieses mauerartige Korall und auch sonst an der Küste noch zweig- oder baumartige Korallen an, die gleichfalls losgebrochen und zerstampft zum Bestreuen der Eingänge und Vorplätze verschiedener Gebäude benutzt werden. Die Inseln sind sämmtlich reich an köstlichen Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche, unter welchen die Brotfrucht und Cocosnuß obenan stehen. Die meisten der dort einheimischen eßbaren Vegetabilien sind aus den Reisebeschreibungen schon bekannt, hier findet man einige genauer beschrieben, auch größtentheils mit dem systematischen doch ohne Auctorität angeführten und mit dem einheimischen Namen bezeichnet. So z. B. Yam, *Dioscoria alata*, bey den Eingebornen Uhi; *Arum esculentum* und *costatum*, bey den Eingebornen Taro; Pfeilwurz, *Cheilea tacca* (Arrow root), bey den Eingeb. Pia; Batatte, *Convolvulus battatta* oder *chrysorizus* (sweet potato), bey den Eingeb. Umara u. s. w. Von den zahlreichen Arten des Brotbaums werden am meisten geschätzt *Artocarpus incisa*, Paea der Eingeb. und *A. integrifolia*, Uru maöhe der Eingebornen. Die Brotfrucht wird nie roh gegessen, aber geröstet und sonst nach dortiger Sitte zubereitet sehr geschätzt. Die Cocospalme, Haari der Eingeb., trägt 150 bis 180 Nüsse, welche in den verschiedenen Stadien ihrer Reife besondere Namen führen und Speise und Trank zugleich gewähren, ehe sie völlig reifen. Das aus dem reifen Kern gepreßte Del, wie auch das aus der Pfeilwurz (arrow root) gewonnene Product dient zum Tauschhandel mit Europäern und wird demnach ausgeführt, nicht aber Taback, Baumwolle und Zucker, wiewohl die Inseln auch diese Gewächse erzeugen. Merkwürdig ist der Baum dessen Stamm sich bey zunehmendem Alter in

flügelartige Bretter theilt, ähnlich der Kastanie, bey den Eingeb. Nata, *Tuscarpus edulis* (I. 375), und dessen flügelartige Fortsätze auch wirklich als natürliche Bretter zum Schiffsbau und sonst benutzt werden; ferner der sonst heilig gehaltene Uoa, ein Baum der von seinen horizontal stehenden Zweigen Fäden herabschickt; welche wenn sie den Boden erreichen einwurzeln und einen neuen Stamm bilden, so daß ein einziger Baum bald einen kleinen Wald erzeugt (II. 169). Aus dem Thierreiche besitzen die Inseln ursprünglich nur Hunde, Schweine und Federvieh; die Fische im Meer umher, unter denen auch der furchtbare Haifisch, und in den Landseen nicht gerechnet. Jetzt hält man auch Ziegen und Hornvieh, Pferde werden nicht erwähnt, und die früher dorthin gebrachten haben sich nicht lange erhalten. Von kostbaren Mineralien findet sich nichts — bey den Faumotu-Inseln hat man Perlen zu fischen versucht, aber mit geringem Erfolge. Ungeachtet die Einwohner sich jetzt mit Garten- und Landbau Mühe geben, bleiben sie doch größten Theils auf die inländischen Gewächse und Früchte beschränkt, denn unsere Getreidearten, namentlich der Weizen, auch der Reis, die Kartoffel und das hieländische Obst wollen dort nicht gedeihen. Die Brotfrucht aber, sagt Herr Ellis, kann doch auf keine Weise das Weizenbrot ersetzen, und eben so wenig die Yam unsere Kartoffel, oder die Cocosnuß unser Obst. Europäer, zumal ein Engländer, entbehrt auf die Dauer auch ungern das gewohnte Hammel- und Rindfleisch, so wie man denn auch hier auf Wild sammt dem Vergnügen der Jagd Verzicht thun muß, doch wird der Fischfang mit Angeln und Netzen auch zum Vergnügen getrieben (II. 290).

Von den Bewohnern der Inseln haben frühere Reisende oft eine ganz bezaubernde Schilderung entworfen. Man hätte glauben mögen jene wirklich paradiesische Inseln wären auch von Menschen bewohnt, noch ganz so wie sie im Stande der Unschuld nur können gedacht werden: gut und glücklich! Ihren körperlichen Vorzügen, ihrem natürlich guten Verstande, ihrer ausgezeichneten Fertigkeit und Sorgfalt im Schiffsbau, in Verfertigung von Netzen, Waffen und Zeugen aus Baumrinde, auch ihrer Gutmüthigkeit und Sanftheit, wenigstens in Vergleichung mit dem furchtbaren Neu-Seeländer, muß man auch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; dieß bezeugt auch Herr Ellis; wer aber von Unschuld, von guten Sitten, von Edelmuth und sonstigen Vorzügen des Herzens nur einigermaßen die richtigen Begriffe fest hält, und darnach den Character der gepriesenen Polynesier, auch der Tahitier mißt und beurtheilt, der kann nicht anders als sie mit den durch Sittenlosigkeit und Schlechtigkeit aller Art unrühmlichst ausgezeichneten Generationen und Volksstämmen, mit denen die Geschichte uns bekannt macht, gleich stellen. Ja, Ref. ist geneigt zu glauben daß der endliche Sieg des Christenthums über das Heidenthum auf jenen Inseln, durch das Uebermaaß von Elend in welches der sittliche Verfall die Insulaner stürzte und durch das unerträglich werdende Gefühl ihrer Ausartung und Schlechtigkeit, gar sehr erleichtert wurde.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

D e n 19. M a y 1831.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: *Polynesian researches during a residence of nearly six years in the South-Sea-Islands etc. etc.*

Denn will man sich den gesellschaftlichen Zustand der Inselbewohner denken, wie er vor Ankunft der Missionäre wirklich war, so muß man die einnehmenden Beschreibungen früherer Berichterstatter ganz vergessen, und muß sich dagegen, wie die vorliegende Schrift an die Hand gibt, folgende Züge vergegenwärtigen: eine Volksmenge durch unnatürliche Laster und Grausamkeiten in steter und schrecklicher Verminderung — von 200,000 auf Tahiti, nach Cook, doch wohl zu hoch angeschlagen, von 16,000 nach Capitän Wilson im Jahr 1797 berechnet, bis auf 8000 nach den Missionären herabgesunken (II. 28) — das weibliche Geschlecht von aller Theilnahme an den gesellschaftlichen Rechten ausgeschlossen und der Willkühr der Männer preis gegeben (I. 222) — sämtliche Häuptlinge bey ir-

gend einer Veranlassung zu den grausamsten Feindseligkeiten gegen einander aufgeregt und aufstehend — die schamlose Arooi-Gesellschaft aus privilegierten höchst anmaßlichen Wüßlingen, Müßiggängern und Possenreißern zusammengesetzt und die ganze Insel tyrannisierend (I. 316) — die häufigen Menschenopfer, wozu die Individuen auf Requisition der Priester von dem Könige oder einem Oberhaupte heimlich designiert und dann hinterlistig erschlagen wurden um den Götzen geopfert zu werden (II. 213) — die Ermordung endlich des größten Theils der jung gebornen Kinder gleich in der Stunde ihrer Geburt, durch die Hand des Vaters oder der Mutter (I. 334), alle diese Züge muß man zusammenfassen und sich vergegenwärtigen um ein wahres Bild von dem Zustande der Tahitier und ihrer Nachbarn zu erhalten. Nimmt man aber zu diesem allen was bey der Gesamtheit der Eingeborenen herrschend war und öffentlich geschah, wie billig, noch hinzu, was etwa Eltern von ihren widerspänstigen Kindern — solche die bis über die erste Stunde nach der Geburt im Leben waren erhalten worden, wurden späterhin nicht mehr umgebracht (I. 334) — oder was Hausfrauen und Untergebene, man hatte nämlich auch Sklaven oder Leibeigene, von brutalen Hausherrn, was Kranke, Gebrechliche, Hochbejahrte von ihren Hausgenossen noch im besondern zu leiden hatten (II. 282), nimmt man hinzu was bey den Trinkgelagen vorkam, denn auch diese Insulaner hatten schon vor Einführung des Rum gelernt aus der Ei-Pflanze (*Dracaena terminalis*) ein berauschesendes Getränk, Ava, zu verfertigen und schwelgten von Zeit zu Zeit darin (I. 229), und daß endlich selbst von den liebenswürdigen Tahitiern früherhin Menschenfleisch verzehrt wurde

(II. 224), so wird erst das entsetzliche Gemälde vollendet. Sollte man nun auch wenn man sich dieß alles denkt, nicht geradezu mit den Missionären sagen wollen: 'so blühet hier des Satans Reich welchen die Insulaner in ihren abscheulichen Gözen verehrten'; nothwendig muß man doch gestehen, daß auch bey diesen von der Natur körperlich und geistig begünstigten, von allem Verkehr mit andern, etwa schon ausgearteten Menschen so lange abgefonderten, durch keine äußere Noth gedrängten Insulanern sichtbar wird, wie das sich selbst überlassene menschliche Herz so entsetzlich fruchtbar ist in Schlechtigkeiten!

Mit diesem sittlichen Verfall der Tahitier und ihrer Nachbarn bekannt geworden und ihn menschenfreundlich beklagend, glaubte die Londoner Missions-Gesellschaft einen ins Große gehenden Versuch zur Verpflanzung des Christenthums nach jenen Inseln machen zu müssen. Sie rüstete zu dem Ende ein eignes Schiff aus, the Duff, auf welchem Capitän Wilson der ältere im März 1797 zwölf bis vierzehn Missionäre nach Tahiti überführte, diesen folgte im Jahr 1800 eine Zahl von noch acht Missionären in dem Royal Admiral geführt von Capitän Wilson dem jüngeren, so daß also auf mehreren Inseln zugleich Boten des Evangeliums auftreten und ihr Werk beginnen konnten. Hatte aber auch das Feld in welches diese Arbeiter geführt wurden schon reif geschienen zur Ernte, in der That war es noch weit davon entfernt! Die Missionäre fanden zwar, wie aus den Missionsberichten bekannt und im ersten Theil der vorliegenden Schrift umständlich wiederholt, auch leicht zu begreifen ist, eine ziemlich freundliche Aufnahme, genossen auch Schutz und überhaupt genommen Sicherheit für ihre Personen und Eigenthum; aber in Anse-

hung des Hauptzwecks blieben ihre Bemühungen 16 Jahre lang so gut wie ohne allen Erfolg. Denn einige wenige die sich zu den Missionären hielten und spottweise 'die Betenden' bure atua (Gottbitter) genannt wurden, mochten nach dem Urtheil der Missionäre nicht ganz zuverlässig seyn, wiewohl sie um ihres Bekenntnisses willen Verfolgungen über sich ergehen ließen (I. 228) und auch der König Pomarre, der aber damals keine Macht hatte, auf ihrer Seite war. Die Missionäre legten es auch nicht darauf an, zu überreden oder durch Befriedigung unstatthafter Wünsche z. B. durch Austheilung von Geschenken oder durch Unterstützung einer Partey mit ihrem Feuergewehr gegen eine andere, die Eingebornen zu gewinnen, sie predigten öffentlich den einigen wahren Gott und Jesum Christum den er gesandt hat, überließen aber den Erfolg dem göttlichen Wirken und Wohlgefallen. Die Erwachsenen hörten sie aber nicht, widersprachen und spotteten wohl gar und zeigten Geringschätzung gegen die Predigt und die Prediger (I. 118). Die Kinder waren abgeneigt die Schulen zu besuchen um Lesen zu lernen und das von den Missionären und ihren Frauen oft geschehene Anerbieten, die zur Ermordung bestimmten Kinder in ihre Pflege nehmen und erziehen zu wollen, fand keinen Eingang; die Verwirrung auf den Inseln ward durch die Feindseligkeiten der Häuptlinge gegen den rechtmäßigen König und seinen Anhang immer größer, zuletzt schien den Missionären nichts anders übrig zu bleiben als ihren Posten für die Zeit zu verlassen, was auch im Jahre 1808 und 1809 wirklich geschah. Sie begaben sich nach Neu-Süd-Wallis, oder kehrten auch in die Heimath zurück. Bloß Mr. Nott scheint beständig bey dem König Pomarre, der im Jahr

1824 verstorben ist, geblieben und diesem aus seinem Gebiete vertriebenen, lange im Exil auf der Insel Timeo lebenden Oberhaupte treu gefolgt zu seyn. Auf das Gemüth dieses Fürsten müssen die Lehren des Christenthums von Anfang einigen Eindruck gemacht haben, und seine Niederlage und Verbannung, ungeachtet des von ihm so eifrig gesuchten Schutzes und Beystandes seiner Götzen, können ihn von der Nichtigkeit dieser eingebildeten Wesen und des Götzendienstes überhaupt überzeugt haben. Nach der für den König Pomarre günstigen Schlacht vom 12. Nov. 1815, und der weisen Benützung seines Sieges (I. 247) gab der wieder eingesetzte König den noch in der Nachbarschaft verweilenden Missionären Veranlassung zuerst nach Timeo und dann auch nach Tahiti zurückzukehren. Hiermit fing ein neuer Zeitpunkt in der Geschichte Polyneziens an; die vorzüglichsten Inseln, die bisher von Missionären waren besucht worden, entsagten dem Götzendienste um die Lehre Jesu anzunehmen, und die Missionäre erndteten nun die Frucht einer beynabe 16 Jahre lang, dem Anschein nach, vergeblich doch auf Hoffnung fortgesetzten Aussaat auf einmal. Seit 1819 trat diese Veränderung bald mehr bald weniger vollständig und durchgreifend ein, die Götzbilder wurden verbrannt, die Maraes d. i. Tempel und Opferstätten wurden zerstört, der König, die Priester und das Volk bekannten sich zur Verehrung des einzigen wahren Gottes, so wie er sich durch Jesum Christum in der heil. Schrift geoffenbart hat. Die Missionäre hatten damals eine Buchdruckerey auf Timeo eingerichtet, und konnten außer dem Alphabet und einigen andern Elementarschriften einzelne Bücher in der Landessprache und zwar in dem Dialect von Tahiti, der jedoch

von dem auf den übrigen Inseln merklich abweicht, gedruckt austheilen. Dadurch wurde Lust zum Lesen und ein zahlreicher Schulbesuch von Kindern und Erwachsenen befördert, und fast jeder begehrte nunmehr ein Christ zu seyn und zu heißen. Denn der bisherige Götzendienst und Priesterbetrug, so fest er auch gegründet zu seyn schien, hatte seinen Credit verloren, auch gab es weder eine heilige Urkunde noch eine mächtige Priester-Kaste, noch auch ein ausgebildetes oder einnehmendes Religions-system, wodurch der Aberglaube länger hätte beschützt werden können. Die Missionäre übereilten sich indessen nicht mit der Aufnahme zum Christenthum, behaupteten auch einen Unterschied zwischen Getauften und Abendmahlsgenossen, nur die letzteren wurden als wirkliche Mitglieder der christlichen Kirche angesehen, und die zu allererst auf solche Weise errichtete christliche Gemeinde in Polynesien zu Fare in Huahine bestand aus 10 Mitgliedern (II. 308). An Kirchen, Capellen und Schulhäusern fehlte es nicht. Das Bauen scheint dort leicht und schnell von Statten zu gehen, wiewohl jetzt nach europäischer Sitte gebauet wird, doch nicht massiv, sondern die Gebäude, zum Theil zwey Stockwerk hoch, werden von Holz aufgeführt und die Wände mit Kalk übersezt, so daß sich jetzt die auf mehreren Inseln angebaueten Dörfer, auf den Kupferstichen im vorliegenden Werke ganz wie europäische und recht lieblich ausnehmen. In dem vom König Pomarre nach einem gewaltig großen Maßstab ausgeführten kirchlichen Gebäude, the Royal Missionary chapel auf Tahiti, ist dieser König auch feyerlich getauft worden, hier so wie auch in den übrigen Capellen, wird das heil. Abendmahl von Zeit zu Zeit an einem einfachen reinlichen Tische, gemeinschaftlich gehalten, und

statt des Weizenbrotes, welches nicht immer zu haben seyn möchte, hat man sich von Anfang an der gerösteten Brotfrucht dabey bedient. Hier werden auch die Trauungen nach vorgängiger Proclamation feyerlich vollzogen, hier sind auch die jetzigen Gesetze der Insel durch den König Pomarre vorgeschlagen, und durch allgemeine Zustimmung der versammelten Häuptlinge und des Volks im May 1819 angenommen und sanctioniert worden. Das Autograph dieser Gesetze, vom Könige selbst äußerst nett geschrieben, wird in dem Missions-Museum zu London aufbewahrt. Eine mit den Vorschriften des Christenthums übereinstimmende gesellschaftliche Verfassung mußte aber nothwendig nach Abschaffung des Götzendienstes neu eingeführt werden, denn der überall eingreifende Einfluß der bisherigen Religion hörte auf, und mußte ersetzt, insbesondere mußte die königliche Gewalt neu bestimmt werden, da diese sonst wohl mit der Gottheit selbst war identificiert worden. Die Missionäre enthielten sich alles unmittelbaren Einwirkens auf die bürgerliche Gesetzgebung, wenn gleich häufig zum Gegentheil aufgefordert, und riethen dem Könige sich über diese Angelegenheiten mit seinen Häuptlingen zu besprechen und so festzustellen was Gesetz seyn sollte. Mitunter haben die Missionäre auch wohl eine bürgerliche Anordnung empfohlen und der Missionär Nott hat großen Antheil an den nunmehr eingeführten Gesetzen, wovon Herr Ellis die vorzüglichsten in einer getreuen Uebersetzung mittheilt (II. 427).

So ist denn nun auf jenen vielleicht vor allen andern Punkten der bewohnbaren Erdoberfläche vorzüglich begünstigten Inseln eine ganz neue Ordnung der Dinge, in bürgerlicher, moralischer und religiöser Hinsicht eingetreten und wer sich

hievon ein richtiges Bild, wozu vorliegendes Werk Anleitung gibt, zu machen wünscht, wird folgende Hauptzüge zusammenfassen und sich vergegenwärtigen müssen: Statt des ehemaligen abscheulichen Götzendienstes der anerkanntermaßen keinen andern Grund hatte, als slavische Furcht, ein vernünftiger Gottesdienst nach Anleitung der heil. Schrift im Geiste der protestantischen Kirche; statt der unaufhörlichen Feindseligkeiten und der blutigen Kriege aller gegen alle, brüderliche Liebe, Eintracht und Frieden, mit gesetzlicher Bestimmung der Rechte und Pflichten sowohl der Regierer als der Regierten; statt der Menschenopfer und Kindermorde, Sicherheit der Personen, Familienleben, häusliche Glückseligkeit — vorwärts ganz unerhörte Dinge; statt der unzüchtigen Schwelgereyen, Tänze und Lustbarkeiten, regelmäßige Beschäftigungen, der Männer, mit Ackerbau, Gartenbau und sonstigen Erwerben, der Weiber, mit Nähen, Spinnen, Weben der im Lande erzeugten Baumwolle, Flechten von Hüten aus Binsen, Baumbast u. dgl.; statt der beynahe geschlossenen, bloß durch Eifersucht in Schranken gehaltenen Vermischung der beiden Geschlechter, regelmäßig vollzogene, durch laut ausgesprochene Gelübde und kirchliche Einsegnung geheiligte monogamische Ehen; statt der despotischen Willkühr der Oberhäupter, geschriebene Gesetze, Richter, Juries, Rechtspflege ohne Ansehen der Person — und überdies alles noch, statt des vorher in thierischer Sinnlichkeit unvermeidlich untergehenden Bewußtseyns einer höheren Natur und Bestimmung, das bey vielen wenigstens herrschend und klar gewordene erhebende Bewußtseyn einer genauen Verbindung mit einem allmächtigen, höchst weisen und gütigen Wesen, sammt einer erheiternden Hoffnung nach dem

Lobe; wozu noch statt der ehemaligen abergläubigen, seltsamen und widrigen Trauer und Begräbniß-Ceremonien (II. 526) ein anständiges christliches Begräbniß unter Leitung des Religionslehrers kommt. Wer diese Züge, wie sie Herr Ellis angibt, zusammenfaßt, muß wohl geneigt werden, wie die Missionäre, dem Glauben an die alles besiegende Kraft und Wirkung des heil. Geistes zu huldigen. Jedoch wird kein Nachdenkender leicht annehmen können, daß die jetzige Bevölkerung von Tahiti, Timeo, Huahine und mehrerer anderer Inseln, wie vermittelt eines Sprunges oder Wunders zu der gegenwärtigen Stufe intellectueller und moralischer Bildung gelangt sey, er wird auch nicht denken, daß diese Neubekehrten einen untadeligeren Character behaupten oder einen weit exemplarischeren Wandel führen würden, als man in den gebildetsten christlichen Ländern von einem gemischten Haufen verlangt und erwartet, freuen wird sich aber doch jeder Menschenfreund über die nun auch in dem fünften Welttheile, in Australien, gestifteten noch in der ersten Liebe stehenden Christengemeinen — Gemeinen, die jetzt mehrere Hunderte regelmäßig aufgenommener Mitglieder zählen, eine feste kirchliche Verfassung angenommen haben, und in Beobachtung des Aeußern, z. B. Sonntags, als des Sabbaths, wie auch in allem was Gebet, was häusliche und öffentliche Andachtsübungen betrifft, höchst gewissenhaft und pünctlich sind (I. 156). Wie viel Unvollkommenheit hierbey noch Statt finden, wie viel Mängel sich auch jetzt noch zeigen und in der Folge zeigen werden, mit Dank gegen die göttliche Vorsehung und williger Anerkennung der Missions-Bemühungen wird doch der Menschenfreund gewiß die

Emancipation einer nicht unbeträchtlichen und dabey zugleich höchst interessanten Bevölkerung jenseits des Weltmeers begrüßen, und von den dortigen Bekennern des Christenthums das Beste hoffen. Was daher auch der berühmte Seefahrer Herr von Kokebue in seiner Reisebeschreibung und der Recensent derselben in der Hallischen Literatur-Zeitung von den beschränkten Religionsbegriffen, von der Andäctelcy und zu vermuthenden Scheinheiligkeit der Tahitier, was sie über die Enttheuerung jener sonst so heitern, lachenden Inseln durch Einführung der christlichen Religion auch sagen mögen; was ferner auch scharfsichtige Schriftsteller und Mitarbeiter an dem politischen Journal und andern Zeitschriften, über die geheimen, ohne Zweifel eigennütigen und auf das Handelsmonopol hinauslaufenden Absichten der Engländer, bey ihrem Eifer Missionäre bis an das Ende der Erde auszusenden, auch meinen mögen erspähet zu haben; was endlich auch die noch durch Rousseau, Basedow, Salzmann oder auch wohl nur durch oberflächliche Dramatiker und Novellisten für den Naturzustand und den Naturmenschen eingenommenen Köpfe, gegen die Einführung einer positiven Religion und einen äußern Cultus, gegen den Werth der Erscheinungen die unlängst in Polynesien Statt gefunden haben, auch erinnern und einwenden mögen, unmöglich kann man diesen mehr oder weniger heftigen Gegnern gegen die Missionsbemühungen und ihren Erfolg Recht geben, so lange die Erfahrung lehrt und alle Missionäre einstimmig, wie auch Herr Ellis (I. 29) wiederholen, daß religiöse Cultur jeder andern wünschenswürdigen nothwendig vorher gehen muß, so lange endlich ein Glaube oder eine Glaubensform, wo-

durch die wohlthätigsten Wirkungen auf Gesinnungen und Verhalten unleugbar hervorgebracht werden, als gut und vortrefflich und selbst auf die Gefahr des möglichen Misbrauchs als annehmungswürdig betrachtet werden muß. Sagt man aber die Missionäre hätten jene glücklichen Inseln durch ihre strenge Lehre und Kirchenzucht entheitert, so geben die Missionäre allerdings zu, daß die ehemaligen Belustigungen der Insulaner, ihre Musik, ihre Tänze, ihre Pantomimen, ihre Kampfspiele, den berühmten griechischen ähnlich (I. 290) selbst das so beliebte und nicht ganz übelstehende Tatuieren, nunmehr gänzlich aufgehört habe und verboten sey (II. 463), behaupten aber auch daß dieß alles theils unsittlich und brutal gewesen, theils aber in so genauer Verbindung mit dem heidnischen Aberglauben und dem Götzendienste der Insulaner gestanden habe, daß alle die letzterem entsagten sich auch nothwendig von ersterem losmachen und jene Dinge völlig aufgeben mußten, wie auch jetzt ohne Widerstreben geschieht. Dagegen meinen die Missionäre durch ihre Lehre dazu beigetragen zu haben, daß die Insulaner jetzt das Gute ihrer irdischen Heimath in Ruhe und Frieden genießen, häusliche und geistige Freuden, durch Lesen, Schreiben, Gebet und Andachtsübungen kennen und schätzen, und schuldlose Feste feyern, wovon ein Schul- und Kinderfest, an welchem mehrere hundert Kinder fröhlich Theil nahmen, anziehend beschrieben wird (I. 490). Daß dem trefflichen Cook noch ein kleines Denkmahl auf Tahiti grünt, nämlich ein Nußbaum (shaddock tree) den er mit eigener Hand auf der kleinen Herrlichkeit oder dem Landgute, welches er seinem Freunde Omai (Herr Ellis schreibt May)

dort einrichtete, ohne jedoch seinen edlen Zweck zu erreichen, weil May die Sitten und Lebensweise seiner Landsleute wieder annahm und alles was Cook ihm empfohlen, gegeben und dort eingerichtet hatte vernachlässigte — vom Christenthum hatte May aber während seines dreyjährigen Aufenthalts in England so gut wie nichts erfahren — wird man II. 90, so wie auch II. 545 daß für die Kinder der Missionäre auf Ozeico ein höheres Schul-Institut, an welchem auch Kinder der Eingebornen Antheil nehmen können, und welches die Engländer the South-Sea-Academy nennen, im Jahr 1824 ist errichtet worden, nicht ohne Interesse lesen.

L e i p z i g.

Hey Focke: Das Corpus juris civilis ins Deutsche übersetzt von einem Vereine Rechtsgelehrter, und herausgegeben von Dr. Carl Eduard Otto, Dr. Bruno Schilling, Professoren der Rechte an der Universität Leipzig, und Dr. Carl Friedrich Ferdinand Sintenis, als Redactoren. Erster Band. 1830. XXX und 906 Seiten gr. Octav. *)

Daß eine Uebersetzung des Justinianischen Rechtsbuchs in die Landessprache von großem und wesentlichem Nutzen seyn könne, um den Inhalt desselben auch denjenigen zugänglich zu machen, welche zu andern Zwecken, als zu juristischen, es zu benutzen wünschen, ist unleug-

*) Wir wollen bey der Wichtigkeit der Unternehmung auch diese zweyte, uns zugesandte, Anzeige von der Hand eines berühmten practischen Juristen, unsern Lesern nicht vorenthalten.

bar; eine gute Uebersetzung kann aber auch für den Juristen die Stelle eines erklärenden Commentars vertreten und also selbst für diesen von unberechenbarer Wichtigkeit seyn. Will man dagegen einwenden, daß sie von dem Studium des Originaltextes ableiten und der Trägheit der Rechtsbesessenen Vorschub thun werde, so würde aus gleichem Grunde jede Uebersetzung der römischen und griechischen Classiker in die Landessprache ein eben so verderbliches Unternehmen seyn müssen, was gewiß Niemand behaupten wird, und was überdies darin seine Widerlegung findet, daß das Studium der Alten durch die zahllosen Uebersetzungen derselben nicht allein keinen Eintrag erlitten hat, sondern vielmehr jetzt auf einer höhern Stufe, wie je steht. So zahlreich die Uebersetzungen einzelner Theile des Justinianischen Rechtsbuchs in die Landessprache gefunden werden, (die Institutionen erschienen in französischer Sprache durch Nicole de l'Escut, Lyon 1547. Guy de la Roche, Paris 1580, Etienne de Lyon, Lyon 1625, Duteil, Paris 1655 und öfters, — Helo, Paris 1669, Ferriere, Paris 1680 und sehr häufig, du Taurroy de la Croix, Paris 1813, 1821, 1823; — deutsch durch Thomas Murner, Basel 1519 und öfter, Ortolph Fuchspurger, Augsburg 1530 und öfter, Justin Gobler, Dillenburg 1551 und öfter, einen Ungenannten, Köthen 1622, C. F. Weng, Augsburg 1716, J. G. Holz, Nürnberg 1735, Hellwing und Heldmann, Lemgo 1765, W. M. Roßberger, Berlin 1829; — holländisch, von Ungenannten, Antwerpen 1547, Haag 1648, Leyden 1705, von Ortwin, Leyden 1715 — englisch, von einem Ungenannten, London 1749,

von Harris, London 1756, von Cooper, Philadelphia 1823; — spanisch, von Daza, Tolosa 1551 und öfters; — italienisch, von Sansovino, Venedig 1552 und öfters, von Mori = Ubaldini, Florenz 1780. Die Pandecten: spanisch von Fonseca, Madrid 1787 bis 1790. Der Codex: französisch in alten Handschriften, deutsch von Pegius, Ingolstadt 1566; jedoch nur bis Buch II. Tit. 7 einschließlic. Die Novellen endlich: französisch in jenen Handschriften; deutsch, jedoch nach Julian, von Gobler, Frankfurt 1566; noch zahlreicher sind die Uebersetzungen einzelner Stücke aus den einzelnen Theilen der Rechtsammlung), so besaßen dennoch bis jetzt eine Uebersetzung des Ganzen nur die Franzosen und Italiäner allein; die ersteren durch Hulot, Berthelot, Tissot, Berenger u. a. verfaßt, unter dem Titel: Corps de droit civil Romain, 1803. . 1811. in Quart, die letzteren als Corpo del diritto civile Romano, Mailand 1815 ff. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß schon vor mehr als hundert Jahren der Herzog Ernst von Sachsen = Gotha eine vollständige Uebersetzung des Ganzen sehr zu befördern suchte, wie sich solches aus Leibniz (Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae, S. 125) und von Moser (Ehrensäule dem Herrn Ernst, Herzogen zu Sachsen = Gotha aufgerichtet, Anhang S. 13. . 20) ergibt. Aber erst jetzt geht die dieserhalb gehegte Hoffnung in Erfüllung, wie das oben angezeigte Buch beweiset, zu dessen Characterisierung Ref. jetzt übergeht. Es ist, wie der Titel auch angibt, von einem Vereine Mehrerer, jedoch unter der Redaction und Revision der Herren Professoren Otto und Schilz

ling, und des Herrn Dr. Sintenis besorgt. Der Uebersetzung selbst ist der bey Baumgärtner in Leipzig heftweise erscheinende Text des Corpus juris, welchen die Herren Kriegel besorgen, untergelegt, jedoch ist jedem Uebersetzer ein Abweichen in der Lesart vom Text, wo er es für wesentlich nothwendig und den Gesetzen der Kritik entsprechend erachtete, überlassen. Wörtliche Treue ist bey ihr vorzugsweise berücksichtigt; weil es aber unmöglich ist, Stellen und Gesetze ganz wörtlich zu übersetzen, ohne dem Verständnis und der Deutlichkeit Abbruch zu thun, so sind die etwa erforderlichen Zusätze in Klammern geschlossen, um dieselben sofort, als solche zu bezeichnen. Kunstwörter, welche die deutsche Sprache theils im allgemeinen, wenn gleich germanisirt, aufgenommen hat, theils wenigstens in rechtswissenschaftlichen Büchern üblich geworden sind, wie z. B. Depositum, Mandatum, Societät, Fideicommiss, Obligation u. s. w. sind nur dann übersetzt, wenn die Uebersetzung selbst keiner Mißdeutung unterlag, sonst aber beybehalten worden; altrömische unübersetzbare Formen ganz lateinisch geblieben. Was die eigenthümlichen Benennungen der römischen Staatsbeamten anlangt, so sind dieselben nur dann übertragen, wenn entweder in unsern Staaten ganz entsprechende Beamten mit deutscher Benennung und somit in der deutschen Sprache wirklich vorhanden waren oder sich die Bezeichnung in unsere Sprache ohne Nebenbegriffe und Verwechslungen übertragen ließ, wie z. B. Praeses, Assessor, Juridicus, Praefectus urbi, Praetor urbanus und peregrinus; sonst aber nicht, wie z. B. Consul, Praetor (an und für sich), Praefectus Praetorio, Lega-

tus u. s. w. Die Titelincriptionen sind lateinisch mit der Uebersetzung in Klammern; die Inschriften der Fragmente in den Pandecten hingegen lateinisch beybehalten, was auch in Betreff der Ueber- und Unterschriften der Constitutionen des Codex geschehen soll, vorzüglich deshalb, weil sie meist nur für den Juristen von Interesse sind. Auch Anmerkungen sind der Uebersetzung beygegeben, jedoch nur sparsam und in den Fällen, wo eine Abweichung vom Texte für nöthig erachtet wurde, um die Gründe dazu anzugeben, wo unübersetzbare Worte zu erklären waren, wo neue Wortbildungen geschaffen wurden oder Bemerkungen über die Uebersetzung einzelner Worte und Sätze nöthig erachtet wurden. Endlich enthalten sie auch noch kurze Erklärungen von weniger bekannten Antiquitäten, insofern solche zum augenblicklichen Verständnisse erforderlich waren, und die Erklärung dunkler, schwieriger und verdorbener Stellen, theils in Bezug auf die besten Hülfsmittel, theils nach eigener Ansicht des Uebersetzers. — Der vorliegende erste Band enthält die Uebersetzung der Institutionen, und der elf ersten Bücher der Pandecten. Vom Herrn Dr. Sintenis sind übersetzt: die Institutionen, das erste, fünfte bis elfte Buch der Pandecten; vom Herrn Professor Otto das vierte Buch der Pandecten; vom Herrn Dr. Heimbach das zweyte, und vom Herrn Mag. Schneider das dritte Buch der Pandecten, beide unter Redaction des Herrn Prof. Otto.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

D e n 21. M a y 1831.

Paris, Montpellier und Brüssel.

Bey Gabon: Recherches sur le traitement du Cancer par la compression méthodique simple ou combinée et sur l'histoire générale de la même maladie, suivies de notes 1° sur les forces et la dynamétrie vitales 2° sur l'inflammation et l'état fébrile, par J. C. A. Récamier. Tome premier. XXVIII und 552 S. mit 7 Steintafeln. 1829. Octav.

In einem 9½ Seiten langen Avant-Propos erklärt der Verf., daß er anfangs nur die Herausgabe eines einfachen Memoires über den Nutzen der Compression bey Behandlung des Krebses beabsichtigt gehabt habe. Schon im Jahre 1827 habe der Druck der Abhandlung begonnen; die Masse der Thatsachen sey dann aber so angeschwollen, daß es ihm nicht mehr möglich gewesen, die Resultate seiner Untersuchungen in die anfangs gesteckten engen Gränzen einzuschließen. Die Eintheilung des Werkes, welche der Vf. in der unverändert gebliebenen Einleitung angegeben, ist

deshalb eine andere, als die in dem Werke selbst befolgte. Im ersten Theile des Werkes ist von den auf Brustkrebs sich beziehenden Beobachtungen die Rede, im zweyten von der Geschichte einiger krebshafter Krankheiten an verschiedenen Theilen des Körpers, der dritte enthält allgemeine Betrachtungen über die in den beiden ersten Theilen des Werkes enthaltenen Facta. Da eine jede Krankengeschichte, besonders die im ersten Theile verzeichneten, nach und nach, der Ordnung der Tage gemäß gedruckt worden sind, in welcher die einzelnen Beobachtungen am Krankenbette niedergeschrieben waren, so hat das ganze Werk das Ansehen eines ärztlichen Tage- und Notizenbuches bekommen, und es nöthig gemacht, im zweyten und dritten Theile zwey Supplemente hinzuzufügen. Dadurch ist nun für den Leser die große Unbequemlichkeit entstanden, daß er die im ersten und zweyten Theile enthaltenen Beobachtungen mit den beiden Supplementen vergleichen muß, wenn er ein vollständiges Bild der einzelnen Krankheitsfälle haben will. Außerdem ist das Werk dadurch sehr weitläufig und sehr reich an Wiederholungen geworden. Der dritte Theil enthält hauptsächlich allgemeine Betrachtungen über diese vom Verf. mitgetheilten einzelnen Fälle, und die Erzählung einiger neuer. Die Zeit, welche über dem Drucke dieses Werkes und über dem Abwarten des Endes manchen Krankheitsfalles hinging, benutzte der Verf. zu Untersuchungen über die allgemeine Geschichte der krebshafter Krankheiten. Diese ist im vierten Theile enthalten. Den Beschluß machen Noten über Gegenstände der allgemeinen und speciellen Pathologie, welche dem übrigen Inhalte des Werkes gänzlich fremd sind.

Nachdem der Verf. so den Gang seiner Unters-

suchungen im Allgemeinen angegeben, erzählt er in der nun folgenden Einleitung, daß er bey Gelegenheit eines sehr bedeutenden Brustkrebses durch eine Erzählung des Dr. Bielt zuerst etwas von der in England angewandten Compressionsmethode erfahren habe, ohne jedoch die genauere Einrichtung dieser Methode zu kennen. Hierdurch angeregt, behandelte er zwey Kranke durch Binden und Compressen mit dem Erfolge, daß die Schmerzen dadurch gelinder, die Geschwulst beweglicher und isolierter gemacht wurde und daß eine hierauf verrichtete Exstirpation das Uebel vollkommen vertilgte, indem es in beiden Fällen während neun Jahre nicht wiederkehrte. Obgleich nun in England mehrere Stimmen gegen die Wirksamkeit der genannten Heilmethode sich geäußert hatten, so fuhr der Verf. doch mit ihr und der Hungercur ungestört fort. Bey der Behandlung mit Cicuta, Aconitum, Jode, Quecksilber, Antimonium sah er keinen guten Erfolg. So wenig der Verfasser, wie überhaupt die Mehrzahl französischer Chirurgen und Aerzte, ein Freund der Exstirpation krebssiger Theile ist, so verdammt er doch das durch die englische chirurgische Schule ausgesprochene *Noli me tangere* im Allgemeinen. Nachdem dann abermals einige Krankengeschichten mitgetheilt sind, die füglich hier hätten wegbleiben können, endigt diese verwirrte Einleitung mit der Versicherung des Verfassers, daß er alle seine Beobachtungen treu und gewissenhaft bekannt machen werde.

Première Partie. Histoire des faits. Obgleich die Ueberschrift nichts davon erwähnt, so ist in dieser ersten Abtheilung doch nur von dem Krebse der weiblichen Brust die Rede. Zwen und sechszig Krankengeschichten, von denen viele sehr umständlich erzählt sind, mehrere jedoch einer

genügenden Angabe des End-Resultates erman-
 geln, machen den Inhalt derselben aus. Am
 Ende einer jeden folgen allgemeine Schlüsse, wel-
 che der Verf. aus der vorstehenden Geschichte zog
 und Vergleichen mit ähnlichen Beobachtungen.
 So zweckmäßig dergleichen an und für sich sind,
 so sind diese doch zuweilen zu flüchtig angestellt,
 und man ertappt deshalb den Verf. auf man-
 cherley unrichtigen Behauptungen. Die Fälle 3,
 10, 17, 18, 19, 20, 22, 41, 45, 46 sollen
 z. B. (S. 73) beweisen, daß die Compression
 die abermalige Ausbildung des Uebels nach des-
 sen Beseitigung durch Exstirpation zu hindern
 vermöge; allein die Beobachtungen 17, 22 und
 46 sind zu unvollkommen; bey 19 und 20 ist
 man gewiß nicht sicher, wahren Krebs vor sich zu
 haben; bey 3, 10, 18, 41 ist von gar keinem
 anfangenden Rückfalle die Rede, man kann also
 auch nicht mit Sicherheit schließen, daß die Com-
 pression einen solchen unterdrückt habe; im 45sten
 Falle endlich kam allerdings ein Rückfall, laut
 Supplement's S. 413 und 490. Es ist dem Ref.
 mehr als zweifelhaft, ob die Mehrzahl dieser Be-
 obachtungen wirklichen Krebs zum Gegenstand
 hatte. Manche sind unvollständig und darum
 nicht geeignet, gültige Folgerungen daraus zu zie-
 hen; aber auch unter den genaueren Erzählun-
 gen sind manche, welche mehr auf eine gutartige
 Verhärtung der Brust schließen lassen. Von ein-
 zelnem scheint selbst der Verf. dieß zu glauben.
 Eine ansehnliche Reihe von Krankengeschichten
 bezieht sich indeß ohne alle Frage auf wirklichen
 Krebs, was nicht allein aus den Symptomen,
 sondern auch aus der Entstehung der Krankheit
 in späteren Lebensjahren mit und nach dem Ver-
 schwinden der Menstruation, aus dem allgemei-
 nen Leiden des Körpers u. a. hervorgeht. Am

sichersten kann man diejenigen für wahre Krebsfälle halten, wo außer dem charakteristischen Schmerze, der eigenen Härte, der sternförmig zusammen und einwärts gezogenen Haut auch schon ein Geschwür vorhanden war und man den wahren Skirrhus an seinem Gewebe deutlicher erkennen konnte. Nicht allein in jenen, der Meinung des Ref. nach, unbestimmteren Fällen leistete eine plaumäßige Compression, auf den degenerierten Theil von allen Seiten angebracht, häufig gute Wirkung, sondern auch zuweilen bey schon aufgebrochenen Geschwüren, z. B. im dritten und ein und vierzigsten Falle. Desters beschränkte sich die Behandlung allein hierauf; zuweilen wurden die Hungercur, Narcotica, Cauterisation und theilweise Exstirpation zu Hülfe gezogen. Die beiden letzten Operationen gingen bald der Compression vorher, bald folgten sie ihr nach (s. Fall 11, 17, 18, 22, 24, 25, 28, 41, 46). Viele Kranke hatte der Verf. nach Beendigung der Cur noch beobachten können, allein bey sehr vielen wird die Zeit nicht angegeben, und bey anderen war diese offenbar zu kurz (ein paar Monate), als daß man vor einem Recidiv völlig hätte gesichert seyn können. Hin und wieder kommen auch Krankheitsfälle vor, bey denen die Compression gar nicht angewandt wurde.

Seconde Partie. Histoires de cancers de diverses parties du corps autres que le sein. — Die ersten sechs Krankengeschichten beziehen sich auf Krebs der Wange, der Glandula sublingualis und des Rückens. Mit Ausnahme der wirklich krebshaften Zerstörung der Gl. sublingualis, des Unterkiefers und anderer benachbarter Theile, scheint dem Ref. kein einziger dieser Fälle krebshafter Natur zu seyn. Es waren verschwärte, verhärtete und durch äußere Schädlichkeiten fun-

goß gewordene Muttermäler, über deren ursprüngliche Natur vom Verf. wenig gesagt wird; am Rücken scheint es anfangs eine angeborne An-giectasie gewesen zu seyn. Es wurde die Cau-terisation bald allein, bald in Verbindung mit Druck angewandt. In der siebenten Geschichte wird der Fall von Gebärmutterkrebs erzählt, bey welchem der Verf. das von ihm erfundene spe-culum uteri zuerst gebrauchte. Die Erzählung dieses Falles und der Erfindung des genannten Instrumentes ist aus dem 31sten und 52sten Bande des Dictionaire des sc. méd. entlehnt, in welchem beide schon früher durch Andere, nach Angabe Recamier's, mitgetheilt waren. Einige Bemerkungen über das speculum und die Cau-terisation des Uterus folgen. An dem weitesten Ende des Instruments ist eine Art von Rinne oder Tülle, die theils als Griff, theils zum Ab-fließen der während der Operation fortgehenden Flüssigkeiten dient. Er gebraucht bald ein spe-culum von Zinn mit gerade abgeschnittenen, bald eins mit schnabelförmig ausgeschnittenen hinterem Ende, je nachdem die Gestalt der ent-arteten Theile es erfordert. Ist die Kranke an einem dunkeln Orte, so wird das speculum durch ein Licht, gegen welches ein Reflections-Spiegel gehalten wird, erleuchtet; die Kranke wird dabey so gelegt, daß die zu äzende Stelle am tiefsten liegt; ist die Geschwulst am collum uteri von beträchtlicher Größe, so macht der Verf. immer zuerst die Excision und cauterisirt dann erst tief, nachdem die auf die erste Operation folgenden Zu-fälle verschwunden sind; er schneidet weder, noch äzt er, so bald das collum uteri gegen seine Basis hin resistierend und geschwollen ist; er be-gnügt sich in diesem Falle mit der Compression, oder überlegt, ob die Exstirpation des Uterus thun-

lich ist. Seit 1816 hat der Verf. das orificium uteri wegen Krebsartiger Krankheiten cauterisirt, und bey mehreren Kranken hat bislang kein Rückfall sich ereignet. Bey allen denen hingegen, deren collum uteri von der Krankheit mit ergriffen war, kamen Rückfälle, selbst wenn das Aetzmittel über den Sitz des Uebels hinaus gewirkt hatte. Der Verf. bringt gemeiniglich flüssiges salpetersaures Quecksilber mit einem Pinsel an die geeigneten Stellen; Dupuytren steckt in den Muttermund kegelförmige Trochisci von Höllenstein. — Nach dieser Excursion kehrt der Verf. zu seinen Beobachtungen zurück. Die neunte betrifft den merkwürdigen Fall von Verschwärung des schon seit langer Zeit vorgefallenen Uterus, dessen der Verf. schon in der Revue médicale Dec. 1825 gedacht hat. Der Uterus ward durch eine doppelte hinter dem Gebärmuttergrunde angelegte Ligatur abgebunden; die Kranke wurde geheilt, erlag aber etwa drey Monate nach der Operation einer hartnäckigen Dysenterie. Das bey wird erwähnt, daß schon Alex. Hunter, Jos. Clarke, Langenbeck, Sauter und Gallot den Uterus exstirpiert haben. Langenbecks und Sauters Verfahren werden beschrieben und dahin beurtheilt, daß das erstere in der Praxis unanwendbar und das letztere wegen des zu befürchtenden Blutflusses nicht genügend sey. Um diesen zu verhüten, will der Vf. lieber vor der Exstirpation und vor der Durchschneidung der ligamenta uteri Ligaturen anlegen. Er stellt vier Fälle auf und schlägt dazu verschiedene Methoden vor: 1. Wenn ein prolapsus uteri da ist, so soll man oberhalb des fundus einen doppelten Faden durch die umgestülpte Scheide ziehen, diesen auseinander legen, dann zu beiden Seiten eine Schlinge anlegen und solche durch Ligaturstäbchen festhalten. Man soll nun unmittelbar darauf

einige Linien tiefer die Gebärmutter abschneiden und dann die Ligaturen etwas nachlassen: Hämorrhagien sollen entweder durch in Leinwand eingeschlagene Charpie oder durch eine mit kaltem Wasser angefüllte Blase, nach Veschier, gestillt, nöthigen Falls sogar der Stumpf mit dem glühenden Eisen berührt werden. Es wird für möglich gehalten, statt der Ligaturen ein Instrument anzuwenden, welches der Zange ähnlich seyn müsse, die Dupuytren zur Heilung des künstlichen Afters erfunden hat. 2. Wenn kein Vorfall da ist, so soll der Uterus durch eine starke Museur'sche Zange, oder durch ein anderes vom Verf. S. 362 undeutlich beschriebenes, oder durch ein von Guillon erfundenes, jenem ähnliches Instrument (diese und mehrere andere zur Erstirpation dienende Instrumente sind auf drey Stein tafeln am Ende des Buches abgebildet) bis zur Vulva herabgezogen werden. Vagina und Bauchfell werden dann vor und hinter dem collum uteri längs desselben abgetrennt, mit Hülfe eines gedeckten und eines geknöpfen Bistouris, so daß der Uterus nur noch zu beiden Seiten fest sitzt. Um beide breite Mutterbänder führt hierauf der Verf. mit einer Bellog'schen Sonde eine Ligatur, die er mit einem Knotenschließer fixiert. Zuletzt wird der Uterus zu beiden Seiten abgeschnitten, bis auf einen kleinen Ueberrest, den man zur Befestigung der Ligaturen unverfehrt läßt. 3. Wenn das collum zu erweicht oder schon weggeschnitten ist, so daß es nicht herabgezogen werden kann, so geht der Verf. mit einem auf den Zeigefinger gelegten converen bistouri caché ein, macht damit eine Incision vor und hinter dem collum, dilatirt zu beiden Seiten mit einem geknöpfen Bistouri und zieht dann auf die schon angegebene Art den Uterus herab. 4. Wenn man den Uterus vor dem Durch-

schneiden seiner Bänder nicht sollte herabziehen können, so schlägt der Verf. vor (wie er dieß schon 1818 an einer Leiche ausführte) die Vagina vor und hinter dem collum uteri mit einem Pharyngotom zu öffnen, durch die vordere Oeffnung längs des Fingers Fr. Come's Lithotom einzubringen, mit diesem bis zum breiten Bande einzuschneiden, dasselbe Verfahren an der hinteren Fläche des Uterus zu beobachten, dann zur Verhütung einer Hämorrhagie, wie oben, die breiten Bänder zu unterbinden, den Uterus mit Museux's Zange zu fassen, endlich beide Bänder mit einem geknüpften Bistouri zu durchschneiden. Eine Verletzung benachbarter Organe will der Verf. dabey immer vermieden haben (freylich an einer Leiche!). — Die zehnte Beobachtung liefert einen Beweis, wie sehr die vom Verf. eingeschlagene Behandlungsweise dazu geeignet ist, den tödtlichen Ausgang eines wahren erblichen Krebses wenigstens zu verzögern. Einer Frau, an deren vom Krebs ergriffenen Muttermunde schon zweymal vergeblich Erstirpation vorgenommen war, wurde durch eine sehr beharrliche, mittelst verschiedener Pessarien, Schwämme, Kleiensäckchen u. dergl. angebrachte Compression, verbunden mit äußerlicher Anwendung von Kohlen- und Chinapulver, der Cauterisation und des aufsteigenden Spritzbades, welches gegen den Uterus gerichtet wurde, das Leben lange Zeit hindurch gefristet. In der elften Beobachtung wird das operative Verfahren beschrieben, welches man bey Erstirpation des Muttermundes und Compression des übrig gebliebenen Theiles beobachten muß, so wie auch bey Stillung der Blutungen. — Damit endigt fürs erste die Reihe der Gebärmutter-Krebse, zu der auch noch zwey Steintafeln gehören. Ein Beyspiel von Krebs im Mastdarne, ein anderes

von Magenkrebs, wobey gleichfalls Compression vortheilhaft wirkte (Es ist dieß ein dem Verf. von einem anderen Arzte mitgetheilte Fall, über dessen eigentliche Natur Récamier selbst nicht entscheiden mag. Eine Geschwulst in der Magen-egend, verbunden mit Symptomen der Verhärtung und Verengerung des Pfortners besserte sich zweymal nach einer anhaltenden Compression), und ein Supplement folgen. Das letztere gibt kurze Nachricht über den ferneren Verlauf mancher Krankheitsfälle des ersten, so wie des zweyten Theiles. Endlich machen Bemerkungen über zwey neue Beobachtungen von Brustkrebs und die Erzählung einer unglücklich abgelaufenen Excirpation des Gebärmutterhalses den Beschluß.

In einem kurzen Résumé zeigt der Verf., daß unter 62 von ihm beobachteten Fällen von Brustkrebs 5 gar nicht, 11 nur palliativ und 45 mit Hoffnung auf glücklichen Erfolg behandelt seyen. Von diesen 45 Kranken wurden 30 allein durch Compression, 4 durch Compression und Cauterisation, 5 durch Compression und Excision, 6 durch Compression, Cauterisation und Excision behandelt. Unter den 30 allein durch Compression behandelten Kranken sind, des Verf. Meinung nach, 10 gänzlich geheilt, 4 im Begriff es zu werden, 4 weniger gebessert, 6 noch weniger; 4 sind bloß vorübergehend und 2 gar nicht erleichtert worden. Von den 4 durch Compression und Cauterisation behandelten Kranken sind 2 geheilt, 1 im Begriff es zu werden, 1 nur vorübergehend erleichtert. Von den 5 durch Compression und Excision behandelten Personen sind 3 geheilt, hat eine einen Rückfall bekommen und ist eine gestorben. Von den 6 durch Compression, Cauterisation und Excision behandelten Personen sind 5 geheilt, und starb 1 an einer fremdartigen Krankheit. Was die Ursachen betrifft, so erlit-

ten 16 einen Stoß auf die Brust (unter diesen sind manche, bey denen man den Stoß oder Schlag nach des Ref. Ueberzeugung gar nicht als Ursache des Brustleidens ansehen darf, da häufig Fahrzehende einer ungestörten Gesundheit zwischen dem einen und dem andern verliefen), 39 keinen solchen; 5 waren aus Familien entsprungen in welchen Krebs schon vorgekommen war, 2 bey denen auch Erblichkeit des Uebels vermuthet werden konnte und die zugleich einen Stoß oder Schlag erhalten hatten.

Troisième Partie. Considérations générales sur les engorgements cancéreux, sur leur traitement et sur le vice et la cachexie cancéreuse. — Erstes Kapitel. Classification der krebstartigen Geschwülste, deren Geschichte im ersten Theile enthalten ist. Alle krebsthastigen Leiden der Brüste zeigen sich nicht in derselben Gestalt. Entweder sie sind diffuse Verhärtungen des ganzen Parenchyms, welche später Encephaloiden werden und zu denen auch wohl umschriebene Geschwülste hinzukommen. Wenn diese diffusen Skirrhien der Compression gleichmäßig weichen, so werden sie radical geheilt, wenn aber das Uebel noch andere Theile des Körpers ergreift, so ist der Ausgang unglücklich, man möge anwenden was man wolle; Exstirpation hilft nichts. Oder sie sind umschriebene, bald bewegliche, bald unbewegliche Geschwülste eines kleinen Theiles der Drüse oder des Zellgewebes, deren Grenze sich deutlich fühlen läßt. Je dichter und isolierter diese sind, desto schwerer weichen sie der Compression; erst nachdem sie dadurch diffus geworden sind, können sie vollkommen zertheilt werden. Sind sie nicht eingebalgt und werden sie exstirpiert, so kommen gewöhnlich neue hervor; comprimiert man, so verschwindet die Peripherie gänzlich, ein fibröser Kern bleibt

aber oft zurück, den man durch Druck zuweilen zerstören oder zusammenpressen, aber nie in ein normales Gewebe verwandeln kann. Oder die beiden vorigen Formen sind zusammen da; Anschwellung der Lymphdrüsen und der anderen Brust folgt und die Heilung durch Druck ist unvollständig; durch Exstirpation wird ein Rückfall herbeigeführt. Oder sie sind mit heftigen Neuralgien verbunden, die bald der Krankheit Jahre lang vorhergehen, bald ihr nachfolgen: diese sind sehr hartnäckig. Oder sie sind schon im Zustande der Erweichung. Man darf da den Druck nur so lange anwenden, als dadurch die Umgebung der Geschwulst zum Schmelzen gebracht wird: man kann hierauf exstirpieren. Oder sie sind schon in Verschwärung übergegangen: der Druck ist dann nur anwendbar, nachdem das Geschwür zuvor ein reines geworden ist.

Zweytes Kapitel. Behandlung. Erster Artikel. Außere Behandlung. Compression. Sie muß sanft und an jeder Stelle gleichmäßig angebracht seyn. Schon bey Erzählung der Krankengeschichten wird das Verfahren öfters beschrieben, hier aber in der Kürze wiederholt. Leinwand, Charpie, Leder, Baumwollen-Watte, durch Luft ausgedehnte Blasen, Gummi elasticum, Bley- und Zinnplatten und alle Stoffe, welche durch Druck leicht hart werden, sind dazu untauglich. Feuerschwamm, ohne Knoten und in mehreren Blättern über einander gelegt, ist, der Erfahrung des Vfs. zufolge, der beste Stoff für diesen Zweck. Es wird zuerst auf jede Brust eine große Scheibe Schwamms gelegt, und dann auf die Scheibe der kranken Brust ein abgestumpfter Keil von Schwamm gebaut, indem immer eine oder zwey, selbst drey Scheiben zwischen eine jede Cirkeltour der Binden gelegt werden. Für die Brüste nimmt der Vf. zwey Binden von $2\frac{1}{2}$ '' Breite und 8 bis

9 franz. Ellen Länge aus Flanell oder Perkal. Der 3 bis 4" hohe Kege! muß so eingerichtet seyn, daß der Mittelpunkt des Druckes auf den am meisten ergriffenen Theil der Brust trifft. Sind sehr hervorragende Knoten in der Brust, so werden diese Hervorragungen zuvor durch Schwamm-lagen ausgeglichen, auch wohl die Basis des Ke-gels convex gemacht, damit die Geschwulst sich nicht in diese hineindrängen könne. Sind viele Knoten da, so bekommt ein jeder seinen eigenen Kege!, und über diese wird zuletzt eine einzige größere Scheibe gelegt. Um auf verhärtete Achsel-drüsen einwirken zu können, schneidet der Vf. aus mehreren Stücken Schwamm's eine abgestumpfte Pyramide und befestigte diese durch 8förmige Touren. Wie diese Verbände nach Bedürfniß abgeändert werden müssen, kann hier nicht berührt werden. Gegen andere Stellen des Körpers muß der Druck bald auf diese, bald auf jene Weise, z. B. durch Pelotten, angebracht werden. Er meint sogar, auf Sarcocelen seyen elastische und concave Pelotten anwendbar. Durch gestrickte, mit Schwamm angefüllte Suspensorien hat der Vf. Hydrocelen geheilt. — Cauterisation. Es wird das Verfahren bey und nach derselben ge-schildert. Wenn oberhalb eines wenig alten, schon erweichten und verschwärten Knotens sich gegen die Achsel zu eine neue Anschwellung zeigt, so soll man sofort mit Aetzkali eine große Deffnung über der hervorragendsten Stelle der secundären Ge-schwulst machen, um sie leichter zerstören zu kön-nen. Eine genaue Angabe der Fälle, welche die Cauterisation nöthig machen, wird hier vermist. — Excision. Auch hier sucht der Leser vergebens eine klare Ansicht des Vfs. über die Zweckmäßig-keit derselben zu erlangen. Man weiß indes aus dem vorigen, daß er dagegen ist. Hier rath er vor der Operation zu cauterisiren, um vor Rück-

fällen sicherer zu seyn. — Kleidung. Einige angeführte Beyspiele beweisen den Nutzen des auf die Brust gelegten Hasen- oder Schwanfells, des Flanells oder anderer schlechter Wärmeleiter. — Zweyter Artikel. Innere Behandlung. Re- camier lobt die Wirkung des Schierling-Extractes mit Hungercur verbunden. (Oben äußerte er sich anders.) Douchen, der Gebrauch fast aller (?) Mineralwasser, zeigten sich wohlthätig. Obgleich im Ludwigshospitale zu Paris Arsenik, äußerlich angewandt, sich nützlich bewiesen hat, und auch ein glücklicher Fall aus Marshal's remarks on arsenic hier aufgeführt wird, so fürchtet sich der Verf. doch davor.

Es kommt nun das zweyte Supplement, dann neue Fälle, vierzehn (gewiß gutartige) Verhärtungen der Brust mit völlig glücklichem Erfolge, acht unvollkommen geheilte; hierauf die Beschreibung einer Exstirpation des ganzen Uterus mit sehr glücklichem Erfolge; endlich eine Aufzählung der Hauptresultate dieser Untersuchungen über den Krebs, eine Wiederholung mancher schon früher aufgestellter Sätze, aus denen hier nur der eine hervorgehoben werden möge, daß der Verf. unter hundert Krebskranken dreyßig radical und allein durch Compression geheilt zu haben behauptet.

(Die Anzeige des zweyten Bandes in einem der folgenden Stücke).

H a m b u r g.

Die Fahrt des Vereins der deutschen Naturforscher zu Hamburg nach der Insel Helgoland, hat auch einen wissenschaftlichen Beytrag über die Geschichte dieser Insel aus der Feder eines unserer gelehrtesten Diplomaten zur Folge gehabt: Ueber den ehemaligen Umfang und die alte

Geschichte Helgolands. Ein Vortrag bey der Versammlung der deutschen Naturforscher im September 1830 von F. M. Lappenberg. Mit lithographirten Abrissen Helgolands 46 S. in 8. bey Verthes u. Besser. — Wenn gleich nur eine Vorlesung vor einem gemischten Publicum, doch nicht ohne gelehrte Ausstattung in den Noten. Die erste sichere Meldung von Helgoland findet der Vf. im Zeitalter Carls d. Gr. bey Gelegenheit des Versuchs zur Einführung des Christenthums; denn die Angabe des Ptolemäus von drey Inseln die vor der Mündung der Elbe liegen, ist freylich zu unbestimmt. Unter dem Namen Fosete Land kommt sie im Carolingischen Zeitalter vor, den sie von dem Gözen trug, der hier verehrt, aber in jenem Zeitalter 785 zerstört ward. Demnächst finden wir sie zuerst wieder erwähnt in einer Stelle von Adam von Bremen um 1072, die, bisher ungedruckt, erst kürzlich von Perz in seiner Ausgabe aus einer Wiener Handschrift bekannt gemacht und hier eingerückt ist. Das dort angegebene Maaß von VIII Milliarum longitudo scheint dem Vf. Schwierigkeit zu machen; er möchte es von millia pedum verstehen, was wir jedoch bezweifeln, da unsers Wissens milliarum stets millia passuum, nicht pedum bezeichnet. Die Stelle bey Adam von Bremen widerlegt auch von selbst die Nachricht, daß die Insel in jenen Zeiten neun Kirchspiele enthalten habe, da sie vielmehr von Einsiedlern bewohnt war. Nun folgt wieder eine Lücke mehrerer Jahrhunderte, da es selbst nicht einmal sich bestimmen läßt, wann die Insel zuerst von den Dänen besetzt wurde. Daß sie bey den Bügen der Dänischen und Normännischen Seeräuber häufig von diesen besucht wurde, vor allen zur Zeit der Dänischen Herrschaft in England, mußte wohl ihre Lage mit sich bringen. Erst kürzlich ist ein Schreiben des Hamburger Senats an K. Wol-

demar IV. vom J. 1356 aufgefunden, worin er ersucht wird, da er eine kleine Burg auf der Insel errichtet habe, seinen Vögten zu befehlen, daß den Kaufleuten die da landeten, kein Schaden zugefügt werde. Zufolge einer Urkunde von 1439 hatten damals die Herzöge von Schleswig die Einkünfte der Insel einem Hamburger Bürger übertragen. In dem 15. Jahrh. erhielt die Insel dadurch eine größere Wichtigkeit, daß der Hering seine Züge nach ihr richtete. Hamburger, Bremer und Stader legten deshalb dort Factoreyen an. Im J. 1673 legten die Hamburger dort einen Leuchthurm an, der auch noch jetzt von den Engländern unterhalten wird. Den Schluß des Vortrages macht eine Untersuchung über die Meyersche Carte, welche die Insel nach ihrer verschiedenen Größe in drey Zeitpuncten darstellen soll. Der Vf. zeigt, daß die Angaben darüber auf bloßen Sagen beruhen, leugnet aber übrigens keineswegs, daß die Insel vormals einen etwas größern Umfang gehabt habe. Die Untersuchung über die Einwohner, ihren Character, ihre Sitten, worüber wir dem Hn. General v. d. Decken so schätzbare Nachrichten verdanken (G. G. A. 1826. St. 130) lag nicht in dem Plan des Vf., da die Reisenden sich selber am besten davon überzeugen konnten. Als eine Merkwürdigkeit eigener Art mag es dem Ref. erlaubt seyn zu bemerken, daß er vor kurzem einen Zuhörer von der Insel hatte, der der erste von dort ausgegangene Jurist war. Bis dahin hatte man sich ohne das beholfen.

Angehängt sind noch Bemerkungen des Hn. Justizrath Kunowsky in Berlin, topographischer und geognostischer Art. Die beygefügte Charta gibt den Grundriß der Insel, sowohl nach der von Meyer 1649, als nach der von Testoline 1810 gefertigten.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 23. May 1831.

G ö t t i n g e n.

In der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 7ten d. M. hielt Herr Obermedicinalrath Blumenbach die Gedächtnißrede ihres hochverdienten Mitgliedes des Hofrath Mayer, der ihr, wie schon früher in diesen Blättern angezeigt ist, durch den Tod entzissen worden, nachdem er kurz zuvor das jährige Directorium der Gesellschaft übernommen hatte, welches nun auf Herrn Hofrath Gauß übergegangen.

Ueber die vom Herrn Hofrath Hausmann demnächst gemachten Mittheilungen werden wir nächstens Bericht erstatten.

L e m g o.

In der Meyerschen Hofbuchhandlung, 1831:
Breimunt, Fragment eines alten Gedichtes.

Wenn es verdienstlich ist, Bruchstücke, selbst geringfügig scheinende, untergegangener Werke durch die Herausgabe zu retten, so wird es auch gestattet seyn, bey ihrer Anzeige verhältnißmäßig länger als bey der vollständig erhaltenen Denkmäler zu verweilen. Diese ziehen uns oft wenig an, weil die Masse des Ganzen den günstigen Eindruck einzelner Stellen leicht wieder aufhebt; jene beschäftigen die Phantasie, welche von dem wenigen stehen gebliebenen auf das fehlende schließen möchte, und erregen durch ihre Verstümmelung eine Art von Mitleiden. Wir haben hier nicht mehr als 194 Verse eines altdeutschen erzählenden Gedichts vor uns, das ihrer wahrscheinlich, seiner ganzen Anlage nach, über 10000 enthielt, und dessen bisher kein literarisches Handbuch gedenkt. Der Herausgeber, unser Herr Hofrath Benecke, hat es, statt einer Selbstanzeige, dem Rec. erlaubt, hier einige Bemerkungen über das Verhältniß des Bruchstücks zur romantischen Sage nachzutragen.

Nicht Breimunt, sondern Karlmeineit, nach Zeile 2 und 62, hätte es können überschrieben werden. Von einem heidnischen Helden, und der hier oft vorkommende Breimunt van Affriche ist ein solcher, werden unsere alten Dichter wenigstens nicht das ganze Lied benannt haben, es sey denn, daß er sich, wie Ferabras, hätte taufen lassen. Auch spielt dieser Breimunt in der Fabel nur eine vorübergehende Rolle, ihr Hauptgegenstand ist Carl der Große, und aus Charlemagne, Charlemaine, verkleinert Charlemainet (ital. Carlomainetto) erklärt sich jenes Karlmeineit und das Spiel der Sage mit dem Namen.

Das Gedicht besang ohne Zweifel eine Be-

gebenheit aus Carls Jünglingsalter: seine Flucht nach Spanien, den Aufenthalt bey dem König Galafer zu Toledo und seine Liebe zu der schönen Galiana, die im deutschen Lied Gahle heißt. Den Zusammenhang der Fabel lehren romanische Denkmäler, die Quelle, aus welcher der altdeutsche Dichter schöpfte. Die Sage schließt sich unmittelbar an den roman de Berthe au grand pied, Carls Mutter. Zu Paris, im Cod. bibl. reg. 7188 befindet sich, noch ungedruckt, das altfranzösische Gedicht, roman de Challemaine oder l'enfance Mainet betitelt und verfaßt von Girart d'Amiens, einem Dichter, der in der zweyten Hälfte des XIII. Jahrh. lebte, seinen Stoff aber aus längst vorhandenen Volksfagen, vielleicht schon älteren Gedichten entlehnte *). Daß die gesammte Fabel früher bestand, sieht man deutlich aus Rodericus Toletanus, der 1247 starb, und ihrer gelegentlich im vierten Buch, gegen das Ende des vierten Kapitels seiner spanischen Geschichte (Hisp. illustrata II, 75) erwähnt, wiewohl er sie als unhistorisch abweist. Dieß bezeugt gerade ihr episches Wesen. Ueberhaupt muß man nicht glauben, daß irgend eine der vielen spanischen, provenzalischen und französischen Dichtungen von Carl dem Großen, wie sie im 11. 12. 13 Jahrhundert umgingen, rein ersonnen worden sey, alle gründeten sich auf Volksüberlieferung; erst mit Pulci und Ariosto begann das bodenlose Erdichten und wer für den Werth echter Tradition

*) Es heißt fol. 70c der Pariser Handschrift: mes l'enfance Mainet plus avant ne devise, quant en veut oir, si voit a S. Denise, la sont lemez escripiz de mainte noble enprise.

Sinn und Geschmack hat, dem müssen diese Erzählungen schon darum mißfallen. Was Ariosto und Tasso leisteten pflegt man sehr unpassend die Blüte oder den Gipfel romantischer Poesie zu nennen, da es eben ihr Verderb und Untergang gewesen ist.

Wer jene Handschrift des Girart von Amiens (die sich Rec. im Jahr 1815 excerpierte) einzusehen keine Gelegenheit hat, kann einen dürftigen Auszug der Dichtung in der bibliothèque universelle des romans 1777. Octobre p. 119 .. 134 oder besser die Reali di Franza (eine ursprünglich lateinisch, wohl schon im 11. Jahrhundert niedergeschriebene altitalianische Prosa des 14ten) nachlesen, in deren sechstes Buch der Inhalt unserer Fabel aus einer von Girart unabhängigen Quelle eingeflossen ist.

Ränke und Nachstellungen der Bastarde zwingen nach Pippins und Berthas Tod, den jungen Helden (dat barn van Francriche 167) sein Vaterland zu verlassen. Morand und andere treue Diener geleiteten ihn, er barg seinen Namen und nannte sich Mainetto, Mainet, welches, wie vorhin gesagt wurde, bloß aus dem letzten Theil der Zusammensetzung Charlemaine hervorgegangen ist; auch in den Reali heißt er Mainetto, in dem deutschen Gedicht vollständig Karlmeineit, oder Karl Maineit. Die Begebenheiten, worauf sich das entdeckte Fragment bezieht, kommen in den Reali cap. 29 u. f. vor. Ein heidnischer König Bramante, das ist unser Breimunt, wirbt mit einem Kriegsheer um die Hand der schönen Galiane, deren Vater von den Feinden gefangen genommen wird; auch Morand erliegt seiner Stärke und Karlmeineit steht eben im Begriff mit ihm

zu kämpfen. Bemerkenswerth scheint, daß Durand, späterhin Rolands berühmtes Schwert, hier noch dem Breimunt (v. 36. 57) zugehört, während es die romanischen Dichtungen nicht dem Bramante, sondern seinem in dem deutschen Bruchstück nicht genannten, Bruder Polinoro beylegen.

So viel war nöthig über den Inhalt des deutschen Gedichts zu sagen; nunmehr weisen wir auch nach, daß schon ein anderes und zwar ein etwas größeres Stück, desselben von 280 Versen unlängst in Maßmanns Denkmälern S. 155.. 157 gedruckt erschienen ist. Zwar aus einer andern Handschrift, davon sich ein Pergamentblatt im Besitz Herrn Prof. Uhlands zu Tübingen befindet, während das vorliegende Fragment aus einem in der Orthographie abweichenden Codex herrührt, von welchem ein Blatt auf der Stralsunder Bibliothek verwahrt wird. Aus zwey ganzen Handschriften lassen sich also nur 474 Zeilen zusammenstellen.

Das Tübinger Fragment ist aus einer späteren Stelle des Gedichts, die wir in unsern Auszügen aus Girart und in den Reali nicht deutlich nachweisen können. Über auch hier wird gerade noch zweymal Breimunde (196) und Breimunde (214) genannt; Karlmainêt (235) und Diderich der schenke (176), der im Stralsunder Fragment öfter auftritt (107. 123. 133. 161. 191). Morant und Einart (Str. 4. 13. 35. 186) erscheinen hier nicht mehr, wohl aber andere: Girfein, Godin, Drias, die Königstochter Galie und Drie, des Drias Schwester.

Aber auch ohne diese Einstimmung der Fabel würden genug Spracheigenheiten verrathen,

daß beide Bruchstücke einem und demselben Verfasser beygelegt werden müssen. Die Sprache ist, wie unser Herausgeber mit Recht angibt, niederrheinisch, man könnte auch westphälisch sagen, wie sie gegen den Rhein und die Niederlande hin damals geredet wurde. Von dem reineren Sächsisch, das gegen die Weser hin und zwischen Weser und Elbe herrschte, weicht sie schon bedeutend ab, namentlich mengt sie mehr hochdeutsche Formen und Laute unter, hat aber auch manches Eigenthümliche, das wir aus dem verlornen ganzen Werk viel vollständiger erkennen würden. Ein wahrer Verlust für die Geschichte unserer Sprache. In jene Gegend des Niederrheins gelangten auch wohl zunächst niederländische Umdichtungen nordfranzösischer Werke. Wir wissen, daß es viele niederländische Bearbeitungen altfranzösischer Gedichte aus der Karolingischen Fabel gab, die nach Hochdeutschland gar nicht vorgebrungen zu seyn scheinen. Wirklich läßt manches in den vorliegenden Bruchstücken des Karlmeinet vermuthen, daß der niederrheinische Dichter nicht unmittelbar aus der französischen, sondern aus einer niederländischen, flandrischen schöpfte, z. B. das Verbum *geprant* (Str. 21) für *nam*, wie mnl. häufig gesagt wurde *prinden*, *prant*, *gepronden*; ein dem franz. *prendre* nachgebildetes und dennoch ablautendes Wort. Weiter anzuschlagen wäre: *mer* (*vero*) Str. 94. 129. *Lüb.* 153; *ove* (*vel*, mnl. *of*) *Lüb.* 4; *wolt* (*voluisti*) *Lüb.* 2; *wale* (*bene*) *Lüb.* 25. 39. Str. 108; und *altoys* (*semper*) Str. 172, wiewohl sich auch mhd. *alzo ges* findet. *wanbasun* Str. 125, *wambaset* Str. 136 ist das altfranz. *gambaison*, *gambaiset*; *küret* Str. 124. 135, das altfranz.

zöfische cuiret, vergl. gurrit Augsb. Stadtb. 92. Aber was bedeutet irpoys Str. 171? einen Ort, auf den die kampfmüden Ritter, um Erholung zu schöpfen, sich begaben; doch nicht aus ripois, repos entstellt? Beide Fragmenten gemein ist das überaus häufige bit = mit; Str. 139 steht durch Druckfehler mit *). Beide haben ingein (nullus) Str. 130. Lüb. 187; beide upein (aufeinander) Str. 101. Lüb. 120; kors Str. 65 bleibt undeutlich, wenn nicht kois (elegit) gebessert wird, vergl. grois 24. Str. 94 muß es heißen: sin beste weren, und 112 scheint hinter dez ausgefallen was. Inder tagen ulüjt

Str. 79 wird wohl seyn, in der Tagen vlüt (in der Flut des Tajo), wonach man also Tage weiblich gebraucht hätte? Ein hübsches und seltnes Adj. ist Str. 108 wale bewenke, bezeichnet das einen, der behend und geschickt ausweichen, wenken kann? Anderes müssen wir hier übergehen.

Das Gedicht mag, besonders wenn ein niederländisches dazwischen liegt, kaum noch im XIII. Jahrhundert abgefaßt seyn; wahrscheinlich aber bald nach dem Anfang des vierzehnten.

Jac. Grimm.

*) Der Herausg. theilte dem Rec. noch folgende Druckfehler mit: man bessere 13 oweg in owog = mnl. o.w.a.ch!; 82 al du sere in aldus sere; 106 mir in vur; 130 spur in sput; 180 heit in ha it; sonst ist der Abdruck correct, bis auf viele u statt ü, für welche der Typus mangelte.

Brandenburg.

Von dem Herrn Prorektor Heffter daselbst erhalten wir zwey Programme in deutscher Sprache, über die Geographie der Insel Rhodus, wovon das erste die allgemeine Beschreibung der Insel enthaltend, bereits 1827, das zweyte die Specialgeographie behandelnd, in diesem Jahre erschien. In dem ersten wird nach einer allgemeinen Ansicht der Insel, besonders ihre Weltstellung, und die Vortheile derselben, sowohl in mercantilischer als politischer Rücksicht erörtert; in der zweyten, von N. D. nach S. fortgehend, die Lage und die Schicksale der drey ältern Städte, Salysus, Camirus und Lindus erklärt; und demnächst eine ausführlichere Beschreibung der neuen Hauptstadt Rhodus gegeben. Mit großem Fleiße sind in beiden Programmen nicht nur die betreffenden Zeugnisse der Alten angeführt, sondern auch die Schriften der Neueren, Reisebeschreibungen sowohl als andere, benutzt. Hinzugefügt wird das angenehme Versprechen, daß auf diese Geographie eine Geschichte der Insel, welche sie, besonders in dem Ptolemäischen Zeitalter, so sehr verdient, folgen soll. Die hier (bey Dieterich) erschienene Preisschrift von Paulsen, *Rhodi descriptio Macedonica aetate*, 1818, wird dabey hoffentlich nicht übersehen werden. Sie enthält die besten Erörterungen über die Verfassung des damals so merkwürdigen Freystaats.

Gn.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 26. May 1831.

G ö t t i n g e n.

Der 15. May, an welchem einer unserer ältesten Lehrer, der ehrwürdige Planck, den Tag erlebte, an dem er vor 50 Jahren zuerst den Academischen Lehrstuhl betrat, war für die Universität wie für die Stadt ein festlicher Tag. Aber dem eignen Wunsche des Jubelgreises gemäß, war es eine stille Feyer. Nur in der Universitätskirche sprach vor einer zahlreichen Versammlung durch ihren ersten Prediger den Herrn Dr. Ruperti der Dank gegen den Ewigen, der ihn uns so lange erhielt, sich laut aus. Nach dem Gottesdienst brachten der Prorektor Herr Hofrath Götschen im Namen der Universität, und der Hr. Dr. Lücke in dem der theologischen Facultät, mit Ueberreichung eines schön gearbeiteten silbernen Bechers mit Luthers Bildniß und passenden Emblemen und Inschriften verziert, Ihm ihre Glückwünsche dar. Statt eines festlichen Mahls wurden die Armen der Stadt gespeiset, und den Kindern des Waisenhauses, dem der Jubelgreis

seit 42 Jahren vorstand, ward ein froher Abend bereitet. In einem lateinischen Gedicht unsers Herrn Hofrath Mitscherlich wurden die Wünsche der Universität, in einem andern des Herrn Dr. Kettberg die des theologischen Repetentencollegii ausgedrückt. Von dem Inhalt des Programms des Hn. Dr. Lücke zur Ankündigung der Feyer werden wir demnächst eine Anzeige geben.

S. M. der König haben geruhet dem Jubelgreis, bisherigen Ritter, bey dieser Feyer das Commandeurkreuz des Guelphenordens zu ertheilen. Auch S. M. der König von Württemberg haben geruht dem Jubelgreise den Orden der Württembergischen Krone zu verleihen.

Gewiß gehört es zu den großen Wohlthaten, welche unsere Universität der Vorsehung verdankt, daß so viele der berühmtesten ihrer Lehrer das Ziel einer halbhundertjährigen Führung ihres Amtes ganz oder doch beynahе erreichten. Ganz erreichte es zuerst Hollmann, bereits 1784. Demnächst Böhmer und Pütter 1790 und 1796; der um sein Fach so hochverdiente Stallmeister Uyrer 1810; Blumenbach, Stromeyer und Eichhorn gleichzeitig 1826; Joh. Tob. Mayer 1828; und nun unser Planck. Nur wenige Monate vor diesem Ziel ward Heyne abgerufen; wenige Jahre vor demselben Claprot, Richter, Michaelis, Kästner, Schlozer und Beckmann. Wir zweifeln ob eine andere Universität in einem noch nicht hundertjährigen Zeitraum eines gleichen Glücks sich zu erfreuen hatte. Daß aber dadurch ihr Ruhm gewonnen und sich befestigt habe, bedarf wohl keines Beweises. Mögen noch Viele jenen Beyspielen folgen!

L e t p z i g.

Ben Barth: Christiani Gottlieb Haubold, quondam Ord. Saxon. virtut. civicae Equitis, juris patrii Professoris P. O. in acad. Lips. eccles. cathedral. Martisburg. Capitular. Pot. Sax. Reg^{is}. a consil. suprem. cur. ord. juriscons. adsess. academiae decemviri colleg. major. principum nec non academ. scient. Erfordiensis sodalis, Opuscula academica, ad exempla a defuncto recognita partim emendavit, partim auxit, Orationesque selectas nondum editas adjecit Car. Frid. Christian. Wenck, Potent. Saxon. Reg. a Consil. supr. cur. et Antecessor Lipsiensis. Volumen primum. 1825. LXX und 717 Seiten; — eoque defuncto absolvit Frid. Car. Gust. Stieber, J. U. et Phil. Dr. Volumen secundum. 1829. CLXXII u. 970 Seiten gr. Octav.

Es bedarf gewiß keiner Versicherung, wie willkommen eine Sammlung der aus der Feder des unvergeßlichen Haubold geflossenen academischen Abhandlungen, den Verehrern desselben seyn, und wie sehr sie sich dem Herausgeber, einem Schüler und bewährten Freunde des Berewigten, für die Besorgung einer solchen, verpflichtet halten mußten! Aber auch diesem war es nicht vergönnt, den Dank für seine Bemühungen zu empfangen; auch er ist längst dahingeschieden, und mit Wehmuth betrachtet man die Seite (Vol. II. p. LXVI), auf welcher der jetzige Herausgeber den mitten in einem Satze abgerissenen Faden wiederum aufgenommen hat. Schon der sel. Haubold hatte sich mit dem Plane einer solchen Sammlung beschäftigt und zu diesem Zwecke die einzeln von ihm herausgege-

benen Abhandlungen von neuem durchgesehen und berichtigt; der sel. Wencf hat ihn dahin ausgeführt, daß er mit Ausschluß der in deutscher Sprache abgefaßten Aufsätze in dem Civilistischen Magazin und in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, sämtliche lateinische Abhandlungen, die entweder Haubold's als des Verfassers Namen ausdrücklich auf dem Titel führen, oder doch, wenn sie gleich einen andern, als Verfasser angeben, unbezweifelt von ihm herrühren, anhangsweise aber auch diejenigen in die Sammlung aufnahm, an deren Abfassung Haubold einen ganz vorzüglichen Antheil hatte (*quae conjunctis adolescentium atque Hauboldi viribus elaboratae sunt*), daneben aber auch noch einzelne ungedruckte Reden Haubold's mittheilte. In Hinsicht der erstern Classe fand kein Bedenken statt; schwieriger war die Auswahl in Betreff der zweyten Classe, von der namentlich, mit Ausschluß der Abhandlungen von Hornemann *de jure civili a M. Tullio Cicerone in artem redacto*. 1797; Wencf *Divus Pius*. 1804; Zacharia *Universalia quaedam de possessione principia*. 1805; Beck *de Fabio Mela*. 1806; Beschorner *Quaestiones ad jus lottariarum*. 1806; Kind *Variarum juris observationum Sylloge*. 1812; Freiesleben *de adlegationibus quae veteribus Ictis in usu fuerunt*. 1820; und Heimbach *de Aelio Gallo*. 1823, als an welchen H., obgleich sie unter seinem Vorfisse vertheidigt waren, keinen Antheil hatte, nur die von Stölger 1791 vertheidigte *Exercitatio de temporis continui et utilis computatione*, und die von Hermann 1792 vertheidigte *Dissertation de mortis causa donationum conjecturis ex mortis mentione capiendis*, auf:

genommen werden konnten. Als Abhandlungen der dritten Classe sind dagegen der Sammlung einverleibt: Gaudliß de finibus inter jus singulorum et universitatis regundis, 1804; Schreckenberger de quantitate laudemii recte computanda, 1807; Crusius Diss. I et II. ad legem Saxoniam novissimam de finibus juris retorsionis regundis, 1812, 1813; Plagmann Juris Romani testimoniis de militum honesta missione, quae in tabulis aeneis supersunt, illustrati specimen, 1818; und Praetermissorum inprimis ad breviarium Alaricianum pertinentium e codicibus a Gustavo Haenelio novissime collatis Promulsis I. Die überdieß mitgetheilten Reden sind folgende zehn: de studiis antiquitatum juris hodie regundis, 1789; Quantum fructum ceperit jurisprudentia Romana et universa antiquitatis cognitio e recens inventis Gaji institutionibus genuinis, 1820; De hastae in jure Romano usu symbolico recte interpretando, 1821; De Philippi Melanchthonis in jurisprudentiam insignibus meritis, 1817; De insigni fructu, qui ex adcurata juris Romani studio in ceteras juris disciplinas redundat, 1811; De statu Judaeorum publico sub imperio Romanorum, 1819; De studii juris difficultatibus nostra aetate auctis, 1809; De frequentia litium per prudentiam legislatoriam minuenda, 1822; De varia, qua studium juris in Academia Lipsiensi per priora duo ejusdem secula usum est, fortuna, 1795; und De meritis Jctorum Lipsiensium in jus patrium, 1817. Enthalten diese Reden freylich nur Umriffe, und konnte ihrem Zwecke nach, der in jeder von ihnen berührte Gegenstand nicht

erschöpft werden, so bieten sie dennoch ein mehrfaches Interesse dar, und geben sie neue Zeugnisse von den umfassenden Kenntnissen und den großen Talenten des sel. Haubolds. Was nun die eigenen Verdienste der Herausgeber dieser Sammlung anbetrifft, so besteht das Hauptverdienst derselben darin, daß sie in den, beiden Bänden derselben, vorgesezten Vorreden, Episcrisen der einzelnen Abhandlungen gegeben haben, in welchen der Inhalt derselben durch die Benutzung späterer Rechtsquellen und wissenschaftlicher Forschungen ergänzt und berichtigt worden ist. Wenck hat in dieser Hinsicht den größten Theil jener Abhandlungen beleuchtet; aber auch das, was der jetzige Herausgeber für den Rest geleistet hat, ist äußerst dankenswerth. Am bedeutendsten ist der von dem letztern gelieferte Zusatz über die verschiedenen Handschriften des sogenannten Breviarii Alariciani. Text und Anmerkungen der einzelnen Abhandlungen selbst sind unverändert, jedoch mit den Zusätzen, die sich in Haubolds Handexemplaren befanden, und welche in dieser neuen Ausgabe mit Klammern bezeichnet sind, so wie kleineren mit dem Anfangsbuchstaben **V** bezeichneten, größtentheils literarischen Zusätzen, unverändert wiedergegeben; die bedeutendsten Vermehrungen hat die, unter Plazmann's Namen erschienene Abhandlung erhalten, indem die in derselben abgedruckten Soldatenabschiede, mit nicht weniger als acht neuen vermehrt worden sind, so daß die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen gegenwärtig auf vier und zwanzig hinansteigt. Ausgezeichnet mag es endlich noch werden, daß dem zweyten Bande sehr brauchbare Register über die ganze Sammlung beygegeben sind, nämlich ein Index auctorum classicorum emendatorum et ex-

plicatorum, ein Index fontium juris partim explicatorum et emendatorum, partim e Codicibus Mss. suppletorum, und ein Index rerum et nominum. — Die angehängten beiden Kupfertafeln gehören zu der Plazmannschen Abhandlung, die dritte Steindrucktafel bezieht sich auf die Praetermissa und enthält ein Facsimile zweyer Pariser Handschriften.

Stuttgart und Tübingen.

In Commission bey F. G. Cotta: *Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione.* Auctore Dr. Georgio Kaltenbrunner. Cum novem tabulis. 1826. Monachii. IV und 124 S. in 4.

Da diese vor einigen Jahren erschienene Schrift schon in andern Blättern angezeigt worden ist, so begnügt sich Ref. den Inhalt derselben nur kurz mitzutheilen. Sie zerfällt in zwey Haupttheile. Der erste handelt von dem Zustande des Blutes und der Gefäße bey derjenigen Entzündung, die sich an den Wundrändern entwickelt; im zweyten ist von dem Zustande des Blutes und der Gefäße in der krankhaften Entzündung gehandelt. Der Verf. stellte seine Untersuchungen an Fischen, Tritonen, Fröschen, Mäusen, Ratten und Kaninchen an, die er verwundete, und darauf den Erfolg der Verwundung von Anfang an, bis zur Wiederherstellung mittelst des Mikroscoops beobachtete. Mit Fleiß sind die Verschiedenheiten in den Erscheinungen, die von der Art der Verwundung abhängen, beachtet; die Gefäße wurden theils angestochen, theils zerschnitten, gequetscht und zerrissen. Die mühsamen Untersuchungen über die Stillung der Blutung kleinerer Gefäße, über den Unterschied zwischen Eiter und Blut, und über die die Eiterung vorbereitenden Vorgänge, über

die Bildung des Blutes und neuer Gefäße und die Rückkehr des durch die Entzündung veränderten Parenchyma zum normalen Zustande sind bey der Anstellung ähnlicher Untersuchungen nicht zu übersehen.

Unter der krankhaften Entzündung, von welcher in dem zweyten Theile gehandelt ist, versteht Herr K. alle entzündungsartigen Zustände, die nicht durch Trennung des Zusammenhangs verursacht sind. Viele Reize, als Hitze, Kälte, Salze, Säuren zc. ließ er besonders auf kaltblütige Thiere einwirken, und richtete auch hierbey sein Augenmerk besonders auf die an den Gefäßen, und in dem Blute eintretenden Veränderungen. Bey Fröschen, die dem Tode so nahe waren, daß an den Muskeln keine Spur von Irritabilität und an den Nerven durchaus keine Empfindlichkeit wahrgenommen wurde, dauerte der Blutlauf noch fort. Die Blutkugeln sah er bey allen kaltblütigen Thieren scheibenähnlich, oval, von zwey Seiten zusammengedrückt, bey den warmblütigen Thieren aber mehr sphärisch. Niemals zeigten die Blutkugeln etwas kernähnliches. Den kleinsten Gefäßen sind die Häute, und ihren Wänden alle äußere Begränzung abgesprochen. Die beygefügtten Steindrucktafeln sind von dem Verf. selbst besorgt, ein Vorzug, der, da sie sich auf mikroskopische Untersuchungen beziehen, von Wichtigkeit ist. — Manche Mängel, z. B. hier und da Mangel an Klarheit in der Auseinandersetzung zc. die auch in anderen Blättern schon erwähnt sind, glaubt Ref. in Berücksichtigung der Verspätung dieser Anzeige und des auf die Sache selbst verwendeten Fleißes, und da diese Schrift die erste Arbeit des Vfs. ist, gern übersehen zu müssen.

H . . . st.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 28. May 1831.

München.

Impensis A. Weberi, 1829: M. Tullii Ciceronis de natura deorum libri primus et secundus (usque ad c. 41). Ad optimorum librorum fidem recognitos in usum lectionum edidit D. Fridericus Ast. Ohne Vorrede. 93 Seiten in 8.

Die ciceronische Schrift über das Wesen der Götter hat in neueren Zeiten durch die ernstlichen Bemühungen verdienstvoller Philologen eine zwar bunte, in Einzelheiten sehr von einander abweichende, aber keineswegs den, hier freilich schwer zu erfüllenden, Bedingungen der Kritik genügende Farbe und Gestalt erhalten. Der Grund hiervon liegt unstreitig in den Hülfsmitteln selbst, welche die Zeit den heutigen Kritikern zur Wiederherstellung des Textes aufbewahrt hat. Diese verdanken nämlich Jahrhunderten ihre Entstehung, wo das ursprüngliche Wahre theils schon untergegangen, theils noch immer der Verfälschung

und dem Verderben ausgesetzt war, gerade weil man das Kriterium des Wahren bey neuen Abschriften vermifste, und daher Vieles von Willführ und Laune abhing, und sich Manches höchstens nur nach wahrscheinlichen Vermuthungen bestimmen ließ. Die Zerstörung der bessern Handschriften fällt in die Zeiten, welche über dem vierzehnten Jahrhunderte hinaus liegen; denn aus diesem stammen bekanntlich die ältesten der jetzt vorhandenen Codices, die wahrscheinlich alle, von Einer, an vielen Stellen verdorbenen und besonders im dritten Buche schrecklich verstümmelten, Handschrift abstammend, sich allmählich in drey Familienzweige trennten, die in der That wenig Aehnlichkeit mit einander haben, und nur dadurch ihren gemeinschaftlichen Ursprung bezeugen, daß sie sämmtlich an denselben Stellen lückenhaft sind — ein Umstand, auf dessen Wichtigkeit Drelli neulich die Aufmerksamkeit gelenkt hat.

Was für ein mißliches Unternehmen es nun aber ist, die eine oder die andere jener zahlreichen Handschriften zur Basis des Textes zu machen, hat besonders Heindorf's Beyspiel an den Tag gelegt, von dem sich jedoch die folgenden Herausgeber (Schütz ausgenommen) wieder bedeutend entfernt haben, um zum Theil auf den Standpunct zurückzukommen, den schon Ernesti, ein wahrhaft ciceronischer Mann, mit reifer Besonnenheit vorbereitet hatte. Heindorf, dem übrigens diese Schrift eine Menge der feinsten Sprachbemerkungen und glücklichsten Emendationen verdankt, entging der echte ciceronische Ton, wie wir diesen aus unverdorbenen philosophischen Schriften desselben Verfassers kennen. Der gedehnte und wortreiche Periodenbau, den

der berühmte Glogauer Coder an vielen Stellen aufführt, gleicht mehr einem glossierten Texte oder noch besser einer Paraphrase, als der beliebten oratorischen Fülle, womit man lästige Weitschweifigkeit so oft hat entschuldigen wollen. Auf der andern Seite muß man sich aber auch vor der Scylla hüten, und Cicero's Styl nicht zu einer solchen Kürze zusammendrängen wollen, die mit Recht an Beier's Bearbeitung der Bücher über die Pflichten getadelt wird.

Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet verdient Herrn Prof. Ast's Verfahren unsern ganzen Beyfall, indem sich bey der Auswahl des Besten aus den vorhandenen kritischen Schätzen im Allgemeinen gesundes Urtheil und reife Ueberlegung zeigt. Von eignen kritischen Hülfsmitteln ist hier gar nicht die Rede. Moser's Text, dem Ernestischen nicht sehr unähnlich, ist hier, wie bey Drelli, zu Grunde gelegt. Daneben sind Heindorf's, Schüzen's und Drelli's Leistungen im Einzelnen ihre Rechte eingeräumt worden, jedoch mit weniger Unsicherheit und schwankender Wahl als bey Nobbe, dessen Urtheil durchaus nicht selbstständig und consequent ist.

Der vorliegende Druck geht nur bis zum 41sten Kapitel des zweyten Buchs, also bis zu jener schönen Stelle, wo der Stoiker Balbus die Lehre seiner Schule über die göttliche Vorsehung seinen Zuhörern in einem sehr glänzenden Lichte auseinander setzt, und dieselbe in der Mitte seines dritten und letzten Beweises, der sich auf die Bewunderung der Erd- und Himmelskörper gründet, durch eine Menge Auszüge aus Aratos so eben bekräftigen will. Wahrscheinlich zeigt dieß abgerissene Ende den Schluß der academi-

ischen Lehrvorträge an, für die sich das Bändchen ganz besonders eignet. Eine kleine Anzahl der wichtigsten Varianten ist unter dem Texte angegeben, meistens aber ohne genauere Bezeichnung der Quelle oder der Recension, der die einzelnen angehören.

Es ist sehr erfreulich, in der Mitte des ersten Kapitels die seit Heindorf öfters angefochtene und auch von Drelli verworfene Lesart *venimus* für *vehimur* (das doch nur ein durch *duce* veranlaßter Einfall der Abschreiber ist) wieder zu sehen. — Kapitel 7. vermißt man enim vor *Piso*, was Wolf gut vertheidigt und Drelli aufgenommen hat. In demselben Kapitel durfte die geläufigere Wortstellung *haec enim est* der minder fließenden *haec est enim* nicht weichen, wiewohl dieses auch andere gebilligt haben. Hierher gehört auch das *voluit esse* (c. 11) für *esse voluit*, welches Drelli und andere billigten. Ebendasselbst findet sich die geistreiche, mit vieler Gelehrsamkeit vertheidigte, aber dennoch unnöthige Conjectur des *Nicolas Rigaltius* (zum *Minucius Felix* c. 19), welche *Davies*, *Lallemand* und *Beier* billigten, *motum* statt *modum*, welches letztere durch die übereinstimmende Auctorität aller Handschriften und durch *Augustin's* Zeugniß (*epist.* 118. N^o. 24) gegen kritische Einfälle sicher gestellt ist.

Außerdem fehlt es der neuen Ausgabe nicht an eignen Verbesserungs-Vorschlägen, nach unserer Rechnung 19 an der Zahl, wovon 17 dem ersten Buche anheimfallen (den Vorschlag *cingetur* für *cingitur* (c. 11) machte auch *Mosser*; *revocet* für *revocat* (c. 11) *Drelli*; *universitatemque* (c. 15) für *universam atque* *Heindorf*; *cumque infinita* — *maximis vo-*

luptatibus für quum infinita — cum maximis cet. (c. 19) Walker; et terras für terras c. 20. Davies), die übrigen beiden dem zwayten. Die eine von diesen beiden, dixeram für dixerim (c. 1) muß jedoch Matthias Gesner, die andere inesse für esse Drelli vindiciert werden. — Es kann hier nicht der Ort seyn, sie alle zu prüfen und zu würdigen. Angeben wollen wir sie jedoch, um darauf aufmerksam zu machen. C. 2 sollen die Worte 'quibus sublatis perturbatio vitae sequitur et magna confusio' das Ende des folgenden Satzgliedes bilden (dessen inniger Zusammenhang mit dem vorhergehenden freylich sehr unbequem durch diese Worte zerrissen wird) und nach justitia tollatur ihren Platz finden. — C. 9. wird sine vor spatio eingeschoben, und die Lesart intelligi non potest gebilligt. Ebendasselbst wird am Ende ut si sapientes für ut ea sapientes vorgeschlagen. — C. 10. wird auf Ernesti's Veranlassung gerathen, statt der ohne Frage verdorbenen Worte qualia vero sint u. s. w. zu lesen: aliorum vero qualia sint; ferner: Qui dii possunt esse sine sensu? et mentem cur aquae adjunxit, si — corpore. — C. 11. wird στεφάνην (Gr. nach Werfer) mit appellat als Parenthese genommen, und das vorhergehende Kolon gestrichen: efficit (στεφάνην appellat), continente ardore lucis orbem (Böckh in den Heidelb. Jahrb. 1808. 1. S. 117). — C. 13. a magistro Platone hoc uno non desentiens. — C. 14. — volumus esse. Hic idem — esse. At qui intelligi potest cet. statt volumus esse. Atque hic idem — esse, si intelligi potest cet. — C. 15. sempiternamque für sempiternam. — C. 26. Quae qui-

dem si semel dicta sunt für quum quidem semel dicta sunt. — C. 31. consilique statt consiliique. — C. 32. ea si erant forma dii immortales für ea qua erant cet. — Druckfehler 1, 10 intelligentis u. s. w.

G. H. B.

P a r i s.

Bey Bachelier: Supplément au Traité de Géodésie, contenant de nouvelles remarques sur plusieurs questions de Géographie mathématique, et sur l'application des mesures géodésiques et astronomiques à la détermination de la figure de la Terre par L. Puissant. 1827. 123 S. in 4.

Der Verfasser theilt die Untersuchungen der in diesem Werk abgehandelten Gegenstände in vier Abschnitte. Der erste Abschnitt enthält die Erläuterung der Berechnung der geographischen Lage eines Dreyecksnetzes vermittelst einer Tabelle, bey welcher die Abplattung der Erde

= $\frac{1}{308,64}$ und der Quadrat des Erdmeridians

= 10000724 Meter angenommen ist, welche Werthe von der Commission der neuen Charte von Frankreich bestimmt worden sind. Es ist in den meisten Fällen hinreichend, sich bey dieser Tabelle der Logarithmen mit sechs Decimalen zu bedienen. Hierauf folgt die Erklärung der Tabellen, die zur Berechnung der Niveauunterschiede eingerichtet sind, wobey der Verfasser einen neuen Beweis der für die Berechnung des Niveauunterschiedes gehörigen Formel gibt, die Zenithdistanz mag an einer Station oder an bei-

ben gemessen seyn, und er bemerkt, daß wenn die Beobachtungsorter in bedeutenden Höhen liegen, zur genauen Berechnung des Höhenunterschiedes, ihre genäherten Höhen schon bekannt seyn müssen. Ferner gibt der Verf. eine Vergleichung der gewöhnlich gebrauchten hypsometrischen Formeln mit denen, die man aus der Differentialgleichung der terrestrischen Refraction theoretisch ableiten kann. Der zweyte Abschnitt gibt zuerst Anweisung zur Bildung von Tafeln, die zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Zeit und umgekehrt dienen, dann einige Bemerkungen über die Bestimmung der wahren Zeit, und die Beobachtungen der Polhöhe sowohl als des Azimuth, nebst allen zu diesen Berechnungen nothwendigen Formeln, wobey zugleich gezeigt wird, wie man nach den von Laplace gegebenen Regeln, die Genauigkeit des mittlern Resultats aus einer großen Menge von Beobachtungen finden kann. Hierauf folgt die Angabe der directen Methoden um die geographischen Längen zu finden, nämlich vermittelst der Meridiandurchgänge des Mondes, und durch Pulversignale. Im dritten Abschnitt werden zuerst einfache Methoden angegeben, um die Länge des Bogens eines Parallels zu finden, indem man denselben zugleich mit zwey gemessenen Basen in Verbindung setzt, dann wird die Aufgabe der Bestimmung der Dimensionen des osculierenden Ellipsoids an einem gewissen Punkte der Erde behandelt, indem man den Bogen des Meridians, mit dem Bogen des Parallels in Verbindung bringt. Hierauf wird gezeigt, wie die geographischen Längen durch Azimuthalbeobachtungen bestimmt werden. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit den Correctionen und Reductionen,

welche an den Beobachtungen angebracht werden müssen, die man mit dem unveränderlichen Pendel an verschiedenen Orten der Erde anstellt, um diese Beobachtungen mit einander in Vergleichung bringen zu können. Der Verf. beschreibt hierbey das unveränderliche Pendel welches Duperrey im Jahr 1822 auf seiner Reise gebrauchte, mit welchem sowohl auf der nördlichen als südlichen Halbkugel der Erde Beobachtungen angestellt wurden, und bemerkt zugleich die Vorsichtsmaßregeln, die man anwenden muß, um sowohl den Zeitraum der zwischen dem Anfang und dem Ende einer Beobachtung verflossen ist, als auch die Anzahl der Schwingungen, welche das Pendel innerhalb dieses Zeitraumes gemacht hat, mit Genauigkeit zu bestimmen. Hierauf folgt die Correction der Amplitude der Schwingungsbögen, nebst dem Beweis der Formel, welche Borda zu diesem Zweck gegeben hat, nebst einer numerischen Anwendung, ferner die Correction der Ausdehnung durch die Wärme, die Reductionen der Anzahl der Schwingungen des Pendels auf den leeren Raum und auf das Niveau des Meeres, indem erst nach Anbringung dieser Correctionen und Reductionen, die an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen angestellten Beobachtungen, unter einander vergleichbar werden. Die aus den Pendelbeobachtungen abgeleitete Abplattung der Erde gibt der Verfasser zu $\frac{1}{305}$ an, wahrscheinlich weil diese am besten mit der aus astronomischen Beobachtungen abgeleiteten Bestimmung übereinkommt, bemerkt jedoch zugleich daß die verbundenen Pendelbeobachtungen von Sabine, Freycinet, Duperrey eine Abplattung von $\frac{1}{290}$ ergeben.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 28. May 1831.

Montpellier und Paris.

Chez Pomathio - Durville: Géognosie des terrains tertiaires, ou Tableau des principaux animaux invertébrés des terrains marins tertiaires, du Midi de la France; par Marcel de Serres, Professeur de Minéralogie et de Géologie à la Faculté des Sciences de Montpellier. 1829. XCII u, 276 S. 8.

Herr Marcel de Serres, der eine seltene Vielseitigkeit in seinen Kenntnissen, wie in seiner Berufsthätigkeit bewährt, indem er schon in den verschiedenartigsten Fächern als Schriftsteller aufgetreten ist und ein Richteramt mit einer Professur der Mineralogie und Geologie zu vereinigen versteht, liefert hier einen überaus schätzbaren Beitrag zur Geologie, durch die Mittheilung seiner Untersuchungen über die Reste wirbelloser Thiere in den tertiären Erdenrindlagen des südlichen Frankreichs und der aus ihrem Vorkommen, ihrer Vertheilung und ihren Verhältnissen zu den Thieren der jetzigen Schöpfung, für die Kunde

der früheren Zustände der Erdoberfläche, mit großem Scharfsinn von ihm gezogenen Resultate. Man darf hier nicht eine vollständige, geognostische Schilderung der tertiären Gebilde des mitäglichen Frankreichs erwarten, wie der erste Theil des Titels zu versprechen scheint. Beschreibungen der Lager, in denen die Petrefacten sich finden, sind zwar mitgetheilt; aber der Verf. geht nicht von diesen aus, um die Untersuchungen über die Reste der wirbellosen Thiere daran zu knüpfen und berücksichtigt auch nicht sämtliche tertiäre Gebilde jener Gegend. Auf der anderen Seite liefert aber diese Schrift mehr als der Titel verheißt, indem die darin mitgetheilten Untersuchungen nicht bloß die wirbellosen Thiere der tertiären Meergebilde, sondern auch die von manchen Süßwasserformationen betreffen. Gegen die Anordnung dieses Werks würde Manches zu erinnern seyn, wenn man es als ein abgeschlossenes Ganzes betrachten müßte. Es so erscheinen zu lassen, war aber nicht die Absicht des Verfs.; welches schon daraus hervorgeht, daß derselbe in dem Vorworte eine die höheren Thierklassen berücksichtigende Fortsetzung dieser Untersuchungen verspricht, falls die vorliegenden den Beyfall der Geologen erhalten sollten. Da nun diesen der Verf. zuverlässig überall einärnten wird, so dürfen wir uns im Voraus auf die Erfüllung seiner Zusage freuen.

Als Vorbereitung zu den nachfolgenden Untersuchungen dient eine Einleitung, nebst einer Abhandlung über das Vorkommen von Menschenknochen und Producten menschlicher Kunst in festen Umgebungen und in Alluvionsmassen. In der Einleitung sind die geologischen Resultate und Ideen enthalten, welche der Verf. aus eigenen Untersuchungen und denen einiger anderer

französischer Naturforscher schöpft, deren Begründung zum Theil daher in den nachfolgenden Abschnitten des Werkes sich findet. Nach der Meinung des Vfs. sind die Modificationen der Oberfläche unseres Erdkörpers von drey Hauptursachen abzuleiten. Die bedeutendste darunter und diejenige, welche zuerst thätig gewesen zu seyn scheint, ist die Abnahme der Temperatur. Sie bewirkte die Erstarrung der Erdenrinde und die Vernichtung vieler früher in das Leben gerufener Arten von Thieren und Pflanzen. Die zweyte Ursache bestand in dem Zurückzuge der Meere. Die davon hinterlassenen, zahlreichen Spuren unterscheiden sich durch ihre Regelmäßigkeit von den unordentlicheren und mehr partiellen Wirkungen der Ueberschwemmungen, die als die letzte allgemeine Ursache erkannt werden. Die übrigen Ursachen, denen man nach dem Verf. die Modificationen der Erdoberfläche zuschreiben muß, waren in ihren Wirkungen sehr beschränkt, und konnten daher auf die organisierte Natur der Erde keinen wesentlichen Einfluß haben. Zu diesen gehören die mit der Erstarrung zusammenhängenden Veränderungen in den Lagen der primären Gebirgsmassen, welche vor der Erscheinung organisirter Wesen erfolgten, aber erst dann endeten, als bereits ein Theil der Ablagerungen sich gebildet hatte, deren Entstehung der Schöpfung organisirter Wesen nachfolgte. Die in den primären Erdenrindemassen vorgehenden Bewegungen veränderten die Lage jener secundären Gebilde und mithin auch die der davon eingeschlossenen Reste organisirter Wesen, welche dadurch zum Theil bedeutend gehoben wurden. Die Lage worin sie gegenwärtig erscheinen, kann daher keinen bestimmten Begriff von dem Niveau geben, welches die Meere an den Stellen einnahmen, an denen sie

die Spuren ihres früheren Standes hinterließen. Der Meinung des Verf., daß sich dieß Niveau nur nach dem Vorkommen der tertiären Gebilde fixieren lasse, kann Ref. nicht völlig beypflichten. Wenn man auch bey einem Theil der secundären Massen eine Veränderung ihrer ursprünglichen Lage zugeben muß, so befindet sich doch ein anderer, sehr großer Theil derselben offenbar noch in dem Niveau, welches er anfänglich einnahm; wogegen hie und da tertiäre Massen vorkommen, die eben so, wie manche secundäre, nicht mehr in ihrem ursprünglichen Niveau zu seyn scheinen.

In der Abhandlung über das Vorkommen von Menschenknochen und von Producten menschlicher Kunst in festen Erdenrindlagen und Alluvionsmassen sucht der Verf. durch mehrere von ihm und einigen anderen Naturforschern im südlichen Frankreich angestellten Beobachtungen zu beweisen, daß erst nach der Erscheinung des Menschen auf der Erde, gewisse Arten von Landsäugethieren, die bisher für präadamitische galten, gänzlich vernichtet worden, oder doch wenigstens in den bis jetzt durchforschten Theilen der Erde zu existieren aufgehört haben. In den Höhlen von Niremont und Bize finden sich in einer aufgeschwemmten Erdlage, Knochen vom Höhlenbären mit Menschenknochen vermenget; und unter ähnlichen Verhältnissen kommen letztere mit Knochen vom Rhinoceros und von der Hyäne in den Höhlen von Pondres und Souvignargues vergesellschaftet vor. In Verbindung mit diesen Ueberresten haben sich Scherben von einem sehr rohen Töpferzeuge gefunden. Ref. gesteht, daß er sich durch die mitgetheilten Beobachtungen von der Richtigkeit obiger Behauptung noch nicht vollkommen hat überzeugen können, indem ihm die Annahme dadurch nicht völlig entkräftet zu

werden scheint, daß die Vermengung der Menschenknochen und Scherben mit den Ueberresten von Thieren, durch Fluthen, welche zugleich den Absatz des sie einhüllenden Lehms bewirkten, später als die Vernichtung jener Thiere erfolgte.

Das erste Buch handelt von den geologischen Formationen, im Vergleich mit den verschiedenen Perioden der Animalisation und Vegetation. Der Verf. unterscheidet unter ersteren normale und abnorme Gebilde, aber nicht in der Bedeutung, in welcher Referent diese Benennung gebraucht. Der Verfasser begreift nämlich unter terrains oder dépôts normaux nur die sogenannten primitiven Gebirgsmassen; wogegen er unter terrains anormaux diejenigen versteht, welche nach seiner Meinung mehr und weniger aus ihrer ursprünglichen Lage verrückt und durch Absatz aus einer Flüssigkeit gebildet sind. Diese Bezeichnung dürfte doch aber nicht durchaus passend seyn, da offenbar viele dieser Massen sich unverrückt in derselben Lage befinden, die sie bey ihrer Bildung einnahmen. Die abnormen Formationen zerfallen nach der Klassification des Verfs. in secundäre und tertiäre. Es werden untere, mittlere und obere secundäre Formationen unterschieden, indem der Verf. unter ersteren das sogenannte Uebergangsgebirge versteht, worin diese Klassification mit der des Ref. übereinstimmt. Bey den tertiären Gebilden sondert der Verf. diejenigen, welche vor dem Zurückzuge der Meere und nach der Trennung des Oceans von den Binnenmeeren gebildet wurden, von denen, deren Bildung nach dem Zurückzuge der Meere erfolgte — eine Unterscheidung, für welche in den nachfolgenden Untersuchungen viele Belege sich finden.

Wenn man die fossilen Ueberreste von Thieren nach der Reihenfolge betrachtet, die ihr allmähliches Erscheinen bezeichnet, so erkennt man drey große Perioden, in denen die Species, ihrer Organisation nach, um so enger begränzt erscheinen, je älter sie sind. Die erste begreift den Zeitraum von der ersten Bildung secundärer Massen bis zum Absatz der mittleren secundären Gebirgslagen, die in Deutschland unter dem Namen der älteren Flöze bekannt sind. Diese Periode ist fast allein characterisirt durch wirbellose Thiere, deren Species um so mehr von den unsrigen abweichen, je älter die Lagen sind, in denen ihre Reste sich finden. Das angeführte Vorkommen von Ichthyolithen im sogenannten Uebergangsgebirge, ist durch neuere Beobachtungen über den Blattenberger Schiefer, die dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn scheinen, nach denen jene Gebirgsart einer weit jüngeren Formation angehören dürfte, sehr zweifelhaft geworden. Die zweite Periode, welche die ganze Reihe der mittleren und oberen secundären Gebilde, der älteren und jüngeren Flöze begreift, ist besonders characterisirt durch eine große Anzahl Eyer legender Vierfüßer. Es gehören ihr mannigfaltige, der jetzigen Schöpfung völlig fremde Thiergattungen an, als Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Megalosaurus, Pterodactylus und von den Mollusken, die untergegangenen Gattungen der Ammoniten und Belemniten. Die dritte Periode, an die sich die gegenwärtige gewissermaßen reiht, läßt zuerst eine große Anzahl von Landsäugethieren wahrnehmen, denen im Meere lebende Säugethiere schon vorangegangen waren. Die untergegangenen Thiere dieser Periode zeigen, insofern ihre Organisation sehr complicirt ist, eine weit größere

re Verschiedenheit von den jetzigen Geschöpfen, als solches bey den Pflanzen der Fall ist. In Ansehung der Vegetation unterscheidet der Verf. nicht, wie Adolph Brongniart, vier, sondern auch nur drey Perioden, die mit denen der Animalisation zusammenfallen, welche Ansicht Referent theilt. In der ersten Periode hat die Vegetation über die Thiere bey weitem das Uebergewicht und übrigens mit diesen den Character der einfachsten Organisation gemein. Die Pflanzen, unter denen Farren, Equiseten und Lycopodien vorherrschen, zeigen sich aber in einer Größe und Stärke, welche die analogen in unserem Klima nicht erreichen. Die Flora dieser Periode nähert sich in ihrem Character der auf den kleinen, von den Continenten entfernten, Tropischen Inseln. Die zweyte Periode, in welcher anfangs jene Kryptogamen den nacktsamigen Phanerogamen das Gleichgewicht halten, endet mit dem Vorwalten der letzteren und dem Erscheinen der Cytadeen. Sie unterscheidet sich auch durch eine geringere Entwicklung der cryptogamischen Gewächse und hat einige von den Characteren der Vegetation auf den großen Inseln und an den Küsten. In der dritten Periode treten zuerst Pflanzen aus allen gegenwärtig vorhandenen Classen auf, unter denen, wie auch in der jetzigen Epoche, Dicotyledonen bey weitem am zahlreichsten sind. Die Flora dieser Periode ist der Vegetation der Contiente in der gemäßigten Zone und zumal der in den großen Wäldern von Europa und Nordamerica analog. Tabellarische Uebersichten der geologischen Formationen und der Perioden der Animalisation und Vegetation bilden eine schätzbare Beylage zum ersten Buch.

Das zweyte Buch handelt von den fossilen

Thierarten der tertiären Meergebilde von sandiger, kalkiger und mergelartiger Natur und ist besonders reich an feinen und scharfsinnigen Bemerkungen. Zuerst allgemeine Betrachtungen über die Vertheilung der fossilen Arten in den verschiedenen tertiären Bassins. Es findet nach den Untersuchungen des Verfassers eine große Analogie unter den fossilen Arten der tertiären Ablagerungen im südlichen Frankreich, in Spanien und in Italien Statt. Man ist genöthigt anzunehmen, daß der Ocean und das mittelländische Meer schon getrennt waren, als die tertiären Ablagerungen sich bildeten, indem die von diesen Meeren abhängigen Bassins eben so sehr in der Natur der Lager aus denen sie bestehen, als hinsichtlich der fossilen Species die darin sich finden, von einander abweichen. — Der Verf. redet darauf von der Unterscheidung identischer, analoger und untergegangener Arten. Unter den Landsäugethieren, deren Reste in den tertiären Massen sich finden, kommt die größte Anzahl von untergegangenen Arten und vernichteten Formen vor; wogegen diese Erscheinung bey den wirbellosen Thieren selten ist; so wie auch die von dem Verf. in den Süßwasserformationen des südlichen Frankreichs entdeckten Insectenarten, denen jetzt sich findenden analog sind. Hinsichtlich der verschiedenen Associationen unterscheidet der Verf. seltene Arten, die nur einer kleinen Anzahl tertiärer Bassins eigen sind; allgemeine, die sehr verbreitet vorkommen und gemeine oder charakterische, die sich immer in einer großen Anzahl von Individuen zeigen. Auffallend ist es, daß die untergegangenen Arten zu den allgemeinen zu gehören pflegen, welche Erscheinung nicht bloß in den tertiären, sondern auch in den älteren Formatio-

nen wahrgenommen wird. In benachbarten und selbst zusammenhängenden Bassins finden sich oft durchaus verschiedene, fossile Species. Der Vf. zeigt, daß dasselbe auch bey der Vertheilung der Geschöpfe des mittelländischen Meeres vorkommt, die oft in nicht bedeutenden Horizontal-Entfernungen Verschiedenheiten wahrnehmen läßt. Merkwürdig ist das Vorkommen von Fischen und zwar besonders von Flußfischen, in Verbindung mit fossilen Vegetabilien; wobey indessen die Vertheilung so zu seyn pflegt, daß sie zwar in derselben Formation, aber selten in denselben Lagen vergesellschaftet sich finden. — In einem folgenden Kapitel handelt der Verf. von der Unterscheidung der fossilen Species in Beziehung auf ihre präsumierten Stationen. Besonders interessant sind die hier mitgetheilten Untersuchungen über die auffallende Erscheinung des gemeinschaftlichen Vorkommens von Süß- und Meerwasser-Geschöpfen und, wie es dem Referenten scheint, völlig überzeugend die daraus abgeleiteten Resultate. Die Vermengung von Fluß- und Meerconchylien beschränkt sich nicht bloß auf den Contact abwechselnder Lager von Süßwasser- und Meerformationen, sondern zeigt sich unter den verschiedenartigsten Verhältnissen als eine allgemeine Erscheinung in den tertiären Gebilden vor dem Zurückzuge der Meere von den Continenten, der nicht, wie Constant-Prevost angenommen, nach dem Absatze des Grobkalkes, sondern erst nach der Ablagerung der auf dem zweyten tertiären Kalkgebilde ruhenden Meer-sandformation erfolgt zu seyn scheint. Nach den Untersuchungen des Verfassers ist es, wie auch früher schon Constant-Prevost darzuthun gesucht hat, zur Erklärung der abwechseln-

den Lagerung von Meer- und Süßwassergebilden nicht nöthig, Oscillationen in dem Stande des Meeres anzunehmen; sondern es gestatten jene Erscheinungen die Annahme, daß durch Flüsse, auf ähnliche Weise wie solches noch immer, wenn auch nicht in gleichem Grade geschieht, Massen dem Meere zugeführt wurden. Die Flußabsätze sind nicht allein zuweilen höchst unregelmäßig mit den Meerablagerungen verbunden, sondern auch von im Meere lebenden Bohrmuscheln durchlöchert, welches bey einer beständigen Berührung mit süßem Wasser nicht möglich gewesen wäre. Gewisse Arten von Flußconchylien gelangen bis zum Meere und leben daher abwechselnd in süßem und salzigem Wasser. Die im Bassin des vormaligen Meeres gebildeten Absätze sind, mit Ausnahme des Diluviums und der oberen, nach dem Zurückzuge des Meeres entstandenen Süßwassergebilde, um so älter, je weiter die Stellen ihrer Ablagerung sich von den jetzigen Meeren entfernen. Die von dem Ocean abhängigen, tertiären Gebilde erscheinen älter, als die tertiären Meerabsätze, welche in den Küstengegenden des mittelländischen Meeres sich finden, indem nur der zweyte tertiäre Kalkstein eine große Ausdehnung in der Nähe des mittelländischen Meeres hat, wogegen der erste die oceanischen Bassins beynabe ganz einnimmt. Der Ocean scheint viel früher als das mittelländische Meer, in seine jetzigen Gränzen sich zurückgezogen zu haben, welches auch andere geologische Erscheinungen sehr wahrscheinlich machen. Die tertiären Formationen rühren von Ursachen her, die noch beständig, nur mit geringerer Energie wirksam sind, und die große Anzahl von Geschöpfen, die den unserigen

ähnlich sind, deuten an, daß ihre Bildung der jetzigen Periode nicht sehr lange vorhergegangen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen gibt der Verfasser eine Uebersicht von den tertiären Meergebilden des südlichen Frankreichs, in welchen die fossilen Arten wirbelloser Thiere, die den Hauptgegenstand dieser Schrift ausmachen, sich finden. Folgende Hauptmassen lassen sich unterscheiden indem man von den obersten ausgeht: 1) Meersand-Lager, von gelblicher oder weißlicher Farbe, oft mit Sandstein-Bänken und Mergellagen abwechselnd. Es finden sich darin viele Ueberreste von Landsäugethieren, von Reptilien, Fischen, zuweilen auch von Vögeln und in geringer Menge, fossile Hölzer. Conchylien kommen, mit Ausnahme von Austern und Balanen, nicht in großer Menge darin vor. 2) Kalkige Mergel von gelblicher Farbe in nicht mächtigen Bänken, die bald mit steinigen Massen, welche gewöhnlich unten vorkommen, bald mit Lagen von Meersand und blauem Mergel wechseln. Im Mergel kommen im Ganzen nicht viele Reste organisirter Geschöpfe vor; die welche sich finden sind Meer-, Fluß- und Landconchylien und einige Polypenarten. 3) Steinartige Kalklagen, welche den sogenannten Calcaire moellon oder zweyten tertiären Kalkstein bilden, der im südlichen Frankreich allgemein als Baustein benutzt wird. Drey Abtheilungen sind zu unterscheiden: a) die oberen, horizontalen Lagen, von geringer Härte; b) die mittleren, stärkeren, oft etwas geneigten und gebogenen Lagen. Der Kalkstein derselben hat größere Härte und zeichnet sich auch durch eine weißere Farbe aus. Zuweilen be-

steht er aus kugeligen, durch eine Kalkmasse verbundenen Theilen. c) Die unteren Bänke, welche aus einem blaulichgrauen Kalkstein zu bestehen pflegen, die, ob sie gleich massig sind, sich doch leicht in große Platten theilen lassen. Diese verschiedenen Bänke gehen unmerklich in einander über und wechseln auf verschiedene Weise mit Meersand- und Mergellagen ab. Die oberen und mittleren enthalten im Allgemeinen die mehrsten Conchylien, mit denen mehr und weniger zahlreiche Reste von Säugethieren, Fischen, Crustaceen, Anneliden und Zoophyten vorkommen. In den unteren finden sich außer wenigen Conchylien, verschiedene Zoophyten und Pflanzenreste. 4) Lager von Thonmergel, dessen Farbe gewöhnlich von einem grünlichen oder bläulichen Grau in ein dunkles Blau abändert und mehr und weniger von kohlensaurem Kalk durchdrungen zu seyn pflegt. Er ist reich an Meerconchylien mit vollkommen erhaltenen Schalen. Diese Mergellagen, die auf ähnliche Weise am Fuße der Apenninen vorkommen, haben zuweilen eine bedeutende Mächtigkeit. Wenn sie nicht auf braunen, bituminösen, Braunkohlen führenden Mergeln ruhen, wie solches nicht selten im mittäglichen Frankreich der Fall ist, so decken sie eine mehr und weniger mächtige Süßwasserformation, oder auch wohl unmittelbar secundäre Gebirgsmassen.

Auf diese Mittheilungen folgt die Uebersicht der Arten von Mollusken, Anneliden, Crustaceen und Zoophyten, deren Reste in den tertiären Meergebilden des südlichen Frankreichs sich finden, deren Anzahl in Erstaunen setzt und zugleich den Fleiß des Verfassers bewundern läßt. Dem Referenten wurde das

Bergnügen zu Theil, die große, wohl geordnete Sammlung zu sehen, welche diesen Untersuchungen hauptsächlich zum Grunde liegt. Von den Resultaten, zu denen der Verfasser durch dieselben gelangte, können hier nur die wichtigsten ausgehoben werden. Sehr viele der fossilen Arten kommen mit denen überein, die im benachbarten Meere leben. Die Gattungen, zu welchen die zahlreichsten fossilen Species gehören, haben auch unter den jetzigen den größten Artenreichtum. Die größte Uebereinstimmung unter den fossilen Arten verschiedener, tertiärer Bassins findet da Statt, wo diese von demselben Meere abhängig sind, oder von Meeren, die mit einander in Verbindung standen. Die mit den jetzigen Arten übereinstimmenden fossilen Species sind in den mehrsten tertiären Bassins mit einer gewissen Anzahl untergegangener oder solcher Arten, deren Analoga im heißesten Klima sich finden, gemengt. Die untergegangenen Thiere der tertiären Massen kommen denen der Aequatorialzone am nächsten; wogegen die größte Anzahl der identischen Arten gegenwärtig in den temperierten Zonen leben. Wenn man sämtliche fossile Species überblickt, so wird man sehr geneigt anzunehmen, daß die untergegangenen durch eine und dieselbe Ursache, nämlich hauptsächlich durch die Abnahme der Temperatur vernichtet worden. Es blieben die Ueberreste entweder an den Orten, wo die Geschöpfe lebten, oder sie erlitten doch wenigstens keine heftige und weite Fortführung, welches daraus sich ergibt, daß viele, deren Theile sehr leicht zerstörbar sind, auf das Vollkommenste sich erhalten haben. Es zeigt sich eine große Uebereinstimmung unter den fossilen

Arten der tertiären Gebilde an den Küsten des mittelländischen Meeres, vom westlichen Ende in Spanien bis zum östlichen in Italien. In Frankreich entfernen sich die tertiären, oceanischen Gebilde ungleich weiter vom jetzigen Ocean, als die dem mittelländischen Meere angehörigen, von den jetzigen Küsten desselben, indem die Entfernung der letzteren höchstens 30 Lieues beträgt. Zumal in den südlicheren Theilen der Küsten des mittelländischen Meeres hat die Verbreitung eine sehr geringe Ausdehnung landeinwärts, wovon auch Referent an der Spanischen Südküste sich überzeugen konnte. Ganz anders verhalten sich die tertiären See- und Flußgebilde, die in Frankreich, so wie auch in anderen Ländern, in weit größeren Entfernungen von den jetzigen Meeren vorkommen. Die verschiedene Küstenbildung war die Ursache, daß sich das mittelländische Meer vormals in Italien ungleich weiter über seine jetzigen Grenzen hinaus erstreckte, als in Spanien und im südlichen Frankreich. Vergleicht man die oceanischen Bassins mit denen in der Nähe des mittelländischen Meeres hinsichtlich ihrer Fossilien, so ergibt sich, daß die ersteren an Arten und Individuen ungleich reicher sind als die letzteren.

Das dritte Buch ist der Betrachtung der fossilen Thierüberreste gewidmet, die in den tertiären, Braunkohlen führenden Ablagerungen sich finden. Der Verfasser unterscheidet bey den im südlichen Frankreich vorkommenden Gebilden dieser Art: 1) die mit den oberen Meerabsätzen verbundenen und unmittelbar darunter ruhenden; 2) diejenigen, deren Verbindung mit jenen Meerablagerungen ungewiß ist; 3) die

Braunkohlen führenden Flußabsätze, die von Meerabsätzen weder bedeckt, noch mit diesen verbunden sind. In dieser Ordnung beschreibt der Verfasser obige Gebilde und beschränkt sich dabey nicht etwa, wie man nach der Ueberschrift dieses Buches erwarten sollte, nur auf die vom Meere abstammenden, sondern berücksichtigt auch die, welche süßem Wasser ihre Entstehung verdanken. Bey jeder dieser Ablagerungen werden die darin sich findenden, fossilen Thierarten aufgeführt.

Das vierte Buch handelt von den fossilen Arachniden und Insecten, insbesondere von denen, welche in den tertiären Süßwasser-Ablagerungen der Gegend von Aix in der Provence vorkommen. Der Verfasser hat nämlich die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß in der Gyps führenden Mergelformation der Gegend von Aix, die früher schon durch das Vorkommen von Fischabdrücken die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen hatte, viele Insectenüberreste sich finden, die zum Theil noch so vollkommen erhalten sind, daß sich wenigstens ihre Gattungen genau bestimmen lassen. Man erhält hier eine genaue Uebersicht der verschiedenen Lagermassen, die sich eben so sehr durch Mannigfaltigkeit auszeichnen, als die davon eingeschlossenen Ueberreste organisirter Wesen, indem Fische mit Conchylien, Arachniden, Insecten und Pflanzen darin sich vergesellschaftet zeigen. Die Arachniden und Insecten beschränken sich auf gewisse Mergelagen, die sich über der obersten Gypsbank befinden. Während des Druckes dieses Werkes hat Herr Journal auch in dem Süßwasser-

mergel von Arnissan bey Narbonne fossile Insecten entdeckt. Der Verfasser theilt eine lange Liste der in dem Mergel von Aix von ihm beobachteten Insecten mit, die ohne Ausnahme Europäischen Arten verwandt sind und größten Theils sogar mit solchen Arten übereinzustimmen scheinen, welche noch jetzt im südlichen Frankreich sich finden. Dasselbe dürfte auch von den Fischen und Pflanzen gelten, welche die Insecten begleiten. Der Verfasser erwähnt bey dieser Gelegenheit das Vorkommen fossiler Insecten in verschiedenen Formationen, stellt die ihm bekannt gewordenen Angaben anderer Schriftsteller über diesen Gegenstand zusammen und theilt eine Liste der bisher, zumal im Bernstein beobachteten, fossilen Insectenarten mit, die sich nun aber nach neueren Untersuchungen bedeutend würde erweitern lassen.

Der Werth des hier angezeigten Werkes wird durch sechs lithographische Tafeln, auf welchen fossile Conchylien- und Insectenarten dargestellt sind, noch bedeutend erhöht. Die Abbildungen sind von ausgezeichnete Schönheit und bewähren aufs Neue, daß der Steindruck, wenn er so vorzüglich ist, wie ihn die lithographische Anstalt von G. Moquin und Compagnie zu Montpellier liefert, ganz besonders zur Darstellung solcher Gegenstände sich eignet.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

D e n 30. M a y 1831.

L e i p z i g.

Bey C. H. F. Hartmann, 1827: Procopii Caesariensis Anecdota sive historia arcana, Graece. Recognovit, emendavit, lacunas supplevit, interpretationem Latinam Nicolai Alemani, ejusdemque, Claudii Maltreti, Pauli Reinhardi, Joannis Toupit et aliorum annotationes criticas et historicas suasque animadversiones adjecit Jo. Conradus Orellius, parochus ad templum spiritus sancti et collegii Carolini Turicensis canonicus. Accedunt descriptiones pestis et famis ex ejusdem Procopii libris de bellis excerptae. XXX und 449 S. in 8. nebst 4 Steindrucktafeln.

Dieses ist die letzte Arbeit des vor mehreren Jahren in Zürich gestorbenen Chorberrn Johann Konrad von Orelli, eines vielseitig gebildeten und besonders als Alterthumsforscher rühmlichst bekannten Mannes, dessen ernstliches Streben dahin gerichtet war, durch die zweckmäßige Bearbeitung solcher Reste des Alterthums, die das

Schicksal haben, nur von einer geringen Anzahl gewissenhafter Forscher gekannt und geschätzt zu werden, eine bey der heutigen Fortbildung der philologischen Studien zu einer selbstständigen Wissenschaft oft schmerzlich gefühlte Lücke mit lobenswerther Beharrlichkeit auszufüllen. Seine literarische Laufbahn begann mit der Herausgabe eines verstümmelten Geschichtswerks des Nikolaos von Damaskos, und schließt mit Prokopios Geheimgeschichte Justinians, welche durch Hn. Johann Kaspar von Drelli's Bemühung dem philologischen Publicum geschenkt worden ist. Bekannt genug sind Drelli's Verdienste theils um andere seltene Historiker, die etwa alle Jahrhunderte einen Bearbeiter finden, als Memnon aus Heraklea, Philon der Byzantiner, Aeneas der Taktiker, Hesybios aus Miletos und Sanchoniathon; theils um die gelehrte Wiederholung einiger philosophischer, ethischer, gnomischer und rhetorischer Schriftsteller, namentlich um die vorgeblichen Briefe der Pythagoräer und Sokratiker, Epikuros Bruchstücke aus den Herkulanischen Papyrus-Rollen, die Sentenzen- und Moral-Weisheit der Griechen in zwey Bänden, die Leichenreden des Sophisten Polemon aus Laodice, die Declamationen des Lesbonax, die Abhandlung des Platonischen Salustius über die Götter und das Weltall, die moralischen Sentenzen des Mimen Publius Syrus; endlich die Schriften der Alten über das Schicksal, wie eines Alexandros aus der Karischen Stadt Aphrodisias, eines Ammonios, Plotinos u. s. w.

Die Wissenschaft muß es in der That sehr bedauern, das ein andres kühnes Unternehmen desselben Gelehrten, die philologischen Kirchenväter, besonders die Apologeten des Christenthums, neu zu bearbeiten, nach der Herausgabe des Arnobius, welche jene Hoffnung erregte, aufgegeben wurde.

Was hätte nicht ein so tief in die christliche Aesthetik eingeweihter Mann in diesem Felde leisten können!

Was nun vorliegendes Werk betrifft, so verdient es als schätzbare Quelle für die Byzantinische Geschichte, und auch als sonstiges philologisches Hülfsmittel, eine würdige Auszeichnung — besonders da jetzt die Erwartung, denselben Autor bald in verbesserter Gestalt der Bonner Ausgabe der Byzantiner einverleibt zu sehen, sehr unsicher geworden ist. — Wir lassen hier einige kurze Bemerkungen über den Character und historischen Werth der Prokopischen Schrift folgen.

Unter den Geschichtschreibern der Byzantinischen Kaiserzeit gebührt diesem Rhetor aus Casarea (einer Stadt in Palästina, einst Strato's Thurm genannt) als nachehferndem Bewunderer des Thucydides, wenn wir von dem besseren Alterthume absehen, allerdings ein ehrenvoller Platz. In hohem Ansehen standen einst (freylich unter vermöhnten und entnervten Lesern) die ersten sieben seiner Geschichtsbücher, von denen die beiden ersten die unter des ältern Justin's bedrängter Regierung von Belisarius geführten blutigen Kriege gegen die damals mächtigen Perser enthalten, und sich durch treue Darstellung, die ihre Farben von eigener Anschauung der zu schildernden Gegenstände entlehnt (denn er selbst begleitete Belisarius auf diesem Feldzuge) vor seinen übrigen Schriften besonders auszeichnet. Die beiden nächsten Bücher schildern die von Belisarius zu Justinians bewegter Zeit gegen die Vandalen unternommenen Feldzüge, und liefern, wie auch die drey folgenden Bücher über die Kriege wider die Gothen, manche wichtige Thatsache zur richtigern Beurtheilung der Ursachen des innern Verfalls und der Zerrüttung der damaligen Römerwelt.

Das achte Buch ist spätern Ursprungs und führt die Geschichte der Persischen, Vandalischen und Gothischen Angelegenheiten nach der Bekanntmachung der sieben ersten Bücher weiter fort. Die Geheimgeschichte Justinians endlich beschreibt, als neuntes und letztes Buch des Geschichtswerks, die Sittenlosigkeit und Verderbtheit des kaiserlichen Hofes, und wurde erst nach Justinians, Theodora's und Belisarius' Tode bekannt gemacht. Daher die Benennung *Ἀνέκδοτα*, die auch Cicero seiner mit Theopompischer Bitterkeit geschriebenen Römischen Geschichte, um die Nachwelt damit zu überraschen (für die sie aber für immer ein wahres *ἀνέκδοτον* bleiben wird) nach seinem eignen Zeugnisse (ad Attic. 2, 6. 14, 7) beylegte. Prokopios richtet darin mit unerbittlicher Strenge über alle früher dargestellten Unglücksfälle der Römer, und deckt den Grund alles Mißlingens in der beyspiellosen Schlechtigkeit Justinians und Theodora's auf, damit das Leben dieses Kaisers, wie einst das Leben einer Semiramis, eines Sardanapals oder eines Nero, künftigen Fürsten zur ewigen Warnung dienen möchte. In der That sucht man im ganzen weiten Gebiete der Literatur gewiß vergebens eine Parallele zu diesem Sittengemälde, worin der Verf. sogar die Vermuthung äußert, Justinian sey kein Mensch, sondern ein incarnierter Teufel, dem sich Theodora, ein eben so böser Dämon, als Weib zugesellt habe (Kap. 12) — *ἐμοὶ τε καὶ τοῖς πολλοῖς ἡμῶν οὐδὲ πώποτε ἔδοξαν οὗτοι ἄνθρωποι εἶναι, ἀλλὰ δαίμονες παλαμπναῖοι τινες καὶ — βροτολογῶ ἤστην, οἱ — ἀνθρώπειον — ἡμπέσχοντο σῶμα καὶ ἀνθρωποδαίμονες γεγεννημένοι τῷ τρόπῳ τούτῳ ἔξυπασαν τὴν οἰκουμένην κατέσεισαν.*

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Schild-

derung den Bewunderern Justinians anstößig war, und Verdacht erregte; um so mehr, da man wußte, daß der Verfasser durch Justinians Gunst zu hohen Ehrenstellen, ja selbst, als *vir illustris*, zur Präfectur der Stadt gelangt war. Um also Justinians Ehre zu retten, schalt man Prokopios entweder einen undankbaren Lasterer, oder gab auch wohl die Geheimgeschichte für ein ihm untergeschobenes Werk aus (z. B. Johann Eichel, Helmstädt 1654). Beide Behauptungen hat jedoch schon der gelehrte Holländer Nicolaus Alexmann, dem wir die noch durch keinen seiner Nachfolger entbehrlich gemachte Leydener Ausgabe nach zwey Vaticanischen Handschriften (wovon die eine nur eine flüchtige Abschrift der andern war) verdanken, mit triftigen Gründen zurückgewiesen, und seitdem hat niemand mehr an der Echtheit der Schrift gezweifelt.

Wir nannten Prokopios oben einen nacheisernen Bewunderer des Thukydides, und so nennt ihn auch Drelli (S. XXII), und andere. Unverkennbar als solcher ist er in der schaudererregenden Beschreibung der Pest (*de bello Pers.* 2, 22 und 23 S. 141 flg. ed. Maltret.) und Hungersnoth im Römischen Reiche (*de bello Goth.* 2, 22 S. 485 und 3, 17. S. 504 im vorliegenden Bande S. 228.. 152). Ob die Nachahmung aber auch gelungen zu nennen sey, oder ob sie, wie es bey Versuchen dieser Art zu geschehen pflegt, auf etwas Besseres hinweist, wird man gewiß leicht entscheiden können. Man vermißt durchaus bey Prokopios den alterthümlich strengen Sinn und das freyheitsliebende Gemüth, das die entartete Gegenwart im grellsten Contraste mit sich selbst auffassend die der glühenden Phantasie vorschwebenden Bilder in wenigen aber kräftigen Zügen uns vor die Seele führt, und in uns

Unwillen, Abscheu und Haß zu erregen strebt, um uns für Tugend und Freyheit zu gewinnen. Von einer ernstpolitischen Richtung, die mit würdiger Kürze und hinreißender Gewalt der Rede die scharfsinnigsten Gedanken ausspricht, ist hier kaum eine Spur. Das lyrische Element geht der Darstellung ganz ab. Selbst das abscheulichste Laster wird mit einer Schlaffheit, mit einem Phlegma geschildert, das nur zu sehr auf einen ins Zeitalter eingeweihten und davon abgestumpften Sinn hindeutet. Doch müssen wir ihm als wohlmeinenden Historiker, der aber nicht innere Kraft genug hatte, sich zum Geiste einer bessern Vorwelt emporzuschwingen, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Gracität dieses Schriftstellers konnte sich, ungeachtet des genauen Studiums der besten Muster, doch nicht gegen die Römische Allgemeinheit sichern, welche den Styl der Byzantinischen Historiker besonders bezeichnet. Die Dialect-Verschiedenheit der Griechischen Sprache war damals schon lange verschwunden, und die darauf erfolgte eigenthümliche Ausgleichung des bildsamen Sprachstoffes verdankt gewiß den von den Römern überschätzten Declamationsübungen ihre schnelle Verbreitung durchs ganze Kaiserreich; und diese characterlose Allgemeinheit wurde noch mehr befördert, seitdem sich die Rhetoren des historischen Stoffes bemächtigten. Auf dieser weiten seichten Fläche schwimmt denn hin und wieder ein dem Plato nachgeschaffenes Blümlein und sonstiger dem Demosthenes und Thukydidēs nachgebildeter alterthümlich prunkender Schmuck, der sich freylich in dem ungewohnten Elemente oft gar seltsam ausnimmt. Dazu kommt noch die uncritische Neuerung im Gebrauche der Partikeln und anderer Redetheile, ja selbst die gedankenlose Einführung unclassischer Ausdrücke, und die unverzeihliche

Gleichgültigkeit gegen Feile und effectvolle Wortstellung. Besonders herrscht im vorliegenden Werke oft eine ungebildete Sprache, geistlose Wiederholungen derselben Wörter, und eine periphrastische Breite, die sehr ermüdet.

Für die Critik der Geheimgeschichten hat seit dem ersten Herausgeber Nicolaß Alemann (Leiden 1623 wiederholt Köln 1669) nur der Französische Jesuit Claudius Maltrete im zweyten Bande der prachtvollen Pariser Folio-Ausgabe der Byzantiner (1663) einige Ausbeute aus zwey Handschriften (die eine in Peter Segquier's Bibliothek, die andre in Mailand von Poffin verglichen) gewonnen. Die am Rande seiner Ausgabe stehenden Lesarten sind nicht ohne Werth. Ihm verdankt auch der Anfang des Werks, der bey Alemann sehr verstümmelt ist, und Manches andre im Laufe des Werks zuerst seine Vollständigkeit. Sehr ungern vermißt man hier Alemann's critische Noten (*notae censoriae* wie der Verf. sie nennt), die eine Menge guter Verbesserungs-Vorschläge enthalten. Seinen historischen Commentar, der von einer seltenen Belesenheit in den Byzantinern zeugt, hat jedoch Maltrete sowohl als auch Savarina, der Venetianische Herausgeber des *Corpus Byzantinae Historiae* (1729) wörtlich abdrucken lassen.

Diesen Apparat (denn von neuen Hülfsmitteln ist hier gar nicht die Rede) hat nun Drelli so verarbeitet, daß er die Verdienste seiner Vorgänger (mit Einschluß des deutschen Uebersetzers J. P. Reinhardt, 1753) sorgfältig zusammenstellt, prüft und würdigt, dabey auch nicht vergißt, gelegentlich auf den Byzantinischen Sprachgebrauch aufmerksam zu machen. — Zuweilen ist jedoch Alemann statt Reinhardt angeführt, z. B. S. 260. — Zu Alemann's historischem Commentare, der nun schon zwey Jahrhunderte den Philologen genügt

hat, sind endlich von Drelli einige Zusätze gemacht worden, die, wiewohl sparsam eingestreut, doch immer tief in die Sache eingehen.

Die 4 beigefügten Steindrucktafeln mit 8 Figuren scheinen nach den in der Venetianischen Ausgabe befindlichen Kupfern gemacht zu seyn, also Copien der vierten Generation. Vergleicht man sie mit denen in der Ausgabe von Alemann (der, wie seine Nachfolger, sie mitten in den Text hineinstellte) so zeigt sich kaum eine entfernte Ähnlichkeit, wofern man nicht die sich allmählich dem ersten Bilde entfremdenden Uebergänge von der Leydener Ausgabe in die Pariser, und von dieser in die Venetianische (die alle vor uns liegen) genau verfolgt. Das erste Blatt zeigt Justinian nach einer in seinem 22sten Regierungsjahre zu Ravenna gefertigten Arbeit in Mosaik mit einem eigenthümlichen Diadem, das er auch in einer feyerlichen Proceßion auf dem vierten Blatte, ebenfalls nach einer antiken Arbeit in Mosaik, trägt, und besonders denen im Wege sikt, die gern entscheiden möchten, ob der Kaiser dünnes kurzes Haar oder gar eine Glaze gehabt hat. Deswegen scheint dasselbe (Fig. 7) ihm abgenommen, und besonders zur Anschauung gebracht worden zu seyn. Die Kaiserin Theodora (Fig. 5) hat der Künstler schrecklich entstellt. Die übrigen Figuren sind Abbildungen von Münzen, auf denen Justinian theils als Knabe mit Justin, der ihn adoptierte, erscheint (Fig. 2 Byzantinisch, und Fig. 3 Kyzikenisch); theils als Kaiser im vierten (Fig. 4) und im sechsten (Fig. 5) Regierungsjahre.

Vor einem zweckmäßig eingerichteten sächlichen Index stehen die Bruchstücke der Geheimgeschichten aus Suidas in derselben Ordnung, in welcher sie schon frühere Gelehrte zusammengestellt hatten.

G. H. B.

G e t t i n g e n s e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

D e n 2. J u n i u s 1 8 3 1.

L e i p z i g.

Sumtibus J. C. Hinrichsii: Henr. Theoph. Tzschirneri Opuscula academica. Editit J. Fr. Winzer. 1829. Praef. XII. 340 Seiten in 8.

Tzschirners Andenken wird, auch wenn der erste begeisterte Schmerz über den Verlust des theuren, auch uns einst befreundeten Mannes schon vorüber seyn sollte, stets in Segen unter uns bleiben. Zu den epochemachenden, schaffenden, herrschenden Geistern der Zeit dürfen wir ihn nicht rechnen. Er selbst, der demüthige und klare Mann, würde jede Uebertreibung seines Lobes verbitten. Aber das sind wir ihm schuldig zu bekennen, daß seine Erscheinung und Wirksamkeit eine der wohlthuendsten und erfreulichsten unserer Zeit gewesen ist. Wohlthuend und erfreulich ganz besonders durch die harmonische Bildung eines reich begabten Geistes, der sich überall auf das Rechte und Beste in seiner

Zeit verstand, so wie durch die Klarheit und das Wohlwollen, den herzlichen Eifer und die edle Beredtsamkeit, womit er, allem Obscurantismus und Absolutismus feind, der wahren Freyheit und dem Lichte jederzeit das Wort redete, und da, wo er die Gegensätze der Zeit in einer höheren Einheit aufzufassen im Stande war, versöhnend und liebevoll dazwischen trat. Ein Theil seiner ausgebreiteten Wirksamkeit gehörte dem Augenblicke, wo er es zur rechten Zeit nie an sich fehlen ließ, mit Muth und gutem Rath, mit edlem Zorne und ernster Warnung die Angelegenheiten des Tages zu besprechen. Aber auch davon wird, wenn auch die Zeitinteressen längst verändert seyn werden, Frucht und Andenken unter uns bleiben. Der bey weitem wichtigere Theil aber seines Verdienstes und wohl erworbenen Ruhmes liegt in den größeren literarischen Werken, welche, theils der geistlichen Beredtsamkeit, theils der historischen und systematischen Theologie angehörend, sein ausgezeichnetes Talent, seinen Fleiß und seine seltene Bildung in reichem Maße bezeugen.

Die vorliegenden Opusc. acad., durch deren Sammlung und Herausgabe sich der langjährige Freund Tzschirners, Herr Dr. Winzer in Leipzig, ein bleibendes Verdienst erworben hat, stellen die zwiefache Hauptthätigkeit Tzschirners, die gelegentliche, ins Leben der Zeit unmittelbar eingreifende, und die forschende, im engeren Sinne gelehrte, wie sie lebendig in einander griffen, und zu einem wohlthuedenden Ganzen sich vereinigten, recht anschaulich dar. Die Abhandlungen, 12 an der Zahl, sind chronologisch geordnet. Und so kann man auch, da sie theils aus den Anregungen der Zeit, theils aus

den Momenten der gelehrten Forschung hervorgegangen sind, recht deutlich darin wahrnehmen, wie Tzschirner seit dem Jahre 1800, wo er zuerst in Wittenberg auftrat, bis zu seinem Tode in jener zwiefachen Richtung seiner Thätigkeit lebendig fortschritt.

Die erste, die Inaugural-Dissertation Tzschirners vom Jahre 1800: *Observationes ad Pauli apostoli, epistolarum scriptoris, ingenium spectantes*, worin der Versuch gemacht wird, die schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten des Apostels theils aus der eigenthümlichen Persönlichkeit desselben, theils aus den äußeren Verhältnissen unter denen er geschrieben hat, zu erklären, ist nicht vollendet. Sie gehört dem damals lebhaft gewordenen Bestreben an, die Verschiedenheiten der neutestamentlichen Schriftsteller genauer zu beobachten und zu bestimmen, und hat noch jetzt manches Brauchbare. Ref. aber kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die meisten Observationen sich etwas zu sehr in Erörterung der allgemeinen Elemente der Rhetorik verlieren.

Die zweyte Abhandlung: *de dignitate hominis per religionem Christianam adserta et declarata*, in Wittenberg 1805 geschrieben, voll reicher Lectüre der Classiker und reich an feinen Beobachtungen, bezieht sich auf die apologetischen Studien, denen der sel. Tzschirner von früh an großen Fleiß gewidmet hat. Eben dahin gehört die neunte und zwölfte Abhandlung. Jene beantwortet sehr geschickt die Frage, *Graeci et Romani scriptores cur rerum Christianarum raro meminerint?* Sie bestimmt zuerst das zu erklärende Factum genauer, nämlich so, daß die Frage auf die Zeit von Domi-

tian bis zu den Antoninen beschränkt wird, und gibt dann die Ursachen der allerdings auffallenden Erscheinungen an, die sich dem Kenner des Zeitalters leicht darbieten. So wird klar, daß die seltene und zum Theil sehr confuse Erwähnung des Christenthums in den Schriftstellern jener Zeit die Glaubwürdigkeit der sonst bekannten Geschichte der christlichen Kirche in jenem Zeitraume auf keine Weise zu verringern im Stande ist. Die zwölfte Abhandlung de religionis Christianae per philosophiam Graecam propagatione, ein Ausfluß der Studien Tzschirners über den Fall des Heidenthums, zeigt wie die Griechische Philosophie theils negativ, theils positiv, jenes aber mehr, als dieß, auf das Christenthum vorbereitet habe.

Die dritte, sechste und achte Abhandlung beziehen sich — theils auf die kirchlichen Interessen der Zeit, namentlich auf die Klagen über den Verfall des Cultus in der Protestantischen Kirche, und die Versuche und Vorschläge, denselben wieder zu heben, theils aber auf die homiletischen und liturgischen Studien des Verfassers, der in seiner Bildung nicht bey den Neuen stehen blieb, sondern auch auf die Muster und Meister der alten Kirche zurückging. Die dritte Abhandlung de sacris publicis ab ecclesia vetere studioso cultis schildert zuerst den Eifer der alten Christen vor Constan- tin d. Gr. für den öffentlichen Cultus, und erörtert sodann die Quellen desselben; sie schließt mit der Bemerkung, daß obwohl unsere Zeit eine andere sey, und die alten Quellen des kirchlichen Eifers zum Theil versiecht seyen, dennoch auch das gebildetste Zeitalter alle Ursache habe, den öffentlichen Gottesdienst zu pflegen

und zu fördern. Die sechste Abhandlung: *de sacris ecclesiae nostrae publicis caute emendandis* enthält beherzigungswerthe Winke über die Nothwendigkeit, die Principien und das rechte Maaß der fortschreitenden Reformation im Protestantischen Cultus. Die achte endlich, *de claris veteris ecclesiae oratoribus*, gibt eine kurze Characteristik und Kritik der vornehmsten geistlichen Redner der alten Kirche. Der Verf. wollte die Griechischen Homileten von Origenes bis auf Johann von Damascus, und die Lateinischen von Zeno Veron. an bis auf Beda Venerabilis schildern. Die Abhandlung aber bleibt nur bey den Griechen stehen und schließt mit Ephraem, dem Syrer, so daß die trefflichsten Griechen, die beiden Gregore, Basilus d. Gr., Chrysostomus und Theodoret noch zurück sind. Es wäre wünschenswerth, daß Jemand sich entschlosse, in Tzschirners unvollendete Arbeit einzutreten, oder vielmehr in der Art, wie der geistvolle Richard Simon die neutestamentlichen Exegeten schildert, die geistlichen Redner der alten und neuen Zeit in kurzen und treffenden Characteristiken und Kritiken darstellte. Es würde dadurch mehr gewonnen und gewirkt werden, als durch die Anhäufung homiletischer Theorien, woran wir jetzt leiden.

Die fünfte Abhandlung: *de bello Christianis non interdicto*, in der großen Zeit des deutschen Befreyungskrieges geschrieben, zeigt, daß der gerechte Krieg auch nach den Principien des Evangeliums erlaubt, ja für die christlichen Völker und die einzelnen Volksgenossen Pflicht sey. Der Gegenstand ist nicht erschöpft; ob und in wiefern dieß in der deutschen Abhandlung Tzschirners 'Ueber den Krieg, ein

philosophischer Versuch', geschehen sey, wissen wir nicht.

In dieselbe große Zeit, des Jahrs 1814, gehört die sehr anregende Abhandlung: *Nominis germanici laudes instauratorum sacrorum historia illustratae*, gerichtet gegen die ungerichten Anklagen der Reformation und ihrer Wirkungen, die damals deutsche Männer, ehemalige Protestanten, wie Fr. Schlegel, zu erheben sich nicht schämten.

Es ist ein schöner Zug in Tzschirners Leben und Wirken, daß er mit stets wachem Eifer und gutem Muth die Rechte und Herrlichkeiten der Reformation und Evangelischen Kirche vertheidigte. Seine deutschen, hierauf bezüglichen Schriften sind bekannt und dem deutschen Volke werth. Unter den academischen Programmen gehören dahin zuerst die siebente Abhandlung *Ecclesiae et academiae Evangelicorum quid mutuo sibi debeant*, 1817 zum Jubelfeste der Reformation geschrieben, sodann die zehnte, *de perpetua inter catholicam et evangelicam ecclesiam dissensione* vom J. 1824 gegen die falschen und triegerischen Friedensstiftungen jener Zeit gerichtet, die wesentlichen Punkte andeutend, aber nicht erschöpfend; endlich auch die sehr interessante elfte Abhandlung *de causis impeditae in Francogallia sacrorum publicorum emendationis* 1827 geschrieben. Diese Abhandlung erschien auch deutsch in Pölis Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst Th. 1. Heft 3. Welch eine ganz andere und unstreitig edlere Geschichte würde Frankreich haben, wenn es im 16. Jahrhunderte sich ganz zur Evangelischen Kirche bekannt, oder auch nur die Evangelische Parthey frey und mit völlig gleichen Rechten sich hätte

ausbreiten und entwickeln lassen! Der Verfasser findet die Hauptursachen der unterdrückten Reformation in Frankreich theils in der Persönlichkeit der damaligen Fürsten, welche leichtsinnig und beschränkt den neuen Geist und das neue Licht in ihrem Volke weder fassen, noch ertragen konnten, theils in dem Nationalcharacter des Französischen Volkes, der mit dem Ernste und der sittlichen Strenge der Evangelischen Kirche, zumahl in der Art, wie Calvin sie in Genf ausbildete, in Widerspruch stand. In dem letzteren Punkte stimmen wir dem sel. Verfasser nicht bey. Wäre das Französische Volk überhaupt reif für die Reformation gewesen, so würde, da die Reformation jeder Nationalität die freyeste Entwicklung gestattet, die Französische Heiterkeit (*gaieté*) auch wohl den trüben Ernst der Calvinistischen Kirchenform bald überwunden, und sich der freyeren gemüthlicheren Art der Luther. Reformation, von der ja ohnehin in Frankreich die ersten reformatorischen Bewegungen ausgingen, leicht angeschlossen haben. Der Leichtsinn freylich und die Zuchtlosigkeit können sich mit dem Protestantischen Ernst nie vertragen, aber unter keinem Volke und in keiner Zeit. — Es wird zuletzt bemerkt, daß der Uebertritt Heinrichs des 4ten zur Catholischen Kirche Frankreich gänzlich wieder an den Römischen Stuhl gefesselt, und den Fortschritt der Evangelischen Kirche in Frankreich auf mehrere Jahrhunderte gehemmt habe. Ueber jenen Uebertritt aber, den die Geschichte zwar erklären, aber das unbestechliche Richteramt der Geschichte nie entschuldigen kann, urtheilt der sel. Verf. völlig richtig, wenn er sagt: *Fatendum est, si, quod fecit (Henr. IV.) unquam facere licet, ei id licuisse; nec*

vituperandus est rex, si eo ex modulo quotalia metiri solent homines, eum metimur. Nos vero utilitatem communem legem supremam non habemus, quoniam non, quod utile, sed quod honestum est, semper liquet, et saepe obsunt, quae prodesse videntur.

Drey von den Tzschirnerschen Programmen, nämlich: de virtutum et vitiorum inter se cognatione in doctrina morum diligentius explicanda; de formis doctrinae theologorum evangelicorum dogmaticae distinguendis rite et aestimandis; endlich das sarkastische: de luminibus patriae nostrae nuper exortis gratulatio, vom Jahre 1819, hat der Herausgeber nicht mit aufgenommen; die beiden ersteren nicht, weil sie vollständiger deutsch erschienen sind, das zweyte in den Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers Band 1. Heft 1 und 2, das erste aber in der besonderen Schrift über die Verwandtschaft der Tugenden und Laster, ein moralisch anthropologischer Versuch 1809. Was das dritte betrifft, so wird bemerkt, Prof. Krug habe dasselbe hin und wieder vermehrt und verändert unter seinem Namen herausgegeben, und das Tzschirnersche Original sey verloren gegangen.

Die Sammlung bedarf unser Empfehlung nicht; es ist genug, daß Tzschirners Name davor steht. Einzeln waren die Programme längst geliebt und gesucht. Nur das eine bemerken wir, daß der Lateinische Styl Tzschirners, obwohl nicht elegant oder exquisit, doch eben so rein, als leicht und angenehm ist, und im Ganzen echt Römisches Colorit hat.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 4. Junius 1831.

L o n d o n.

Printed for G. Whitaker, 1825: The Greek Revolution, its origin and progress. Together with some remarks on the religion, national character etc. of the Greeks by Edward Blaquiere Esq. Second Edition. VIII und 362 S. in 8. mit einer Generalcharte von der Europäischen Turkey.

Die zweyte Ausgabe dieses Buches geht, obgleich sie erst im J. 1825 herausgekommen ist, vom Anfange der Griechischen Revolution aus bis zur Wiedereinnahme von Corinth (durch Staico 2. Oct. 1823) und der Beendigung des dritten Feldzuges in Westgriechenland (10. Nov. desselben Jahres). Der Verf. entschuldigt sich deshalb damit, daß er in einem andern Werke: Narrative of a second visit to Greece diese Fortsetzung (bis Ende Dec. 1824) geliefert habe. Er versichert, daß seine 'Skizze der Griechischen Revolution', so nennt er seine Arbeit, so correct in ihren Details sey, als man von einem solchen

Werke nur erwarten könne, es sey das einzige bis dahin in England erschienene Werk, zu dem die Materialien an Ort und Stelle gesammelt wären. Nur das letzte Kapitel sey sehr in Eile gearbeitet, weil er in Begriff gewesen, wieder nach Griechenland zu reisen, und dieses würde wohl einige Mängel, welche man bemerken dürfte, entschuldigen.

Das Werk selbst zerfällt in 15 Kapitel, in welchen die Griechische Revolution bis zu dem angegebenen Zeitpunkt entwickelt wird, und in einen Appendix, der die Belege enthält, welche der Verf. in der Englischen Uebersetzung hinzuzufügen für nöthig erachtete.

Das 1. Kapitel umfaßt eine Darstellung der Verhältnisse Griechenlands gegen die Ottomannischen Unterdrücker von der ersten Besetzung Griechenlands und Constantinopels an bis zum Ausbruche der Empörung der Servier unter Czerni Georg. Der Verf. sucht zu zeigen, daß die durch Betrug und mit Gewalt unterjochten Griechen nie die Legitimität ihrer Ottomannischen Unterdrücker anerkannt hätten, und daß man deshalb ihren Versuch sich wieder zu befreien nicht mit dem Namen eines Aufruhrs brandmarken könne. Eine Menge Griechen in Maina, Candia, am Olympus und in andern sichern Bergtheilen erkannten nie die Rechtmäßigkeit der aufgedrungenen Herrschaft an und hielten sich Jahrhunderte lang frey, wenn sie auch zuweilen gezwungen waren einen Tribut zu bezahlen, damit die Türken nicht immer aufs Neue den Versuch machten, sie in ihrem Eigenthume zu beunruhigen. Allerdings unterscheidet sich der Griechische Kampf gegen die Pforte dadurch sehr von dem welchen die Neapolitaner, Spanier und Portugiesen gegen ihre legitimen Herrn unternahmen, daß sie nicht

eigentlich die Treue gegen ihre angeborenen Herrscher verletzten, sondern nur den Widerstand, den sie immer geleistet hatten, gegen ihre Unterdrücker in den letzten Jahren mit mehr Glück fortsetzten, und zwar dieses zu einer Zeit; wo auch ihre Unterdrücker alle Gesetze vernachlässigten, welche sie sich früher selbst aus Klugheit in Betreff der 'Griechischen Hunde' gegeben hatten. Das Eigenthum, das Leben und die Religion der bedauernswürdigen Bewohner des flachen Landes, die den Türken weniger widerstehen konnten als die Bergbewohner, war täglich in Gefahr. Daher führten die Capitane der Klephten einen beständigen Krieg gegen die Mohammedanischen Räuber, und nur die Festungen waren eigentlich im beständigen Besitze weniger Türkischen Soldaten und der Zufluchtsort der Türkischen Güterbesitzer in ihrer Nähe. Die Griechen sahen stets mit Verlangen auf die durch eine gleiche Religion mit ihnen verbundenen Russen und mit Peter d. Gr. fing der Plan, die Türken zu beschränken, wo nicht gar von dem christlichen Gebiete in Europa wieder zu vertreiben, an. Catharina II. setzte den Plan lebhaft fort, und suchte die Inseln des Archipelagus und Morea von 1768 an zu befreien. Sie rief durch eine Proclamation die Griechen förmlich auf, das Türkische Joch abzuschütteln, unterstützte sie mit Truppen und Schiffen; allein eine Armee Albanier dämpfte den Aufruhr der von Rußland im Stiche gelassenen Griechen, und so wurde der Zustand des Landes schlimmer als er gewesen war. Die Griechen baten um diese Zeit (1790), daß sie von Rußland einen Oberherrn bekommen möchten und Constantin wurde von der Kaiserin ihnen deutlich als ihr künftiger Oberherr bezeichnet. Der Friede von Kainardschi 1474 (und dann der

Friede von Jassy 1792) endigte die sanguinischen Hoffnungen der Griechen, indem Rußland darin nur an sich dachte, und die Hellenen vergaß. Nur war ausdrücklich stipuliert, daß die Pforte den empörten Griechen in den Inseln des Archipelagus eine allgemeine Amnestie bewilligen, in Zukunft den christlichen Gottesdienst nicht stören und die Kirchen nicht beschädigen sollte.

Das Emporkommen Ali-Paschas bald nach dem Frieden von Kainardschi verschlimmerte die Lage der Griechen mehr als je. Die Grausamkeit dieses Menschen ist durch Pouqueville zu bekannt, als daß die Vergleichung desselben mit Nero und Caligula, womit der Verf. ihn zusammenstellt, auffallen könnte. Aber merkwürdig ist es 'daß dieses Ungeheuer es gerade war, das dem großen Werke der Regeneration Griechenlands den ersten Anstoß gab'. Statt die mit den Russen verabredeten Bedingungen im Frieden zu Kainardschi zu halten, plünderte Ali Pascha seine Unterthanen und ganz Morea, tödtete viele und beunruhigte die Kirchen und Klöster. Der Ausbruch der Französischen Revolution setzte auch Griechenland in Bewegung. Ali Pascha schützte den Handel der Griechen um sich durch Beraubung der Kaufleute zu bereichern; die Griechen aber von einem innern Instinct geleitet versuchten auf verschiedenen Wegen dem Ziele der Freyheit sich zu nähern. Einige warfen sich mit ihren Schätzen auf die Felsen des Archipelagus und so blühten Hydra, Ipsara und Spezia als reiche Handelsrepubliken mitten unter den Türken auf, andere wandten sich zu den Wissenschaften und bereisten das Abendland, dessen Hörsäle sie besuchten und von dessen Büchern sie manches übersetzten, was für die wieder anfangende Bil-

dung eines lange in der Slavery gehaltenen Volkes nothwendig war, andere stifteten Elementarschulen in Griechenland und Kleinasien, lehrten das Altgriechische wieder, und erweckten dadurch auch bey dem gemeinen Volke die Bewunderung und Macheiferung ihrer großen Vorfahren, und noch andere ergossen durch geistvolle Lieder ihre patriotischen Empfindungen, und bereiteten dadurch das Volk zu einer bessern Verfassung vor. Die aus Europa zurückkehrenden jungen Leute verbreiteten aber die Ideen einer Ausbildung der Staaten, welche den Menschen höher stellt als 'einen Hund, der darum nur geschont werden muß, damit die Zahlungen des Karadsch oder Kopfgeldes an die Türken nicht geschmälert werden'. Wenn auch von Seiten der Pforte selbst dieser wissenschaftlichen Ausbildung keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden, so war dieß doch der Fall mit den Unterbeamten, und der Commandant von Dara, einem kleinen Dorfe in Morea, ließ dem Lehrer einer Schule, bey welcher er einst vorüberging, bloß darum die Bastonade geben, weil er die Jugend unterrichtete. Die blühendsten Academien bildeten sich in Scio, wo mehrere hundert Studenten sich versammelten, zu Janina, Athen, Aivali und Cydonia (Cydonies) lauter Anstalten die im Sturm der Zeiten wieder vernichtet wurden.

Bald hatten Hydra, Spezia und Ipsara, Zufluchtsörter der reichsten Griechen, die der Tyranny Ali-Paschas entflohen, eine bedeutende Flotte geschaffen, und durch ihren wachsenden Reichthum sich in den Stand gesetzt, die Befreyung von der Gegenwart Türkischer Soldaten und Beamten zu erkaufen. Sie konnten rechtmäßig sich selbst Gesetze geben, und ihre Obrigkeiten wählen, die mit catholischen Griechen be-

setzten Inseln Lino und Syra hatten seit der Venetianischen Herrschaft dieselben Vorrechte, und üben sie bis auf die gegenwärtige Zeit aus. Die Bewohner der drey Inseln, Hydra, Spezia und Ipsara, unfähig auf andere Weise als durch Schiffahrt und Handel sich zu ernähren, weil ihre Inseln bloße Felsen sind, die nicht einen einzigen Baum hervorbringen, wurden bald die besten Segler im mittelländischen Meere, wo sie fast den einzigen Handel betrieben, und auch ihre Schiffe gegen die Africanischen Seeräuber bewaffnen mußten, indem nicht einmal die Ottomannische Flotte sie gegen die Barbaresken schützte. So bildete sich auch der kriegerische Geist der Griechen zur See wieder aus. Marmorpaläste waren an die Stelle der Fischerhütten getreten, welche zuerst die vom Agäischen Meere umbrandeten nackten Felskuppen bedeckten, und Europäische Eleganz war im Innern der Häuser zu sehen, während die Freyheit diesen Inseln immer mehr den Verfassungen der alten Griechen ähnliche Einrichtungen schuf. So blieb diesen Insulanern wenig zu wünschen übrig, aber der traurige Zustand ihrer bedrückten Brüder in Morea und Mittelgriechenland, die Entwürdigung ihres Vaterlandes und die Tyranny der Türken, die sich doch immer noch als ihre Oberherren betrachteten, und auf deren Treue in Hinsicht der geschlossenen Verträge nicht zu bauen war, machte bey ihnen den Gedanken an eine mögliche Befreyung Griechenlands immer lebhafter. Dies ist ungefähr der Inhalt des ersten Kapitels, in welchem wir nur die Unternehmungen und Schicksale Riga's und Coray's vermissen.

Im 2. Kapitel handelt der Verf. von der Empörung in Servien unter Czerni Georg, und setzt zuerst die Ursachen der Empörung der Ser-

vier auseinander. Durch den Belgrader Frieden 1739 den Türken unter Bedingungen, welche Rußland insonderheit garantierte, überlassen, wurden die Servier nach mannigfachen Kämpfen der Pforte wieder unterworfen. Die Türkischen Truppen, welche die festen Plätze besetzten, plünderten aber das Land und verletzten die Capitulation. Deshalb erhob sich das Volk 1800 unter Anführung des Czerni Georg, der zwar weder lesen noch schreiben konnte, aber ein guter Anführer im Kriege war. Selbst Belgrad fiel in seine Hände, und alle Türken wurden ermordet. Russische Agenten erhoben durch Versprechungen den Muth der Servier, und Ipsilanti, Hospodar der Wallachey, unterstützte sie mit Geld. Rußland fing erst 1807 den Krieg offen gegen die Türken an, mußte aber (von den Franzosen selbst angefallen) im Frieden von Bukarest 1812 die Servier aufgeben. Hier vergißt der Verf. anzuführen, daß Rußland in diesem Frieden wenigstens eine billige Behandlung der Servier, Schutz der Religion und die Regierung Serbiens durch einen eigenen Nationalrath sich ausbedungen hat. Die Servier wollten sich noch nicht ergeben, allein Uneinigkeiten von Russischen Agenten genährt, und eine Türkische Armee von 100,000 Mann eroberte das Land wieder 1813 und Czerni Georg flüchtete sich nach Rußland, wo er sich in Kiew aufhalten mußte. Mehrere tausend Servier zogen sich ins Oestreichische. Eine triegerische Amnestie hielt tausende zurück, die von den Siegern auch nach der Occupation ermordet wurden. Daher brach bald ein neuer Aufstand der Servier aus. Die Pforte unterhandelte mit den Rebellen durch einen Bischof, und es wurde durch einen Vertrag bestimmt, daß Serbien durch einen geborenen Servier regiert werden sollte. Die

Wahl fiel auf Milosch, Schwager Czerni Georgs, und ein jährlicher Tribut von 6000 Beuteln (700,000 Rthlr.) wurde bestimmt, so wie auch die Zahl der Truppen, welche die Donauefestungen besetzen sollten. Die Türken sollten sich übrigens in die innere Verwaltung nicht mischen. Die Griechen warteten vergeblich auf Befreyung von außen her. So blieb der Zustand der Dinge von 1815.. 1820, die Hoffnung der Griechen blieb immer noch auf Rußland gerichtet. Die Streitigkeiten zwischen Rußland und der Pforte wegen der von beiden Seiten nicht erfüllten Bedingungen des letzten Friedens dauerten zur Freude der Griechen fort, und eine Russische Armee in Bolyhynien und Podolien machte beständig Miene in die Türkei einzudringen. Während dieser Zeit versammelte sich der Wiener Congreß, welcher wegen der hohen Stellung des Griechen Caspodiſtria als Russischen Ministers, neue Hoffnungen für die Griechen erweckte, obgleich weder dieser Congreß noch irgend einer der folgenden sich für die Griechische Sache erklärten. Um dieselbe Zeit bildete sich die geheime Verbindung der Hetaria, welche dem Verf. zufolge eigentlich zuerst von Niga, dem Tyrtaus der Neugriechen unter der Kaiserin Catharina beabsichtigt war. Diese Meinung führt der Verf. in einer Note S. 35 aus. Sie hätte eigentlich früher ausführlicher auseinander gesetzt werden müssen. Auch ist das nicht zu übersehen, was der Verfasser der 'Briefe eines Augenzeugen der Griechischen Revolution, Halle 1824' ausführlicher und genauer darüber mittheilt.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 4. Junius 1831.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: The Greek Revolution its origin and progress. etc.

Rigas wurde von Oestreich 1797 ausgeliefert und nebst zwey andern, Dr. Orgely und Anton von Coroneos lebendig zwischen Brettern zersägt. Die Hetärie selbst wurde eigentlich erst 1815 von einigen in Rußland lebenden Griechen gestiftet. Die Hauptstatuten dieser Gesellschaft, welche damals nur aus 7 Personen, die in Moskau sich vereinigte, bestand, sind in dem angegebenen Werke S. 17 enthalten. Mit Unrecht wird also Rigas als der Stifter der Hetärie von dem Verf. betrachtet. Der Bund vermehrte sich schnell. Capodistrias ließ den Beystand einer Russischen Armee dem Verf. zufolge (S. 37) hoffen, und schickte ein Geschenk an Geld im Namen des Kaisers um die nöthigen Reisekosten der Emissarien zu bestreiten. Czerny Georg, der exilierte in Rußland lebende Chef der Servier und der Graf Salati aus Corfu, konnten die

Zeit der Befreyung ihres Vaterlandes nicht erwarten, und singen dieselbe 1817 auf ihre eigene Hand an. Czerni Georg erschien plötzlich in Servien und stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten; Galati aber in Verbindung mit Colocotroni wollte Morea insurgieren. Ersterer rechnete auf die Hülfe seines alten Freundes Milosch, wurde aber von diesem verrathen, und sein Kopf wurde nach Constantinopel geschickt. Galati der etwas länger in Bukarest blieb, um die Sache abzuwarten, 'starb einige Zeit nachher, als der Zweck seiner Mission in andere Hände fiel.' Nach den oben erwähnten Briefen eines Augenzeugen 'kam er in Morea als Opfer falschen Verdachtes um'. Um Servien desto besser unter dem Joche zu erhalten, wurden vom Divan gegen die Verträge von 1815 die Festungen an der Donau stärker, als es geschehen durfte, besetzt, und beständige Truppenmärsche durch Servien beunruhigten das Land. Milosch's Leben war selbst bedroht, als der Griechische Befreyungskrieg ausbrach, und die Servier der Aufmerksamkeit der Türken entzog.

Den ersten Anstoß einer offenen Empörung gab in der Moldau und Wallachey 1821 im Februar Theodor Vladimirsko, der eine bedeutende Summe der Regierung vorgeschossen zu haben vorgab, und sie auf keinem billigen Wege wieder erhalten konnte. Nach Alexander Suzzo's Tode, ehe noch ein neuer Hospodar erwählt war, fing er die Empörung gegen die Bojaren in Bukarest, die unterdeß das Ruder der Regierung führten, an. Dieß hielt Alexander Ipsilanti für ein glückliches Ereigniß um seinen Plan zu begünstigen, er ging in Hoffnung auf baldige Russische Hülfe über den Pruth mit einigen hundert Hetäristen und verband sich mit

Theodor Vladimirsko. Jassy und Bukarest fielen in seine Hände, und auch in Galate wurden die Türken von den Einwohnern gemordet oder vertrieben. Mehrere junge Bojaren nahmen Theil, und alles begeisterte die Proclamation Ipsilanti's, wodurch er Griechenland die Freyheit versprach. Sehr schön ist nun von dem Verf. geschildert, wie dieser kurze Rausch der Freyheit schnell vorüber ging, wie Ipsilanti von dem selbstsüchtigen Vladimirsko und mehreren seiner Hauptleute verrathen, für einen Empörer von Rußland erklärt und von dem Fürsten Cantacuzen selbst verlassen am Ende nichts übrig behielt, als die treue heldenmüthige 'heilige Schaar', die dieses Namens würdig bey Rimnick sich aufopferte, und wie trotz der mißlungenen Versuche in der Moldau und Wallachey den ersten Grundstein der Griechischen Freyheit zu legen, dieser Krieg doch dazu beytrug, dem Befreyungskriege im eigentlichen Griechenlande die Bahn zu brechen.

Im 5. Kapitel geht der Verf. nun zu den Ermordungen in Constantinopel (den 19. April 1821) über, wodurch die Sache der Freyheit im eigentlichen Griechenland befördert wurde. Doch bemerkt er nicht, was die Wahrheit der Geschichte nicht unterlassen darf zu berichten, daß um diese Zeit die Revolution, die lange von der Hetarie auch in Constantinopel vorbereitet war, ausbrechen sollte, und daß man wohl nicht mit Gewißheit bestimmen kann, wie viel oder wie wenig Antheil der Patriarch daran genommen hatte. Ehe er nun zu den Folgen der Türkischen Niedermehelung übergeht, gibt der Verf. eine geographische Uebersicht Griechenlands, in welcher aber viele Namen entstellt sind. So nennt er den Orbeluß *Arbelias*, den *Scom-*

mius Sconius, die Thermopylen Thermopoly, den Cephissus Cephesus, Messene Messinia &c. Dann wird im 6. Kapitel der Anfang der Griechischen Insurrection in Morea auseinander gesetzt, und gezeigt, wie ohne Hülfe Colocotronis und seiner Ionischen Griechen und ohne die Maiznotten alles verloren gewesen wäre. Die Ankunft des Fürsten Demetrius Ipsilanti in Hydra setzte die Patrioten in neuen Enthusiasmus. Es war der 19. Junius als er in Hydra vor Anker ging. Mit Enthusiasmus empfangen übernahm er die Belagerung von Tripolizza, allein bald nachher, als das Mißlingen der Expedition seines Bruders in der Moldau bekannt wurde, verlor er von seinem Ansehen, und nun theilte sich die Nation in die Partey der Hetaristen, die in dem befreuten Griechenland regieren wollten, und doch fast lauter junge unerfahrene Männer waren (Ipsilanti selbst war erst 22 Jahr alt), und in die Partey der Ephoren und Primaten, zu denen die Geistlichkeit mit dem ränkevollen Erzbischof Germanos an ihrer Spitze sich gesellte. Sehr schön schildert der Verf. den Character der einzelnen Männer welche damals am Ruder standen. Das Kapitel schließt mit der Einnahme der Feste Napoli di Malvasia durch den Fürsten Cantacuzen und Navarins durch den Cepollonier Dipaldo. In beiden Orten wurden viele Türken gegen die Capitulation niedergemacht, weshalb Ipsilanti sein Amt entrüstet niederlegte, und nur auf Bitten der Capitans und der Primaten wieder aufnahm. Im 8. Kapitel wird die Belagerung und Eroberung von Tripolizza den 5. und 6. October geschildert, und die Grausamkeit der Griechen bey der Niedermeglung der Türken durch die Behandlung erklärt, welche die Türken sich täglich gegen die friedlichen und unbe-

waffneten Einwohner Griechenlands erlaubten. Dann geht der Verf. im 9. Kapitel zu den Fortschritten der Griechischen Waffen in Thessalien und Macedonien über. Der Sieg des Odysseus und Gura in den Thermopylen (den 31. August 1821) über vier Paschas war das glücklichste Ereigniß in diesen Gegenden; denn dadurch wurden die Türken verhindert Tripolizza zu Hülfe zu kommen. Weniger glücklich waren die Unternehmungen der Griechen in Macedonien; denn nach einer kurzen Zeit der Freyheit wurde die Halbinsel von Cassandra den 12. Sept. 1821, und bald darauf auch das Vorgebirge M. Santo (oder der Athos) wieder unterworfen. Ipsilanti versammelte zu Argos einen Congress, allein Maurocordato trat hier als sein Nebenbuhler auf, und der Congress wurde nach Epidaurus verlegt, um ungestörter seine Arbeiten fortsetzen zu können und von Maurocordato hauptsächlich geleitet. Die Ergebnisse dieses Congresses, mit dem eine neue Aera in der Griechischen Geschichte beginnt, theilt der Verf. im 10. Kapitel mit, und im Appendix *N^o. 1.* finden wir eine Uebersetzung der Unabhängigkeits-Erklärung des Congresses datirt 15. Januar 1822. Mit den lebhaftesten Farben, aber ohne Exclamationen, die in der Regel nur Romanleser interessieren, schildert er die furchtbare Verwüstung der unglücklichen Insel Scios den 23. April 1822, und vergleicht hierbey die Türkische Gerechtigkeit und Milde mit dem Benehmen der Griechen, wobey allerdings die Griechen, trotz mancher begangenen Grausamkeiten gegen die Türken, dennoch in ein viel besseres Licht gestellt werden, als die von den christlichen Mächten auf den Congressen zu Laybach und Verona begünstigten Türken. Der weitere Verlauf der Griechischen Unternehmungen

im zweyten Feldzuge ist im 11. Kapitel ausgeführt. Zwar wurden in diesem Zeitraum bis zum Anfange des Jahres 1823 die Türken zur See von Canaris und zu Lande zwischen Mycenae und Corinth von Colocotroni und Ipsilanti total geschlagen, wobey die von den Türken besetzte Festung Napoli di Romania in die Hände der Griechen fiel; allein Maurocordato's Plan den Krieg nach Albanien zu spielen scheiterte daran, daß Colocotroni ihm die nöthigen Truppen nicht überlassen wollte, und wegen der Flucht der Griechischen Regierung vom festen Lande wurde Colocotroni so sehr erbittert, daß dieser schon offen sie des Verraths an der Griechischen Sache beschuldigte.

Die Operationen Maurocordato's in Westgriechenland setzt der Verf. im 12. Kapitel auseinander. Ohne hinlängliche Hülfsmittel rückte er mit den Philhellenen bis Comboti in Epirus vor, und opferte dort den besten Theil seines Heerhaufens zwecklos auf, mußte sich dann zurückziehen und wurde in Missolungi eingeschlossen, bis Mauromichalis, der Anführer der tapfern Mainoten und einer der Sieger bey Mycenae, den Omer Brione durch einen Einfall in Acarnanien zwang, die Belagerung für das J. 1822 aufzugeben, worauf Maurocordato nach dem Peloponnes zurückging, um dem Nationalconvent in Astro beyzuwohnen, den Mauromichalis als Präsident leitete (v. 10. . 30 April 1823). Mit diesem National-Convente und den darauf erfolgten Unruhen beschäftigt sich das 13. Kapitel ausführlich, und wir sehen aus der Darstellung des Verfassers deutlich, wie besonders der Beschluß des Convents, 'die ehemals Türkischen Besitzungen für Nationalgut zu erklären und zu verpachten', die schlimmsten Zwistigkeiten zwi-

schen der Regierung und den Capitaniſ erzeu-
 gen mußten, indem diese sich der meisten Ländereyen
 schon als ihres Eigenthums bemächtigt hatten. Auch
 in besser organisierten Staaten, als damals der
 Griechische war, mußten dadurch innere Spal-
 tungen entstehen. Dennoch brachen diese nicht
 sogleich aus, sondern, da die meisten Generale
 treu blieben, so glückte es doch, die unter Mus-
 stapha Pascha in Livadien eingefallenen Türken,
 trotz ihrer siebenfachen Ueberlegenheit bey Car-
 penisa den 19. August 1823 in einem nächtl-
 ichen Angriff zu schlagen. Marco Bozzaris, der
 Sieger in diesem kühnen Angriff, blieb in die-
 sem Treffen, ein zweyter Leonidas an der Spitze
 einer auserlesenen Schaar von 400 Sulioten,
 die mitten in das Lager der Feinde drangen.
 Sein älterer Bruder Constantin Bozzaris nahm
 seinen Platz ein. Auch glückte es dem Hydri-
 oten Tombasi im Junius d. J. Kisamos und ei-
 nige andere Plätze in Candia zu erobern, und
 die ganze Insel bis auf einige Türkische Festun-
 gen zu befreien, und der Blockadezustand, in
 welchen der Capudan Pascha ganz Griechenland
 setzte, schadete nur einigen Handelschiffen, die
 den Türken in die Hände fielen. Dann folgte
 als ein neues glückliches Ereigniß die Wieder-
 einnahme von Corinth durch Staico, den Erstür-
 mer des Palamidi bey Nauplia. Colocotroni,
 der bloß um Beute zu machen mit vor Corinth
 gekommen war, mußte unverrichteter Sache nach
 Tripoliza zurück, und wurde Gegenstand des
 Spottes der Bürger und selbst seiner Soldaten.
 Ein zweytes glückliches Ereigniß dieses Feldzu-
 ges ist noch die tapfere Vertheidigung der Fe-
 stung Anatolico bey Missolungi. Von den ver-
 einigten Kräften des Paschas von Scutari und
 Dmer Brionis belagert und beschossen, hielt sie

sich tapfer 3 Wochen lang, bis Constantin Bozaris sich näherte, und die Türken den 19. November mit Hinterlassung ihres ganzen Geschützes und ihrer Bagage die eiligste Flucht zu ergreifen zwang, woben sie auf dem Rückzuge viel Mannschaft verloren.

Mit diesem glorreichen Ende des dritten Feldzuges schließt der Verf. seine eigentliche Geschichtserzählung. Dann folgen aber im 14. Kapitel noch einige treffliche Betrachtungen über den Zustand der Griechen und das Verhältniß derselben zu den christlichen Mächten während der Griechischen Revolution, und im 15. Kapitel sind die Verhältnisse der Nation zu der Pforte gezeigt, und die Resultate aus dem Ganzen in Hinsicht dessen gezogen, was für die Zukunft geschehen kann und muß, oder was wenigstens zu wünschen ist. Jedem Staatsmanne ist dieser Bericht unentbehrlich, wenn er mit Umsicht und ohne vorgefaßte Meinungen über den noch immer dauernden Kampf der Griechen und Türken urtheilen will, und ein jeder der bloß aus reinmenschlichem Interesse die Begebenheiten in Griechenland verfolgt, wird unter allen über die Griechische Revolution geschriebenen Bücher aus diesem die klarste Einsicht in das Ganze erlangen.

In dem Appendix ist enthalten:

1) Die Declaration der Unabhängigkeit Griechenlands auf dem Congreß zu Epidaurus, unterzeichnet zu Epidaurus den 15. Januar 1822 und im ersten Jahre der Unabhängigkeit.

2) Die Declaration der Centralregierung von Griechenland v. 15. April 1822 an die christlichen Mächte, welche ungehört damals verhallte, bis unsere Tage doch zeigen, daß auch diese Worte nicht umsonst gesprochen sind.

3) Die gleichfalls damals ungehörte Declaration an die christlichen Mächte in Verona, datirt Argos und in Abwesenheit des Präsidenten der ausübenden Gewalt unterzeichnet von dem Vicepräsidenten Athanasius Canacari und dem Staatssecretär Th. Negri v. 29. August 1822.

Endlich 4. und 5. ein Bericht des Verfassers an die Griechen-Committee in London von 13. und 20. September 1823.

Die Map of Greece and Turkey etc. engraved for Blaquiere's greek Revolution ist eine bloße Zugabe des Verlegers. Herr Blaquiere hat gewiß keinen Antheil an diesem Nachwerke, welches theils ungenügend, theils vollkommen unrichtig ist. Wenn die Charte zweckmäßig bearbeitet wäre, so müßte sie theils die Namen der Orte enthalten welche in der Bl. Geschichte vorkommen, was nicht der Fall ist, theils auch die Defileen zeigen, auf welche es bey den Feldzügen hauptsächlich ankommt. Sie ist aber eine gewöhnliche Copie ungenauer Karten, die auf den Text des Buches gar keine Rücksicht nimmt.

F. Kr.

E b e n d a s e l b s t.

Printed for Geo. B. Whitaker, 1825: Narrative of a second visit to Greece, including facts connected with the last days of Lord Byron, extracts from correspondence, official documents etc. by Edward Blaquiere Esq. Part. 1. XV u. 167 S. Part. II. 174 S. in gr. 8.

Dieses Werk haben wir schon in der obigen Recension als eine Art von Fortsetzung des Blaquierschen Werkes über die Griechische Revolution bezeichnet. Es ist indeß in einer ganz

andern Art geschrieben als jenes, und enthält nicht sowohl eine fortlaufende Erzählung der wichtigsten Ereignisse im Jahre 1824, als vielmehr nur im 1. Theile nach einer ausführlichen Introduction über den Zustand Westgriechenlands im Anfange des Jahres 1824 eine Beschreibung verschiedener von dem Verfasser in Griechenland gemachter Reisen, und Bemerkungen über die Politik der großen Mächte in Hinsicht auf Griechenland. Im zweyten Theile wird zuerst das Ende des Lord Byron zu Missolongi d. 19. April 1824 erzählt, dann die Leichenrede, die ihm zu Ehren gehalten wurde mitgetheilt, und endlich eine Nachricht von des Verfassers Besuch in Anaticico gegeben. Dann folgen von S. 47 bis zu Ende Auszüge aus der Correspondenz des Verfassers über die Griechischen Angelegenheiten während des Jahres 1824, und da diese Correspondenz mit den ersten und einflussreichsten Personen in Griechenland und unter den Philhellenen geführt wurde: so läßt sich denken, daß, schon ohne unsere besondere Versicherung, diese Correspondenz von großem historischen Interesse ist. Wir finden Briefe darin an und von Maurocordato, Hastings, Bowring, Stanhope, Youssouf Pascha, Demetrius Ipsilanti, Lagotheti, Murray, Adam, Panuria, M. Rodius Tombasi, Mauromichalis und Miaulis. Alle diese Männer lernt man näher durch diese Schreiben kennen. Sie fangen mit dem 27. April 1824 an und gehen in guter Ordnung bis zum 18. December desselben Jahres. Diese Sammlung von interessanten Auszügen wird beschlossen mit (N^o. LIII) einer Aufforderung der Comitée der Erziehung (the Education Committee) zu Beiträgen zur Erziehung und zum Unterrichte von Griechen-Kindern theils in England

theils in Griechenland selbst. Wir verbinden hiermit die Nachricht, daß sich auch in Halle und Leipzig jetzt eine ähnliche Gesellschaft gebildet hat, deren Plan aber hauptsächlich nur darauf gerichtet ist, junge in unsern Gegenden studierende Griechen in ihren Studien zu unterstützen.

Dem Werke ist eine sehr schöne Ansicht von dem heutigen Athen beygefügt. Eines Auszuges sind jene Briefe nicht wohl fähig. Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche bald eine Uebersetzung von diesem interessanten Werke herausgegeben zu sehen, und fordern den verdienten Verfasser auf, seine Nachrichten auch für den weitern Erfolg des Griechischen Befreyungskrieges uns mitzutheilen.

F. Kr.

Freyburg im Breisgau.

Bey Groß: Daß Geschwornengericht mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, in besonderer Rücksicht auf den Strafproceß. Geschichtlich, rechtlich und politisch betrachtet von J. Zentner, Großherzoglich Bad. Hofgerichts-Advocaten, ordentl. Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde zu Freyburg. 1830. XVIII und 506 S. in Octav.

Eine Zeitlang ist Ref. ungewiß gewesen, ob der Verfasser Zentner oder Zentner heiße, indem die auf dem Titel gebrauchten, so geschmacklosen und dennoch so sehr in Mode gekommenen sogenannten gothischen Lettern es durchaus ungewiß lassen, wie der Anfangsbuchstabe des Namens zu lesen sey, bis er endlich

Durch den in gewöhnlicher deutscher Schrift abgefaßten sogenannten Wurm sich für Bentner entscheiden mußte. — Zweck des Verfs. ist es, zu zeigen, wie es zur Vervollkommnung der Rechtspflege keinen andern Weg gebe, als die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens im Allgemeinen, und in Verbindung mit den Geschwornengerichten für den Strafproceß. Um diesen Zweck zu erreichen, hat der Verfasser seinen Gegenstand nach drey Richtungen, nämlich der geschichtlichen, theoretisch-dogmatischen oder rechtlichen, und der politischen, zu prüfen unternommen. In dem ersten oder dem geschichtlichen Theile liefert derselbe Uebersichten der Gerichtsverfassung und des Rechtsverfahrens bey den Hebräern, den Griechen (Vor-Solonische und Solonische Gerichtsverfassung), den Römern, Germanen und Deutschen (nach drey Epochen, bis zu Karl dem Großen, bis zur Kammergerichtsordnung von 1495, bis auf die neueste Zeit), endlich bey den Bewohnern der nordischen Reiche, in vier Kapiteln. Das fünfte beschäftigt sich mit der Darstellung der Geschwornenverfassung in England, das sechste mit der Nordamerikanischen Geschwornenverfassung, das siebente endlich mit dem Geschwornengerichte in Frankreich. In Bezug auf diesen geschichtlichen Theil ist dem Verfasser das Lob nicht zu versagen, daß die von ihm gelieferten Umrisse deutlich und klar gegeben sind, und, vorzüglich Unkundigen, manche Belehrung gewähren können. Für den Kundigen findet sich dagegen, mit Ausnahme einzelner aus Archiven geschöpften Nachrichten über Gegenstände der Rechtspflege, so wie sie vor Zeiten in einem beträchtlichen Theile des

südlichen Deutschlands bestanden, nichts Unbekanntes; der Verfasser hat zwar die beste und neueste Literatur über die Rechtsverfassung der von ihm abgehandelten Staaten benutzt; daß er aber eigene Untersuchungen angestellt habe, und auf die unmittelbaren Quellen zurückgegangen sey, läßt sich, wenigstens in Hinsicht der alten Staaten, namentlich der Griechischen, gar sehr bezweifeln. — Der zweyte Theil, überschrieben: 'Theoretische Erörterung des Geschwornengerichts mit Rücksicht auf Deutschland' zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste derselben, welche den Uebergang von dem geschichtlichen zu dem theoretisch = dogmatischen Theile zu bilden bestimmt ist, liefert eine 'kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Rechtspflege in Deutschland', oder, wie sich der Verfasser näher ausdrückt: 'eine Schilderung des kläglichen Zustandes unserer deutschen Gerichtsverfassung und Rechtspflege.' Scheint in dieser letzteren Hinsicht der Verfasser, wie sich aus mehreren Stellen ergibt, zwar nur zunächst sein Vaterland im Auge gehabt zu haben, so ist es doch wohl nicht weniger gewiß, daß derselbe, um ein recht grelles Gemälde der angeblichen Schlechtigkeit des gemeindeutschen Verfahrens aufzustellen, sich sehr große Uebertreibungen hat zu Schulden kommen lassen, und daß er sich nicht entsehen hat, aus der Pflichtvergessenheit einzelner Richter, von der er gar manche erbauliche Anekdote zu erzählen weiß, gegen die gemein = deutsch = rechtlichen Institute selbst zu argumentieren und die Fehlerhaftigkeit derselben dadurch nachzuweisen; ein Verfahren, welches nimmermehr gebilligt werden kann und nur eine große Befangenheit

verrath. Die zweite Abtheilung dieses zweiten Theils, überschrieben: 'Rechtlich-politische Erörterung des Geschwornengerichts', zerfällt in fünf Kapitel, nämlich: das Geschwornengericht als Rechtsanstalt betrachtet — Jury als politisches Institut — Bedenken und Einwürfe gegen das Geschwornengericht überhaupt, und deren Beantwortung — Einwürfe in Beziehung auf einzelne Geschäftstheile der Jury — endlich, über die Art des einzuführenden Geschwornengerichts mit den umgebenden Einrichtungen (oder sogenannten organischen Umgebungen). An und für sich enthalten diese Kapitel höchst interessante Untersuchungen und Würdigungen der in ihnen besprochenen Gegenstände, so wie manchen gerechten Tadel der Geschwornengerichte, so wie sie in England und vorzüglich in Frankreich bestehen. Daß aber auch hier der Verfasser aus Vorliebe für die Geschwornengerichte, die Vortheile derselben im Gegensatz der von ihm, befangener Weise, so durchaus schlecht geschilderten gemein-deutsch-rechtlichen Gerichtsverfassung und Rechtspflege, übertrieben, die Nachtheile aber nur oberflächlich berührt haben werde, wie er denn z. B. die höchst gefährliche sogenannte Omnipotence du Jury gar nicht einmahl erwähnt, ließ sich schon im Allgemeinen erwarten. Hat man sich jedoch einmahl für die Einführung der Geschwornengerichte entschieden, so mag es nicht verkannt werden, daß der Verfasser zur Vollkommnung derselben sehr beherzigenswerthe Vorschläge gegeben hat, und daß in dieser Hinsicht sein Buch vorzugsweise Beachtung verdient. Die Resultate dieser Vorschläge sind, als 'Grundlinien einer Gerichtsverfassung und

des Verfahrens mit Geschwornen', in einem Anhange mitgetheilt. Der Styl ist im Ganzen lobenswerth, obgleich er hie und da in Declamation ausartet, und an einer gewissen Breite leidet. Auch ist er nicht völlig frey von Provinzialismen, wie: Fürkehrung, Anwohnung der Gerichtsverhandlungen u. a.

H e i d e l b e r g.

In Commission bey G. Reichard: Tafeln zur Berechnung der Coordinaten ohne Logarithmen bey Gemarkungs-, Flur- und Gewinn-Vermessungen, so wie bey Forstvermessungen und Wasserwägungen mit dem Theodolith. Berechnet und herausgegeben von Reissig, Tenner und Reutzel. XXX und 202 S. in Fol.

Wir können den Inhalt dieser Tafeln, deren Bestimmung der Titel hinreichend ausspricht, ganz kurz bezeichnen, wenn wir sie ein nach einem etwas großen Maassstabe angelegtes Einmableins für die Sinus nennen. Sie geben nämlich die einzelnen Vielfache, vom 11fachen bis 100fachen, von allen Sinus und Cosinus im ersten Octanten von 2 zu 3 Decimalminuten, und zwar das 20fache, 30fache, 40fache u. s. f. mit drey Decimalstellen, die übrigen mit zweyen. Jede Seite enthält so über zwey Tausend Multiplicationen, deren Anordnung im Druck eine leichte Uebersicht verstattet. Da die ganze Berechnung der Coordinatenunterschiede in der Multiplication der Seiten mit den Cosinus und Sinus ihrer Neigung besteht, und diese Multiplication mit

Hülfe dieser Tafeln auf einige Additionen zurückgeführt wird, so ermißt jeder, welcher derartige Rechnungen in großer Menge zu machen hat, leicht, in wie fern ihm diese Tafeln eine Erleichterung gegen die sonstige logarithmische Rechnung gewähren können. Doch wird hierbey vorausgesetzt, daß die Seiten unmittelbar gegeben sind; wären statt derselben ihre Logarithmen gegeben (wie es immer der Fall ist, wenn die Seiten nicht unmittelbar gemessen, sondern auf trigonometrischem Wege erhalten sind), so wird wohl jeder nur einigermaßen geübte Rechner die Logarithmische Rechnung bequemer finden, als den Gebrauch der Tafeln. Uebrigens ist mit den Tafeln dieselbe Genauigkeit erreichbar, wie durch logarithmische Rechnung mit fünf Decimalen, insofern der Neigungswinkel nach der Decimaleintheilung gegeben ist, wofür die Tafeln zunächst eingerichtet sind; es ist zwar, um sie auch für den Fall anwendbar zu machen, wo die Sexagesimaleintheilung gebraucht wird, jedes Argument doppelt, also auch nach letzterer, angesetzt, allein bloß in ganzen Minuten, daher man in diesem Falle um eine halbe Minute fehlen kann. Für die Zwecke, für welche die Verfasser ihre Arbeit bestimmt haben, kann man diese Genauigkeit für zureichend halten. Der Druck ist im Ganzen zu loben, doch haben wir in dem vor uns liegenden Exemplare eine oder die andere Seite bemerkt, wo einige Ziffern kaum zu lesen sind. Auf die Correctheit des Drucks versichern die Verfasser, die größte Sorgfalt verwandt zu haben.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

D e n 6. J u n i u s 1 8 3 1.

E d i n b u r g.

For Adam Black: Transactions of the Medico-chirurgical Society of Edinburgh instituted 1821. Vol. III. part. 1. 1828. 316 S.

Der Werth, den diese beliebte Zeitschrift von ihrer Entstehung an gehabt hat, zeigt sich auch in der weiteren Folge, und dieser Theil derselben liefert hiervon wieder einen Beweis. Dieser Werth wird aber von ihr dadurch behauptet, daß sie größtentheils nur gediegene Aufsätze enthält, worin der eine oder der andere Gegenstand mit der Facel der unparteyischen Beobachtung und Erfahrung beleuchtet, und nur das den Lesern mitgetheilt wird, was bey diesem Scheine sich als nützlich und brauchbar bewiesen hat; ein Vorzug, den sie vor vielen ihrer Geschwister, selbst manchen, die auf deutschem Boden gewachsen sind, voraus hat.

Der erste in diesem Bande vorkommende Aufsatz liefert gleich einen Beweis davon: seine Ueberschrift ist

1. Observations on hospital gangrene, with reference to the disease chiefly as it appeared in the British army during the late war in the peninsula, by John Boggie, surgeon to the forces.

Der Hospitalbrand ist leider eine öftere und sehr verderbliche Krankheit in den Militär-Hospitälern, die aber rücksichtlich ihrer Natur, Ursachen und Heilung sehr verschiedene Ansichten und Urtheile unter den Beobachtern veranlaßt hat.

Wahrscheinlich ist sie schon früher da gewesen, aber erst von Lamotte 1722, und nachher von Pouteaux näher beschrieben worden, und, in ihrer contagiösen Form aufgestellt, bekannt gemacht.

Sie zeigt sich oft auf Kriegsschiffen und in See-Hospitälern, wo viele Menschen zusammengehäuft sind; aber auch in weniger besetzten Hospitälern, so wie auch bey Verwundeten, die nicht in solchen Anstalten leben; sie kann sich in allen Jahreszeiten zeigen, am häufigsten und schlimmsten ist sie aber in der heißen.

Der Verf. nimmt zwey Formen derselben an; die erste nennt er die contagiöse Gangren, die andere die phagadenische.

Bey ersterer wird eine Wunde oder ein Geschwür geschwollen und schmerzhaft, verliert das gesunde Ansehen, wird schlaff, die Granulationen sinken ein, oder scheinen wie von Luft aufgetrieben, zuweilen kommen Blasen mit blutigem oder gefärbtem Serum gefüllt hervor, und der Patient fühlt darin Stiche wie von Insecten; sie wird trocken und mit einem viscidem aschfarbenen Ueberzuge bedeckt. Nach einigen Tagen sondert sich eine ichoröse übelriechende Materie ab, die Schmerzen mehren sich, die Wundränder nehmen eine Kreisform an, die mit einer

erysipelatösen Röthe umgeben ist; die benachbarten Theile, besonders die Drüsen, schwellen an, und gehen oft in Eiterung über; es entsteht Fieber mit vollem, hartem, beschleunigtem Pulse, vermehrter Hitze und andern gewöhnlichen Zufällen desselben. Die Absonderung des Schorrs und der Geruch werden immer stärker und der Schmerz unerträglich. Zulezt sondert die Wunde eine blutige Feuchtigkeit ab, es entstehen Blutungen aus der Oberfläche, es findet sich Sphacelus ein, die Kräfte sinken immer mehr und der Kranke wird ein Opfer der Krankheit.

Diese Form der Krankheit hat gewöhnlich einen entzündlichen acuten Character, doch kann sie auch typhös seyn, welcher Unterschied wohl bemerkt werden muß.

Die zweyte Gattung des Hospitalbrandes ist chronisch, entsteht mehr bey alten Wunden, oder folgt auch wohl nach der Reconvalescenz von der ersten Gattung. Gewöhnlich zeigt er sich als ein kleiner dunkler Fleck oder Ulceration an einer Ecke des Geschwürs, der bald ausgehöhlt wird und einen sehr übel riechenden Schor absondert. Bald entstehen mehrere derselben und bedecken oft den ganzen leidenden Theil. Zuweilen geht dadurch eine große Zerstörung von statten, ohne daß allgemeine Krankheitszufälle erscheinen, oft aber wird auch bald die ganze Constitution ergriffen, es entstehen Fieber, Reproductions-Leiden und mehrere andere Zerstörungen im Körper, wozu zulezt sich noch Sphacelus gesellet.

Die Krankheit bauert oft 14 oder 20 Tage, zuweilen werden aber die leidenden Theile schon in 3 oder 4 Tagen so zerstört, daß die Heilung schwer oder unmöglich ist. Zu Zeiten erfolgen

nach der Genesung Rückfälle und können sich mehrere Male wiederholen.

Nach körperlichen Züchtigungen des Militärs wurde der Hospitalbrand oft beobachtet, besonders ist dieses der Fall in heißen Climates.

Die allgemeine Meinung über die Ursache des contagiösen Hospitalbrandes geht dahin, daß diese nur in der schlechten Luft und den Unreinlichkeiten, die in vollgefüllten Hospitälern sind, gesucht werden müsse. Der Verf. gibt zwar zu, daß sie darin ihren Grund haben könne, dieses aber nicht ohne Ausnahme der Fall sey, denn diese Krankheit zeige sich zuweilen in nicht angefüllten und sehr reinlich gehaltenen Hospitälern, ja auch bey Verwundeten, die nicht in diesen Anstalten sind.

Nach des Verfs. Erfahrungen und Beobachtungen lassen sich folgende ursächliche Momente annehmen.

1. Eigene Beschaffenheit der Atmosphäre. Die Krankheit zeigt sich bey aller Witterung, vorzüglich aber bey heißer.

2. Mangel an Reinlichkeit sowohl in Rücksicht der den Kranken umgebenden Atmosphäre, als seines eignen Körpers und des Verbandes seiner Verletzungen.

3. Reizende Dinge zum Verbande, oder nicht genugsame Erneuerung desselben.

4. Reizende Nahrungsmittel, besonders hitzige Getränke.

5. Unmäßigkeit im Genuße von Wein, Branntwein und andern spirituösen Getränken.

6. Bewegung und mechanische Reizung der Wunden, daher die bey einer Schlacht Verwundeten demselben sehr leicht unterworfen sind, wenn sie in ein weit entlegenes Hospital transportiert werden müssen.

7. Ein specifisches Contagium.

Daß sich bey dem Daseyn dieser Krankheit ein solches entwickeln und dieselbe sehr auf andere Individuen fortpflanzen könne, bezweifelt der Verfasser nicht, findet sich aber nach seinen Erfahrungen auch nicht bewogen, ein solches immer oder nur in den mehrsten Fällen anzunehmen, ja er hat bey Anwendung aller sonst zur Zerstörung eines Contagiums oder Miasmas kräftiger Mittel doch diese Krankheit fort dauern sehen, und dieses bestätigt ihn in seiner Meinung, daß die andern angeführten Ursachen eben so wirksam, und vielleicht noch wirksamer, zur Hervorbringung derselben sind.

Die besten Mittel zur Verhütung dieses oft schrecklich wüthenden Uebels sind nach dem Verf. ein entzündungswidriges Verfahren und Verhalten, Kalthalten der Wunde, leichter Verband und Reinhalten der Wunden, wobey Ruhe so viel wie möglich beobachtet und daher bey Militärpersonen jeder weite Transport vermieden werden muß.

Was die Prognose bey dieser Krankheit anbetrifft, so ist sie günstiger bey jungen kräftigen Individuen, als bey alten und schwachen, wenn gleich der Entzündungszustand dabey sehr heftig seyn kann. Ist dieselbe mit Affection der ganzen Constitution verbunden, so muß die Behandlung auch allgemein seyn, ist sie aber bloß local, so braucht sich diese auch nur hierauf zu beschränken.

Im ersten Falle ist das Fieber mehrentheils entzündlicher Art, und fordert Blutlassen, doch muß dabey vorsichtig verfahren und auf die Beschaffenheit des Individuums, ob es jung oder alt, stark oder schwach sey, gesehen und dasselbe ganz unterlassen oder nur örtlich ange-

wandt werden. Natürliche Blutungen kommen selten dabey vor; kommen sie im Anfange der Krankheit, so können sie heilsam seyn, in einer spätern Periode derselben aber haben sie gewöhnlich eine üble Bedeutung. Ueberhaupt werden diese so wie die künstlichen Blutentleerungen sehr nachtheilig seyn in den spätern Stadien der Krankheit, wo die Kräfte erschöpft sind und schon große äußerliche Zerstörungen Statt gehabt haben.

Brechmittel hat der Verf. zuweilen nützlich gefunden, aber bey weitem mehr Abführungen. Die China ist nie oder nur höchst selten im Anfange der Krankheit heilsam, aber später, wenn die Entzündung gehoben ist, ist sie allein oder mit Mineralsäuren anzuwenden; das Nämliche gilt von Opium bey großen Schmerzen, und noch mehr vom Weine; die Diät muß dem entzündlichen Zustande angemessen seyn.

Als das beste äußere Mittel hat der Verf. kalte Ueberschläge befunden, alle warme schädlich.

Sobald die Entzündung nachgelassen, trennt sich gewöhnlich das Schadhafte vom Gesunden, und ein ganz leichter Verband mit einer erweichenden Salbe wird dieses ferner befördern. Sollte keine Lösung desselben erfolgen wollen, so können reizende Mittel zur Hand genommen werden, als verdünnte Salz- und Salpetersäure, rother Präcipitat, resinöse Salben, oder salpetersaures Silber. In dieser Periode dienen auch erweichende Kataplasma und der Gebrauch stärkerer Säuren, kaustische Alkalien, arsenikalische Auflösungen, ja selbst das Brennen. Diese beiden Mittel können auch zuweilen im allerersten Beginn der Krankheit und bey alten Wunden dieselbe plötzlich unterdrücken und das fernere Fortschreiten hindern.

Vor allem müssen die Wunden stets reinlich gehalten und oft ausgewaschen werden.

Zuletzt macht der Verf. noch auf eine oft in Hospitälern vorkommende Art von Gangren aufmerksam, die wohl von der beschriebenen unterschieden werden muß, nämlich die in sumpfigen, niedrig gelegenen, feuchten Hospitälern und bey kalter, nasser Witterung sich zeigt, und von welcher vorzüglich die Amputirten ergriffen werden, und in der Regel daran sterben.

Bey der phagadenischen Gangren, die mehrentheils örtlich ist und die Constitution nicht ergreift, findet Amputation Statt, aber bey der contagiosen ist sie stets sehr gefährlich.

2. Remarkable Case of crural hernia by George Ballingall M. D.

Der Gegenstand dieser Beobachtung war eine Frau, die 27 Jahre vorher nach einem eingeklemmten Schenkelbruch einen künstlichen After behalten hatte, und nach 16 Jahren abermals von derselben Krankheit ergriffen war. Jetzt waren wieder alle Zufälle der Einklemmung vorhanden, besonders Verstopfung, und der Verf. fand unter dem Paupterschen Bande eine Geschwulst, die sich leicht zurückdrücken ließ, aber bald wieder hervorkam. Da man sie nicht für eine wirkliche Einklemmung halten konnte, so wurden Versuche, die Verstopfung zu heben gemacht, aber vergebens, es blieb wie es war.

Dieses bewog den Verf. den Sack einzuschneiden, aus welchem bloß eine mit dünnen Fäces vermischte Flüssigkeit hervorkam. Der Darm, ein Stück vom Leerdarm, war an allen Seiten, wo man mit dem Finger hinkommen konnte, offen.

Der Patient starb und man fand bey der Untersuchung weder eine mechanische noch organische Ursache der Verstopfung, weswegen der Vf. schließt,

daß bloß ein lähmungsartiger Zustand des Darms die Ursache der Verstopfung gewesen sey.

3. Observations on the natural or spontaneous cure of syphilis by John Wilson M. D.

Der Vf. findet die Eintheilung der venerischen Krankheiten in Syphilis und Pseudosyphilis auf keinen festen und in der Erfahrung bestätigten Gründen beruhend, und die Unterscheidungszeichen nicht so bestimmt, daß darnach ein Heilplan gemacht werden kann, indem diese von der Constitution, der Lebensweise, dem Klima und andern Krankheits-Complicationen, besonders den Skropheln so verschieden modificiert werden können, daß die Fälle unter mancherley sich wenig gleichenden Formen erscheinen können.

Nach den Beobachtungen der Seereisenden herrscht diese Krankheit auch auf Inseln des großen Oceans und wurde auf Otaheite in allen Formen gefunden, ehe eine Gemeinschaft der Einwohner mit den Europäern Statt hatte.

Die Mittel, welche von diesen Naturkindern gegen diese Krankheit gebraucht werden, sind äußerliche, reinigende und gelinde abführende Mittel.

Die Krankheit zeigt sich in allen Gegenden einheimisch und ist nicht die Frucht eines besondern Bodens oder Klimas, und kann hervorgebracht werden ohne daß immer ein eigener Ansteckungsstoff dazu nöthig ist.

Die Methode der neuesten Zeit, ohne Mercur dieselbe zu heilen, und sie mit entzündungswidrigen Heilmitteln und Reinlichkeit zu vertilgen, verdiene daher große Aufmerksamkeit und empfehle sich in allen Fällen, wo man im Stande sey dieselbe strenge durchzuführen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 9. Junius 1831.

E d i n b u r g.

Fortsetzung der Anzeige: Transactions of the Medico - surgical Society of Edinburgh instituted 1821, etc.

4. Case of polypus of great size, by Richard Huce M. D.

Dieser Polyp saß an der Wurzel der Zunge und verbreitete sich in den Schlund; Schlucken und Sprechen wurden von ihm gehindert, und bey der Untersuchung konnte man nur eine einer welschen Nuß große Geschwulst im Rachen entdecken; aber, wenn beym Niederdrücken der Zunge eine Neigung zum Brechen entstand, so konnte man einen noch einmal so großen unteren Theil davon wahrnehmen.

Die Entstehung desselben schrieb sich von einer Erkältung her, deren Folge eine Heiserkeit gewesen war, der bald die Zufälle des verhinderten Schluckens folgten.

Da kein anderes Mittel als die Unterbindung vorhanden war, so entschloß sich der Verf. zu

derselben, und war so glücklich einen Faden um den schmalen Stiel desselben zu bringen. Ohne weitere üble Zufälle trennte sich der Polyp am vierten Tage los, war von ovaler Form, wog eine Unze, hielt 5 Zoll Länge und 4 Zoll im Durchmesser, und hatte einen festen cartilaginösen Kern.

Der Verf. findet wohl mit Recht seinen Ursprung in der Erkältung, oder vielmehr in der catharrhalischen Entzündung der Schleimhaut und der dadurch hervorgerufenen innormalen Absonderung gerinnbarer Lymphe.

5. On the viscera of the common swordfish (*Xiphias gladius* L.), by Robert E. Grant M. D.

So interessant diese Beschreibung auch ist, so vermag Ref. doch keinen Auszug davon zu geben; sollte sie dem Naturforscher genügen, so müßte er die ganze Abhandlung geben, welches aber die Grenzen dieser Blätter verbieten. So viel kann er versichern, daß darin viel Interessantes und Bemerkungswürdiges von diesem noch wenig untersuchten Thiere gefunden wird, welches in vielen Puncten seines innern Baues mit dem Stör Aehnlichkeit hat.

6. Account of the epidemic erysipelas which appeared in Montrose and the neighbourhood in 1822, by Will. Gibson.

Die Krankheit war ein förmliches febris erysipelatosä, welches vier Jahre in der Gegend herrschte und in mehreren Fällen eine contagiöse Natur zeigte. Es war gewöhnlich von bedeutenden Exulcerationen begleitet und mehrere Kranke starben daran.

7. Case of a congenital disease or malformation of the thigh bone, illustrating

the pathology of interstitial absorption of the cervix femoris, by Robert Knox M. D.

Dieser seltene Fall wurde bey einem zweyjährigen Kinde, das seit 6 Monaten an einem schleichenden Siechthume gelitten hatte, beobachtet. Im Innern des Körpers wurden keine andere Abnormitäten wahrgenommen, als die Gegenwart einer eiterartig scheinenden Materie in der rechten Seite der Brusthöhle mit Zeichen vorhergegangener Entzündung in den Bedeckungen, wodurch die mit Tuberkeln versehenen Lungen zurückgedrängt waren. Der Fehler, worauf hauptsächlich die Aufmerksamkeit gerichtet wurde, zeigte sich am rechten Schenkel, der kürzer und abgezehrter war, als der linke mit nach Außen gerichteten Zehen. Beym Einschnneiden auf der Gelenkfläche erschien diese natürlich, mit keinem Zeichen vorhergegangener Entzündung. Auch das Acetabulum war im natürlichen Zustande. Ebenso war der Kopf des Schenkels gesund, aber sein Hals so vollkommen gesunken, daß ersterer mit dem großen Trochanter in einer Ebene lag, und dieser schien länger wie natürlich zu seyn.

Ueber das Ursächliche dieser Erscheinung schweigt der Verf. gänzlich, so interessant es auch gewesen seyn würde, über diesen Punct näher in das vorige Leben und Krankseyn des Kindes einzugehen.

8. On' the sudden spontaneous obstruction of the canals of the larger arteries of the body, with some observations on the process employed by nature to prevent or arrest haemorrhage from lacerated arteries, by John W. Turner Prof.

Diese treffliche Abhandlung verdient wegen ihrer Ausführlichkeit und Gründlichkeit, so wie rücksichtlich der Dunkelheit, in welcher der Gegen-

stand derselben bis jetzt gewesen ist, alle Aufmerksamkeit.

Die plötzliche und anhaltende Hemmung des Pulschlags, welche zuweilen bey sonst gesund scheinenden Menschen Statt hat, ist immer ein merkwürdiges und beachtungswerthes Symptom, welches wichtige Fehler und Veränderungen in den Wegen des Kreislaufes vermuthen läßt.

Der Verf. hat mehrere Beobachtungen aus seinem eigenen und seiner Kunstverwandten Geschäftskreise zu sammeln Gelegenheit gehabt, und liefert diese hier mit möglichster Genauigkeit. Die Namen eines Thomson, Hodgson, Abercrombie und mehrerer neuerer bekannter Aerzte und Wundärzte, die hier als Gewährsmänner aufgeführt sind, lassen an der Richtigkeit der Thatsachen und Ansichten keinen Zweifel aufkommen; so wichtig indessen dieselben sind, so unmöglich ist es, in das Detail derselben einzugehen, und, ohne die Grenzen einer Anzeige zu überschreiten, jede Beobachtung hier wieder zu geben. Eine kurze Uebersicht des Gegenstandes ist Alles was Ref. liefern kann.

Es ereignet sich zuweilen, wovon hier 13 Beobachtungen geliefert werden, daß nach bald bedeutendern bald unbedeutendern Unpäßlichkeiten, oder nach einer geringen Anstrengung, oder nach einem äußerlichen Stoße oder Falle in einem oder dem andern Gliede plötzlich ein Gefühl von Taubheit, Unbeweglichkeit, lähmungsartiger Schwäche und Empfindlichkeit mit Schmerzen entsteht, und nun der Puls an diesem Theile nicht mehr zu fühlen ist. So war in den hier aufgeführten Fällen der Puls an der Radical-Arterie und dem ganzen Vorderarme, oder an den Füßen, je nachdem dieser oder jener Theil ergriffen wurde, nicht mehr zu bemerken, und kehrte auch in der Re-

gel nicht wieder in seiner Bewegung zurück. Die Folgen dieser Affection waren Gangränne des leidenden Theils, Lähmung und oft schneller Tod. Zuweilen gesellten sich dazu asthmatische Beschwerden, bey einigen Kranken wurde eine schmerzhafteste Stelle im Laufe der Arterie wahrgenommen, auch wohl eine mehr oder weniger ausgebreitete Härte in derselben.

Daß diese Leiden durch eine den freyen Lauf des Bluts in den Gefäßen hindernde Ursache entstehen mußten, war keinem Zweifel unterworfen, aber es war die Frage, welche? Und hier zeigten nun die Leichenöffnungen, daß dieselbe in einer krankhaften Veränderung der inneren Arterienhaut ihren Grund habe, die wahrscheinlich durch eine vorhergegangene schleichende Entzündung aufgelockert, erweicht und mürbe gemacht, nun zerrissen war, und durch die hervorragenden und in der Arterienhöhlung frey schwebenden Stücke theils schon für sich eine Hemmung des Blutstroms bewirkte, theils der ausschweifenden gerinnbaren Lymphe Absatzpunkte gegeben hatte, wo sie sich anlegen und auch ihren Theil zur Verengerung des Gefäßes beytragen konnte.

Dieses zeigten die beiden ersten Beobachtungen, wovon die eine von Hodgson, die andere von Abercrombie bekannt gemacht ist.

Schon Thomson machte darauf aufmerksam, daß zerrissene Gefäße wenig bluten, und in der Geschichte der Chirurgie Beyspiele in Menge gefunden werden, wo ein Glied durch eine Kannonenkugel oder auf eine andere Weise große Zerstörung erlitten hat, ohne daß die Blutung nach Verhältniß der Größe der Verletzung stark ist, ja wo ein Glied ganz abgerissen ist, und doch keine starke Blutung erfolgt, oder diese doch bald steht.

Die Ursache der geringen Blutung ward sonst immer in der Querschung der Gefäßöffnung und in dem Zurückziehen der Arterie gesucht; allein diese Umstände sind nicht hinlänglich einen solchen Effect hervorzubringen, ja man hat Fälle, wo nach Zerreißen der Gefäße gefährliche Blutungen erfolgten.

Nach Thomson's Untersuchungen ist die innere Haut der Arterien viel leichter zerreißen als die äußere und kann schon bey todten Körpern durch starkes Injicieren zerreißen. Dieses findet nun auch bey den mehrsten mit Zerreißen der Gefäße verbundenen Verletzungen Statt; die äußern Decken der Arterie bleiben unverletzt und lassen sich sehr ausdehnen, die innere Haut zerreißt und bildet nun den Widerstand gegen das zufließende Blut.

Dr. Jones machte auf Dr. Thomson's Veranlassung in dieser Rücksicht Versuche an Thieren, denen er eine oder die andere Arterie mit Gewalt zerriß. Die Folge hievon war, daß die innere Haut derselben an vielen Stellen eine Zerreißen erlitten hatte, an jeder sich so zeigenden Stelle eine Ergießung von Lymphe wahrgenommen wurde und an dieser sich geronnenes Blut gesetzt hatte, durch welche drey Umstände die Blutung gehindert worden war.

Drey hier mitgetheilte Beobachtungen von Individuen, die große Verletzungen mit Zerreißen erlitten hatten, von White, Vizar und Rudie, und bey denen sich an den amputierten Gliedern die Gelegenheit darbot, die Gefäße zu untersuchen, bestätigen diese Ansicht, deren Richtigkeit auch mehrere Beobachtungen darthaten, die Dr. Thomson nach der Schlacht bey Waterloo machte.

Auch bey den zuerst angeführten zwey Beobachtungen von Pulscessation zeigten sich nach

dem Tode die innern Arterienhäute so verändert, daß an einer vorgegangenen Zerreißung derselben nicht zu zweifeln war. Die Folgen dieser nur aus einem vorhergegangenen krankhaften Zustande derselben herzuleitenden Verletzung war Ausschüttung coagulabler Lymphe, und beide Veränderungen hatten eine Hemmung des Blutstroms und Verstopfung der Arterie zuwege gebracht. Die dadurch erzeugten Abnormitäten werden durch eine Kupfertafel dargestellt.

Einige andere hier aufgezzeichnete Beobachtungen von plötzlichem Stillstehen des Pulschlagess nach unbedeutenden Ursachen, als Fall, Stoß u. dergl. zeichneten sich durch die auf diese Ereignisse folgenden Zufälle von Gangrän, Paralyse der pulstlosen Theile und einem Asthma, das dem Leben ein Ende machte, aus. In einem andern Falle wurde Stillstehen des Pulses drey Tage nach der Geburt bemerkt und zwar an dem einen Arme, der aber dabey willkührlich beweglich blieb, da hingegen der andere, an welchem der Puls gefühlt werden konnte, der Willkühr nicht mehr gehorchte. Der Tod erfolgte hierauf bald. Bey einem jungen heftischen Manne verlor sich der Puls nach einem warmen Bade, kam aber in der Folge allmählich wieder zum Vorschein. Bey einem jungen Mädchen entstand nach einem heftigen Husten Pulslosigkeit an einem Arme, und bald nachher starb sie.

Der Verf. vermuthet, daß in allen Fällen dieser Art eine Ruptur der inneren Arterienhäute Statt finde, und bezweifelt sehr die Möglichkeit einer durch Krampf in dem Grade hervorgebrachten Contraction der Arterien, daß der Blutstrom dadurch gehemmt werde.

Krankheit der inneren Arterienhaut, Entzündung, Erweichung, Auflockerung sind also wohl

hier die wahrscheinlichsten prädisponierenden Ursachen.

Nun fragt es sich, was in therapeutischer Rücksicht in ähnlichen Fällen zu thun sey? Daß den Umständen nach zuweilen eine entzündungswidrige Behandlungsart nothwendig sey, versteht sich wohl von selbst; aber in den wenigsten Fällen wird wohl damit etwas ausgerichtet werden können. Nach dem Verf. beschränkt sich wohl die ganze Behandlung, wenn nicht andere Umstände eine bestimmte Indication geben, darauf, auf die nämliche Weise, wie nach Unterbindung großer Arterien, die Circulation in den Collateral-Gefäßen durch Wärme und sanfte Reizmittel zu befördern, und in Rücksicht der Amputation bey dem Absterben eines Gliedes zu warten, bis eine Trennung des Todten von dem Lebendigen sich zeigt; dieses Absterben ist aber vorauszusehen, wenn die Hemmung in einer Arterie Statt hat, die unmittelbar aus dem Körper in eine Extremität tritt.

Die Ruptur der innern Arterienhaut verursacht aber nicht immer eine Verschließung des Gefäßes, sondern auch oft ein Aneurisma; auch findet man zuweilen nach dem Tode einige derselben verengt oder geschlossen, welches vom Drucke auf dieselben, von der Verdickung ihrer Häute, von einem durch die Natur geheilten Aneurisma entstanden seyn kann. Auch kann Cessation des Pulses und Gangräne von Verküsterung der Arterienhäute entstehen.

Selbst die Aorta kann verengt oder gar verschlossen seyn und doch das Leben noch fort dauern, und die von Astley Cooper unternommene Unterbindung der aorta abdominalis und das nachher noch 40 Stunden fort dauernde Leben des Kranken bey leidlichem Befinden zeigt, wie man-

nigfaltig die Mittel sind, wodurch die Natur sich helfen und das Leben erhalten kann.

Diese Hemmung des Blutstroms kann, wie der Verf. glaubt, bey der aorta abdominalis wohl plözlich Statt haben, aber nicht bey dieser Arterie nahe am Herzen; wird sie hier obliteriert gefunden, so ist es wahrscheinlich ein angeborener Fehler, und da dieses vorzüglich an der Stelle gefunden wird, wo der ductus arteriosus von ihr abgeht, so ist zu vermuthen, daß die nämliche Tendenz sich zu verschließen, die diesem Gefäße eigen ist, sich auch auf die Aorta verbreite.

Zwey beygefügte Kupfertafeln zeigen den in den angeführten Beobachtungen erzählten Zustand der Gefäße.

9. Case of aneurisma of the aorta with disease of the spinal cord, by Th. Molison M. D.

Diese Beobachtung hat einen Mann von 35 Jahren zum Gegenstande, der nach einigen Klagen über Schmerzen in den Seiten, besonders in der linken, und solchen Athmungsbeschwerden, daß ihm dadurch das Schlingen verhindert wurde, nach einem Seebade bewußtlos niederfiel, einen heftigen Blutsturz bekam und alle willkührliche Bewegung und Empfindung der obern Gliedmaßen verlor. Er lebte noch wenige Tage in diesem Zustande, wobey sich indessen die Bewußtlosigkeit verlor. Der Harn ging unwillkührlich ab, die unteren Extremitäten waren indessen von aller Lähmung frey. Nach einem wiederholten Blutsturze starb er.

Die Section zeigte ein orangengroßes Aneurisma der Aorta an der linken Seite des Rückgrads, welches frey mit diesem Gefäße und dem Schlunde communicierte, welcher letztere dort fast ganz zerstört war. Herz und Lungen wa-

ren gesund. Die linke Seite des Körpers der dritten, vierten, fünften und sechsten Vertebra waren ganz bloß, und zum Theil absorbiert.

Nach Hinwegnahme der drey unteren Hals- und aller Rückenwirbel, fand sich das äußere Zellgewebe der dura mater sehr vasculös und mit blutiger und eiterartiger Materie bedeckt und zwischen dem dritten und sechsten Rückenwirbel unter dieser Haut ausgetretenes Blut. Oberhalb des zweyten Rückenwirbels war das Rückenmark anscheinend gesund, unterhalb desselben aber gelb und erweicht, und weiterhin hatte es Farbe und Consistenz eines dicken Breyes ohne ein Zeichen von Organisation.

Das Seltene bey diesem Falle ist, daß bey der gänzlichen Desorganisation des untern Theils des Rückenmarks keine Lähmung der untern Extremitäten entstanden war.

10. Case of strangulated umbilical hernia, by James Simson M. D.

Ein nicht seltener Fall eines eingeklemmten Nabelbruchs, der durch die Operation glücklich geheilt wurde.

11. On a remarkable alteration in the structure of the patella, by Robert Knox M. D.

Die Veränderungen, die hier an dem Kniegelenke sich fanden, bestanden in einem losen knorpelartigen Körper innerhalb desselben und einer veränderten Lage der Kniescheibe, wobey die größte Merkwürdigkeit war, daß sich an derselben ein etwas größerer und zwey kleinere ähnliche Knochen befanden, die die nämliche Function, wie sie selbst, gehabt zu haben schienen. An dem andern Beine war die nämliche Structurveränderung, die der Vf. von der Gegenwart des Zwischenknorpels in der Gelenkhöhle herleitet.

12. Case of a disease of the heart, by J. H. Wishart.

In dieser nicht seltenen, mehrere Jahre dauern- den Herzkrankheit, die sich durch heftige Palpi- tationen mit kleinem, kaum fühlbarem Pulse, mit undulatorischen Bewegungen der Jugularvenen auszeichnete und mit Abmagerung und oedema- töser Anschwellung der untern Extremitäten en- digte, zeigten sich bey der Section folgende Ab- normitäten. Die Brusthöhle enthielt ungefähr 12 Unzen seröse Flüssigkeit, und der Herzbeutel 6 Unzen. Das Herz hatte ein gelbliches Ansehen und war wenig vergrößert; der rechte Ventrikel enthielt eine polypöse Masse, die sich in die Au- rikel verbreitete und sie fast ganz erfüllte, so wie sie sich auch in die arteria pulmonalis erstreckte, und war mit den Fleischbündeln fest verwachsen. Der kleinere und wenig Blut enthaltende linke Ventrikel war in seinen Wänden dicker als der rechte; die Mitral-Valveln waren knorpelartig und die Oeffnung sehr verengt. Die Oeffnung der Aorta schien fast ganz verschlossen von den in einen festen Ring verwandelten Semilunar- Valveln. Die linke Aurikel war sehr ausgedehnt und mit einer fleischartigen Concretion ange- füllt. Die Leber war in ihrem rechten Lappen tuberculös und der gemeinschaftliche Gallengang geschlossen.

Ein ganz anderer Fall wird von dem Verf. als Nachtrag hinzugefügt, und alsdann eine Ue- bersicht über Fälle ähnlicher Art gegeben, die aber nichts Unbekanntes enthält.

13. Observations on the causes of the sounds produced by the action of the heart, by John Will. Turner, Prof.

Bekanntlich bemerken wir beym Auflegen der Hand auf die Herzgegend zweyerley Bewegun-

gen, die auf einander folgen, und gleich nach diesen eine Pause, in welcher keine Bewegungen gespürt werden. Laennec beschreibt die damit verbundenen durchs Ohr oder vermittelst des Stethoscops wahrzunehmenden Töne, den ersten als tief und bestimmt, den gleich darauf folgenden scharf und ähnlich dem, welchen eine geöffnete Klappe, das Knallen mit einer Peitsche oder das Schlürfen eines Hundes hervorbringt; ersterer ist mit einer mit dem Pulse synchronistisch seyenden Bewegung verbunden, letzterer aber nicht. Nach diesem entsteht ein kurzes Intervall von Ruhe, worin weder Bewegung noch Ton wahrgenommen werden. Laennec leitet die erste Bewegung und den damit verbundenen Ton von der Contraction der Ventrikeln, letztere aber von der der Aurikeln ab.

Gegen diese Ansicht ist nun dieser Aufsatz gerichtet, und der Vf. sucht aus den Schriften von Harvey, Senac, Haller und Lancisius, so wie aus eigenen Beobachtungen darzuthun, daß diese Ansicht unrichtig sey, indem es der Natur gemäß sey, daß die Zusammenziehungen der Aurikeln den der Ventrikeln vorausgehen und nicht umgekehrt, wie nach Laennec's Ansicht seyn müsse, und daß die Zusammenziehungen und Erweiterungen beider so schnell auf einander folgen, daß fast kein Zwischenraum dazwischen bleibt. Auch gibt sich die Zusammenziehung der Aurikeln nur allein durch die am Halse wahrzunehmenden Venenpulsationen zu erkennen, die aber mit den angegebenen Erscheinungen nur in entfernterer Verbindung stehen.

Daß von dem Verf. aus allen Beobachtungen gezogene Resultat geht dahin, daß der erste Ton wirklich von der Zusammenziehung der Ventrikeln herrühre und dabey eine mit dem Pulse

synchronistische Bewegung und Annäherung des Herzens an das Brustgewölbe Statt finde, der andere aber von dem Zurücksinken des Herzens herrühre, oder vielleicht auch seinen Grund in der Elasticität der Herzhöhlen habe, vermöge welcher sich dieselben, nachdem die Contraction nachgelassen habe, wieder zu ihrer natürlichen Größe und Weite ausdehnen. Sollte dabey die Ansicht einiger neuern Physiologen richtig seyn, daß das Herz nicht allein das Geschäft eines Druck-, sondern auch das eines Saugwerkes verrichte, so ließe sich der zweyte Ton noch viel leichter erklären.

Die Erklärungen des Dr. Barry, daß die beiden Töne von der Erweiterung der Herzhöhlen und nicht von deren Zusammenziehungen herrühren, und der eine, nicht mit dem Pulschlage übereinkommende, von dieser Veränderung in den Aurikeln, und der andere von der der Ventrikeln hervorgebracht werde, findet der Verf. nicht mit dem Hergange, der Circulation und Respiration in Harmonie, und kann deswegen derselben seinen Beyfall nicht geben. Ueberhaupt schwebt der ganze hier in Frage kommende Streitpunct noch im Dunkeln, und künftige Beobachtungen und Versuche müssen erst entscheiden, was hierbey Wahrheit oder Täuschung sey.

14. On a new method of preserving anatomical preparations, by John Davy M. D.

Schon seit zwey Jahren beschäftigte sich der Verf. mit Versuchen über die beste Aufbewahrungsmethode organischer Körper, und fand endlich ein wohlfeiles, sehr lange präservierendes und die Structur so wie Textur der Theile deutlich machendes Mittel in der schwefelichten Säure, die schon dadurch leicht gewonnen werden kann, daß man Kattunfäden oder Läppchen in schmelzenden

Schwefel taucht, und diese dann unter einer mit Wasser gesperrten Glasglocke entzündet; das Wasser nimmt die Säure auf, und wenn der Schwefel nicht mehr brennen will, so braucht man es nur zu schütteln oder zu bewegen, damit es so viel Säure aufnehme, als es zu seiner vollkommenen Impregnation nöthig hat.

Kein Mittel hat eine solche Kraft als diese Säure, die Gegenstände dauernd unversehrt zu erhalten und gegen Fäulniß zu bewahren, so wie es auch bey Vegetabilien alle Neigung zur Gährung aufhebt. Serum, Faserstoff und färbender Stoff des Bluts, die mit dieser Säure angeschwängert sind, können Wochen und Monate lang im Wasser bleiben ohne zu faulen. Vegetabilische Brühen, Weine, zu welchen die Luft Zugang hat, ungereinigter Essig werden dadurch vor Verderbniß bewahrt.

Die Ursache dieser Erscheinung scheint dem Vf. keinen andern Grund zu haben, als eine neue Stellung und Anordnung der Grundbestandtheile der Körper, die dadurch hervorgebracht wird.

Der vorzüglichste Nutzen dieser Säure besteht aber in der Entwicklung und Auseinanderlegung der feinem Theile, welche die Structurbildung machen, so daß sie jetzt so deutlich, als wären sie vergrößert, gesehen werden können, wobey zu gleicher Zeit die Flüssigkeit klar und so durchsichtig bleibt, daß das Vergrößerungsglas ungehindert angewandt werden kann.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen berichtet der Verf. die Versuche, welche er in dieser Rücksicht mit der Säure zur Erhaltung verschiedener organischer Stoffe und Gewebe gemacht hat; diese waren die Oberhaut, die Haut, die serösen und fibrösen Häute, die Ligamente, Knorpel, Schlund, Magen und Gedärme, die Nerven so wie das

Neurilem, die Muskeln und verschiedene krankhaft veränderte Theile; und bey diesen allen fand es sich, daß die schweflichte Säure sie nicht allein vollkommen unverändert erhalten, sondern auch zu der Auseinanderlegung und Verdeutlichung ihres feinem Baues so vortheilhaft eingewirkt hatte, daß ihre eigentliche Structur und feinere Gestaltung in der höchsten Deutlichkeit erschien und selbst mit unbewaffneten Augen in der größten Klarheit wahrgenommen werden konnten.

Wie sehr ihm dieses bey seinen Versuchen gelungen sey, und wie viel Licht er dadurch über so manches noch dunkel gewesene in der feinem Bildung gewonnen habe, bezeichnet der Vf. auf eine sehr interessante Weise, und Ref. muß es sehr bedauern, daß es ihm hier an Raum gebricht, dieses Alles ausführlicher zu zeigen.

Zuletzt gibt Hr. D. noch einige Vorsichtsmaßregeln an, welche beobachtet werden müssen, wenn diese Säure zur Aufbewahrung feinerer anatomischer Präparate, besonders aus der vergleichenden Anatomie, angewandt wird, wo alles darauf ankömmt, die feinem Gewebe kleinerer Thiere unversehrt zu erhalten. Die vorzüglichsten Regeln hierbey bestehen darin, daß man sie so geschwind als möglich in die Säure bringe, oder sollten sie schon etwas von Fäulniß ergriffen seyn, diese durch Chlorine erst zu verbessern sucht, und dann die Stärke der Säure mit der Feinheit und Zartheit der Theile in das gehörige Verhältniß bringt; denn zarte Theile werden durch eine zu starke Säure leicht ganz zerstört.

Auch zur Aufbewahrung von Pflanzen hat sich die Säure wirksam bewiesen, die selbst ohne Veränderung der Farbe darin unversehrt bleiben, und sollte letztere auch etwas gelitten haben, so kann

sie durch vorsichtige Anwendung der Schwefelsäure wieder hergestellt werden.

15. Notice of some remarkable morbid appearances in the skull, by George Ballingall, M. D.

Diese Erscheinungen bestanden in mehreren speckartigen Geschwülsten auf dem Schädel, die denselben allmählich durchbohrt hatten. Eine Kupfertafel zeigt die Ausdehnung dieses pathologischen Processes.

16. Observations on the effects of the sun's rays on the human body, by John Davy, M. D.

Die bekannte Erfahrung, daß die Haut durch die Sonnenstrahlen gebräunt werde, und die Unbekanntschaft mit der wahren Ursache dieser Erscheinung bewog den Verf. hierüber an sich selbst Versuche anzustellen und die Wirkung der Sonnenstrahlen bey einer Temperatur von 78° zu beobachten, indem er den entblößten Arm mehrere Tage nach einander $1\frac{1}{2}$ Stunde lang derselben aussetzte. Die Wirkung davon war eine leichte erythematöse Entzündung, die mit Abschilferung endigte, nach welcher die afficierte Stelle bräunlich erschien und auch so blieb. Nun wirft er die Frage auf, welcher Theil der allgemeinen Bedeckungen der Sitz der braunen Farbe sey, ob die Oberhaut, die wirkliche Haut oder das Netzgewebe unter derselben? Alles was er darüber beobachtet hat, ist für ihn überzeugend dahin gewesen, daß der Sitz der braunen Farbe unter der Oberhaut, auf der äußern Fläche der wirklichen Haut sey, wo der färbende Stoff in kleinen Partikeln oder Filamenten abgesetzt werde, und in seinen chemischen Eigenschaften dem schwarzen Pigmente im Auge gleich komme.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 11. Junius 1831.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Transactions of the Medico-chirurgical Society of Edinburgh instituted 1821. etc.

Das Netzgewebe (rete malpighianum) hält er für problematisch, und hat keine Spur desselben unter der Haut der Weißen oder an der Brustwarze finden können; er glaubt, daß dasjenige Gewebe, welches man als beständig und normal angesehen habe, die Folge einer Maceration der Haut oder der Ausschwigung gerinnbarer Lympe nach Application von Vesicatorien gewesen sey.

Die Veränderung, welche das Sonnenlicht auf die Farbe der Haut macht, zeigt sich nur beym Auffallen der unzersehten und ungetrennten Lichtstrahlen, nicht im Spectrum derselben oder durch eine Linse aufgefangen, und die Wirkung derselben ist direct und indirect, entweder unmittelbar oder vermittelst eines vorher eingeleiteten Entzündungsprocesses. Der Nutzen der dunkeln

Hautfärbung bey den Negern und südlichen Völkern besteht allerdings in einigem Schutz, den dieselbe dem Körper gegen die zu starke Einwirkung der Sonnenstrahlen leistet, aber nicht analog der Wirkung, die künstliche schwarze Färbung der Haut, wie Ev. Home glaubt, hervorbringt, denn diese leistet bey weitem nicht die Dienste, und ihrer ungeachtet wirken doch die Sonnenstrahlen sehr kräftig ein.

Die Haut des Negers schützt ihn vermöge ihrer Farbe etwas, aber nicht hinlänglich, und wäre seine Haut so geneigt zu Entzündungen von der Wirkung der Sonnenstrahlen, er würde eben so gut daran leiden als der Europäer mit der zartesten weißen Haut.

Der gewohnte Einfluß der Sonnenhitze mindert allmählich ihre Wirkung und hebt sie, je länger er dauert, desto mehr und bleibender auf, was aber die secundären Wirkungen der Hitze auf den Körper anbetrifft, so hat die Natur andere Mittel sie zu mindern und aufzuheben, und hievon ist die verstärkte Ausdünstung und der Schweiß eines der vorzüglichsten, wozu nach dem Verf. noch zu rechnen sind die dünnere und eine stärkere Ausdünstung leichter zulassende Oberhaut, so wie das in dem Hauptgewebe circulirende flüssigere Blut.

17. Additional cases and observations illustrating the origin of tubercles, by H. S. Allison, M. D.

Der Verf. dieser gründlichen Abhandlung beginnt seine Untersuchung mit der Behauptung, daß die skrophulöse Disposition mehr einer Lebensweise, wie sie der üppige Städte führt und die sich so sehr von der einfachen entfernt, ihre Entstehung zu verdanken habe, als dem Klima, und daß die Tuberkeln, die so oft den Grund

des Todes bey Skrophulösen ausmachen, in den mehrsten Fällen Folgen einer vorhergegangenen Entzündung seyen.

Dieses führt ihn auf die Frage: ob Entzündungsproceß immer, oder zuweilen, oder in gar keinem Falle die Kraft habe, Tuberkeln hervorzubringen?

Bekanntlich verwerfen Bayle, Laennec, Rostan und andere die Entzündung als Veranlassung zu Tuberkeln gänzlich, Andral und Cruveilhier aber sind der entgegengesetzten Meinung, und ersterer behauptet, wenn die Disposition zur Tuberkelbildung groß sey, so könne schon die leichteste Congestion sie erzeugen; sey sie nicht so stark, so gehöre zu ihrem Entstehen ein höherer Grad von Congestion oder Entzündung, bey denen aber, die keine Disposition dazu hätten, würde auch die stärkste Entzündung sie nicht hervorbringen.

Der Verf. spricht seine Meinung dahin aus, daß bey gewissen Constitutionen Entzündung, sie sey acut oder chronisch, aber letztere am häufigsten, zu dem Absatze von Tuberkeln oft und direct die Veranlassung sey.

Als einen Beweis davon führt er an, daß diese Aferbildungen nie bey todt gebornen oder in den ersten Lebensmonaten verstorbenen Kindern gefunden würden; zeigten sich dieselben bey jungen einige Monate alten Kindern, bey denen die Disposition von ihren Eltern angeerbt war, so starben sie gewöhnlich bald daran, und man fand, daß die Umgebungen derselben sehr vasculös waren, und die Symptome der Krankheit deuteten auf Entzündung.

Zwey Beobachtungen an den Leichen solcher Kinder, die auf diese Weise gestorben waren, bewiesen dieses deutlich; sie hatten beide alle Merk:

male eines entzündlichen Brustleidens, und die Leichenöffnungen zeigten in den Lungen die Folgen einer erlittenen Entzündung, als Hepatisation, Verdickung des Gewebes, ergossene gerinnbare Lymphe und Tuberkeln. Hier so wie in einem gleich darauf angeführten Falle zeigten sich deutlich die Uebergänge von Entzündung und von Ergießung der Lymphe zur Hepatisation und Tuberkelbildung, obgleich in dem letzteren Falle nicht der Sitz derselben in den Lungen, sondern in dem Gehirne nach vorhergegangenen Congestionen und entzündlichen Leiden war.

Der Verf. hat mehrere Beobachtungen bey Erwachsenen gemacht, bey welchen die Lungen so voll Tuberkeln gefunden wurden, daß ihnen der Tod zuzuschreiben war, und wo die Zufälle der Krankheit und ihre Ursachen allein auf Entzündung deuteten; und bey einem Kranken, dessen Geschichte ausführlich gegeben wird, zeigten sich die Tuberkeln so häufig, daß, wenn sie schon vor der Entzündung der Lungen da gewesen wären, sie die Respiration müßten beschwerlich gemacht haben, welches aber nicht der Fall war, und dabey schienen sie alle in dem nämlichen Grade der Bildung zu seyn, so daß an ihrer gleichzeitigen Entstehung nicht gezweifelt werden konnte, auch waren sie so klein, wie die Beobachter sie im ersten Stadium der Bildung beschreiben, so daß sie ganz frisch entstanden seyn mußten.

Auch die Erscheinung von Tuberkeln im Unterleibe und die tuberkulösen Entartungen der Gefrösdrüsen sind nach dem Verf. Folgen einer chronischen Entzündung bey Schwind-süchtigen und die colliquativen Durchfälle derselben, die Laennec der Exulceration in den Tuberkeln zuschreibt, sieht er mehr als Folge der entzündlichen Neigung an.

Einen wichtigen Beweis für die Entstehung der Tuberkeln aus einem Entzündungsproceſſe liefern die Fälle, in welchen gesunde Personen, die nie an Brustaffectionen und Athmungsbeschwerden gelitten hatten, und nach einer äußern Verletzung, nach Stoß, Druck, Fall u. dergl., die die Brusthöhle erlitten hatte, von diesen Beschwerden befallen wurden und in Folge der darauf eingetretenen Auszehrung starben, bey welchen nun die Leichenöffnungen die Gegenwart von Tuberkeln in den Lungen zeigten. Woher sollten diese so schnell entstanden seyn, wenn die Entzündung sie nicht hervorgebracht hätte, und würden die daran Gestorbenen wohl vor der äußern Veranlassung von allen Brustbeschwerden frey geblieben seyn, wenn sie schon vorhanden gewesen wären? Zu behaupten, sie seyen nur durch die äußere Ursache in Entzündung gebracht worden, aber nicht dadurch erzeugt, heißt doch einer Hypothese zu Gefallen gegen alle Erfahrung streiten, denn die Gegenwart der Tuberkeln in den Lungen verräth sich durch die unzweydeutigsten Merkmale, selbst wenn dadurch noch keine wichtigen Veränderungen in den Lebensverrichtungen hervorgebracht werden.

Um die Entstehung dieser Aſtergebilde aus einem Entzündungsproceſſe ſichtbar vor Augen zu legen, hat Cruveilhier viele Versuche an Thieren gemacht, denen er Quecksilber bald in die Adern bald in die Luſtröhre brachte. Im ersten Falle fand er in der Umgegend des Gefäßes, an welchem der Versuch gemacht war, eine Menge kleiner Tuberkeln entstanden, die in ihrer Mitte ein kleines Quecksilberkugelchen enthielten, in den andern Fällen zeigten sich ihm die Lungen theils hepatisirt, theils mit einer Materie erfüllt, die der von erweichten Tuberkeln gleich kam, theils

wirkliche Tuberkeln, in deren Mitte ein Quecksilberkügelnchen war, so wie auch Höhlungen, wie sie erweichte Tuberkeln zu bilden pflegen.

Hier zeigte also der Augenschein, daß durch den fremden Körper Entzündung hervorgebracht sey, die durch ihren Reiz zur Ausschwitzung gerinnbarer Lymphe und Absatz der Tuberkeln Gelegenheit gegeben hatte.

Auf eine ähnliche Weise wie in diesen Versuchen an Thieren wirken wahrscheinlich die feinen Steinpartikeln, Staub und ähnliche Materien, die eingeathmet einen materiellen Reiz auf die Lungen machen und bey Steinmengen und ähnlichen Handwerkern zur Tuberkelbildung und der daraus entstehenden Schwindsucht die Gelegenheit geben.

Diese Gelegenheitsursachen wirken der skrophulösen Disposition ähnlich, die den besondern Character hat, schleichende Entzündungen hervorzubringen, welche vorzüglich in Tuberkelbildung verlaufen.

Wenn wir alle Gründe, welche der Verf. für seine Ansicht anführt, zusammennehmen, und damit dasjenige verbinden, was uns die Erfahrung von dem pathogenischen Prozesse schleichender Entzündungen und deren Ausgänge lehrt, so können wir nicht anders als ihm Beyfall geben, und müssen gestehen, daß wir ganz der Meinung sind, kein Krankheitsproceß sey so geeignet Austerbildungen wie die Tuberkeln zu erzeugen, als eine langsam schleichende Entzündung.

18. Supplement to the article on the obstruction of the canals of the arteries, by John Turner, Prof.

Als Zusatz zu dem in diesem Bande enthaltenen Aufsatze des Verfs. werden hier zwey Fälle erzählt, wovon der eine vom Dr. Steward,

der andere vom Prof. Bellingall dem Verf. mitgetheilt ist.

In beiden war die Arteria poplitea in Folge einer durch einen Fall hervorgebrachten Dislocation des Kniegelenkes sehr ausgedehnt worden und hiernach zerrissen; in beiden zeigten sich auch im Allgemeinen die Folgen dieser Verletzungen in dem Innern der Arterien, nämlich Zerreißung der innern Haut, Hervorragung von Lappen derselben in die Höhle des Gefäßes, Ausschwizung von Lymphe und die durch beide Ursachen hervorgebrachte Verstopfung der Ader, welche dabey auch zusammengezogen und verengt war. H.f.n.

Freyburg im Breisgau.

Druck und Verlag der Universitäts-Buchhandlung der Gebrüder Groos: Beobachtungen über die Nerven und das Blut in ihrem gesunden und krankhaften Zustande von Dr. Karl Heinrich Baumgärtner, Großherz. Bad. Hofrath, Professor u. Mit zwölf Steintafeln. VI und 288 S. in 8.

Obgleich über die Nerven und das Blut viele treffliche Arbeiten vorhanden sind, so ist doch sowohl was ihre Entstehung und Fortbildung, als auch was ihr Verhalten unter einander und zum übrigen Organismus betrifft, an ihnen so Vieles bemerkenswerth, daß selbst oft wiederholte gründliche Untersuchungen derselben nicht selten noch neue und wichtige Resultate liefern, und fast scheint es, daß je mehr wir in der Kenntniß dieser Theile vorrücken, das abermaligen Untersuchungen sich anbietende Feld um so mehr sich erweitert. Der Herr Verf. der vorliegenden Schrift war bemüht in derselben das Verhalten

der Capillargefäße und die Art des Einflusses, den das Nervensystem auf die Bildung und Bewegung des Blutes, auf die Verdauung, Wärmeerzeugung, auf die Absonderungen und auf die Ernährung ausübt, näher als bisher geschehen, zu bestimmen, und die Richtigkeit seiner aufgestellten physiologischen Lehrsätze auch in der Anwendung derselben auf die Pathologie und Therapie nachzuweisen. Mit ausdauerndem Fleiße hat er zwey Jahre hindurch viele mühsame Untersuchungen angestellt und deren Resultate zur Aufklärung von bisher weniger richtig erkannten Vorgängen mit Scharfsinn benützt, und wenn auch manche von den daraus gezogenen Folgerungen einer weitem Prüfung bedürfen, so ist doch in dieser Schrift des Guten so viel, und zu fernern Untersuchungen so reichlicher Stoff gegeben, daß niemand sie unbefriedigt aus der Hand legen wird. Mit Vergnügen theilt Ref. hier, so viel der Raum es erlaubt, von den in der Schrift enthaltenen Untersuchungen und Grundsätzen mit.

In der Vorrede bemerkt der Verf. daß er die in diesem Werke mitgetheilten Untersuchungen in der Absicht unternommen habe, sich über die krankhaften Vorgänge in den Capillargefäßen Aufklärung zu verschaffen. Da es ihm nun wahrscheinlich wurde, daß die in den feinsten Gefäßen vor sich gehenden Proceße in einem Proceße zwischen Nerven und Blut begründet sind, glaubte er sich über diesen Gegenstand durch die Bildungsgeschichte der Thiere Belehrung verschaffen zu können, und unternahm daher die Reihe der sehr mühevollen Untersuchungen über die Entstehung der Thiere im Ey. Die Abhandlung zerfällt in den physiologischen, den pathologischen und den therapeutischen Theil.

Der physiologische Theil fängt an mit Beyträgen zur Kenntniß der Bildungsgeschichte der Thiere: 1) Beobachtungen über die Entwicklung des Fluß-Krebses im Ey. Das Krebs-Ey im unbefruchteten Zustande ist gleichförmig braun gefärbt, ungefähr wie die Schale des Krebses. Die erste Veränderung, welche man wahrnimmt, ist ein auf einer Seite des Eyes entstehender Flecken, die Narbe, von welchem die weitern Veränderungen ausgehen, und zwar zunächst die formelle Bildung des Gangliensystems; später tritt die materielle Bildung ein. Der Theil des Krebses, in welchem der Ganglienstrang liegt, nämlich die Bauchseite, schreitet in der Entwicklung allen übrigen voran. 2) Beobachtungen über die Entwicklung der Forelle im Ey. Das Forellen-Ey ist wegen seiner geringern Färbung zu mikroskopischen Untersuchungen besonders geschickt. Im Verlauf der Ausbildung zieht sich die gelbliche Dottermasse von zwey Seiten zusammen, wodurch die erste Anlage des Gehirns und des Rückenmarks entsteht, so daß also auch hier das Nervensystem zuerst gebildet wird. Die Blutbildung tritt erst später ein, und wird allmählich vollkommener, indem die gelblichen, noch unvollkommenen, Kugeln nach und nach sich in kleine Scheiben oder Linsen verwandeln, später sich in denselben ein runder Kern bildet, welcher sich zuerst durch einen schwachen Schatten anzeigt, und das Blutkugeln wird zuletzt länglich. Die Gefäße, und zwar selbst die Stämme, die am Rücken hinlaufen, bestehen aus keinen eigentlichen Gefäßhäuten, sondern sind bloße Rinne, die in der Substanz der festen Theile hinlaufen. An dem Thierchen befindet sich nach dem Auskriechen aus dem Ey noch die Dotterblase, die in der Gestalt eines ovalen Säckchens

am Bauche befestigt ist. Der Verf. ist der Meinung daß diese Dotterblase Nervenmasse enthält, und ein sensibles Organ ist, denn er fand daß Berührungen derselben mit der Spitze einer Nadel gewöhnlich lebhaftere Bewegungen des Thieres zur Folge hatten. Was nun den Zeitraum anlangt, in welchem die Forellen ihre Ausbildung erhalten, so soll die erste formelle Bildung des Gehirns und Rückenmarks bey Eiern, die im Freyen sich befinden, ungefähr 5 Tage nach der Befruchtung geschehen, während bey Eiern, die in Schüsseln gehalten wurden, etwa die dreyfache Zeit dazu erfordert wurde. Die erste Blutbewegung bey in einem ungeheizten Zimmer aufbewahrten Eiern, stellte sich erst 25 Tage nach dem Beginnen der formellen Bildung des Gehirns und Rückenmarks ein; das Blut erfordert, von seinem ersten Vorkommen in Kanälen bis zu seiner gänzlichen Ausbildung, wenigstens drey bis vier Wochen. Der ganze Embryo bedarf zu seiner Entwicklung bis zum Auskriechen aus dem Ey, im Flußbette, etwas mehr als zwey Monate. 3) Beobachtungen über die Entwicklung des Frosches im Ey. Mit Genauigkeit sind alle eintretenden Veränderungen verfolgt. Auch hier fand sich die Priorität der formellen Nervenbildung vor der Blutbildung. Die Blutklügelchen scheinen dem Vf. aus drey Theilen zu bestehen: a) aus einem rundlichen Kern, b) aus einer dünnen, hautähnlichen, denselben umhüllenden Schichte, durch deren Uebereinanderliegen die Form des Ringes gebildet wird, und c) aus etwas Flüssigkeit, die zwischen dem Kern und der äußern Schichte sich befindet. 4) Beobachtungen über die Entwicklung der Kröte im Ey, welche das über die Entwicklung des Frosch-Eyes Gesagte bestätigen. 5) Auch die Beobachtungen über

die Entwicklung des Wasser-Salamanders und 6) der Eidechse und Schlange sind genau und ausführlich mitgetheilt. Die zu diesen Beobachtungen gehörenden Abbildungen, wozu der Verf. selbst die Zeichnungen lieferte, erfüllen ihren Zweck, die Versinnlichung des Gesagten, vollkommen.

Auf diese Beobachtungen gründen sich des Vfs. Ansichten über die Bildung des thierischen Körpers. Die Ansicht des Vfs. über die Bildung des Nervensystems ist folgende. Bey der zu allererst eintretenden Bewegung der Dotterkugeln, wird durch deren Anhäufung an einem Punkte zuerst die Narbe gebildet. Nach mannigfaltigen Gestaltungen geht die formelle Bildung der Centralorgane des Nervensystems vor sich, die sodann mit einer Schichte Dotterkugeln überdeckt werden, welche die Grundlage des Knochengeriistes und überhaupt der Hüllen des Gehirns und Rückenmarks sind. Hierauf beginnt die Umänderung der Materie. Die Dotterkugeln lösen sich in eine gleichförmige, durchsichtige, beynah farblose Masse auf, welche sich endlich in diejenigen Substanzen verändert, aus welchen das Gehirn und Rückenmark besteht. Beide, das Gehirn und das Rückenmark entstehen unmittelbar und gleichzeitig aus der Dottermasse, doch wird das Rückenmark schneller vollendet. Auch die Nerven entstehen unmittelbar aus der Dottermasse, der sogenannten Keimhaut, und setzen sich ungefähr auf die Weise an das Gehirn und das Rückenmark, wie in einer Flüssigkeit neu sich bildende Krystalle an den vorhandenen Kern sich anlagern. Am spätesten scheint sich das Gangliensystem zu bilden, da bey allen Wirbelthieren der Theil der Dottermasse, der das sogenannte Schleimblatt darstellt, und sich in den Darmcanal umwandelt, am spätesten verändert wird, und auch bey den Batrachiern

der Darmcanal noch lange Zeit aus einer Schichte Dotterkugeln besteht, während der übrige Theil des Embryos schon sehr weit in der Entwicklung vorangeschritten ist. Obgleich nun die formelle Bildung des Nervensystems frühzeitiger ist als die Bildung des Blutes und selbst die materielle Bildung derselben, bis auf einen gewissen Grad, ohne Beyhülfe von Blut bewirkt wird, so entstehe doch Nervenmasse und Blut gleichzeitig. Ein Theil der Dottermasse verwandelt sich in Blutkugeln, zugleich aber gestaltet sich ein anderer Theil der Dotterkugeln unmittelbar in Organenmasse um, welche schon Sensibilität und Irritabilität zeigt, bevor sich freye Blutkugeln und Gefäße gebildet haben. Während dieser Proceß fortschreitet, und ein Theil der Dotterkugeln sich in die Substanz der Organe, welche dabey immer durchsichtiger werden, auflöst, trennen sich andere Blutkugeln, die vorher in kugeln Massen zusammenhängen, immer mehr los, bis sie am Ende ganz frey werden, wo sie sich sodann in geraden oder in Bogen-Linien ansammeln. In dem nun die Blutkugeln sich allmählich bewegen, und sich gegen die Centraltheile des Körpers hinziehen, entstehen in der Organensubstanz Rinnen, und so werden die Blutgefäße gebildet. Die Richtung, in welcher sich die Blutkugeln ansammeln, und in welcher die Gefäße zuerst entstehen, hängt von den Centralorganen des Nervensystems ab.

Ein ausführlicher Abschnitt ist der Bewegung des Blutes gewidmet. Die Capillargefäße hat der Verf. an vielen, sowohl kaltblütigen als warmblütigen, Thieren untersucht. Eine freye Endigung arterieller Gefäße zeigte sich nirgend. Die Capillargefäßwände bestehen nur aus der Masse der Organe, welche am Rande der größern Ge-

fäße etwas zusammengedrängt zu seyn scheint; auch bewegen sie sich im normalen Blutlaufe auf keine Weise. Nachdem nun Hr. B. dargethan daß weder das Herz, noch die Irritabilität der Arterien und die Bewegung der Capillargefäße als alleinige Ursachen der Bewegung des Blutes anzusehen sind, so sucht er zu beweisen daß die Bewegung des Blutes nur mittelst des unmittelbaren Einflusses des Nervensystems vollbracht wird. Die Gründe für die letztere Meinung sind: daß die Blutbewegung selbst bey noch thätigem Herzen aufhört, wenn der Nerveneinfluß auf das Blut fehlt; daß vermehrter Nerveneinfluß auf einen Theil die Blutbewegung in demselben, unabhängig von den Herz- und Gefäßbewegungen, beschleunige; und daß auch die Bildungsgeschichte der Nerven und des Blutes hiermit übereinstimme. Was der Vf. zur weitern Bestätigung dieser Behauptungen anführt, ist aller Aufmerksamkeit werth. Ihren Einfluß auf die Bewegung des Blutes üben die Nerven durch eine ihnen zukommende Anziehungskraft für die Blutkügelchen aus, durch welche sie dem Blute die Richtung anweisen, in welcher es strömen soll. Außerdem haben die Nerven auch eine Repulsionskraft für die Blutkügelchen, und ähnlich, wie bey der Electricität, folgt auf den Act der Anziehung eine Abstoßung der in Berührung gekommenen Körper. Da nun die Attractionskraft die der Repulsion überwiegt, und sich vorzüglich stark von dem Stamme des Körpers auf die Peripherie äußert, so wird dadurch die Hauptverrichtung des Herzens einleuchtend, nämlich die, das Blut von dem Centrum nach der Peripherie des Körpers zu treiben, während es weniger zu dem Rückflusse des Blutes nach der Mitte des

Körpers beyträgt. Durch das Ueberwiegen dieser Kräfte in den Centralorganen des Nervensystems wird die Leerheit der Arterien nach dem Tode bedingt, und auch die Bewegung des Blutes in den Gefäßen des Nabelstranges wird dadurch hervorgebracht. Auf dieselbe Weise wird die Flüssigkeit in den Lymphgefäßen zu dem ductus thoracicus und von diesem in das Nervensystem, vermöge jener Attraction nach den Centralorganen des Nervensystems, geführt. Der Verf. gesteht den Nerven einen unmittelbaren Einfluß auch auf die Blutbereitung und die Verdauung zu. Die Wirkung des Magensaftes sey zwar nicht gering, jedoch der Hauptgrund der Verdauung in einer, von den zahlreichen Nerven des Magens ausgehenden, unmittelbaren Einwirkung der Magenwände auf die Nahrungsmittel zu suchen, wodurch die Auflösung derselben befördert, und den assimilierbaren Stoffen ein Etwas mitgetheilt wird, wodurch sie die Eigenschaften belebter Stoffe erhalten. Diese Uebertragung des Lebens auf die Stoffe, die dem Körper angeeignet werden, sey der Mittheilung der Electricität von einem electrifizierten Körper auf einen andern zu vergleichen; woben der Magensaft die lebendige Einwirkung der Magenwände auf die Nahrungsstoffe auf eine ähnliche Weise vermittelt, wie die Anfeuchtung die Einwirkung der Pole einer Voltaischen Säule auf den mit denselben in Berührung gesetzten Körper begünstigt. Die Einsaugung wird durch eine, von den festen Theilen und namentlich von der Nervenmasse ausgehende Anziehung auf das Blut und auf die Bestandtheile, die zur Bildung desselben verwendet werden, wohin insbesondere die Dotter- und die Chyluskügelchen gehören, bewerkstelligt. Die in dem Speisebrey enthalte-

nen, zur Aufnahme bestimmten Stoffe, die also durch den vital-chemischen Proceß größtentheils verändert, und gleichsam schon belebt sind, werden von der Wandung des Darmcanals angezogen, durchdringen dieselbe, und gelangen vorzugsweise in die lymphatischen Gefäße. — Die Umwandlung der Chyluskügelchen in Blut geschieht wahrscheinlich vorzüglich in den lymphatischen Drüsen und in den Lungen vermittelt der Einwirkung der Nerven und der atmosphärischen Luft. — Hiernach untersucht Herr B. in wiefern den Nerven auch auf die Erhaltung der Blutmischung, auf die Wärmebildung, auf die Absonderungen und auf die Ernährung ein unmittelbarer Einfluß zuzuschreiben ist. Im normalen Zustande werden wahrscheinlich nicht ganze Blutkügelchen an Organe angelagert und in die Substanz der Organe umgewandelt, sondern während die ganze Blutmasse in dem Capillargefäßsystem von arteriellem Blute in venöses, unter Wärmeentwicklung, umgewandelt wird, werden von jedem Blutkügelchen gewisse Theile, jedoch in äußerst geringer Menge, abgesetzt, welche zum Theil ausgeschieden werden, zum Theil aber mit der Substanz der Organe sich vereinigen. Viele Blutkügelchen mögen dabey auch ganz aufgelöst werden, und sodann die Substanz des Organs durchdringen und sich mit ihr verbinden.

In dem pathologischen Theile bemüht sich der Herr Verf., indem er seine Meinung über die Natur verschiedener Krankheitsarten ausspricht, die Richtigkeit der von ihm aufgestellten physiologischen Lehrsätze auch in der Anwendung derselben auf die Pathologie nachzuweisen, wobey besonders der Antheil, den die Nerven und das Blut daran nehmen, bestimmt ist. Fieber

ist eine über das Gefäßsystem verbreitete, und vorzüglich durch ein Leiden der Gefäßnerven bedingte Störung in den Processen zwischen Nerven und Blut, und die hiermit in Zusammenhang stehende, fehlerhafte Gefäßbewegung. Die Fieber sind in drey Klassen getheilt: Fieber, welche in einfach erhöhtem Proceß zwischen Nerven und Blut bestehen; Fieber, in welchen der Proceß zwischen Nerven und Blut qualitativ verändert ist; Fieber, in welchen der Proceß zwischen Nerven und Blut mehr oder weniger darnieder liegt. — In der Entzündung ist jener krankhafte Proceß zwischen Nerven und Blut nur auf eine Stelle beschränkt; die Entzündung selbst aber erklärt der Verfasser für einen in der Art in einem Organe erhöhten Lebensproceß zwischen Nerven und Blut, daß dadurch, vermittelt überwiegender Attraction, Blutstockung, und, in höherem Grade der Krankheit, chemische Umwandlung eintritt. Nachdem nun noch der Verfasser das Verhalten der Nerven und des Blutes bey den krankhaften Absonderungen, bey der krankhaften Ernährung und in Nervenkrankheiten nachgewiesen hat, so sucht er in dem

dritten Theile die Vortheile bemerklich zu machen, die wir in der Behandlung der Krankheiten gewinnen, wenn wir beständig das Verhalten der Nerven und des Blutes vor Augen haben, und welche Veränderung wir durch die Anwendung der Heilmittel in dem Nervensystem und in der Blutmasse hervorzubringen im Stande sind.

S . . . ft.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

D e n 13. J u n i u s 1831.

L o n d o n.

For Longman etc. 1829: Historical and descriptive narrative of twenty years residence in South America. By W. B. Stevenson. Containing travels in Arauco, Chile, Peru and Colombia; with an account of the revolution, its rise, and progress. 3 Bde. 439, 467, 434 S. in 8.

Der Verfasser lebte seit 1804 in Südamerika, anfangs als Privatmann, dann als Secretär des Generalcapitän von Peru, als Gouverneur von Esmeraldas, Oberst, Fregattencapitän, und endlich als Secretär des Viceadmiral von Chile, Lord Cochrane. In diesen verschiedenen Verhältnissen hat er alle Theile von Chile und Peru, manche zu wiederholten Malen bereist, und war nicht nur Augenzeuge der politischen Begebenheiten, wodurch jene Länder vom Mutterlande losgerissen wurden, sondern hat selbst thätigen Antheil daran genommen, und in nahen Berührungen mit den bedeutendsten Männern jener Epoche gestanden. Aus allem diesem geht schon hervor,

daß von allen Reisenden, die in neuerer Zeit über diese Theile von Südamerica und deren Schicksale geschrieben haben, keiner einen so vollgültigen Beruf dazu haben konnte wie Herr Stevenson, und in der That ist auch das vorliegende, von allen uns bekannten neueren Werken über diesen Gegenstand bey weitem das reichste an wissenswerthen Nachrichten. Der erste und zweyte Band enthält Berichte von den Reisen, die der Verf. zu verschiedenen Zeiten nach verschiedenen Gegenden von Peru und Chile unternommen, nebst allgemeinen und besondern statistischen und naturhistorischen Angaben; der dritte enthält eine Geschichte der Insurrection und Emancipation dieser beiden Colonien bis zur Abdication des Präsidenten von Chile, D. Higgins, und der Entfernung Lord Cochrane's, wobey sich der Verf. jedoch größtentheils auf das beschränkt was unter seinen Augen vorgegangen ist, so daß dieser Band eher ein höchst schätzbarer, unentbehrlicher Beytrag zur Geschichte dieser Epoche als eine vollständige Geschichte derselben ist. Besonders ausführlich sind darin die Tüde und Thaten Lord Cochrane's als Viceadmiral der chilesischen Flotte abgehandelt, an denen der Verf. selbst rühmlichen Antheil genommen; dennoch möchten hier weniger neue Aufschlüsse zu finden seyn als in dem was er über die ersten und zweyten unglücklichen Insurrectionsversuche in Quito 1809 und 1811 sagt. Schon im October 1808 waren zwey Advocaten, Quiroga und Morales (beide von den Altspaniern mehrfach beleidigt) und Salinas, ein Officier, wegen staatsgefährlicher Umtriebe verhaftet, aber aus Mangel an Beweisen wieder in Freyheit gesetzt worden. Noch mehr erbittert und vorsichtiger benutzten diese und einige andere gleichgesinnte nun das zweydeutige, schwankende Benehmen der bestehenden

Regierung, welche bey dem Volke den Verdacht erregte, als begünstige sie die Napoleonische Usurpation des Mutterlandes und wolle die Colonien dem gemeinsamen Feinde überliefern. Daß bey dem Volke und auch bey vielen der Anführer im Anfange der aufrührischen Bewegung Treue gegen Ferdinand VII. und Furcht vor Französischer Usurpation zum Grunde lag, leidet wohl keinen Zweifel; eben so wenig aber, daß die ausgezeichnetsten und thätigsten Häupter schon damals die gänzliche Emancipation der Colonien vor Augen hatten. Komisch genug ist der Bericht des Verfassers über die Art wie die erste Umwälzung im Namen Ferdinand VII. zu Stande kam. Die Behörden, besonders der Präsident Graf Ruiz de Castilla, hatten keine Ahnung von dem was vorging; als eines schönen Morgens sich zwey Männer bey dem Präsidenten meldeten, und da die wachthabende Ordonanz Anstand nahm ihn so früh am Morgen zu wecken, derselben ein Schreiben einhändigten, mit dem Bedeuten es sey von der junta soberana und müsse sogleich übergeben werden. Die Ordonanz, über diesen nie gehörten Titel ganz verblüfft, bringt Sr. Excellenz den Brief mit einer schönen Empfehlung von der junta soberana. Der Präsident kann weder daraus noch aus der Aufschrift: 'an den Expräsidenten' klug werden; kleidet sich schnell an um den Brief zu lesen, der von Morales als Secretär einer aus einigen der angesehensten Einwohner bestehenden Junta unterschrieben ist, und ihm andeutet, daß die Sicherheit des Staates und der Dienst Sr. Majestät Ferdinand VII. seine Absetzung nöthig mache. Als der bestürzte Präsident hinausgehen will um sich zu erkundigen, Maßregeln zu treffen, wird er von der Schildwache zurückgewiesen und die junta soberana, unter Vorsitz des Marquis von Selva Alegre, fin-

det sich ohne weitem Widerstand oder Blutvergießen installiert. Eine, seit fast dreihundert Jahren unumschränkt gebietende Gewalt war in einer Nacht gestürzt worden (vom 9ten auf den 10ten August 1809); Quiroga und Morales hatten die angesehensten Einwohner, Salinas die 400 Mann starke Besatzung gewonnen, der Masse des Volks war man ohnehin sicher. Diese fast comödienhafte Revolution sollte aber ein sehr tragisches Ende nehmen. Unter den Mitgliedern der Junta entstanden bald Uneinigkeiten, indem Morales und Quiroga sie weiter zu reißen suchten als sie je zu gehen gedachten, und zugleich von Lima und Guayaquil her die neue Regierung als rebellisch bedroht wurde. Der Marquis von Selva Alegre zeigte sich seiner Stellung ganz und gar nicht gewachsen, und schon im November übernahm der Graf Ruiz de Castilla, auf dringendes Bitten der Junta und der Bewohner von Quito die Verwaltung wieder, ohne weitere Verpflichtung als eine allgemeine Amnestie. Diese wurde aber auf die treulosste Art gebrochen, als im December Truppen aus Lima und Guayaquil unter Arredondo einrückten. Dieser und der Fiscal Arrechaga mißbrauchten die Schwäche des Präsidenten und ließen fünf und siebenzig der angesehensten Einwohner einkerkern, darunter zwar die Mitglieder der Junta (Selva Alegre ausgenommen) und Theilnehmer an den Unruhen, aber auch viele ganz Unschuldige. Es wurde ihnen mit Verletzung vieler Gerichtsformen der Proceß gemacht und dann die Acten nach Santa Fe geschickt, wo sie aber gerade in dem Augenblick ankamen als dort die erste glückliche und unblutige Umwälzung unter Mariño statt gefunden hatte, und auch sogleich vom Henker öffentlich verbrannt wurden. Dieß konnte jedoch die Gefangenen in Quito nicht retten.

Ein Versuch sie zu befreyen, der von den ebenfalls in ihren Casernen verhafteten Soldaten des Salinas gemacht wurde, diente am 2. August als Grund oder Vorwand um die Gefangenen (darunter Quiroga, Morales und Salinas) in dem Kerker zu ermorden. Die meisten wurden von ihrer eigenen Wache erschossen, viele von einem Zemboknaben*) mit einem Beil erschlagen. Hierauf durchzogen Arredondo's Soldaten wüthend die Stadt, und machten über 300 Einwohner nieder, die sie auf den Straßen antrafen, und erlaubten sich überhaupt in den folgenden Tagen solche Gewaltthätigkeiten, daß der Graf Ruiz und seine Vertrauten selbst die Nothwendigkeit einsahen diesem Zustand ein Ende zu machen, und die Stadt von diesen Truppen, die den Namen tropas pacificadores so schändlich mißbraucht hatten, zu befreyen. Arredondo zog mit ihnen ab, und, sonderbar genug, ward die Ruhe durch keine Reaction gestört. Bald darauf langte Montufar, der Sohn des Marquis von Selva Alegre, mit Vollmachten von der Regentschaft aus Cadix an, worauf eine neue Junta unter Vorsitz des Grafen Ruiz gebildet wurde, um im Namen Ferdinand VII. und der Regentschaft die Verwaltung zu übernehmen. Alles schien nun auf dem besten Wege und die Ruhe gesichert. Aber diese wurde sehr bald durch die drohende Rüstung des Vicekönig von Peru, Abascal, gestört, der die Vollmachten der Regentschaft nicht anerkennen wollte, indem zugleich in Quito Unruhen unter dem Pöbel, besonders den Indianern, entstanden, deren Opfer einige der Urheber des blutigen zweyten Augusts wurden, unter andern auch der 87jährige Präsident Ruiz de

*) Zembos heißen die Mischlinge von Neger und Indianerinnen; sie sind ihrer heimtückischen, kalten Grausamkeit wegen von allen Mischlingen am übelsten berücksichtigt.

Castilla, dem der Vf. nur seine große Schwäche vorwirft. Montufar hielt eine Zeit lang gegen die Truppen von Lima das Feld; als aber General Montes, 1811 von der Regentschaft in Cadix zur Präsidentschaft von Quito ernannt wurde und überhaupt diese Bewegungen immer mehr den Character einer Empörung gegen das Mutterland annahm, mußte er sich nach Quito zurückziehen. Die Stadt wurde jedoch ohne bedeutenden Widerstand von Montes besetzt, mehrere der angesehensten Einwohner hingerichtet, Montufar als Verräther von hinten erschossen und sein Herz verbrannt. Quito blieb nun in den Händen der Spanier bis May 1822, wo die Columbiens unter Sucre es besetzten, und die Unabhängigkeit proclamirt wurde. — Wir haben diese kurze Uebersicht mitgetheilt, da, wie gesagt, die Wichtigkeit späterer Ereignisse auf andern Puncten gerade diese Episode der Geschichte der Emancipation Südamericas in Vergessenheit gebracht hat. Fernere Auszüge gestattet uns der Raum nicht, und wir begnügen uns das Werk in jeder Hinsicht als eine wichtige Quelle für diese Geschichte zu empfehlen.

Dasselbe gilt auch in statistischer Hinsicht von den beiden andern Theilen, besonders was den Zustand der Indianer, sowohl der unterjochten als der unabhängigen (bravos) betrifft. Der Verf. tritt als eifriger Vertheidiger dieser unterdrückten oder verwilderten Rasse auf, und widerlegt die ungünstigen Urtheile spanischer und französischer Schriftsteller. Unter ersteren kömmt auch Ulloa schlimm weg; doch kann sich der Verf. nur auf dessen Reisebeschreibung beziehen und nicht auf die erst vor drey Jahren bekannt gemachten *noticias secretas*, worin Ulloa die Grausamkeiten seiner Landsleute wahrlich nicht beschönigt, und auch den guten Anlagen der Indianer in mancher

Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ja, nach den Berichten des Hn. Stevenson sollte man fast glauben, daß Ulloa den unglücklichen Zustand der Indianer, und die Gebrechen und Mißbräuche der Colonial-Verwaltung überhaupt übertrieben hat; oder es ginge daraus hervor, daß die Regierung Carls III. auch in den Colonien sehr wesentlich wohlthätige Folgen gehabt hat. Merkwürdig ist, daß die Indianer noch jetzt alljährlich das Andenken des unglücklichen Inka Atahualpa durch eine Art von dramatischer Darstellung seines Todes feyern, und daß auch die uralte Mythe von Manco Capac sich noch mit allen Umständen bey ihnen erhalten hat. Hierbey jedoch, so wie bey den Sitzschilderungen des Vf. überhaupt, ist man in der Verlegenheit nicht zu wissen, von welcher Epoche er redet, und in wiefern die ungeheuern politischen Veränderungen und die vermehrte Berührung mit Fremden eingewirkt haben. Im Allgemeinen freylich scheint der Vf. eben keine günstige Meinung von dem Einfluß fremder Civilisation auf die Bewohner von Südamerica zu haben, und bedauert einigemal ausdrücklich den Untergang der alten patriarchalischen Einfachheit, Offenheit, Gastfreyheit und Rechtlichkeit; was freylich wieder ein merkwürdiger Beweis wäre, daß die allerverderbteste Verwaltung in Staat und Kirche mit jenen guten Eigenschaften der Individuen sich vertragen kann. Erfreulich ist es, zu sehen wie der Vf. die süd-americanischen Frauen gegen die Beschuldigungen einiger seiner Landsleute als Mütter und Gattinnen in Schutz nimmt.

B. A. S.

Frankfurt am Main.

In der Brönnerschen Buchhandlung: Beschreibung und Abbildung mehrerer neuer Fische im Nil, entdeckt von Dr. Eduard Rüppel. 1829. 12 S. nebst 3 Steindrucktafeln in 4. — Während

seines Aufenthalts an den Ufern des Nils beschäftigte sich der Hr. Vf., so oft sich die Gelegenheit zeigte, mit dem Beobachten und dem Beschreiben der Fischarten, die in diesem großen Strome leben. Er sah nicht allein die meisten derjenigen, welche der berühmte Naturforscher Geoffroy St. Hilaire daselbst bey Gelegenheit der französischen Expedition nach Aegypten bereits beobachtet hatte, sondern außerdem noch mehrere andere, welche den Gegenstand vorliegender Beschreibung und Abbildung ausmachen. Diese Fische sind: *Hypophthalmus niloticus*, *Pimelodus laticeps*, *Synodontis serratus*, *Synodontis maculosus* und *Sudis niloticus*. Was übrigens die in dem vermeintlichen Octavband von Isidore Geoffroy St. Hilaire gelieferte Beschreibung zu den in dem großen Werke über Aegypten abgebildeten Fische anbetrifft, so irrt sich der Hr. Vf. wenn er meint dieselbe sey nur in 12 Exemplaren abgedruckt worden; diese 12 Exemplare sind vielmehr nur Separatabdrücke der Suite de l'histoire naturelle des poissons du Nil. Par M. Isidore Geoffroy - St. Hilaire (von p. 265..340 der Description de l'Egypte; histoire naturelle; Mémoires. T. 1. 3. Livr. [3. Sect.]), — und wenn weder die Frankfurter noch die Darmstädter Bibliothek diesen Band besitzt, so muß ein Fehler im Verschieden vorgefallen seyn, und diese Abtheilung müßte dann nachgeliefert werden. — Die Charakteristik, die Beschreibung und die Abbildungen der genannten Fische sind gut. — Einen *Pimelodus auritus*, wie es p. 5 zweymal heißt, kennt Ref. nicht, wohl aber einen *Pimelodus auratus*, — so genannt, weil, als diesen Fisch vorzüglich charakterisierend, die obere Fläche des Kopfs goldgelb gefärbt ist.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

D e n 16. J u n i u s 1 8 3 1.

P a r i s.

Bey Treuttel und Würz, rue de Bourbon (eine Angabe, die zugleich ein chronologisches Datum ist) 1830, mit dem Vortitel Prototypographie, und dem Haupttitel Bibliothèque prototypographique, ou Librairies des fils du roi Jean, Charles V., Jean de Berri, Philippe de Bourgogne et les siens. XXX und 346 Seiten in Quarto.

Ein Buch, von dem nur wenige Abdrücke gemacht sind, und das vermuthlich auch nur wenige Käufer finden wird, verdient schon deshalb eine Anzeige in unsern Blättern. Der Herausgeber nennt sich unter der Vorrede, oder wie er, zufolge seiner Vorliebe für veraltete oder auch neugebildete Wörter, sich ausdrückt, unter dem Liminaire, J. Barrois, D. du N. (dep. du nord?). Der Zweck seines Buches ist, einen Beytrag zur Geschichte der allmählichen Entstehung der öffentlichen Bibliotheken seines Vaterlandes zu geben.

Diese, sagt er, verdankt Frankreich allein seinen Königen. Was die Kirche bis zum dreizehnten Jahrhundert that, war, in Hinsicht auf die Auswahl so wohl als den Gebrauch der Bücher, höchst beschränkt; und zugleich darf man nicht vergessen, wie viel die Mönche zur Vernichtung alter Handschriften beytrugen, die sie unbarmherzig abwuschen, abfrakten und bleichten, um das Pergament für andere Zwecke zu beschreiben. La bibliothèque du Roi possède mille palimpsestes, dont un très petit nombre est susceptible de présenter quelque intérêt aux rares émules de l'abbé Mai. (Auffallend, daß gerade die königl. Bibliothek das Unglück hatte, so gut gewaschenes Pergament zu bekommen.) Was Carl der Große, Carl der Kahle, Ludwig der Heilige gesammelt hatten, mußte, vermöge ihrer Vermächtnisse, zum Besten der Armen verkauft, oder geistlichen Stiftungen übergeben werden. Erst unter dem K. Jean fing man an, Bücher als einen Theil der Erbschaft anzusehen. Sie wurden zu den Kleinoden gerechnet, und bey Todesfällen wurden die Verzeichnisse von den Gardes-joyaulx aufgenommen. Solche Inventarien über den Nachlaß der auf dem Titel dieses Buches genannten Fürsten haben sich zu Paris, Lille, Dijon gefunden; und diese Inventaires sind es, von denen Herr Barrois einen wörtlich treuen Abdruck gibt. In wie weit die alten Pergamente durchaus richtig gelesen wurden, muß auf sich beruhen; non est in silva penis animal q̄ mala lingua (S. 230), Casus institucionum p. Guillm̄ de Brindesrone anglic (S. 231), und die Entstellungen deutscher Wörter erregen einigen Zweifel. — Daß sich aus solchen Verzeichnissen mancherley lernen läßt, ist einleuchtend. Wir se-

hen daraus, zu welcher Art von Büchern die Lust und Liebe des Sammlers sich vorzüglich hinwandte; auch wohl zu welchen Preisen sie gekauft wurden. So ist z. B. in *Inventaire et Prisée des livres de Jean duc de Berry v. J. 1416* verzeichnet *Un grand livre appellé le Livre de Lancelot du Lac, escrit en françois de lettre de fourme et bien historié (mit Bildern geziert) au commencement et en plusieurs lieux, et au commencement du second feuillet a escrit En la fin, et est couvert de drap de soye vert, à deux fermoirs dorez, et sur chacun ais a cinq boutons de cuivre dorez; lequel livre mon dit seigneur acheta l'an que dessus 1404 de maistre Regnaut du Montet, demeurant à Paris, la somme de 300 escus d'or. Prisé 100 livres parisis, valent 135 livres tournois.* Auch können solche Verzeichnisse dienen, uns mit dem Namen des Verfassers eines Buches, so wie auch mit der Zeit, in die es zurückreicht, bekannt zu machen. Dazu wird aber erfordert, daß die Inventarien zuverlässiger sind, als die hier bekannt gemachten, aus denen deutlich hervorgeht, daß die *gardes-joyaulx* sich mehr um das Aeußere als um den Inhalt des Buches bekümmerten. Ihr beygesetztes *quemenchant ou second feuillet . . .* (warum immer das zweyte?) gibt gewöhnlich nicht den mindesten Aufschluß. Noch schlimmer ist, daß der Herausg. niemahls bemerkt, ob die Handschrift noch vorhanden, und wo sie zu finden ist. Einiges, wie sich beyläufig ergibt, ist in der königl. Bibliothek, anderes in Brüssel, bey weitem das meiste aber scheint, unter der Regentschaft des Herz. von Bedford, im Anfange des 15. Jahrh. nach England

gekommen zu seyn. — Die Summe der in den abgedruckten Inventarien verzeichneten Bücher beläuft sich auf 2311 Numern. Griechische Handschriften finden sich gar nicht, von römischen Classikern wenig (Cicero, de officiis, de amicitia, de senectute, paradoxa, rhetorica, epistolae, Sallustius, Juvenalis, Seneca trag., Valerius Max.); das meiste ist Französisch. Ungefähr ein Duzend Bücher sind in deutschen Dialecten geschrieben. Was das Inventarium thiois nennt, wird man aus folgenden größtentheils entstellten Wörtern errathen können. Une parabole de deux vrays amoureux, en thiois, començant au second feuillet *Sterelig*, et au dernier *want*. L'ystoire de Troyes la Grant, en thyois, començant au second feuillet *hadde en*, et au dernier *die vunt max* (S. 167). Ung autre livre en parchemin de plusieurs Oroisons, en almant, et les Heures, translitées en thiois, començant au second feuillet *Vrouwe ende*, et au dernier, *spreken en dinen* (S. 172). L'Istoire de Troyes la Grant, en thyois, començant ou second feuillet *hadde afgeslegghen*, et finissant ou derrenier, *oec pleghen dies dat zegghet desen brief* (S. 255). En hault alemant soll seyn: Coment Jason conquist la Thoison d'or, et la première destruction de Troye, començant ou second feuillet, *war chumg auf erde*, et finissant ou derrenier *phineztage nach Andree apl.* (Eine ähnliche Handschrift S. 165 com. au second f. *War wunig auf*, et au dernier, *aclh sathz uns*). — Ferner Cy a 47 Sermons de frère Bertolle, començant ou second feuillet *Ixt ebb^m dabor* et finissant ou derrenier *das haiff et das gulden. Ave Maria*. — so wie auch Pluseurs moralitez,

comenchant ou second feuillet *der in sine worke* et finissant ou derrenier *vater zon heyliger gyest, Amen.* (S. 255). — Dhue Angabe der Sprache: *La vie sainte Elizebeth, entier, comançant au second feuillet Makende dot aldus, et au dernier als sweet vanden;* — la table de la foy chrestienne com. au sec. feuillet *Gaet noc en wart, et au dernier toen ic quam naer;* — La vie sainte Hedwinghen d'almaigne, com. au sec. feuillet *von ir et au dernier in godlike lib.* (S. 165). — In Hinsicht auf den Inhalt haben christliche Handschriften (es kommen mehrere lateinische und wohl zwey Duzend französische Bibeln vor), Chroniken, Ritter-Romane (mehrere Tristan, zwey Handschriften *le livre des auctorités du chevalier au lyon*) und andere Poesien (unter andern neun Renard) das Uebergewicht; doch fehlt es auch nicht an medicinischen, astronomischen, juristischen Schriften, und an Uebersetzungen lateinischer Classiker (vielleicht ein Duzend Handschriften, Uebersetzungen des Livius enthaltend, Uebersetzungen des Valerius Mar., Curtius, Suetonius, Ovidius, Vegetius, Boethius). — Von den sechs Kupferblättern stellt das erste die Wapen, das zweyte die Seigns-manuel der auf dem Titel genannten Fürsten vor, das dritte ist ein fac-simile der ersten Seite einer französischen Uebersetzung von Augustin. de civ. dei, das vierte, ein fac-simile der ersten Seite von *anciennetés des Juifs selon la sentence de Joseph*, beide jetzt in der königl. Bibliothek zu Paris; das fünfte und sechste sind fac-simile der ersten Seite zweyer jetzt zu Brüssel befindlichen Handschriften.

Als Beleg und Nachtrag zu dem bisher Gesagten fügen wir noch einige Numern bey.

3. L'original de Titus Livius, en françois, la premiere translacion qui en fu faite; escript de mauvese lettre, mal enluminé et point ystorié. — 7. Digesse nove, couvert de soie ynde et vermeille, et fermours d'argent. — 8. Digesse vielle, de meisme, et fermours d'argent. — 14. Institude, de meisme, et fermours d'argent. — 32. Le costumier de Normandie, avecques les évangiles, et la page pour faire le serment. — 86. Un livre fermant à clef, couvert de cuir vermeil, d'un avis Coment le Pape ne l'Eglise ne pueent, ne doivent, avoir aucune cognoissance en ce que touche le temporel du Roy, du royaume de France, de la courone ne des appartenances. — 87. Un livre appellé Decacornum, couvert de cuir vermeil, à empreintes; petit volume. — 532. Deux livres donnez à Monseigneur, au mois de may 1412, par messire Guillaume de Tignonville, chevalier. Le premier, des lois en françois appelle l'Infortiade, l'autre appelle Digestis. Presez, le premier 6 livres parisis, le second 10 livres parisis. — 607. Le livre de Titus Livius, fermant à deux fermours d'argent dorez, armoiez aux armes de feu mon dict seigneur, et le livre de Gneon, fermant à quatre fermours de léton. — 790. Ung autre livre en parchemin couvert d'ais rouges, intitulé en la fin, Explicit liber Tiriq Cirserd, en langage anglois, comancant au second feuillet, *It is well*, et au dernier *a yongs fussche*.

H a l l e.

Bey Schwetschke, 1830: De Pentateuchi interpretationis Alexandrinae indole critica et hermeneutica. Scripsit Theophilus Eduardus Toepfer Hungarus, ph. D. VIII und 86 Seiten in Octav.

Der Verfasser selbst gibt diese Arbeit nur für die Probe eines größern Werks über die älteste Uebersetzung eines Buchs der Bibel aus. Daß Lob fleißiger Vergleichung des griechischen Texts mit dem Original muß man dem Verfasser geben; nur wäre zu wünschen, daß die vereinzeltsten Beobachtungen zu allgemeinen Uebersichten und Resultaten geführt hätten. Da gerade diese Uebersetzung in neuern Zeiten weniger durchforscht ist, würde eine genauere Behandlung derselben leicht manches neue Resultat geben. Die Einheit des Uebersetzers vertheidigt der Verfasser mit Gründen gegen Hody; auch ist er vorsichtig genug, die Uebersetzung, so wie sie jetzt nach den vielfachsten Interpolationen und Umänderungen vorliegt, nicht für die Arbeit des alten Uebersetzers ohne weitere Prüfung zu halten. Daß das hebräische Exemplar des Uebersetzers gar keine Wortabtheilung hatte, behauptet der Verfasser zu allgemein: es läßt sich nur sagen, daß die Wortabtheilung noch nicht so fest und nothwendig war wie jetzt in dem masorethischen Texte.

G. H. U. G.

P a r i s.

Ferra libraire: Des Poisons considérés sous le rapport de la Médecine pra-

tique et de la Médecine légale. Par D. Ph. Mutel, ancien Médecin en chef des Hôpitaux militaires du Helder et du Texel etc. XIV und 560 Seiten. 1830. Octav.

Der Verfasser beabsichtigte eine übersichtliche Zusammenstellung dessen zu geben, was in der Lehre von den Giften bisher sey geleistet worden. So gut gemeint und nicht ohne Kenntniß dieser Versuch abgefaßt ist, so enthält er doch in keinem Puncte eine neue Ansicht oder eine neue Thatsache, und von sorgfältiger Benutzung des zu Gebote stehenden Materials ist keine Rede. Er beschwert sich über die mangelhaften gerichtlichen Untersuchungen in Frankreich (S. 24 ce que nos médecins sont chimistes et anatomistes et non légistes) und stellt (S. 35) ein Muster (?) einer solchen in einem fingierten Falle auf. Der Aufzählung oder auch nur der theilweisen Erwähnung der langen Reihe der speciellen Gifte vom Arsenik an bis zum Essig glauben wir uns enthalten zu dürfen, da sich, wir wiederholen es, nirgends eine eigenthümliche Beobachtung vorfindet.

Verbesserungen.

- S. 852. Z. 3 v. u. l. versieget st. versiechet
 = 859. letzte Z. l. 1774 st. 1474
 = 905 Ueberschrift l. Edinburg st. London.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

D e n 18. J u n i u s 1831.

Paris, Montpellier und Brüssel.

Bey Gabon: Recherches sur le traitement du Cancer par la compression méthodique simple ou combinée, et sur l'histoire générale de la même maladie, suivies de notes 1° sur les forces et la dynamétrie vitales 2° sur l'inflammation et l'état fébrile, par J. C. A. Récamier. Tome second. 721 S. 1829. Octav. (Vgl. oben S. 785).

Quatrième Partie. Recherches sur l'histoire générale des maladies cancéreuses. Dieser Theil enthält weniger eigenthümliche Ansichten des Verfs., als Aufzählung (noch dazu sehr dürftige) der bekannten Symptome, des Sitzes, der Arten des Krebses, der Varietäten, Untersuchungen über die Diagnose, welches Alles im ersten Kapitel enthalten ist. Der Krebs kann in einem einzelnen Organe sich zeigen, oder in mehreren zugleich; also bald von einer diathèse unilocale, bald von einer d. multilocale herrühren. Er bildet eine allgemeine Krankheit

des ganzen Organismus, wenn er eine allgemeine Krebs=Cacherie herbeiführt. Wenn er local ist, heilt er zuweilen von selbst (auch aus dieser Behauptung geht hervor, daß der Verf. die gutartige Verhärtung mit dem wahren Skirrhus verwechselt) und durch Hülfe der Kunst; hat er aber mehrere Organe nach einander und zusammen ergriffen, so ist er unheilbar. Einen ähnlichen Ausspruch that der Verf. schon im ersten Bande S. 198, wo er zugleich bemerkt 'daß in der Brust eines jeden Weibes ein Krebsleiden hervorgebracht werden könne durch topische Ursachen, besonders wenn moralische hinzukämen (daß dergleichen häufig Verhärtungen der Brüste bewirken, ist bekannt; aber diese sind nicht krebsiger Natur). Wenn diese Empfänglichkeit für Krebs sich auf die Brüste beschränkt, so kann die Krankheit durch topische Mittel geheilt werden'. Die Umänderungen der Gewebe werden genauer unterschieden, als man namentlich in Deutschland zu thun pflegt. Die Stadien sind: Umänderung in ein knorpelartiges oder nierentartiges Gewebe (letzteres zuweilen bey den circumscripten Geschwülsten), dann in eine speck-, gallert-, kartoffel (solanoide)-, hirn-, und breyartige Masse, endlich Uebergang in ein Geschwür. (Auf das Stadium des Encephaloids, welches ziemlich häufig zwischen dem skirrhösen und ulcerativen vorkommt, und dessen die Franzosen öfters erwähnen, wurde der Ref. schon vor mehreren Jahren aufmerksam gemacht durch die Anwesenheit aller drey Formen an einem Uterus. Am Muttermunde war die Krankheit sehr weit zum Geschwüre geschritten, der Hals der Gebärmutter und ein Theil ihres Körpers enthielt eine hirnartige Masse, während der oberste Theil desselben noch im skirrhösen Zustande sich befand.

Einmal fand Ref. diese Masse in der Mitte eines Stirnhirns, am Magen und Pancreas. Dieß Encephaloid hat manche Aehnlichkeit mit dem Markschwamme, ist aber gelblicher, nicht so leicht zerreiblich, anfangs körnig, von feinen Blutgefäßen durchzogen, selten eingekapselt. So bald es erweicht, was meistens in der Mitte zuerst geschieht, wird es breiartig.) Was Recamier primitive Krebsgeschwüre nennt, ist sogen. herpes exedens.

Im zweyten Kapitel ist von den Vorläufern des Krebses die Rede. Zu den normalen und abnormen Functionen, durch deren Unregelmäßigkeit oder Aufhören Krebs entstehen kann, gehören die Menstruation, nervöses Kopfschmerz, Hämorrhoiden, Fußschweiß, Neuralgien, rheumatische und unregelmäßige gichtische Affectionen. Demungeachtet sagt der Vf. bald darauf, das Krebsübel unterscheide sich von den andern organischen Krankheiten dadurch, daß es sich bey Personen entwickle, die einer guten Gesundheit zu genießen geschienen hätten. Locale Vorläufer sollen seyn: Schmerzen in den Brüsten, dem Uterus, dem Magen, der Leber. Eine topische Reizung durch irgend einen Stoß, einen Schlag oder eine Excoriation bewirkt Krebs in den Brüsten, in den Hoden, in Muttermälern. Ohne auch nur den geringsten Beweis anzuführen, behauptet Recamier, daß Contusion der Brust und der Hoden beständig (constamment) bey einer jeden Art von Individualitäten Krebs erzeuge, bald sogleich, bald nach einer Reihe von Jahren; daß schon ein kaum fühlbarer Stoß, der nicht einmal Entzündung hervorbringt, dazu hinreiche; daß eine jede Reizung und Entzündung eines Mäus mehr oder minder rasch, aber unvermeidlich (inévitablement) dasselbe bewirke (!). Die

Angabe einiger prophylactischer Mittel, welche bey dem ersten Entstehen der Krankheit angewandt werden sollen, beschließt dieß Kapitel.

Drittes Kapitel. Untersuchungen über die allgemeine Geschichte des Verlaufes des Krebses. Erster Artikel. Diffuse Krebsgeschwülste. Wenn die Anschwellung gleichförmig ist und eine Uebernahrung dabey ist, so verläuft die Krankheit langsam, theilt sich erst spät benachbarten Organen mit, und verändert erst spät das Gewebe des ergriffenen Theiles; je dichter sie ist, desto weniger schmerzhaft ist sie, desto leichter schleicht sich die Krankheit unbemerkt ein, desto weniger verändert sich ihr Zustand. Wenn aber die Geschwulst mit der Zunahme ihrer Consistenz zugleich zusammenschrumpft, das Organ atrophisch wird, so wird auch das Gewebe bedeutend umgeändert. Wenn die skirrhose oder kartoffelähnliche, hypertrophische oder atrophische Umänderung nicht gleichförmig ist, so zeigt sich das Organ an einer Stelle geschwollen, an der andern eingeschrumpft; das Uebel geht dann auch zuweilen von mehreren Puncten aus, die erst nach und nach unter einander sich verbinden. Zuweilen bleibt auch der Umfang des Theiles unverändert. Außer der Erzeugung von knorpelartigen, kartoffelartigen, hirnartigen, melanosen und gemischten Massen kommt auch mitunter die Bildung einer Substanz vor, welche einer querschnittenen Rübe ähnlich ist. — Die diffusiven Carcinome werden nicht so leicht erweicht als die umschriebenen, leichter jedoch wenn beide Formen zusammen da sind; die serösen Häute der Nachbarschaft werden leicht zum Aushauchen einer abnormen Menge Serums veranlaßt, welche den Tod beschleunigt. Die atrophischen Krebsgeschwülste haben geringere Disposition zur Er-

weichung als die hypertrophischen; die letzteren gehen zuweilen eher in den atrophischen als in den erweichten Zustand über, wobey dann das Organ viele, den Narben ähnliche Furchen bekommt; die atrophischen werden aber nicht hypertrophisch, sofern sie nicht exstirpiert werden, wonach sie als hypertrophische Geschwülste wieder hervorschießen. Wenn die skirrhose Entartung das ganze oder fast das ganze Gewebe eines Organs ergriffen hat, so pflanzt sich die Krankheit fort durch Reizung oder Ausdehnung des Krebsleidens auf die nächsten Lymphdrüsen, das nächste Zellgewebe. Die Geschwulst wird nun adhärierend, die Krankheit zeigt sich auch in entfernten Theilen und wird zur Cachexie, früher oder später, je nach der bedeutenderen oder geringeren Empfänglichkeit anderer Organe für das Uebel. Wenn die Erweichung eingetreten ist, so fangen gewöhnlich die ersten Symptome der Krebs-Cachexie an. (Ref. muß hierbey bemerken, daß das zuletzt genannte Wort vom Verf. bald gebraucht wird, um die weitere Verbreitung des Krebses im Organismus zu bezeichnen — indem Récamier zu denjenigen gehört, welche den Krebs für ein anfangs locales Uebel halten — bald um den Marasmus, die allgemeine Schwäche und das franke Ansehen zu benennen, welches auf das Uebel folgt.) Welches immer der Character der primitiven Skirrhon seyn möge, die secundären Geschwülste haben immer ein nieren- oder kartoffelartiges Gewebe und werden dann Encephaloiden. Vor oder nach der Erweichung der hypertrophischen Krebsgeschwülste und deren weiterer Ausdehnung werden die größeren Venen der benachbarten Theile varicos, während die kleinen in den erweichten Stellen zerreißen; die Geschwülste bekommen dadurch zuweilen eine bräunliche oder schwärzliche Farbe, besonders an

den Brüsten, dem Uterus und dem Magen. Sie können die Erweichung andeuten, selbst ehe man dieselbe durch das Tasten erkennen kann (sehr häufig zeigen sich varicose Venen im Umfange eines Skirrhus ohne alle Spur von Erweichung, bloß wegen des Druckes, den er auf die Gefäße ausübt. Ref.). Aus mehreren, hier in der Kürze recapitulierten, Beobachtungen wird gefolgert: der Krebs pflanzt sich fort durch Absorption, durch Continuität und durch Contiguität der Gewebe; die Venen-Würzelchen, welche aus einer Krebsgeschwulst, besonders aus einer erweichten und verschwärten, absorbieren, nehmen an der Krankheit Theil, deren flüssiges Product sie aus den Zellen der Geschwulst oder aus der Oberfläche des Geschwürs aufnehmen. Die Venen, welche zuerst dasselbe aufnehmen, werden atonisch, von Blut ausgedehnt. Nach dem Tode oder nach dem Ausschälen der Geschwulst findet man ziemlich fern vom Heerde der Krankheit das Gewebe dieser Gefäßwände, nicht aber das Gewebe der Arterienwände zerreiblich, wie carcinomatos. Hieraus folgt nicht, daß die Infiltration, das Desdem der Theile, zu denen die Venen gehen, von der Aufsaugung und Fortpflanzung der Krebsflüssigkeit herrühre. Die Infiltrationen, die varicosen Venen im Umfange, und die Verschwärung zeigen einen Grad der Krankheit an, der nur palliativ behandelt werden kann. — Der erweichte Theil ist ein abgestorbener Theil, wirkt deshalb als ein fremder Körper ein und erregt so lange Entzündung bis er entfernt ist; zuweilen kommt ein Fieber von schlimmer Vorbedeutung hinzu. — Die Entzündung führt unfehlbar eine Verschwärung herbey. Die diffusen hypertrophischen Geschwülste gehen durch die Erweichung und Entzündung in jene über; das Geschwür hat nach außen umgeschlagene Ränder

und ist mit den bekannten schwammigen, leicht blutenden Auswüchsen besetzt, welche hier beschrieben werden. Zuweilen bekommen Krebsgeschwüre das Ansehen der vom Hospitalbrande herrührenden Geschwüre. Die Verschwärung der atrophischen Geschwülste verhält sich gemeiniglich anders. Es bildet sich eine Furche, oder mehrere sternförmige, z. B. an der gänzlich eingetrocknen Brustwarze. Der gerunzelte Grund dieser Furchen bekommt Spalten, die eine Feuchtigkeit absondern; diese bildet Krusten, und die Ränder der Spalten drehen sich einwärts, zuweilen so sehr, daß sie die verschwärende Stelle ganz verstopfen. — Wenn der Krebs eingekapselt ist, so ist es in seltenen Fällen möglich, daß die ihn umgebende Entzündung ihn ausstößt und so den Kranken rettet (Ledran, Richerand u. a.). Mag die Natur durch Gangrän, mag die Kunst durch Excirpation, Cauterisation oder Ligatur den Krebs zerstören, so hat man doch Rückfälle zu fürchten. — So sehr das äußere Ansehen der primitiven Krebsgeschwülste verschieden ist, so sind die Recidive doch einander sehr ähnlich, eine Thatsache, welche die wesentliche Identität jener Formen beweiset. — Eine spontane oder künstliche, durch Compression, Hungercur und Cicuta bewirkte Auflösung hält der Verf. für möglich; er beruft sich auf eigene und auf zwey von Duméril und Parent du Chatelet gemachte Erfahrungen. — Zweyter Artikel. Circumscriphte Krebsgeschwülste. Sie entstehen bald von selbst, bald durch äußere Gewalt, sowohl außerhalb als innerhalb eines Organes, z. B. der Milchdrüse; sie wachsen dann nach und nach, indem benachbarte Theile zu ihrer Vergrößerung beytragen, sobald die Geschwülste nicht eingekapselt sind, oder sie drängen die benachbarten Theile zusammen und bringen sie zum Einschrumpfen. Je mehr einge-

Kapselte Geschwülste wachsen, desto unbeweglicher werden sie entweder durch Vergrößerung ihrer Masse allein, oder durch das Verdichten und engere Umschließen der zunächst liegenden Theile. Die Schmerzen, deren Sitz sie sind, zeigen sich eben so mannigfach als die mit den diffusen Geschwülsten verbundenen. Rücksichtlich der Zunahme ihrer Härte und des Eintritts der Erweichung verhalten sie sich zuweilen wie die diffusen Geschwülste; häufiger bestehen sie aber schon von Anfang an aus einem kleinen sehr harten Kerne, 'sind von Anfang an carcinomatos, während die diffusen dazu bestimmt sind es zu werden'. Nachdem sie oft lange unverändert geblieben, erweichen sie zuletzt. Fluctuation zeigt sich in ihnen unter drey verschiedenen Umständen. Entweder wird sie durch eine in ihrer Mitte befindliche pulpose, gallertartige, hirnartige, zuletzt syrup- oder breiartige, schmutzig-graue oder etwas blutige Masse hervorgebracht; oder eingekapselte Geschwülste enthalten eine Tauche; oder der Schein einer Fluctuation wird durch varicose Venen verursacht. Die Erweichung so harter Skirrhien wird bald bewirkt durch den verminderten Kreislauf ihrer Haargefäße, welcher zusammen mit einer Hitze von 31° R., die in dem Skirrhus seyn soll, eine Zersetzung herbeiführt, bald durch Entzündung und Eiterung. Die mit ihnen verbundenen Varices, die weitere Verbreitung der Krankheit, die Entzündung und Verschwärung verhalten sich bey den isolierten Geschwülsten wie bey den diffusen. — Das Wegnehmen der Geschwulst hat nur dann einen soliden Erfolg, wenn sie stark eingekapselt ist und die Venen und Lymphgefäße noch nicht an der Krankheit Theil haben. Auch diese Geschwülste sollen sowohl von selbst als auch durch Druck aufgelöst werden können.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 18. Junius 1831.

Paris, Montpellier und Brüssel.

Beschluß der Anzeige: Recherches sur le traitement du Cancer par la compression méthodique simple ou combinée, et sur l'histoire générale de la même maladie, etc. etc.

Dritter Artikel. Primitive Krebsgeschwüre. Unter dieser Rubrik gibt der Verf. eine kurze Schilderung fressender Geschwüre, welche aus beständig gekrakten oder sonst gereizten Muttermäulern, Angiectasien, Knötchen in der Haut, einer bössartigen Flechte entstehen, und solcher einfacher Geschwüre, die durch Reizungen verschiedener Art sehr zerstörend werden können, Fehler, welche freylich oft genug auch von deutschen Chirurgen für Krebs gehalten werden, es aber wahrlich nicht sind. — Viertes Artikel. Krebs = Cachexie. Hier spricht sich der Verf. deutlicher über diesen Punct aus als früher. Er bezeichnet damit die allgemeine Umänderung der Constitution, welche auf eine krebssige Degeneration irgend eines Organs folgt: gelbliche, bleyfarbene Färbung der

Haut und Schleimhaut, große Flüssigkeit aller Fluida, Zerbrechlichkeit und Zerreiblichkeit der Gewebe des Körpers, selbst der Knochen, colliquative Ausleerungen, Hydrops, secundäre Skirrhen u. s. w. Sie kann höchst selten durch ein bloß topisches Verfahren vermindert oder aufgehalten werden (Partie I. faits 24. 25). — Fünfter Artikel. Dauer der Krebskrankheiten.

Viertes Kapitel. Pathologische Anatomie. Da in dem vorigen Kapitel hiervon schon hinlänglich die Rede war und hier nicht einmal überall mit größerer Genauigkeit dasselbe gesagt wird, so begnügt sich Ref. damit, anzugeben, daß im ersten Artikel von den diffusiven primitiven Anschwellungen gesagt wird, sie seyen 1. bald weißliche und halb durchscheinende (chondroides), 2. bald weißliche und opake (solanoides, néphroides, encéphaloides) Skirrhen, 3. bald Melanosen, und daß im zweyten Artikel von den begränzten primitiven Geschwülsten im Allgemeinen dasselbe angeführt wird. Es kommen bey den letzteren aber noch andere Formen hinzu, indem man 4. zuweilen Skirrhen finde, deren Inneres, wie ein Honigwaben, durch mehr oder minder fibröse bläulichte Zellen abgetheilt sey, welche verschiedene Flüssigkeiten, zumal gallertartige enthalten, indem man ferner 5. zuweilen traubenförmige Gruppen von Geschwülsten antreffe, indem 6. der Verf. kartoffelartige Geschwülste beobachtet habe, welche hohl waren, wie Molen, und einige Schwämme enthielten. Wenn der Verf. angibt, daß er 7. skirrhose Bälge in der Gegend des Schlüsselbeines und der Achselhöhle gefunden habe, in welchen eine dicke gypsartige Masse mit einem etwas fetten Körper war, so wird der Leser diese gewiß eher für Tuberkeln halten, obgleich der Verfasser dieß nicht

meint, weil der Inhalt nicht kreideartig gewesen sey. — Der dritte und vierte Artikel enthält ein paar Worte über die primitiven und die consecutiven Krebsgeschwüre; der fünfte nichts Neues über die von den Krebsgeschwüren ausgeschiedene Flüssigkeit. — Sechster Artikel. Consecutive Krebsgeschwülste, besonders in den Lymphdrüsen, sind gewöhnlich Solanoiden oder Encephaloiden, von welcher Art auch das primitive gewesen seyn möge. Astley Cooper fand den ductus thoracicus eines an Sarcocele gestorbenen Mannes skirrhos und hier und da mit Encephaloiden besetzt. — Siebenter Artikel. Krebs-Cacherie, und achter Artikel: Wirkungen der Compression, sind kurze Wiederholungen des früher Gesagten.

Fünftes Kapitel. Allgemeine therapeutische Bemerkungen und Anwendungen. Erster Artikel. Therapeutische Bemerkungen über die diffusen Anschwellungen. Während der ersten Entstehung und sobald das Organ überhaupt sein eigenthümliches Gewebe nicht verloren hat, können sie sich, nach Recamier's Meinung, spontan auflösen, später können sie durch Compression dahin gebracht werden. Wenn Symptome topischer Atrophie, des Verschrumpfens da sind, so sind sie durch kein Mittel auflösbar, wohl aber läßt sich durch Druck verhindern, daß sie ferner wachsen; man kann nicht auf die zerstörende Kraft der Compression rechnen, wenn diese gegen Reste gerichtet ist, welche nach einer Cauterisation übrig blieben; Entzündung kann die Anwendung allgemeinen und topischen Blutlassens, so wie der Emollientia erfordern, aber wenn die Haut schon adhärirt, so darf man nicht vergessen, daß die Blutegel-Bisse zu kleinen Krebsgeschwüren werden können; wenn ein Geschwür da ist und man

nicht hoffen kann den entarteten Theil gänzlich auszurotten, so muß man nur palliativ verfahren. — Zweyter Artikel. Therapeutische Bemerkungen über die umschriebenen Geschwülste. Haben sie sich in einem abgesonderten Läppchen des benachbarten Organs, z. B. der Milchdrüse, gebildet, so kann man sie durch Compression zum Schmelzen bringen, sind sie aber neue, harte und ungleiche Producte, so kann man dadurch nur ihr Wachsthum beschränken. Isolierte und stark eingekapselte Geschwülste bleiben längere Zeit hindurch zerstörbar, ohne Recidiv, selbst wenn sie erweicht sind. — Drittes und vierter Artikel. Therapeutische Bemerkungen über die primitiven Geschwüre und die Krebs-Cachexie. — Fünfter Artikel. Allgemeine therapeutische Resultate. Sie bestehen nur aus einer kurzen Aufzählung mancher Tome I. Partie 3. u. a. a. D. schon erwähnter Dinge. — Sechster Artikel. Allgemeine Hindernisse, welche dem glücklichen Erfolge der Compression entgegen sind. Von Seiten der Krankheit sind es: übermäßige Größe der Geschwülste, Höhlen in ihrem Inneren, Umänderung des natürlichen Gewebes des ergriffenen Organs in skirrhoses oder encephaloides Gewebe, Erweichung, Verschwärung und Schwammbildung, Anwesenheit der Krankheit an Stellen des Körpers, welche die Compression nicht treffen kann, locale Neuralgien, die sich nicht bald legen, große Fettleibigkeit der Kranken. Von Seiten der Compression sind es: ungleicher, die Geschwulst nicht überall treffender, unelastischer, oft unterbrochener und nach dem Verschwinden der Geschwulst nicht lange Zeit fortgesetzter Druck.

Sechstes Kapitel. Bedingungen, unter welchen sich der Krebs entwickelt. In zwey

Artikeln sucht der Verf. zu zeigen, daß die geringste Reizung der Brüste, der Hoden, der Muttermäler u. a. Organe, welche bey manchen Personen nur Entzündung hervorrufft, bey anderen Krebs bewirken könne; daß bey manchen Menschen eine allgemeine oder örtliche Empfänglichkeit (*susceptibilité*) für Krebs vorhanden sey, so daß alle Theile des Körpers ohne äußere Veranlassung davon ergriffen werden können; daß er ohne Zweifel häufig erblich und die carcinomatöse Entartung eine abnorme Modification der Ernährung sey; daß das Entstehen der Recidive an dem schon einmal krebzig gewesenen oder an einem anderen Theile des Körpers für das Daseyn eines allgemeinen Krebsgiftes nichts beweise, sondern nur für eine gleiche Empfänglichkeit mehrerer Theile, namentlich solcher, welche durch Nerven, durch den Consensus der Symmetrie mit den erkrankten in einer näheren organischen Verbindung stehen, so daß dadurch z. B. in den nächsten Lymphdrüsen sich nicht erst die Empfänglichkeit für Krebs, sondern ein neuer Zustand entwickelte, vermöge dessen die locale Empfänglichkeit der Drüsen nur gesteigert werde. Demungeachtet heißt es an einem anderen Orte, daß ein krebziges Organ das Centrum neuer Thätigkeiten werde, was die Krankheit um so leichter durch Absorption oder Nerven=Consensus verbreiten könne, so bald das Organ schon entzündet sey.

Hiermit schließt das eigentliche Werk über den Krebs, dessen Verfasser man allerdings einer zu ungleichen, bald schwülstigen, bald flüchtigen Bearbeitung des Gegenstandes, eines Mangels an logischer Eintheilung trotz der vielen Abtheilungen, einer unklaren, durch Wiederholungen und Widersprüche sich kund gebenden Ansicht, zu

rascher und darum mangelhafter Folgerungen beschuldigen muß, dem man aber darum doch dafür großen Dank zu wissen schuldig ist, daß er eine große Menge reichhaltiger Krankengeschichten bekannt machte, daß er besonders im dritten Kapitel des vierten Theiles eine wirklich treffliche, vorzüglich anatomisch = pathologische Schilderung der Krankheit lieferte, und daß er namentlich die Aufmerksamkeit auf den Nutzen der Compression geleitet hat. Mag immerhin nicht Alles, nicht einmal das Meiste von demjenigen, was Recamier dafür gehalten, wirklicher Krebs gewesen seyn, mag selbst gegen wahren Krebs, als ein von Anfang an cachectisches Leiden, nie ein topischer Druck radical etwas vermögen, so geht doch aus des Verfs. mühsamen Untersuchungen hervor, daß die Compressions-Methode nützt und deshalb sehr zu beherzigen ist, indem sie: 1. gegen alle nicht krebsige, aber darum doch sehr hartnäckige Verhärtungen mit Erfolg angewendet werden kann, da der Druck den Proceß des Schwindens hervorruft; 2. in allen denjenigen Fällen wenigstens ohne Schaden (vorausgesetzt, daß der Kranke überhaupt Druck aushält) angewendet werden kann, deren eigentliche Natur — wie das im Anfange der Krankheit ja leider oft genug vorkommt — noch nicht genügend erkannt ist; denn man kann ja neben dem Drucke auch noch andere Mittel versuchen, und die Exstirpation nicht krebsiger Geschwülste wird darnach nöthigen Falls immer noch gemacht werden können; und 3. sogar bey wirklichem Skirrhus und Carcinoma mit Vortheil als Palliativ-Mittel gebraucht werden kann, da durch den Druck die schnelle Zunahme des Uebels wenigstens verhindert wird, wegen seiner die Ernährung eines jeglichen Theiles beschränkenden Kraft, wodurch

also mancher Kranke und mancher Chirurg von einer immer nur Unheil bringenden Operationslust abgehalten werden dürfte.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte eine genauere Analyse des vorliegenden Werkes. Dadurch sieht sich Ref. genöthigt, die nun noch von S. 243 bis 721 folgenden Noten kurz anzuzeigen. Er kann dieß um so eher, da die Noten füglich hätten wegbleiben können, eigentlich ein Werk für sich ausmachen. Die erste Note enthält Untersuchungen über die Lebenskräfte: ohne Interesse. — Die zweite handelt von der 'Dynametrie der physiologischen Functionen.' Die Entzündung ist bald sthenisch, bald asthenisch, bald 'ataxique' (mit Schwäche und Unordnung der Lebenskräfte), bald 'réfractaire' d. h. der Heilkraft der Natur und Kunst widerstehend. Dasselbe ist der Fall mit dem Krebse, mit allen übrigen Krankheiten und mit allen physiologischen Erscheinungen, welche bald mit Kraft, bald mit Schwäche und Langsamkeit, bald ohne Lebhaftigkeit vor sich gehen, und welche bald den kräftigsten Eingriffen widerstehen — sanguinisches, lymphatisches, nervos, cholericisches Temperament. Bey einem jeden Kranken soll man seine physiologische und seine pathologische Constitution beachten, welche harmonieren, wenn z. B. eine sthenische Krankheit einen sthenischen Menschen befällt, und welche disharmonieren können, wenn ein solcher z. B. von einer maladie ataxique, von einer febr. perniciosa, von einer pustula maligna ergriffen wird. — Die dritte Note betrifft physiologische Untersuchungen über die Verhältnisse der Entzündung und der Störungen der Ernährung. Aenderungen der Ernährung gehen bald der Entzündung eines

Theiles voraus, bald folgen sie ihr nach. Im letzteren Falle scheint das Fettgewebe eine Gränze und Scheidewand zu bilden, z. B. bey chronischen Entzündungen, im ersteren Falle, z. B. bey dem Krebse, erstreckt sich das Leiden gerade am leichtesten auf das Fettgewebe. Die Grund-Erscheinung der Entzündung besteht in einer eigenen Modification der Hämatoxis im entzündeten Theile und häufig in einer ganz neuen und unabhängigen localen Hämatoxis. — Vierte Note: physiologische Untersuchungen über das Fieber. Der Mensch vollzieht 'evidente, besondere und allgemeine, Functionen durch sens distincts' (Sinnes- und Geistes-Berrichtungen) und 'latente oder vitale, besondere und allgemeine (Verdauung, Blutlauf, Athmen, Absonderung, Ernährung, Bewegung und Zeugung) durch seine sens (!) confus'. (Diese verwirrten Sinne des Verfs., einen sens pepsique, hématosique, pneumatique, diacrysiqne, trophique, génésique, péristaltique als besondere, und einen sens vital ou biosique (Gemeingefühl) als allgemeinen Sinn wird sich gewiß der Leser nicht aufdrängen lassen. Aus der weiteren Ausführung geht hervor, daß der Verf. mit neuen Namen die allgemein gebräuchliche Eintheilung der normalen Berrichtungen wieder gibt und darauf dann eine Classification der Krankheiten gründet). Wenn ein allgemeines Uebelbefinden eintritt, welchem allgemeine Modificationen der organischen Temperatur voranzugehen, folgen oder Begleiter sind, verbunden mit primären oder secundären Störungen der Berrichtungen der sens distincts et confus und hauptsächlich mit der besonderen und allgemeinen vitalen Reaction, so ist das eine Pyrexie (S. 301). Diese Definition (welche ziemlich für eine

jede Krankheit paßt) wird nun durch alle Classen der Sinne des Verfs. consequent durchgeführt, und dabey jedes Symptom des Fiebers für sich betrachtet. Das Fundamental-Phänomen des Fiebers ist die Modification der Lebenswärme, also der Lebensthätigkeit (S. 329). Die Entzündung ist ein örtliches Fieber (S. 335). Das Fieber hat eben so gut einen bestimmten Sitz als die Entzündung. Es ist nach Stoll ein *morbus totius substantiae*, gehört dem 'physiologischen Organismus' so gut an, als die Entzündung 'den lebenden Organen' (S. 341). Das Fieber hat bald den Character der Hypersthenie, bald den der Asthenie, bald den der Ataxie, bald den der Hartnäckigkeit. Welches aber immer die Form der fieberhaften oder entzündlichen Erscheinungen seyn möge, so herrschen fünf verschiedene Erscheinungen vor, und danach gibt es fünf natürliche Classen, von denen jede wieder in zwey Unter-Classen zerfällt (S. 340). Das Gebäude, welches nun der Verf. auf diesen Grundpfeilern auführt, wird durch die Angabe seiner Eintheilungen im Allgemeinen hinreichend anschaulich werden:

Erste Classe: *Pyrexies biosiques, ou vitales, ou élémentaires.* — Erste Unterclasse: *P. biosiques générales* (einfache Fieber der Autoren). Sie sind am genauesten erwägt nach ihren Symptomen, nach dem Typus und den Ursachen. Daneben werden weitläufige Bemerkungen gemacht über Reizung, Erethismus, *Sedantia*, *Tonica*, thierische Wärme u. s. w. Erste Ordnung: *Fièvres biosiques sthéniques.* Zweyte Ordnung: *F. biosiques asthéniques.* Dritte Ordnung: *F. biosiques ataxiques.* Vierte Ordnung: *F. biosiques réfractaires ou chroniques.* S. 436 sagt Recamier, daß

diese Eintheilung nach einer großen Menge anhaltender, intermittierender und remittierender Fieber gemacht sey, bey denen man während der Krankheit kein Symptom als in einem der Gewebe des Körpers besonders vorherrschend habe beobachten, und auch nach dem Tode keine deutliche, namentlich den Symptomen und dem Ausgange der Krankheit proportionierte Verletzung habe finden können. In anderen Fällen bemerkte N. schon seit längerer Zeit eine Erweichung des Herzens, der Lungen ohne Pneumonie, der Milz zu einer hefenartigen Masse, der Wände des Magens, der Därme, der Gallenblase, mit Verdünnung und selbst Durchlöcherung der Häute, die wie eine sehr zarte Lage arabischen Gummi's geworden waren, eine stellenweise Erweichung des Hirns, Alles ohne die geringste Spur von Anhäufung des Bluts und der Blutgefäße. Mehrere Beyspiele zum Belege für die vier Ordnungen folgen; dann zwey Genera, je nachdem die Störungen der allgemeinen Lebensverrichtungen oder die der besondern primär oder secundär sind; das erste Genus bekommt wieder zwey Species, jede Species mehrere Varietäten. — Zweyte Unterklasse: *Pyrexies biosiques locales, ou phlegmasies élémentaires*. Ein jedes Haargefäß und der ganze Circulations-Apparat muß als ein Verdauungs-Apparat betrachtet werden, der eine große Menge von Mundöffnungen, absorbierenden Oeffnungen, einen mittlern Theil und ausführende Oeffnungen hat. Ein jeder dieser Theile hat auch seine eigene Art von Nahrung in sich; er wird krank, wenn er ein ihm nicht eigenthümliches Fluidum enthält. Die Entzündung setzt voraus: eine Abnormität in der Sensibilität der zuführenden Oeffnungen der weißen Gefäße gegen den rothen Theil des Blu-

tes oder einen neuen Reiz, einen mangelnden Durchgang der congerierten Flüssigkeit durch die ausführenden Gefäße, die Umwandlung oder Verdauung des Blutes oder der congerierten Flüssigkeit durch den mittleren Theil eines jeden Haargefäßes, in dem eine peristaltische Bewegung geschehen soll, die Entstehung einer neuen Hämatozis im entzündeten Parenchyma, die nachfolgende Entstehung von Schmerzen u. s. w. Vier Ordnungen sind P. sthéniques, asthéniques, ataxiques, réfractaires, von denen eine jede zwey Genera hat, nämlich diffuse oder rosenartige, umschriebene oder phlegmonöse Entzündung; zwey Species; mehrere Varietäten. Die anatomischen Charactere der entzündeten Theile sind sehr mangelhaft angegeben.

Zweyte Classe: Pyrexies hématosiques.

Erste Unterclasse: P. hématosiques générales, Fieber, deren Ursache in dem Blutreize oder in der Hämatozis des großen Kreislaufes liegt. Vier Ordnungen wie oben, erläutert durch einige Krankengeschichten. — Zweyte Unterclasse: Pyrexies hématosiques locales, ou phlegmasies par vices locaux de l'hématose (Blatterpustel, bösertige Pustel, syphilitische Entzündung u. dgl.).

Dritte Classe: Pyrexies dyspepsiques, ou saburrales. Erste Unterclasse: Pyrexies dyspepsiques générales (durch fehlerhafte Digestion erzeugte Fieber) mit den nämlichen vier Ordnungen. Zweyte Unterclasse. Pyrexies dyspepsiques locales (durch Unreinigkeiten der ersten Wege hervorgebrachte Entzündungen, mit oder ohne Fieber).

Vierte Classe: Pyrexies nerveuses. Erste Unterclasse: Pyrexies nerveuses générale

rales mit denselben vier Ordnungen. Zweyte Unterclasse. Pyrexies nerveuses locales, ou phlegmasies locales (durch Nervenreizung, Schmerz bewirkte Entzündung).

Fünfte Classe: Pyrexies exanthématiques, allgemeine, sobald das Fieber dem Ausbruche eines Exanthems z. B. des Erysipelas vorausgeht, locale, sobald die exanthematische oder von einem andern Gifte herrührende Entzündung ein Fieber erregt.

W. Hy.

K o p e n h a g e n.

Gedruckt bey Andreas Seidelin, 1828: den äldste danske Bibel-Oversættelse eller det gamle Testaments otte første Bøger fordanskede efter Vulgata. Første Gang udgivne efter et Haandskrift fra det femtende Aarhundrede i det store kongelige Bibliothek, med Anmærkninger og et dansk-latinsk Glossarium af Christian Molbech. XVI und 638 S. in 8.

Bisher hatte man keine ältere Uebersetzung der heil. Schrift in dänischer Sprache, als die des N. L. von Hans Mikkelson, Leipzig 1524 und des A. L. von Hans Tauffen, Magdeburg 1535. Herr Prof. Molbech, welcher sich schon durch Herausgabe der dänischen Reimchronik (Kopenh. 1825) und des Harpestrengischen Lægebog (das. 1826) ein bedeutendes Verdienst um die altdänische Sprache erworben hat, macht nunmehr ein ansehnliches Stück einer ungefähr um 1470 oder 1480 von einem Unbekannten verfaßten Uebersetzung des A. L. sorgfältig bekannt. Die Handschrift dersel-

ben befindet sich auf der großen kön. Bibliothek und enthält 319 Papierblätter in kl. Folio, wovon 210 hier abgedruckt erscheinen; das letzte Drittel blieb, um den Kostenaufwand nicht noch beträchtlicher zu machen, unherausgegeben. Aus den fünf Büchern Moses, aus Josua, den Richtern und Ruth kann man die Art und Weise der Arbeit hinlänglich erkennen, wiewohl dem Sprachforscher ohne Zweifel auch die Mittheilung des noch in der Handschrift vollständig enthaltenen ersten und zweyten Buchs Samuel und des ersten und zweyten Buchs der Könige (letzteres bricht mit Kap. 23. V. 18 ab) willkommen gewesen seyn würde. Der Uebersetzer folgt der Vulgata steif und ängstlich, so daß er oft gegen den Geist der dänischen Sprache sündigt. Er hat uns aber manche später verwischte grammatische Formen, die man freylich schon aus andern Sprachdenkmälern größtentheils entnehmen konnte, und eine Anzahl merkwürdiger Wörter aufbewahrt, die im angehängten Glossar von S. 581 an genau verzeichnet werden.

Bei dieser Gelegenheit wünschen wir, daß auch von den hauptsächlich zu Wien, München und Gotha verwahrt liegenden hochdeutschen Bibelübersetzungen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts eine oder mehrere vollständig gedruckt werden möchten. Denn daß es leider keine älteren gibt, wenigstens keine auf die Nachwelt gekommen sind, hat Rec. neulich anderswo gezeigt. Sprachdenkmäler verlieren nun zwar außerordentlich an Wichtigkeit, je näher uns das Jahrhundert rückt, dem sie angehören; aus dem siebenten bis zum zehnten ist sogar das geistlose Product von unschätzbarem Werth; späterhin kommt, weil aus der Sprache immer weni-

ger Neues zu lernen ist und die Zahl der erhaltenen Werke ungemein steigt, auch ihr innerer Gehalt sehr in Betracht. Allein eine Bibelübertragung aus dem 14. Jahrh. oder aus der ersten Hälfte des 15ten läßt sich weit bequemer, als jedes andere Werk aus jener Zeit, und fast wie ein Wörterbuch gebrauchen, davon abgesehen, daß sie zur Würdigung des ganzen Geistes und Verdienstes der Lutherischen Version benutzt, aber vollständig benutzt werden müssen.

Jac. Gr.

Freyburg im Breisgau.

Bey Groß: Archiv für die Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthum Baden. Herausgegeben von Dr. F. G. Duttlinger, Hofr. u. Prof. d. R., Ritter des Sächsischen Löwenordens, Mitglied der Gesetzgebungscommission; Freyherrn G. von Weiler, Mitglied des Oberhofgerichts und der Gesetzgebungscommission; und F. von Kettner, Ministerialrath. Erster Band, erstes und zweytes Heft. 1829. 388 Seiten, Octav.

Daß bey der an und für sich nicht unbeträchtlichen Anzahl der der Rechtswissenschaft im Allgemeinen gewidmeten Zeitschriften, dennoch eine Vermehrung derselben, in Bezug auf die Local-Gesetzgebung und Rechtspflege immer nur erwünscht seyn kann, läßt sich gewiß nicht bezweifeln, und so kann Ref. auch diese neue Zeitschrift für das Badensche Recht nur willkommen heißen; besonders insofern sie das dort als Landrecht recipierte französische Recht betrifft. Vorzüglich wichtig aber muß sie für den Badi-

schen Geschäftsmann seyn, denn die wissenschaftlichen Forschungen der deutschen Rechtsgelehrten, welche sich mit dem gemeinen Rechte beschäftigen, kommen ihm nicht unmittelbar zu gut, und die Arbeiten der Franzosen, welche deren bürgerliches Recht zum Gegenstande haben, bleiben dem größten Theile der ausübenden Rechtsgelehrten in der Regel unzugänglich oder sogar unbekannt. Mit Ausnahme weniger, und die Zeit der ersten Einführung des als Landrecht für das Großherzogthum Baden, recipierten Code Napoléon, geschriebenen Lehrbücher, und weniger, zum Theil mangelhafter oder unvollendet gebliebener Commentare, hat der Practiker dort nichts vor sich, als das Gesetzbuch selbst; er ermangelt aller literarischen Hülfsmittel, deren er bedürfte, um sich in dem Irrsale der Zweifel und Controversen zurecht zu finden, die sich dem Ausleger jenes Gesetzbuchs auf jedem seiner Schritte darbieten. Ihm hierunter zu Hülfe zu kommen, ist also Hauptzweck dieser neuen Zeitschrift. Aber sie soll auch die übrigen Theile der Rechtsgesetzgebung des Großherzogthums, nämlich das Staats- und Policey-Recht, das particulare Kirchen-, Lehn-, Proceß- und Criminal-Recht umfassen, und solchergestalt den einzelnen Freunden und Kennern des vaterländischen Rechts zum Vereinigungspuncte und zum gemeinschaftlichen Organe der öffentlichen Mittheilung ihrer Forschungen und Erfahrungen im Gebiete des Rechts und der Gesetzgebung dienen, um diese auf diesem Wege zum Gemeingute zu machen. Sie soll daher selbstständige Abhandlungen und Erörterungen aus dem Gebiete aller genannten Theile des vaterländischen, besonders des Landrechts, Mittheilungen merk-

würdiger Criminal- und Civil-Rechtsfälle nebst den Entscheidungen der Gerichte des Großherzogthums, Kritiken neuer Gesetzentwürfe für dasselbe, Recensionen aller über das vaterländische Recht erscheinenden Druckschriften, Anzeigen aller neu erschienenen Werke der Franzosen über das französische in Baden recipierte Civil- und Handels-Recht, endlich kurze Nachrichten aus dem Gebiete der Rechtspflege und der Rechts- und Straf-Policeyverwaltung, Anfragen, Vorschläge u. s. w. enthalten. Schon sind, zur Ausfüllung dieser Fächer 38 Mitarbeiter, theils Gerichtsmitglieder, theils Ministerialräthe, theils öffentliche Lehrer, theils endlich Sachwalter zusammengetreten, und da sich unter denselben gefeyerte Namen, wie die eines von Drais, Frik, Mittermaier, Rebenius, von Rotteck u. a. befinden, so ist gewiß an einer genügenden Lösung der, dieser Zeitschrift untergelegten Aufgabe, nicht zu zweifeln. Diese ersten beiden Hefte (die Hefte, deren vier einen Band ausmachen, sollen zwanglos erscheinen) enthalten sechs und zwanzig Abhandlungen, größtentheils zur Erläuterung des Landrechts, aber auch das peinliche und Lehn-Recht sind nicht leer ausgegangen, ebenso wenig wie die Gesetzgebungspolitik, indem sich in dieser Hinsicht, ein Entwurf der Grundzüge eines Civilproceßrechts, Vorschläge über Aufhebung der Geschlechts-Beystandschaft, Einführung der Schwornengerichte u. s. w. befinden. Eine Angabe sämmtlicher einzelner Abhandlungen erlauben die Grenzen unserer Blätter nicht.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

D e n 20. J u n i u s 1831.

K ö l n.

Typis M. Dumont-Schauberg, 1828: Disputatio de vindicandis M. Tull. Ciceronis quinque orationibus, post reditum in senatu, ad Quirites post reditum, pro domo sua ad pontifices, de haruspicum responsis, pro M. Marcello. Scripsit Jo. Aug. Savelis, litt. graec. et lat. magister in Gymnasio Aquisgranensi. XXXVI S. in gr. Quart.

Kaum hat man angefangen, Fr. Aug. Wolf's Ansichten über die Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gedichte einer gründlichen und schärfern Prüfung zu unterwerfen, als es das überwiegende Ansehen des noch lebenden Gelehrten zu gestatten schien, so offenbart sich auch schon eine eben so entschiedene Neigung, die Gründe, welche derselbe Philologe gegen die Echtheit einiger Ciceronischen Reden mit bewunderungswürdiger Schärfe der Dialectik entwickelt hat, von Neuem zu erwägen und möglichst zu entkräften.

Untersuchungen dieser Art können, wenn sie auf beiden Seiten mit gleichen Waffen und Streitkräften, mit gleicher Gewandtheit und mit gleicher Anstrengung geführt werden, den Fortschritten der Alterthumswissenschaft nie hinderlich seyn; selbst dann nicht, wenn man nach einem langen und hartnäckigen Kampfe zu einer früheren wohlbegründeten Ueberzeugung zurückkehren muß, die der Machtspruch eines Einzelnen dem Bewußtseyn streitig zu machen gewagt hatte. Vieles, was früher unbeachtet blieb, kommt bey solchen Veranlassungen erst zur Sprache; man ergründet alles Einzelne tiefer, und läßt sich in Erörterungen ein, die selbst auf entlegene Theile der Wissenschaft eine wohlthätige und belebende Wirkung ausüben. Je größer nun aber das Gewicht des Aggressors einer allgemeinen Ueberzeugung ist, um so gefährlicher muß nothwendig der mit Geist und gelehrter Umsicht vorgetragene Zweifel für die Mehrzahl seyn, die selbst nicht urtheilen kann, oder sich die Mühe nicht gibt, den streitig gemachten Punct mit der nöthigen Sorgfalt zu prüfen. Und so kommt es oft, daß die Macht des Ansehens ganze Generationen hindurch eine kühne Behauptung aufrecht erhält, die erst spät ein würdiger Gegner zusammen zu werfen sucht. Einen sinnreich durchgeführten Zweifel aber gänzlich zu vertilgen, ist indessen ein sehr schwieriges Unternehmen, da er im Laufe der Zeit immer wieder empfängliche Gemüther findet, die mit neuer Anstrengung neue Beweise sammeln, welche wiederum ganze Generationen zu fesseln vermögen, ohne daß es dem reifen und besonnenen Urtheile gelänge, seine wohlervorbenen Rechte wieder geltend zu machen.

Der früh erwiesene grobe Betrug in Rücksicht der beiden Reden *de pace* und *ad populum* et

equites R. antequam iret in exilium hatte nicht, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, die unmittelbare Wirkung einer weitem Ausdehnung jenes Verdachtes auf andere vielleicht unschuldige Ciceronische Schriften, wiewohl eine Reihe der gründlichsten und scharfsinnigsten Gelehrten mehrere Jahrhunderte hindurch alle ihre Zeit und Kräfte auf das Studium des großen Römers verwandt haben. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erwachte die Pseudociceromanie mit neuen Kräften unter den Englischen Philologen zu Cambridge, nachdem zuerst Jacob Tunstall und Jeremiaß Markland gegen Middleton die Unechtheit der Correspondenz zwischen Cicero und Brutus mit dem glücklichsten Erfolge dargethan hatten. Jetzt wagte Markland allein einen sehr heftigen Angriff nicht nur auf vier Reden, sondern auch, was in Deutschland weniger beachtet geblieben ist, auf die Bücher de oratore, in which I fancy (sagt er) I have found out strange things. Wie sich nun dieses letzte Urtheil an seinem Richter wunderbar gerächt hat, indem es mehr als die minder sinnreiche Widerlegung des Bischofs Ross, der, um Markland's Verfahren lächerlich zu machen, die Reden für Sulla, Milo, Cölius, Murena und Flaccus, zwey der Catilinarischen Reden (die zweyte hielt Wolf nach Cludius' Aussage im Ernste für unecht), zwey Bücher der Tusculanen, und das zweyte Buch de finibus bonorum et malorum auf ähnliche Art für unecht zu erklären suchte, dazu beytrug, den unredlichen Zweck des überaus scharfsinnigen Alterthumsforscher in seiner Blöße darzustellen; so hat auch der höchst unglückliche Mißgriff Wolf's, des rüstigen Vertheidigers der beynabe in Vergessenheit gerathenen Marklandischen Critiken, in Rück-

sicht eines bekannten Briefes ad familiares, seinen eignen Ansichten in der Meinung derjenigen, welche die inneren Triebfedern einer Handlung zu durchschauen vermögen, mehr geschadet, als namentlich die verschiedenartigen Vertheidigungen der Marcellischen Rede, oder als der in Rostischer Manier, aber weit sinnvoller, durchgeführte Commentar von Beier, worin die Rede für Archias im Scherze für unecht erklärt wird.

Wenn nun Eichstädt sogar die Milonische Rede eine pseudociceronische nennt, und wenn Beck, Schütz, Nobbe, ja selbst Drelli die vier auf dem Titel dieser Schrift zuerst genannten Reden unter die pseudociceronischen Schriften gestellt hat, so ist es in der That ein sehr verdienstliches Unternehmen, diese Pseudomanie mit der gehörigen Schärfe und Unbefangenheit des Urtheils zu prüfen, ohne sich fernerhin noch durch die überaus beißende Ironie abschrecken zu lassen, womit Wolf (Vorr. S. XXXVII) seine künftigen Gegner im Voraus zu treffen suchte. Wir sehen daher die vorliegende Disputation des Hn. Savels als ein günstiges Omen für die Richtung an, welche die Ciceronischen Forschungen von jetzt an nehmen werden. Die Schrift beschäftigt sich theils mit der Zusammenstellung und Auslegung der äußern Zeugnisse, theils prüft und beleuchtet sie die innern Gründe. Die äußern Zeugnisse sind doppelter Art. Erstens führt der Verf. solche Ciceronische an, die beweisen sollen, daß der Redner die fünf genannten Reden sowohl hielt als auch schriftlich bekannt machte. Schon Markland und Wolf sammelten sie vollständig, um sie für ihren Zweck umzudeuten; Neues ist durch Herrn S. nicht hinzugekommen. Diese Zeugnisse sind aber keineswegs so bestimmt, daß sie nicht mehrfache Deutungen zu Gunsten

der Gegenpartey zuließen. Für die Rede de haruspicum responsis kann aus Cicero's Schriften nicht ein einziges Zeugniß oder nur irgend eine Andeutung vorgebracht werden. Indessen setzte auch Wolf ursprünglich Ciceronische Reden voraus, nach deren Muster (wenigstens behauptet er dieß von den beiden de domo und de haruspicum responsis S. XXXIX) die unstrizigen von einem Rhetor, dessen Unwissenheit und Hohlköpfigkeit zu bezeichnen er in der lateinischen Sprache kaum passende Ausdrücke finden zu können scheint (S. XXXV), gefertigt worden wären. Nun sucht aber Herr S. ferner durch die zweyte Art der äußern Zeugnisse, die aus Valerius Maximus, Asconius Pedianus, Quinctilianus, Plutarchus, Nonius Marcellus, Dio Cassius, Aquila Romanus, Arnobius, Lactantius, Rufianus, Claudius Mamertinus, Servius, Macrobius und Priscianus entlehnt sind und den Segnern nicht unbekannt waren, darzuthun, daß dieselben Reden seit Cicero's Tode bis auf Priscianus zu Rom als Ciceronische gelesen sind, und daß man nie andere gekannt hat. Bey der Anführung der Mailändischen von Mai aufgefundenen Scholienfragmente zu der Marcellischen Rede läßt der Verf. es ungewiß, ob dieselben von Asconius Pedianus stammen, oder von irgend einem andern alten Grammatiker. Seitdem ist nun durch Mai (S. g. N. 1830. S. 885) und Niebuhr sowohl als auch durch Madvig's disputatio critica de Q. Asconii Pediani et aliorum veterum interpretum commentariis in Ciceronis orationes erwiesen, daß der Verfasser jener Scholien nicht Asconius ist, sondern ein unbekannter Grammatiker, vielleicht Caper oder Volcatius. Indessen ist dieser Umstand von geringerer Bedeutung für die Ent-

scheidung der Streitfrage über die fünf Reden. Hierbey wird die Darlegung der inneren Gründe, womit sich die zweyte Hälfte der Disputation beschäftigt, immer die Hauptsache bleiben. Und gerade hier erscheint die Wolfische Beweisführung und schneidende Argumentation in einem sehr glänzenden und vortheilhaften Lichte; so daß es einer bedeutenden Opposition bedarf, den erloschenen Glanz des ursprünglichen Cicero wieder herzustellen. Ein solcher Plan konnte aber unmöglich innerhalb der engen Grenzen von 16 Quartseiten mit der nothwendigen Gründlichkeit durchgeführt werden. Deswegen hat Hr. S. in der Widerlegung des Markland-Wolfischen Commentars vorläufig nur auf die größten Beschuldigungen Rücksicht genommen, die namentlich Beck als unwiderlegbar und unvertilgbar besonders hervorgehoben hatte. Dieser Theil der Disputation ist indessen nur als Ankündigung oder Vorläufer einer gründlich und consequent durchgeführten Widerlegung anzusehen, welche der Vf. als Gegenstück zu den Wolfischen Commentarien in Rücksicht auf jede einzelne Rede nachzuliefern verspricht. Der Anfang hierzu liegt auch schon vor uns:

E b e n d a s e l b s t.

Sumptibus et typis Petri Schmitz, 1830: M. Tull. Ciceronis oratio post reditum in Senatu. Cum notis J. Marklandi, J. M. Gesneri, F. A. Wolfii, P. Manutii, Garatonii, aliorum edidit et ab injectis suspicionibus defendit Jo. Aug. Savelius. III und 174 Seiten in Octav.

Zum Grunde liegt hier der Wolf-Drellische Text, von welchem der Herausg. an nicht mehr als etwa ein Duzend Stellen abgewichen ist. Die

unter dem Texte stehenden Anmerkungen erklären theils den Wortsin, theils beleuchten sie die historischen Anspielungen, die erwähnten Gesetze und andere antiquarische Gegenstände, aber ohne alle Rücksicht auf Anklage oder Vertheidigung der Rede. An diesen Anmerkungen hat der Herausg. nur einen sehr geringen Antheil. Die meisten sind von Gottmann, Manutius und Weiske; und diesen ist außerdem noch eine Auswahl Fabricischer, Gazaronischer und Ernestischer Noten hinzugefügt. Abgesondert von diesem Collectiv-Commentare erscheint die *accusatio et defensio* der Rede, welche mehr als zwey Drittel des Ganzen einnimmt. Mit einem dem Zwecke der Schrift angemessenen Motto aus Platon's Apologie des Socrates 'Αδικεῖν φημι Μέλητον, ὅτι σπουδῆ χαριεντίζεται' als Gegenstück zu Wolf's langem Motto aus Platon's Gorgias, beginnend, geht er unmittelbar auf die Widerlegung aller einzelnen von Markland und Wolf gemachten Beschuldigungen ein, und verfährt dabey so, daß er Gesner's Vertheidigung, wo diese gründlich und gediegen ausgefallen war, der Marklandischen Anklage gegenüber stellt, seine eignen Gegenbemerkungen aber meistens nur mit Wolf's feinen Beobachtungen contrastiert. Die Uebersicht des Inhalts der Rede ist nach Wolf mit einigen nothwendigen Abänderungen mitgetheilt.

G. H. B.

B e r l i n.

In der Laue'schen Buchhandlung, 1830: Der arme Heinrich, ein erzählendes Gedicht des Hartmann von Aue, metrisch übersezt von Karl Simrock. Nebst der Sage von 'Amicus und Amelius' und verwandten Gedichten des Uebersetzers. XXXII und 110 S. in 8.

Hartmanns Gedichte von dem armen Heinrich kann nicht leicht ein anderes von gleichem Werthe aus der doch auch in kleinen Erzählungen reichhaltigen Literatur des Mittelalters an die Seite gesetzt werden. Es schildert eine rührende Begebenheit aus dem häuslichen Leben, in welche das Wunderbare und Unglaubliche auf eine überraschende Weise eintritt, und ist mit einer Innigkeit und Wärme, zugleich mit einer leichten und ungesuchten Anmuth erzählt, wie es in solcher Verbindung nur einem Dichter von entschiedenem Talente möglich ist. Kein Wunder also, daß hier der dritte Versuch gemacht wird, auch diejenigen zum Genusse einzuladen, denen das Original verschlossen ist. Hr. Simrock versteht die alte Sprache, hat Sinn, Geschmack und Tact, wie er das alles schon bey Uebersetzung des Nibelungenliedes bewiesen, und uns dünkt, er habe auch hier seine Sache so gut gemacht, als möglich ist, wenn man in die heutige Sprache übersetzen, dabey die ursprüngliche Darstellungsweise, die kurzen Reime, überhaupt das beybehalten will, was den, der mit der Kunst jener Zeit unbekannt ist, zumeist befremdet und geniert. Was der Verf. sonst hinzugethan hat: die Einleitung über die Verbreitung, das Alter und den Gehalt der Sage, die eigenen poetischen Auffassungen derselben, endlich die Abhandlung eines Freundes über Character und Bedeutung des Hartmannschen Gedichtes, das ist alles angemessen, nicht oberflächlich, nicht abschreckend durch trockene Gelehrsamkeit, kurz es hält sich in einer gefälligen Mitte. Wohlan, wir empfehlen das artige Büchlein; vielleicht findet es bey dem mächtigen Herrn, den wir das große Publicum nennen, eine gute Stunde, in welcher ihm 1522 Verse dieser Art ehrlich durchzulesen keine zu starke Anstrengung scheint.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

Den 23. Junius 1831.

G ö t t i n g e n.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 7. May, legte der Hofrath Hausmann zwey geognostische Arbeiten vor: ein Profil, welches die geognostischen Verhältnisse von Spanien in der Hauptrichtung von Norden nach Süden darstellt und eine Zeichnung von dem Felsen von Gibraltar.

Das geognostische Profil von Spanien konnte, um so viel wie möglich die von dem Hofr. H. bereisten Gegenden zu berühren und die Punkte zu treffen, deren Höhen gemessen worden, nicht genau einer geraden Linie folgen, sondern mußte nach zwey Linien entworfen werden, welche aber beide von dem Meridian von Madrid nur unter sehr kleinen Winkeln östlich abweichen. Die nördliche Profillinie erstreckt sich nämlich von Portugaleta bey Bilbao nach Madrid und die südliche, ein wenig längere, von Madrid nach Motril, an der Südküste. Es wurde dabey die große Donnet'sche Charte v. J.

1823 zum Grunde gelegt und ein gleicher Maaßstab für die Basis wie für die Höhe angenommen, bey welchem, gewöhnlich nicht befolgten Verfahren, allein der Wahrheit sich nähernde Contouren erlangt und die Lagerungs- und Schichtungsverhältnisse richtig dargestellt werden können. Das Profil durchschneidet von Portugalete bis gegen den Ebro die in den Baskischen Provinzen weit verbreitete, in ausgezeichneten Bergformen und mannigfaltigen Schichtungs- und Lagerungs-Verhältnissen sich darstellende Formation des Gryphitenkalkes. In der Nähe des Ebro tritt darunter das Gebilde des bunten, Gyps und Steinsalz führenden Mergels und Sandsteins (Red Marle und New Red Sandstone der Engländer) hervor, dessen weite Verbreitung durch Altcastilien und partielle Bedeckung durch den weißen Kalk (Turaalk) die Zeichnung darstellt. Das Profil schneidet die Gneus- und Granitmassen des Guadarrama-Gebirges schiefwinklich; trifft dann die Anlagerung der jüngeren Flöze, die sich an der Südseite ähnlich wie an der Nordseite verhält und verfolgt ihre einförmige Verbreitung in Neucastilien, durch die Mancha, gegen die Sierra Morena. Das Profil stellt das Hervortreten der Uebergangsformation in diesem Gebirge und ihre Auflagerung auf den Granit dar, der an der Südseite bis zum Guadalquivir, zum Theil unter einer dünnen Sandsteindecke sich ausbreitet. Der Durchschnitt trifft nun das zerrissene Gebirge von Jaen, in welchem ausgezeichnet geformte Massen von weißem Kalk über dem mit sehr unregelmäßigen Berührungsflächen hervortretenden Buntmergelgebilde sich erheben. Das Profil stellt ferner die Anlagerung dieser jüngeren Flöze an

den nördlichen Fuß der Sierra Nevada dar, indem seine Linie die östlich von der Hochebene von Granada gelegene Gegend trifft und daher auch jenes Gebirge östlich von seinen höchsten Gipfeln schneidet, deren Contouren indessen mit angegeben worden. Der Durchschnitt schließt mit dem südlichen Abfall der Sierra de Eujar bey Motril, indem er das Verhältniß des älteren Glimmerschiefers der Centalkette der Sierra Nevada zu den, an beiden Seiten derselben liegenden, jüngeren, Kalkstein und Dolomit einschließenden Schiefermassen darstellt.

Die oben erwähnte Zeichnung von dem Felsen von Gibraltar gibt eine Vorstellung von seinen geognostischen Verhältnissen in einem ihn in der Mitte von Westen nach Osten schneidenden Profile und zugleich die Umrisse der übrigen Haupttheile, so weit als solche von einem auf der unteren, südlichen Terrasse genommenen Standpuncte aus überblickt werden können. Es ist dabey ein Maasstab von 250 Engl. Fuß auf 1 Zoll angenommen. Die Genauigkeit der Zeichnung verdankt der Hofr. H. der sehr zuvorkommenden Unterstützung des Herrn Obristen Harding, der auch die Güte hatte den Hofr. H. auf mehreren, der Untersuchung des Felsen gewidmeten Excursionen zu begleiten und ihn auf manche Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen, die ihm sonst ohne Zweifel verborgen geblieben seyn würden. Der durch seine Lage wie durch seine Gestalt höchst ausgezeichnete Fels von Gibraltar hat seine Hauptausdehnung von Norden nach Süden. An der östlichen und nordöstlichen Seite stürzt er jäh, im Allgemeinen unter Winkeln von 70.. 80 Grad, zum Theil aber mit senkrechten und selbst hin und wieder mit überhängenden Wänden ab. Weniger steil ist sein westlicher Abhang.

Sein südlicher, weit vorgestreckter Fuß hat zwey Terrassen, die zum Theil mit senkrechten Felsenwänden sich erheben. Die untere Stufe, welche Europa-Point bildet, hat eine Höhe von 100 . . 150 Fuß, die zweyte Terrasse — Windmill Hill genannt — von etwa 300 Fuß über dem Meere. Von hier steigt der Fels steil bis zur höchsten, südlichen Spitze — St. George's Tower — an, zu welcher ein schmaler Pfad — Mediterranean Stairs genannt — hinan führt. Dieser Gipfel hat, wie auch der nördliche, eine Höhe von etwa 1400 Fuß über dem Meere. Der die beiden äußersten Gipfel verknüpfende Felsenkamm ist etwas niedriger. Auf seinem höchsten Punkte liegt das Signalhaus. Zwischen diesem und der Südspitze ist der Felsenkamm am niedrigsten und schmalsten. Am westlichen Einhänge, nicht sehr fern vom Signalhause, ist die Oeffnung einer geräumigen, mit langen und starken Kalkstalaktiten ausgekleideten Höhle — St. Michel's Cave. Die Felsen der zweyten Terrasse haben an der südöstlichen Seite ein sehr zerrissenes Ansehen, tiefe Spalten und Einschnitte. Eine besonders ausgezeichnete Felsenschlucht führt den Namen Europa Pass. Die Richtung der Spalten entspricht dem Hauptstreichen der Felsenmasse von Norden nach Süden. An dem westlichen Abhänge ist etwa in mittlerer Höhe eine Reihe senkrechter Felsenwände. Um den westlichen, nördlichen und östlichen Rand des Felsen zieht sich eine Fläche, die nördlich in die schmale Landenge ausläuft, welche Gibraltar mit Spanien verbindet. An der Westseite steht auf jener Fläche die Stadt, deren oberer Theil sich an den Abhang lehnt. Die Fläche des östlichen Randes ist äußerst schmal. Sie bildet Catalane Bay und trägt hier einige, zum Theil von überhängenden Felsen bedrohte Häu-

fer. Diese Fläche verläuft südlich gegen eine von Sand gebildete, steil geneigte Ebene und wird endlich durch eine senkrecht in das Meer sich senkende Felsenwand ganz abgeschnitten und von der unteren, südlichen Terrasse geschieden.

Die Hauptmasse des Felsen ist dichter Kalkstein, aber die Grundlage, Uebergangsgebirge — Thonschiefer, Grauwackenschiefer, Kieselschiefer, Thonquarz, unter einander in gleichförmiger Lagerung. Schwarzer, zum Theil glimmeriger Thonschiefer, mit Grauwackenschiefer wechselnd, geht am Westrande, am Fuße der äußeren Fortification zu Tage aus und ist zur Ebbezeit deutlich zu bemerken. Hauptstreichen von N. — S. und Einfallen gegen Morgen. Etwas höher hinauf, bey South Shad Guard, ist das Ausgehende von einem bräunlich grauen, weichen Uebergangsthonschiefer, Stunde 2. streichend und ebenfalls östlich einfallend; die Schichten mit ausgezeichneten Winkelbiegungen. Oberhalb von Alameda Guard, am westlichen Einhänge, ist das Ausgehende von Kieselschiefer sichtbar, der gewissen Abänderungen des Harzer Kieselschiefers vollkommen gleicht und dessen Lagen in braunen und grünlichgrauen Farben mit Einlagerungen eines bräunlichgrauen, schiefrigen Thonquarzes abwechseln. Diese Gebirgsart zieht sich gegen Süden weiter an dem Abhänge hinan. Oberhalb Alameda Guard haben die Schichten ein westliches Einfallen. Die unmittelbare, abweichende Auflagerung des Kalksteins ist hier sichtbar. Die größte Höhe welche dort das Uebergangsgebirge erreicht, beträgt etwa vier bis fünfhundert Fuß über dem Meere. In gleicher Höhe zeigt sich auch das Uebergangsgebirge oberhalb der Stadt. Außerdem kommt es noch an einigen

anderen Stellen an der Südseite des Felsen in verschiedenen Höhen zum Vorschein. Durch Zersekung des Thonschiefers ist am Ausgehenden gewöhnlich eine thonige Masse gebildet, welche die darunter anstehende Gebirgsart verräth. Ein solcher Thon mit Eisennieren geht nach den Beobachtungen des Herrn Obristen Harding auch am östlichen Rande, in der Nähe von Catalane Bay zu Tage aus.

Die Auflagerungsebene des Kalksteins hat eine allgemeine Neigung gegen Osten; scheint aber übrigens sehr unregelmäßig zu seyn. Obgleich das Haupteinfallen der Uebergangsschichten ebenfalls ein östliches ist, so wird man doch die Auflagerung nicht für eine wahrhaft gleichförmige halten dürfen. Der Kalkstein des Felsen von Gibraltar ist von verschiedener Beschaffenheit. Sein Ansehen weicht an den mehrsten Stellen von dem des weißen Jurakalkes etwas ab, zu dessen Formation er indessen zu gehören scheint. Vorherrschend ist bey ihm eine graue Farbe, von verschiedenen Nüancen, durch Aufnahme von Bitumen ist er zuweilen dunkel gefärbt. Es kommen aber auch weiße Abänderungen vor, die doch aber selten den Stich in das Gelbe haben, der bey dem Jurakalke so gewöhnlich ist. Im Ganzen ist er dicht, muschlig im Großen, splittrig im Kleinen; stellenweis in das Schuppigkörnige übergehend. Zuweilen kieselig, bis in einen Hornstein verlaufend, der, gewöhnlich von dunkler Farbe, hie und da eingewachsen vorkommt. Der Kalkstein ist reich an Kalkspathgängen, die eine sehr verschiedene Mächtigkeit haben und zuweilen durch kohlig-bituminöse Substanz dunkel gefärbt erscheinen. Versteinerungen zeigen sich äußerst selten. Das einzige Petrefact welches dem Hofr. H. vorgekommen, ist eine

gefurchte Terebratel, welche er der Güte eines Englischen Officiers verdankt, die aber zu unvollkommen ist, um genau bestimmt werden zu können. Die Schichtungsabsonderungen des Kalksteins stellen sich an manchen Stellen deutlich dar und zeigen dann ein Hauptstreichen von Norden nach Süden und östliches Einfallen. Vorzüglich ausgezeichnet ist das Streichen an der unteren, südlichen Terrasse bey Europa Point wahrzunehmen, wo es Stunde 1 — 2. mit 70° östlichem Einfallen ist. Hier ist das Streichen um so unzweydeutiger, da abwechselnde Lager von Kalkstein und Mergelkalk die Schichtungsabsonderungen bezeichnen. Ueberblickt man von Europa Point aus die Schichten an den Wänden der zweyten Terrasse und an den Felsen, welche die Höhe von St. George's Tower begränzen, so erkennt man den Zusammenhang unter ihnen; man sieht, wie sie sich an verschiedenen Stellen wölben, biegen, aufrichten und selbst ein entgegengesetztes Einfallen annehmen. Senkrecht erscheinen die Schichten an den unteren Theilen der gegen Südost gewandten Felsen der Hauptmasse und gegen den Gipfel von St. George's Tower gehen sie aus jener Stellung in eine widersinnige, westliche Neigung über. Hinter den Barracks am Europa Point, an den Felsen der zweyten Terrasse, ist eine ausgezeichnete Schichtenwölbung sichtbar. Die starken Querabsonderungen des Kalksteins machen an manchen Stellen die Bestimmung der Hauptabsonderungen zweifelhaft. So scheinen z. B. am westlichen Abhange die Schichten gegen Abend einzufallen. Die westlich geneigten Absonderungen sind aber in Wahrheit Nebenabsonderungen. Eine zweyte Art von Nebenabsonderungen hat eine Hauptrichtung von Osten nach Westen, rechtwinklich gegen das Haupt-

streichen der Schichten. Die Haupt- und Nebenabsonderungen stellen sich häufig weit geöffnet und unregelmäßig begränzt dar. Nicht selten sind auch ihre Räume mit einer Breccienmasse ausgefüllt. An einzelnen Stellen sind die Absonderungsräume höhlenartig erweitert und auch diese größeren Räume sind theils leer, theils ausgefüllt. Schon die offenen, spaltenähnlichen Absonderungsräume geben der Kalksteinmasse ein sehr rauhes, zerschrotenes Ansehen. Aber auch außerdem hat die Oberfläche des entblößten Kalksteins gewöhnlich eine höchst rauhe, löcherige Beschaffenheit und trägt überall die Spuren der Wassereinwirkung unzweydeutig an sich. Wellenförmig gebogene und verästelte Rinnen ziehen sich von den geneigten Flächen herab und an vielen Stellen finden sich gerundete, durch Auswaschung gebildete, napfförmige Vertiefungen — ein Oberflächenansehen, wie es im hohen Alpengebirge dem Kalksteine nicht selten eigen ist. Wo der Kalkstein die Uebergangsgebirgsmasse berührt, fanden an vielen Stellen Unterwaschungen Statt, welche Ablösung, Niederstürzen und Zertrümmerung von Felsenmassen zur Folge hatten. Davon scheinen zum Theil die steilen Wände am Westabhange herzurühren. Am Fuße der unteren Terrasse sind dadurch bewirkte Stürzungen sehr deutlich zu bemerken und Herr Obrist Harding beobachtete eine ganz neue Bildung derselben. Am nordöstlichen Fuße stellen sich ebenfalls große, durch Unterwaschung herabgestürzte Massen dar. Hier hat man es auch klar vor Augen, wie eine Art von Breccien-Bildung damit im Zusammenhange steht. Man erhält hierdurch zugleich Aufschluß darüber, daß die großen Massen von Kalkbreccie, welche am südwestlichen Fuße das Uebergangsgebirge bedecken, durch das Herab-

stürzen und die Zertrümmerung unterwäscher Kalksteinmassen gebildet wurden.

Die Breccien, welche am Felsen von Gibraltar sehr häufig vorkommen, die einen Theil seines Fußes mantelförmig bekleiden und Absonderungsräume ausfüllen, bildeten sich offenbar zu verschiedenen Zeiten. Die älteren Breccien zeichnen sich gewöhnlich durch bedeutenden Zusammenhalt aus. Nie finden sich darin Geschiebe, nur Bruchstücke; nie Stücke einer früher gebildeten Breccie; weder Knochen noch Muschelschalen. Außer verschiedenartigen Kalksteinen sind darin besonders auch Bruchstücke eines grauen oder schwärzlichen Hornsteins. Das Bindemittel dieser alten Breccien ist entweder kalkig — gewöhnlich von lichterer Farbe als die verkitteten Kalksteinbrocken — oder aus thonigen, kalkigen Theilen und Eisenoxydhydrat zusammengesetzt; zuweilen jaspisartig oder dem Eisenopale sich nähernd und in diesen Fällen durch Festigkeit besonders ausgezeichnet. Diese Breccien finden sich theils auf oder an den Kalksteinmassen, z. B. in der Nähe des Maurischen Castells; am nordöstlichen Rande, unweit Catalane Bay; theils auf dem Thon- und Kiefelschiefer ruhend — in besonders großer Ausbreitung am südwestlichen Fuße, z. B. bey New Mole, Parson's Lodge, Europa Pass; theils Absonderungsräume ausfüllend. Auffallend ist es dabey, daß am östlichen Fuße nur Breccie mit kalkigem Bindemittel, am westlichen Fuße und Abhange dagegen hauptsächlich Breccie mit gelblichem und röthlichem Bindemittel vorkommt. Die jüngere Breccie ist oft schwer von der älteren zu unterscheiden; nur da mit Sicherheit, wo sie Geschiebe — von Quarz, Kalkstein — Muschelschalen, Knochen, Stücke älterer Breccie enthält. Oft ist sie mit Kalksinter

verbunden, der schalenförmig darin, zuweilen in beträchtlichen Massen und von schönen braunen Farben vorkommt. Diese jüngere Breccie, die gewöhnlich ein röthliches oder gelbliches Bindemittel hat, kömmt vorzüglich als Ausfüllungsmasse vor, selbst zuweilen von Spalten in älterer Breccie. Sie findet sich zumal an der Südseite des Felsen in nicht sehr bedeutenden Höhen. Die Knochen führende und zuweilen auch Muschelschalen enthaltende, kömmt nur an einigen Stellen am südlichen Fuße, höchstens etwa bis zu 200 . . 300 Fuß über dem Meere vor. Es sind zwey Höhlen vorhanden, in denen Knochenbreccie sich findet: die eine etwa 40 Fuß über dem Meere am Europa Point; die anderen in den Felsen der oberen Terrasse, mit jener in gleicher Streichungslinie. In der unteren Höhle befindet sich ein horizontaler Absatz eines rothen Sandsteins, der mit der Knochenbreccie genau verbunden ist und auch einzelne Knochen enthält. Ein aus Bruchstücken von Seethiergehäusen, noch wohl erhaltenen Muschelschalen — die mit denen des benachbarten Meeres übereinstimmen — kleinen Kalk- und Kieselgeschieben zusammengesetztes und auch Stücke von älterer Breccie enthaltendes Conglomerat, bildet Ausfüllungen von Klüften am Lower Europa Point. In nächster Verwandtschaft damit und mit der jüngeren Breccie, steht ein hauptsächlich aus kleinen abgerundeten Kalk- und Kieselstücken zusammengesetztes, durch Kalk oft ziemlich fest gebundenes, einem grobkörnigen Sandsteine gleichendes Conglomerat, welches äußerst selten auch einzelne Muschelschalen enthält. Es ruhet am südöstlichen Rande des Felsen, bey Governor's Cottage, auf Kalkstein und erhebt sich bis zu etwa 100 . . 200 Fuß über dem Meere. Dieß Conglomerat ist in horizontale

Bänke ziemlich undeutlich abgetheilt und wird durch eine mehrere Fuß mächtige Lage einer groben Breccie — in welcher Stücke von Kalkstein durch jenes Conglomerat verkittet sind — gedeckt, auf welcher eine Anhäufung von großen Kalksteinblöcken ruhet, zwischen denen eine gelbe, sandigthonige Masse sich befindet. In jenem Conglomerate ist da, wo die südöstliche, untere Terrasse endet, eine geräumige Höhle — Monkey Cave — vermuthlich durch Wellenschlag ausgewaschen. An einzelnen Stellen neben dieser Höhle, ragt der Kalkstein über das Conglomerat vor, so daß man verleitet werden könnte zu glauben, daß ersterer durch letzteres unterteuft werde. Am östlichen Fuße des Felsen, in der Nähe von Catalane Bay, sind Anhäufungen von Sand, den das Meer ausgeworfen und der durch Brandung und Sturm über hundert Fuß hoch an den steil geneigten Kalkmassen hinan getrieben worden. In der lockeren Hauptmasse des Sandes befinden sich einzelne, festere Lagen, deren Kalk- und Kieselkörner durch ein kaum wahrnehmbares, kalkiges Gament gebunden sind. Diese noch immer fortgehende Bildung gibt Aufschluß über die Entstehung des zuvor erwähnten Conglomerates. Eine mächtige Ablagerung von gelblichrothem Sande findet sich am westlichen Fuße des Felsen, neben der Alameda. Man benutz ihn als Zusatz zum Mörtel.

L e i p z i g.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Erster Theil, 346 S. Zweyter Theil, 394 S. 1824. Dritter Theil, 554 S. 1829. Vierter Theil, 560 S. 1830. Octav. (In der Dykschen Buchhandlung). (Auch unter dem Ti-

tel: Leben und Kunst der Alten. 1. 2. 3. 4. Theil).

Wenn der beiden ersten Theile dieser Sammlung in diesen Blättern bisher keine Erwähnung geschah, so war es nur weil man nach ihrem Inhalte dieses für überflüssig hielt. Sie enthalten nämlich Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie mit erklärenden Anmerkungen. Wenn der gelehrte Herausgeber und der geschmackvolle Schriftsteller eine solche Arbeit liefert, bedarf sie keiner Empfehlungen; und auch selbst der geübteste Critiker würde billig Bedenken tragen den Meister hier meistern zu wollen. Es mag also auch jetzt hinreichen diese beiden ersten Theile hier nur zu erwähnen, und unsere Anzeige dagegen auf die beiden zuletzt erschienenen Theile zu beschränken, die auch die Aufschrift führen: Academische Reden und Abhandlungen, erste und zweyte Abtheilung. Allerdings enthalten dieselben also frühere Aufsätze, aber diese größtentheils mit einer so reichen Ausstattung, daß sie dadurch verjüngt ins Leben treten. Zu derselben aber kommt im dritten Theile unter dem Titel einer Vorrede ein Aufsatz, über den wir wegen seiner Wichtigkeit zuerst ein Wort sagen müssen. Er geht der ersten Rede oder Abhandlung über die Bildung der Griechen zur Sittlichkeit voran; und hat den Zweck den Vorwurf von dem Griechenthum abzuwenden, welchen man zur Erhebung des Christenthums ihm gemacht hat, daß der Polytheismus die Ursache der sittlichen Ausartung gewesen sey. Dieß lag keineswegs in dem Wesen des griechischen Polytheismus. Diese sittliche Ausartung ward auch leider durch die Einführung des Christenthums nicht dauernd gebessert, sondern bestand, wie rein dieses auch in seiner Quelle ge-

wesen war, wie die Geschichte lehrt, bey seiner Ausartung, mit dem Monotheismus so gut, wo nicht noch mehr, als sie bey dem Polytheismus bestanden hatte. Dieses wird durch eine historische Induction dargethan; die man wohl nicht wird widerlegen können. Es ist also nicht die Absicht des Verf., die man wohl ohnehin ihm nicht wird beylegen wollen, überhaupt den Polytheismus auf Kosten des Monotheismus zu erheben; sondern nur die Rückwirkung des einen und des andern auf die Sittlichkeit zu bestimmen. Durch diese Vorerinnerungen bahnt sich nun der Verf. den Weg zu der Erörterung der Frage: worin die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit gegründet gewesen sey? welche der Gegenstand seines ersten in der Münchner Academie im Jahre 1808 gehaltenen Vortrags war. Er findet den Grund davon in den so sehr hervorragenden natürlichen Anlagen dieses Volks, seiner leichten Empfänglichkeit für das Schöne und Große, und die Mittel dieser sittlichen Ausbildung in der Gymnastik und Musik, im griechischen Sinne des Worts, dem zufolge sie die Poesie in ihrem ganzen Umfange mit einschließt. Wovon also das Resultat ist, daß die Ausbildung zur Sittlichkeit mehr auf die Veredlung der Gefühle, als auf trockne Vorschriften und Theorien gegründet ward. Dieser ältere Aufsatz erscheint aber jetzt mit einer reichen Ausstattung von 59 Zugaben, über Gegenstände der verschiedensten Art, die jedoch sämmtlich auf den Hauptgegenstand sich beziehen. Wir können sie nicht einzeln durchgehen, verweisen aber noch besonders auf die sechste Zugabe: Hellenische Götterwelt, um so mehr, da sich hier der Ref. in dem was er in seinen Untersuchungen über die Politik der Grie-

chen über diesen Gegenstand, wenn auch aus einem andern Gesichtspuncte betrachtet, gesagt hat, so freundlich mit dem Verf. begegnet. Man verbinde damit die Zugaben 50..56, welche besonders mit der erwähnten Vorrede in enger Verbindung stehen. — Der zweyte Vortrag aus demselben Jahre: über den Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauch ihrer Mundarten; und besonders der dritte: über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken, sind lange zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, etwas zu ihrer Empfehlung hinzuzusetzen.

Der vierte Band beginnt mit der Abhandlung über die Memnonien, oder Gräber des Memnon, vom Jahre 1810. Nachdem der Mythos vom Memnon in seinem geographischen Fortschreiten von Meroë her nach Asien erläutert ist, wird die Meinung wahrscheinlich gemacht, daß die Sage von dem tönenden Coloss erst nach der Eroberung Aegyptens durch die Römer entstanden sey. — Über den größten Theil dieses Bandes füllt eine Abhandlung aus über einen der interessantesten Gegenstände, nämlich über das Verhältniß des weiblichen Geschlechts in Griechenland. Noch nie ist dieser Gegenstand mit so vieler Umsicht behandelt worden; es wird dadurch eine der Hauptmaterien der griechischen Alterthumskunde in ein helleres und neues Licht gesetzt. Der Verf. geht dabey aus von der allgemeinen Ansicht der Ehe bey den Griechen, und zeigt daß diese der Natur gemäß gewesen sey, indem man jedem Geschlechte dabey einräumte, was ihm zukam. Hierauf folgt der Hauptabschnitt über die Frauen; mit Widerlegung derjenigen Vorwürfe, welche man in Beziehung auf sie den Griechen macht; der Herab-

würdigung derselben überhaupt; des Zwanges, der Einsperrung, und des Mangels an Bildung. Der Vf. geht hier von den Homerischen Zeiten aus, und fragt mit Recht: wenn die Frauen hier als herrliche, ehrwürdige und achtungswerthe Personen erscheinen, wie sollte es gekommen seyn, daß sie mit dem Fortgange der Zeit dieser frühern Achtung verlustig, von ihren Männern herabgewürdigt, sich höchstens noch auf der Stufe treuer Sclavinnen und Mägde erhalten haben? Es ist, bemerkt der Vf., deßhalb besonders schwer über das Verhältniß der griechischen Frauen entscheidend zu urtheilen, weil selten von ihnen die Rede ist. Dieß konnte aber nicht anders unter einem Volke seyn, bey dem das öffentliche Leben, an dem die Frauen natürlich keinen Antheil weiter als es die Religion gebot, hatten, das häusliche gleichsam verschlang. 'Und da es, fährt er fort, in Athen so wenig als in andern griechischen Städten eine große Welt gab, in welcher die Mischung beider Geschlechter ihren Ursprung genommen, so haben die Frauen auch zur Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens, das in der unserm Zeitalter bekannten Gestalt gar nicht vorhanden war, nicht beytragen können. Ihr Schauplatz war das Haus; treue Verwaltung des Hauses ihr Verdienst; Eintracht mit dem Manne ihr Glück.' Hierauf geht der Vf. die Zeugnisse der Schriftsteller durch, aus welchen man auf die Herabwürdigung der Weiber hat schließen wollen, und zeigt wie wenig daraus zu folgern sey. Auch daß der Besuch der Theater ihnen gänzlich untersagt gewesen sey, hält er für ungewiß. — Der letzte Abschnitt ist einem anziehenden Gegenstande, den griechischen Hetären gewidmet. Es wird von ihnen erstlich im Allgemeinen, der Art ihrer Bil-

ding im Gegensatz gegen die Matronen, ihrer Sinnesart und ihren Classen gehandelt. Man muß drey derselben unterscheiden; die der Sclavinnen, die der Freygelassenen, und die der Fremden, zu der die berühmtesten der Hetären gehörten. Wie groß auch ihr Ansehen seyn mochte, so wurden sie doch nie den Frauen gleich gesetzt, und kamen mit diesen in keine Berührung. Eine Gallerie der berühmtesten Hetären, der Aspasia, der älteren und jüngeren Pais, der Phryne, der Pythionice, der Glycera, der Lamia, der Gnathana und ihrer Nichte Gnathänion, und der Mania, indem von jeder derselben die Zeugnisse gesammelt und erläutert werden, schließt den Band.

Wenn wir diese Schriften zu den vollendetsten Mustern antiquarischer Forschungen rechnen, so geschieht es nicht bloß ihrer Gelehrsamkeit wegen, sondern nicht minder wegen des Geschmacks in der Behandlung. Die Correctheit und Eleganz der Sprache und des Stils, die Einfachheit und Klarheit des Vortrags geben ihnen einen classischen Werth. Je seltener diese Vorzüge in unsern Zeiten sind, wo man Vollständigkeit der Compilation, wenn auch noch so geschmacklos, als das erste und letzte ansieht, um desto mehr verdienen sie hervorgehoben zu werden. Möchte es dem Verfasser doch belieben, uns noch mit mehreren Geschenken dieser Art zu erfreuen, die nur Er so geben kann!

Hn.

- G e t t i n g e r s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

D e n 25. J u n i u s 1831.

D u b l i n.

1827. The Dublin Hospital Reports and Communications in Medicine and Surgery. Volume the fourth. XI und 576 S. in 8., mit 17 lithographierten Darstellungen.

Mit diesem vierten Bande sind die Berichte aus dem Dubliner Krankenhause in ihrer selbstständigen Form geschlossen, und werden sich künftig den von der königlichen Gesellschaft der Aerzte in Irland herausgegebenen Dubliner medicinischen Abhandlungen anreihen, die mit dem Jahre 1830 eine neue Folge begonnen haben. Schon nach wenigen Monaten, nachdem der Plan zu den Dublin Hospital Reports von den beiden Aerzten und Wundärzten dieses Krankenhauses entworfen und die Materialien zu dem ersten Bande geordnet waren, bildete sich die schon genannte Gesellschaft der Aerzte von Irland in derselben Absicht, ihre eigenen und die Verhandlungen fremder Aerzte gemeinschaftlich bekannt zu machen, wodurch dann jenes Unternehmen

bereits damals eine nachtheilige Erschütterung erleiden mußte. Noch mehr aber mußte diese durch die, gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes erfolgte Ortsveränderung eines ihrer Herausgeber, des auch bald darauf verstorbenen Percival, fühlbar werden, und endlich der im Jahre 1826 erfolgte Tod eines andern Vorstandes, des Professors Todd, die noch übrigen Mitglieder zu der genannten Abänderung in der Erscheinung des Werkes bestimmen. Wir danken für das erhaltene Gute und Schätzungswerthe, und begeben uns zur kurzen Anzeige des vorliegenden letzten, aus zwey Theilen bestehenden Bandes.

Part. I. Art. 1. Report of the Amputation of portions of the Lower Jaw; by James William Cusack, President of the Royal College of Surgeons in Ireland.

Das ganze Knochengeriiste, vorzüglich aber die Kinnladen, sind wegen ihrer eigenthümlichen Lage, krankhaften Aufreibungen unterworfen, die nicht selten den Tod zur Folge haben. Amputation oder Excision des krankhaften Theils ist oft noch das Einzige, das guten Erfolg verspricht, und wird glücklicher und leichter an der untern Kinnlade ausgeführt, als wenn das Leiden sich in der obern befindet und hier die Operation nothwendig macht. Der erste hier erzählte Fall einer Amputation an der linken Hälfte der Unterkinnlade, betrifft eine 46jährige Bäuerin, die, nachdem sie sich einen Backenzahn hatte ausziehen lassen, bald nachher an dieser Stelle einen heftigen Schlag erlitten, dem eine Haselnuß große Knochengeschwulst gefolgt war, die dann durch schlechtes Operationsverfahren, bis zu einer so enormen Größe zugenommen hatte, daß nur flüssige Nahrungsmittel und auch diese

nur mit Schwierigkeit verschluckt und unter einem beständigen Abfließen vielen Speichels nur höchst unvollkommen gesprochen werden konnte. 6 Jahre nach jenem Vorfalle kam sie zu Herrn Cusack ins Hospital, wurde da glücklich operiert und nach 6 Wochen, ohne entstellt zu seyn, vollkommen geheilt entlassen. Eine ähnliche Operation mußte an einem Knaben von 12 Jahren ausgeführt werden. Die Geschwulst der Unterkinnlade war nur von geringem Umfange und keine Ursache ihrer Entstehung konnte ausfindig gemacht werden. Die Hindernisse beym Kauen der Speisen machten die Entfernung des erkrankten Theils nothwendig, die ebenfalls mit gutem Erfolge gekrönt wurde, indem der Patient nach 10 Tagen geheilt das Hospital verließ.

Ein dritter Fall an einem 14jährigen Knaben ist dem vorstehenden in der Hauptsache ganz gleich, und wurde ebenfalls durch Operation glücklich beendigt.

Von vier Exarticulationen der Kinnlade, die hier ebenfalls ausführlich erzählt werden, sind dem Verf. drey gelungen, so daß die Operirten spätestens nach 6 Wochen geheilt in ihre Heimath zurückgehen konnten. Der mißlungene Fall fand bey einem 30jährigen Frauenzimmer Statt, das am zehnten Tage nach verrichteter Operation an Entzündung und darauf erfolgter eitriger Absonderung in den Luftwegen ihren Geist aufgab. Was man vor Zeiten befürchtete, daß der Exarticulation der Unterkinnlade, die bedeutenden Gefäßverzweigungen hinderlich seyn möchten, bestätigt sich jetzt durch die Erfahrung weniger als das plöbliche Eintreten von Entzündung der den verwundeten Theilen nahe liegenden Organe.

Sabatier in seiner Médecine opératoire

Tome 4. p. 565 sagt: 'Mr. Dupuytren à pratiqué déjà huit à dix fois l'amputation de la machoire inférieure, de l'une et de l'autre maniere. Un seul malade fût affecté après elle d'inflammation grave à la base de la langue, et de cette infiltration des bords de la glotte, que l'on est convenu de designer sous le nom d'angine oedemateuse, il succomba.'

2. Clinical observations by Robert James Graves, M. D. etc.

Beobachtungen von Leberabsceß, Rheumatismus der Schläfenmuskeln, der das Öffnen des Mundes verhinderte; Glossitis idiopathica, die nur die linke Hälfte der Zunge ergriffen hatte. Beym ersten Besuche dieses Kranken, war die Entzündung der sehr angeschwollenen linken Zungenhälfte schon dem Brande nahe, dem aber das dreyimalige Ansetzen von 6 Blutegeln an die Zunge selbst, noch zuvorkam. Die Nachblutung war äußerst stark, der Kranke aber bis auf eine sehr geringe Adhäsion der linken Zungenhälfte, die weder dem Sprechen noch dem Schlucken hinderlich war, dadurch geheilt.

Colica Pictonum. In zwey Fällen bewirkten Umschläge von Taback auf den Unterleib (die der Verf. den Tabackschlytieren vorzieht), und Crotonöl enthaltende Pillen, sehr schnell Ausleerungen und Befreyung von Schmerzen. Eine Paralyß nach Colica Pictonum hat der Verf. auf die Anwendung von Strychnin verschwinden sehen. Diarrhoea alba in Folge einer nach überstandener Ruhr zurückgebliebenen Subinflammation des Mastdarms ward durch die zweymalige Gabe eines zwölftel Grans Strychnin in drey Wochen vollkommen beseitigt. Schwärzliche, mitunter wirklich schwarze Stuhlgänge zeigten sich

bey einem Kranken 10 bis 12 Tage lang, hatten die Consistenz und Farbe des Theers, auch oft der Tinte, enthielten aber nach genauer Untersuchung durchaus kein Blut, sondern waren die Folge einer entarteten Schleimabsonderung der Eingeweide, die in Reizmitteln, vorzüglich in innerer Anwendung des Terpentinöls, ihre Heilung fand.

Psoriasis contagiosa. Diese Krankengeschichte soll gegen Duffin und Bateman die Ansteckung der Schuppenauschläge beweisen.

Anschwellung der Extremitäten, wovon ein Fall zu der Gattung Elephantiasis gehörte. Zwey Abbildungen dienen zur Erläuterung.

3. *A Selection of Cases from the Medical wards of the Meath Hospital and County of Dublin Infirmary.* By R. J. Graves and William Stokes, Physicians to that Institution.

Die Verf. suchen den Nutzen des Stethoscops im Erkennen und Behandeln von Brustkrankheiten zu beweisen.

4. *Report of an Inquiry into the Value of Medicate Auscultation, as a Method of Diagnosis in Inflammations of the Pleura, Lungs and Bronchia.* By William Stack, M. D. etc.

5. *Medical Report on the feigned Diseases of Soldiers.* By John Cheyne, Esq., Physician General of Military Hospitals in Ireland.

In einem Schreiben an George Kenny, Esq., den Generaldirector der Militärhospitäler in Irland, betrachtet der Verf. 1. die Krankheiten, welche am meisten simuliert werden; 2. wie die Betrieger es anfangen die Militärärzte zu hintergehen; dann 3. die anzuwendenden Methoden

zur Entlarvung der Simulirenden; und 4. endlich, gibt er die zweckmäßigsten Mittel zur Behandlung jener Maleficienten an, und wie man ihren Betriegerereyen zuvorkommen könne. Die Krankheiten, die der Verf. und die übrigen Militärärzte in Irland am meisten simuliert beobachtet haben, sind unter den Krankheiten des Hirns und Nervensystems: Lähmung, Schwindel, Kopfwach, Epilepsie, Manie; unter den Krankheiten der Brusteingeweide: Blutspeyen, Lungensucht, Herzkrankheit, Unmacht; unter den Krankheiten der Baueingeweide: Brechen, Trommelsucht, Ruhr, Leberleiden, und endlich unter den allgemeinen Krankheiten: Fieber, Rheumatismus, Wassersucht.

Part. II. Miscellaneous Communications on medical and surgical Diseases.

Art. 1. Cases of the Excision of carious Joints. By Philip Crampton, Surgeon General etc.

Gestützt auf die glücklichen Resultate die Park, Moreau Vater und Sohn, Percy und A. bey Ausschneidung cariöser Gelenke gewonnen haben, und die Erwägung wie dieses operative Verfahren, für die künftige Geschäftsthätigkeit des Operierten, der gewöhnlichen Amputation vorzuziehen sey, entschloß sich auch Herr Crampton in drey dazu geeigneten Fällen, zweymal die Ausschneidung des Knie- und einmal die des Ellbogen-Gelenks zu versuchen, und wurde dabey mit den glücklichsten Resultaten belohnt. Auf den dem vorliegenden Werke beygegebenen Tafeln 8, 9 und 10 finden sich die ausgeschnittenen cariösen Gelenke dargestellt.

2. On the Form, Construction and Use of a Cataract Needle of a particular Description, employed by Arthur Jacob M. D. etc.

3. Observations respecting an Ulcer of a peculiar Character, which attacks the Eye-Lids and other parts of the face. Von demselben.

Auf den ersten Anblick gibt die colorierte Abbildung, die der Verf. nach der Natur seiner Beschreibung beygegeben hat, etwas Krebsartiges zu erkennen, das jedoch bey näherer Erwägung der aufgezählten Krankheits = Symptome wegfällt.

Es unterscheidet sich davon hauptsächlich: durch die Abwesenheit der Schmerzen des schwammigen Wachstums, des Gestanks, der Blutung und des Mitleidens des lymphatischen Systems.

Das Messer oder die Aetzmittel waren nur allein von gutem Erfolge; hingegen die große Menge anderer hier aufgezählter pharmaceutischer Mittel aus den verschiedensten Classen fruchtlos geblieben.

4. Second Communication relative to the fatal Consequences which result from slight Wounds received in Dissection. By A. Collec, M. D. etc.

Dieser unglückliche Fall betraf einen sehr geschickten Anatomen, Herrn Shekelton, der sich bey der Oeffnung eines an Peritonitis in Folge des Steinschnitts gestorbenen Menschen mit der Spitze des Scalpells verletzt, hierauf zuerst geschwollene Achseldrüsen bemerkt hatte, und durch mancherley nach und nach eingetretene chirurgische und andere Leiden, zehn Tage nach jener sehr geringen Verwundung, seinen Geist aufgeben mußte.

5. Cases of a fatal Erethism of the Stomach, with Observations. By John Cheyne, M. D. etc.

6. Case of remarkable Pulsation in the Veins. By Charles Davis, M. D. etc.

Bei einem mit Hydrocephalus acutus behafteten Kinde von 6 Jahren war die Pulsation der Blutadern, vorzüglich an den Extremitäten mit dem Schlagen der Arterien synchronistisch, und durch die bedeutende Anschwellung der Blutadern, in einer Entfernung von zwey Fuß jene Pulsation wirklich sichtbar.

7. Additional Cases from the medical Wards of the Meath Hospital. By R. Graves, M. D. and William Stokes, M. D.

Interessante Krankengeschichten, die aber keinen Auszug gestatten.

8. Case of unusual Constipation. By John Crampton M. D. etc.

Die in der letzten Zeit, 8 Monate dauernde Unterleibsverstopfung, folgte einer Subinflammation der Eingeweide; die auf diese Weise gehemmte Ausleerung wurde durch tägliches Erbrechen, der nur dünne Speisen zu sich nehmenden jungen Patientin, ersetzt.

9. Account of an unusual Variety, in the Femoral Artery. By John Houston, Conservator of the Museum etc.

10. A Case of ununited Fracture of the Tibia, treated successfully by the Seton. By John Browne Esq., M. D. etc.

Das Subject war 60 Jahr alt und schwächlich; von der gebrochenen Tibia und Fibula heilte die letztere auf die gewöhnliche Weise, die Tibia hingegen blieb gebrochen und es ergoß sich zwischen den Bruchstücken nur eine dickliche, aber zur Bildung von Callus sich nicht eignende Flüssigkeit. Der Verf. fand das Haarseil am besten die Vereinigung zu bewirken, welches er auch am 5. November 1825 in Anwendung brachte,

und schon den 14. Januar 1826 des vollkommensten Erfolges sich erfreuen konnte. Eine ähnliche Erzählung findet sich in dem siebenten Bande der Medico-chirurgical Transactions.

11. Description of a human Stomach of a singular Form and Structure. By John Hart.

Der Magen ist auf der 16ten Tafel abgebildet.

12. Observation on an Affection of the Mouth in Children. By Thomas Cuming, M. D.

Der Verf. spielt hier auf diejenige Krankheitsaffection an, die im kindlichen Alter sich vorzüglich durch Ulceration des Zahnfleisches und der Wangen zu erkennen gibt, und wovon das von einigen Schriftstellern aufgeführte Cancrum oris eine Abart ausmacht. In der ersten Zahnperiode wird es am häufigsten beobachtet, dann aber auch zwischen dem dritten und siebenten Jahre.

13. A case of ruptured Coecum, which terminated in Death forty eight Hours after the Accident. By John Speer.

Die Ruptur war wahrscheinlich durch eine Schlägerey entstanden, in der der Gegner seine Knie auf den Unterleib des Ueberwältigten gesetzt, und ihn so noch längere Zeit mißhandelt hatte.

14. Cases of Diseases of the Heart, accompanied with pathological Observations. By Robert Adams.

Nehmen über 100 Seiten ein und sind von practischer Wichtigkeit.

15. Observations upon the Origin and latent Period of Fever. By Henry Marsh.

16. Cases of Excision of a Portion of the Lower Jaw for the Cure of Osteosarcoma-

tous Tumours. By Philip Crampton, Surgeon General etc.

Erzählung mehrerer glücklich vollführter Ausschneidungen an der Unterkinnlade und Auseinandersehung des Begriffs von Osteosarcoma benign. und malign.

17. A Case of Cynanche Laryngea, in which the Operation of Tracheotomy was performed in March 1825 and a Canula worn up to the Date of this Report. By Francis White.

Versuche um die, einen halben Zoll im Durchmesser haltende Wunde zuzuheilen, brachten augenblicklich Erstickungszufälle hervor und so mußte denn der Patient unausgesetzt ein elfenbeinernes Röhrchen tragen, um das sich späterhin die gemachte Luftröhrenöffnung dicht angeschlossen hatte.

18. A brief Notice of the Effects of the Vapour Bath in Tetanus. By H. Marsh, M. D. etc.

19. Account of a remarkable Production, resembling a Tail, which was attached to the Extremity of the Vertebral Column of a Man. By Arthur Jacob M. D. etc.

Dieses merkwürdige Gewächs hing schweifartig 6 Zoll lang und daumendick am äußersten Ende der Rückenwirbelsäule, war äußerlich dickhäutig und mit langen Haaren besetzt und hatte im Innern seiner Länge nach, eine leicht zerreibbare knochige Substanz. Es hinderte den von Geburt an damit behafteten jungen Mann, sowohl im Liegen als im Sitzen und wurde daher auf sein Verlangen von dem Vater des Berichterstatters ohne allen Nachtheil abgeschnitten.

Die 15te Tafel gibt die innere Structur des operierten Gewächses genau an.

B r e s l a u

Hey Korn dem Ae. 1830, auf XII und 272 S. gr. 8. Die *leges restitutae* des Justinianischen Codex, verzeichnet und geprüft von Carl Witte, Prof. in Breslau.

Der Verf. gehört, wie man aus seiner Ausgabe des vorher ungedruckten Basilikentitels *de reg. jur.* und aus seinen Aufsätzen über einige Byzantinische Rechtscompendien des 9. und 10. Jahrhunderts im 2. und 3. Jahrgange des Rheinischen Museums für Jurisprud. weiß, zu den eifrigsten und förderndsten Bearbeitern des Theiles von unserm Fache, den man gewöhnlich das griechisch-römische Recht nennt, der aber wohl noch besser, nach der Zeitfolge, das römisch-griechische heißen könnte, damit man nicht glaube, es sey von dem Theil des römischen Rechts die Rede, welcher bey den Griechen entstanden und zu den Römern übergegangen sey. Zu den umgekehrt im römischen Reiche entsprungenen und dann zu den, man könnte sagen, Neu-Griechen übergegangenenen Quellen gehört denn auch das gegenwärtige Buch, bey dessen Ausarbeitung der Verf. mit Herrn G. N. Biener zusammentrifft, aber gewiß auf eine viel erfreulichere Art, als man ein solches Zusammentreffen in jeder gelehrten Geschichte sonst wohl erlebt, wo etwa jeder von beiden Theilen, besonders der, welcher zuletzt vor dem Publicum auftritt, bemüht ist, zu beweisen, er sey eigentlich der Erste, welcher etwas entdeckt habe und seinem Mitentdecker, der denn gleich zum Nachentdecker und zum Gegner wird, fehle es noch an einigen der allerwichtigsten Stücke. Unterz. ist nun hier weit entfernt, in diesen Fehler auch nur fallen zu können, da er auf dem hier bearbeiteten

Felde so sehr zu lernen hatte, daß er aufrichtig gesteht, gar nicht gewußt zu haben, welche arge Fehler in der, S. 49 ohne nähere Bezeichnung, als daß es ein sehr geachtetes Buch sey, wie man aber deren Verfasser jetzt um so eher nennen kann, da er seitdem leider gestorben ist, angeführten Stelle, also aus Glück's Einleitung S. 227, zusammengedrängt sind. Vielleicht wäre es zur schnellern Uebersicht des wahren Verlaufs der Sache gut gewesen, in Anmerkungen, mit Verweisung auf das Vorhergehende und Nachfolgende, zu bemerken, daß der Unterschied zwischen Ausgaben ohne die Glosse, als welche allein Wiederherstellung enthielten, und Ausgaben mit der Glosse, worin keine enthalten sey, ganz falsch ist, da Ruffard seine Wiederherstellung aus Ausgaben mit der Glosse genommen hat, daß die fehlenden Constitutionen auch aus den Acten des Concilium zu Ephesus u. andern kirchlichen Quellen, und nicht bloß aus den Basiliken und dem Andern, was Glück anführt, genommen seyen u. s. w. Zu einem vollständigen Auszuge dessen, was für den Unterz. neu und erheblich gewesen ist, oder zu einem Register, wie man es bey dem Buche selbst wünschen könnte, zumal da auch Columnentitel und Inhaltsangabe fehlen, ist hier nicht der Ort; nur für ein paar Kleinigkeiten glaubt der Unterz. Verzeihung hoffen zu dürfen, da besonders die erste Bemerkung etwas betrifft, was bey weitem nicht bloß bey Herrn Prof. W. nicht so ist, wie man doch wohl, aus guten Gründen, wünschen sollte. Dieß ist nämlich eine Wortklauberey, wie Viele glauben werden, über den Titel. Lateinische Wörter, oder überhaupt Wörter aus einer fremden Sprache, in einem deutschen Buche, oder gar auf dem Titel eines Solchen, müssen doch nothwendig

bey den besten Schriftstellern der fremden Sprache vorkommen, oder geradezu Eigennamen seyn. Nun wird aber gewiß niemand behaupten, daß irgend ein Römer bey den zwey lateinischen Wörtern auch nur an etwas Aehnliches gedacht habe, wie diese Ergänzungen der Justinianischen (das *e* ist wohl im Lateinischen und Deutschen überflüssig) Constitutionensammlung durch anderswo erhaltene Constitutionen sind. Es sind dieß ja nicht einmal *leges* in dem Sinne, wie seit Constantin *leges novae* vorkommen, sondern *c. 1. C. 4, 20* — *c. 1. C. 4, 24* — *c. 8 b. C. 5, 4*, und *c. 1 C. 9, 6* (vielleicht auch *c. 4. b. C. 9, 16.* und *c. 1. C. 10, 16*) können nur in dem Sinne *leges* heißen, gegen welchen Bach 4, 1. S. 2. § 6. bey den Digesten eifert und dadurch den Fehler, welchen er selbst 3, 3. S. 4. §. 7. bey den Rescripten begangen hatte, wieder gut macht. Bey dem Zusätze zu der eben erwähnten *c. 8* findet der Unterz., daß ihm wohl der gelehrteste unter den noch lebenden ältern Bearbeitern der Geschichte des Codex die Bemerkung mitgetheilt hat, dieser Zusatz gehöre vielmehr zu der *c. 6*, indem er die Worte von Paulus enthalte, auf welche sich Gordian in dieser bezieht, wozu denn auch der hier angeführte Umstand sehr gut paßt, daß in den Scholien zu den Basiliken in diesem Titel keine *Constitutio* mitgezählt wird, die nicht in den gewöhnlichen lateinischen Handschriften auch stünde. S. 51 heißen auch neue Ausgaben, die derselbe Verleger besorgt hat, Nachdrücke, da doch dieser Ausdruck nur für etwas Unerlaubtes gebraucht werden sollte. Daß S. 53 das *Promptuarium* zu den Werken von Cujacius, sehr überschätzt genannt wird, ist völlig die Meinung

des Unterz. Der eben daselbst angeführte Aufsatz von Biener in der französischen Thémis sollte vor dem Aufsatze im Magazin stehen. Noch verdient ein Anhang von S. 248..267 besonders ausgezeichnet zu werden, von Constitutionen, welche in unsern Ausgaben des Corpus juris ganz fehlen, oder doch nur mangelhaft sind, und die hier griechisch und lateinisch geliefert werden.

Hugo.

P a r i s

Chez Béchét jeune: *Traité des Exhumations juridiques, et Considérations sur les changemens physiques que les cadavres éprouvent en se pourissant dans la terre, dans l'eau, dans les fosses d'aisance et dans le fumier; par M. Orfila et par M. O. Lesueur. Ouvrage orné de cinq planches, dont quatre coloriées. Tome I. 388 Seiten. Tome II. 387 Seiten. 1831. Octav.*

Dieses wichtige Werk scheint seine Entstehung den verschiedenen Veranlassungen zu verdanken, welche die Verfasser hatten, bey Verdacht Statt gefundener Vergiftung schon beerdigte und wieder ausgegrabene Leichen zu untersuchen. Ihre dabey gemachten Erfahrungen haben sie zusammengestellt, verwandte Fragen und ihre Beantwortung damit verknüpft und so eine umfassende Arbeit geliefert, welche eine wesentliche Lücke der Wissenschaft um so ehrenvoller ausfüllt, als der Gegenstand an sich selbst nichts weniger als anziehend, bey seiner näheren Untersuchung viele widerwärtige, mühsame und selbstverläugnende Anstrengung fordert.

Sie zerfällt in drey Abschnitte: 1) die Gesetzgebung in Hinsicht der juridischen Wiederausgrabungen. Gefahren, von welchen sie begleitet seyn können. Anweisung sie vorzunehmen und Maaßregeln, die Gefahren zu vermeiden (besonders Chlorkalk und Chlornatron). 2) Physische Veränderungen, welche die Organe in den verschiedenen Epochen erleiden, wo die Untersuchung der Leichen angestellt werden kann, sey es daß die Körper in der Erde gelegen, oder im Wasser, in Abtritten oder im Mist. 3) Anwendung auf die gerichtliche Medicin. Nutzen der Wiederausgrabungen, um Fragen zu beleuchten hinsichtlich der Vergiftungen, der Wunden, des Kindermordes, der Ausmittlung des Geschlechts, des Alters, der Figur und alles dessen, was die Identität betrifft. Widerlegung einiger Einwendungen gegen die Brauchbarkeit und Zulässigkeit solcher Untersuchungen. — Zum Behuf des zweyten Abschnitts sind über 30 Leichenuntersuchungen in verschiedenen Epochen ihrer Wiederausgrabung genau beschrieben (T. I. S. 28..272), und ähnlich über solche, die lange im Wasser u. s. w. gelegen (T. II. S. 1..216. Die Beobachtungen geschahen in der Morgue S. 72). In einem Resumé (T. I. S. 273) werden die Resultate zusammengestellt. Ausführlich wird besonders (T. I. S. 351) über die Umwandlung von Leichen in eine Fettmasse (oder in eine Ammoniak-Seife, oder nach Chevreul in eine Verbindung von margarinsäuren oder oleinsäuren Alkalien) gehandelt, die bekanntlich Fourcroy bey Ausräumung der Cimetiére des Innocens sorgfältig untersucht hat.

Der dritte Abschnitt enthält in Beziehung auf Nachforschung wegen vermutheten

Giftes in begrabenen Leichen einige belehrende Belege und besonders einige neue absichtlich angestellte Versuche, wie bestimmte Gifte auf todte thierische Theile wirken und von ihnen verändert, neutralisiert oder ganz zerstört werden und wie weit und lange noch ihre Gegenwart darin durch Reagentien aufgefunden werden könne (T. II. S. 273.. 333), als verdünnte und concentrirte Schwefel- und Salpetersäure; weißer Arsenik; Schwefel-Arsenik; Sublimat; rother Präcipitat; Bleyzucker; salzsaures Zinnorydul; Kupfervitriol; Grünspan; salpetersaures Silber; salzsaures Gold; essigsaures Morphinum; salzsaure Brucine; essigsaureres Strychnin; Opium. Die Möglichkeit der Auffindung dieser Gifte in den meisten Fällen, auch nach längerer Zeit, wird unbestreitbar nachgewiesen, der Nutzen der Wiederausgrabungen in den andern oben angegebenen Rücksichten durch mehrfache Beweise bekräftigt, und somit jeder Zweifel gegen die Zulässigkeit dieser wenn auch unangenehmen, aber immer verdienstlichen Art der Untersuchung von selbst widerlegt.

Die Kupfertafeln stellen vor: die Einrichtung einer Ventilation, um bey Eröffnung von Grabmälern die Luft zu erneuern (beschrieben T. I. S. 25), und vier illuminierte Abbildungen von Leichen, wie sie zu verschiedenen Epochen der Ausgrabung, zum Theil in Mumien verwandelt, aussehen.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

D e n 27. J u n i u s 1831.

L e y d e n.

Bey J. C. Gysveer: *Disputatio literaria inauguralis de Aeschyli Choephoris, deque Electra cum Sophoclis tum Euripidis, quam — pro gradu Doctoratus — in Academia Lugduno-Batava — publico ac solenni examini submittit Io. Vinc. Westrik Berbicensis. 1826. 236 S. in 8.*

Diese Schrift erörtert ein Thema, das neuerlich öfter, am anziehendsten von A. W. von Schlegel, behandelt worden ist, allerdings mit eigenthümlichem Nachdenken, aber doch mit zu viel Breite und einer Umständlichkeit, die nur, wenn neue tiefer eindringende Untersuchungen oder besonders lichtvolle Blicke in das Wesen der alten Tragödie den Leser belohnten und anregten — was hier eben nicht der Fall ist — die Leser für sich gewinnen könnte. Zwar unterscheidet sich der Verfasser von seinen nächsten Vorgängern auf eine zur Aufmerksamkeit anspornende Weise dadurch, daß er gleich in der Einleitung

und dann an vielen Stellen der einzelnen Auseinandersetzungen die Vertheidigung des Euripides übernimmt, aber es scheint uns nicht, daß es ihm gelungen sey, diese besonders glücklich durchzuführen. Wir geben gleich zu, daß Euripides in einem Zeitalter, welches aus der religiösen und poetischen Weltanschauung des Aeschyleischen herausgetreten war, welches vor allen an rhetorischen Künsten Gefallen fand, und in dem der Geschmack an philosophischen Discussionen sich immer mehr verbreitete, auch die Tragödie dem gemäß umbilden mußte; und wir erkennen es bewundernd an, mit welchem Geschicke Euripides diese Umwandlung nach den Forderungen des neuen Zeitgeistes ausführte, wie er überall die Tragödie von dem Boden des Religiösen und Mythischen auf den des Natürlichen und Allgemein-Menschlichen zu versetzen wußte, wie vortrefflich er zu rühren, wie sinnreich er zu disputieren verstand. Aber wir können in dem Allen doch nur den Verfall der Tragödie erblicken, den wir noch vollständiger überschauen würden, wenn erst die Bruchstücke der Tragiker zwischen Euripides und Alexanders Zeit gesammelt, und die Geschichte dieser spätern Tragödie, in der das Rhetorische immer mehr vorherrschend wurde, entwickelt vor uns läge. Der Vf. dieser Schrift beurtheilt aber den Dichter viel zu wenig aus den Gesetzen seiner eigenen Dichtungsgattung und nach dem, was dieser Gedeihen oder Vernichtung bringen mußte. Wenn z. B. Euripides in vielen seiner Tragödien die positiven Vorstellungen von den Göttern auf alle Weise zu erschüttern sucht: so genügt wahrlich nicht die Entgegnung des Verfs., er sey vielmehr zu loben, daß er thörichte Einbildungen als thöricht dargestellt habe (*nihil enim est ineptius quam inepta admi-*

rari, nihil turpius quam suspicere turpia, p. 5), da ja bekanntlich Euripides, indem er irgend einen Gott oder Heroß gegen allgemein angenommene Sätze der Volksreligion sprechen läßt, dadurch oft auf die seltsamste Weise den Boden untergräbt, auf welchem die Fabel des Stückes selbst beruht, und die disparatesten Dinge, eine verständige Critik des mythischen Glaubens und die Ausbildung einer mythischen Dichtung zur Tragödie, so zusammenbringt, daß eine die andere nothwendig in ihren Wirkungen zerstören muß.

Außer der Einleitung besteht das vorliegende Buch aus vier Kapiteln, wovon das erste de triumph fabularum argumento, das zweyte de triumph fabularum universa compositione, das dritte de personarum moribus, das vierte de triumph fabularum partibus quibusdam, de poetico ornatu, de digressionibus deque locis insignioribus handelt.

Im ersten Kapitel ist die mythologische Grundlage der drey Tragödien, und wie sie die einzelnen Tragiker verschieden modificiert haben, im Ganzen richtig vorgetragen, jedoch ganz ohne feinere Untersuchungen über schwierigere Punkte. Als Beyspiel führen wir den oft besprochenen Pharo-teus ó Φαρέτης in Sophokles Electra an, welcher dort nach dem Vorgeben des verstellten Orestes der Klytämnestra die Asche ihres Sohnes zusendet, und als ein mächtiger Bundesgenosß der Klytämnestra dargestellt wird. B. 45. 660. Hier schwankt der Verf. zwischen der Meinung Erfurd's, daß dieser Pharo-teus einerley sey mit dem Strophios, welcher in dem spätern Gespräch mit der Electra B. 1100 als der genannt wird, welcher ihr die Reste ihres Bruders übersende, und der Hermannischen, daß Pharo-teus, als ein in Pho-

his gewöhnlicher Name (was gar nicht belegt werden kann), hier irgend einen Phokäischen Gastfreund der Klytämnestra bezeichne. S. 72 u. 109. Die Sache verhält sich aber so. Phanoteus ist der ἦρως ἐπώνυμος der Phokäischen Stadt Phanoteus oder Panopeus, und wie diese Stadt mit Krissa, in dessen Gebiet Delphi lag, nach zahlreichen Traditionen in Streit lag, so wurden auch Phanoteus und Krisos als feindselige Brüder dargestellt. Während nun Krisos Sohn Strophios und Enkel Pylades immer als Freunde des Agamemnonischen Hauses und der hinterlassenen Kinder erscheinen, ist es ganz angemessen, daß Klytämnestra nebst Megisth sich ihre Bundesgenossen (δορυξέρονς) bey dem feindlichen Geschlecht des Phanoteus suchen, der freylich selbst in der Zeit, in welcher die Electra spielt, schon als ein sehr greiser Held gedacht werden muß. Und so finden wir eine ausnehmend feine Anwendung mythologischer Gelehrsamkeit darin, daß die Fremdlinge, welche Orestes Asche bringen, sich der Klytämnestra als von Phanoteus, der Electra aber als von Strophios gesandt ankündigen, indem sie gerade dann auf die wohlwollendste Aufnahme rechnen können. Auch in andern Stücken des Sophokles läßt sich nachweisen, wie dieser Dichter, obgleich er viel weniger mythischen Stoff in seine Tragödien hineinarbeitet als Aeschylos, doch in einzelnen Zügen sich als einen sehr tiefen Kenner der verwickelten Sagenkreise seines Volkes bewährt.

Was alsdann die Auffassung der Grundideen in den drey Tragödien betrifft: so wird zwar bey Aeschylos auf die religiöse Würde und Majestät seiner Dichtungen aufmerksam gemacht, und dagegen mit Recht bemerkt, daß eine feinere Entwicklung individueller Characteres hier noch ganz

fehle. Aber wir vermiffen dabey, worauf es hauptfächlich ankommt, die Ausführung, daß eigentlich nur Aefchylos den Mythus der Dreftea in feinem Zusammenhange und feinen Grundideen auffaffe, und uns die That des Dreftes als eine zwar fchreckliche aber nothwendige vor Augen bringe. Um dieß völlig zu begreifen, hätte freylich auch dem Vf. etwas mehr von der alten Pflicht der Blutrache, wie fie von den heroifchen Zeiten her mit gewissen Befchränkungen auch noch in der Zeit der Tragiker beftand, gegenwärtig feyn müffen; er würde dann auch den Delphifchen Apollon, welcher dem Amt der Blutrache wie dem Rechte der Mordsühne vorfteht, nicht als eine bloße Perfonification des fervor juvenilis in Dreftes Seele aufgefaßt haben, wie er S. 93 thut.

Ueber Sophokles Electra macht der Vf. manche gute Bemerkung, und hebt es fehr richtig hervor, daß überall die Aufmerkſamkeit des Zuhörers faft ganz für die Entwicklung des Characters und Gemüthes der Electra in Anspruch genommen werde, dagegen Dreftes, obwohl die Hauptperſon der Handlung, nur mit den allgemeinften Umriſſen mehr angedeutet als gezeichnet werde. Nur ſucht der Vf. den Grund davon mit Unrecht darin, daß die Aufgabe, die Dreftes zu erfüllen gehabt habe, für das menſchliche Gefühl zu empörend geweſen wäre, als daß eine ſolche Perſon in den Vordergrund hätte treten können, denn genau genommen iſt die Sophokleiſche Electra, zumal für ein Weib, kein milderer Character. Aber dem Dreftes iſt durch die mythiſche Erzählung ſeine Bahn vollſtändig vorgezeichnet, und ſein ganzes Weſen geht in dem Vollbringen ſeines Berufes auf; Electra dagegen, deren Thun nicht dieſer äußern Nothwendigkeit unterliegt, gibt eben dadurch dem zarteren Individualifiern und Cha-

racterisieren, dem ἡδοποιεῖν, und dem sorgfältigeren Ausmahlen, dem ποικίλλειν, mehr Raum, welches auch die Alten schon sehr wohl als den Hauptvorzug des Sophokles erkannten. Aber man sieht zugleich, wie Sophokles doch gewissermaßen aus dem Mittelpuncte der Tragödie heraustrat, und indem das Wesentlichste und Erste bereits vor ihm mit voller Macht des Geistes dargestellt war, sich dem Protagonisten Aeschylos gleichsam selbst als Deuteragonisten beordnete.

Bei Euripides findet nun der Vf. Vieles preiswürdig und schöner als bey den Vorgängern, was wir entweder geradezu tadeln, oder doch nur dadurch, daß er schon betretenen Wegen auszuweichen, und dem Geiste seines Zeitalters huldigen mußte, entschuldigen können. So rühmt es Hr. Dr. Westrick sehr, daß Euripides dadurch, daß Electra in so unwürdige und niedrige Lage versetzt und Orest als ein verstoßener und verfolgter Sohn selbst bis zum Hungerleiden gebracht sey, die Motive der schrecklichen Mordthat vermehre — und doch wird die That dadurch um nichts nothwendiger als bey Aeschylos, sondern verliert nur ihren großen und reinen Character; — er rühmt es ferner als Zeichen natürlicher und menschlicher Empfindung, daß Orestes vor der That zaghaft zurückbebe, und in seiner zaudernden Unentschlossenheit selbst auf den Zweifel gerathe, ob ihn nicht unter der Truggestalt Apollons ein böser Dämon, ein ἀλάστορ, zum Mord der Mutter treibe, — weil nämlich damals eine weichere Humanität an die Stelle einer strengen Gesinnung und einer tiefen Scheu vor heiligen und unabweisbaren Pflichten getreten war, ohne welche (wir mögen über die zum Grunde liegenden Ansichten urtheilen wie wir wollen) doch der ganze Mythos seine Bedeutung und Würde verliert —;

auch meint er, daß Euripides das Entsetzen erregende der That dadurch mildre, daß dem Schicksal am Ende die Schuld des Ganzen beygemessen und dadurch von den Personen abgewälzt wird — nach einer Ansicht des Schicksals, welche wenigstens nicht die des Aeschylos ist, dem das Schicksal mit der göttlichen Weltordnung, und der Antheil eines jeden Individuum daran mit dessen ganzem Wesen und Character zusammenfällt. So führt uns Alles zu dem Schlusse, daß, wenn der Verf. seine eigenen Bemerkungen über Euripides weiter verfolgt hätte, er wohl selbst hätte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß, wenn dieser Dichter auch durch die glänzendsten Eigenschaften besonders dem modernen Geschmacke vor allen andern zusagt, doch vom Standpuncte der antiken Welt aus jede seiner Neuerungen als ein Zeichen des innern Verfalls der tragischen Poesie erscheinen muß, und Aristophanes und Aristoteles Urtheil über Euripides mit Recht von unsern Landsleuten gegen die Ansichten der französischen Kunst-richter wieder zu Ehren gebracht worden ist.

R. D. M.

L e i p z i g.

Bey Weygands: Ueber Pressfreyheit und Bücher-censur vom Grafen Joseph von Dessewffy, übersetzt von C. F. 64 S. in 12. 1831. — Diese kleine Schrift eines sehr geachteten Ungarschen Dichters und Literators, ist eine, mit des Vfs. Bewilligung, aus dem lateinischen Manuscript gemachte freye Uebersetzung, welches den Titel führt: *Votum separatum Comitum Josephi Dessewffi, membri Regnicolaris Deputationis, dum Articulum de praeventiva librorum censura projectaretur, eidem Regnicolari Deputationi exhibitum; Pesthini die 16. Aprilis 1830.* Es ist also ein der Reichsdeputation übergebenes votum

separatum, welches nach des Vf. eigener Erklärung 'nur als Material zum Behufe der Verhandlungen eines künftigen Landtages dienen soll.' Der Vf. tritt in demselben mit großer Freymüthigkeit als Vertheidiger der Pressfreyheit, und Gegner der vorläufigen Censur auf. Nachdem er zuvor die, aus so vielen Verhandlungen hinreichend bekannten allgemeinen Gründe für sich angeführt hat, macht er davon die Anwendung auf Ungarn. Die Censur ist ihm zufolge hier nicht gesetzlich durch Reichstagsbeschlüsse, sondern nur durch Verordnungen der Regierung eingeführt. Dieser Verordnungen sind aber seit einem Jahrhundert — er hatte die von 1726 bis 1826 vor sich liegen — nicht nur viele, sondern sie stehen auch oft mit einander in Widerspruch. Die Censoren werden ohne Theilnahme der Stände bloß von der Regierung ernannt, indem ihnen 'in allgemeinen, unbestimmten, jede Auslegung zulassenden Ausdrücken, die Befugniß zuerkannt wird, Manuscripte, oder solche Stellen in Manuscripten, welche Angriffe auf die recipierten Religionen, auf die Landesverfassung, auf die Regierung, oder eine Verletzung der persönlichen Ehre einzelner Personen enthalten, im Druck nicht zuzulassen.' Aus dieser Unbestimmtheit sind manche Mißbräuche sowohl in der Verweigerung oder Verstümmelung, als auch der langen Zurückhaltung der Manuscripte hervorgegangen, wovon einzelne Beispiele angeführt werden. Welche Beschlüsse auf dem bevorstehenden Reichstage darüber werden gefaßt werden, kann erst die Zeit lehren. Sollte aber auch, was unter den jetzigen Zeitverhältnissen kaum anders zu erwarten steht, die Censur nicht aufgehoben werden, so würden die Verdienste des Vf. schon sehr groß seyn, wenn auch nur den dabey eingeschlichenen, und von ihm gerügten Mißbräuchen abgeholfen würde.

G e t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.

Den 30. Junius 1831.

L o n d o n.

Bey Smith, 1829: Annals and Antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot States of India. By Lieutenant-Colonel James Tod, Late Political Agent to the Western Rajpoot States. Vol. I. XXX und 806 S. in gr. 4. mit einer Charte und vielen Kupfern.

Radschasthan, unter den Europäern bekannter unter dem Namen 'Land der Radsputen', enthält die kleinen Königreiche zwischen dem Indus in Westen, den Sandebenen des Sutledge im Norden, Bundelkhand im Osten, und dem Bindhagebirge im Süden, in einem Umfange von 350,000 engl. Quadratmeilen. Wenn am Ganges und im östlichen Indien das priesterliche Element, welches in dem alten Hinduismus liegt, am vollkommensten ausgebildet ist und über alle Kasten herrscht, so ist in den Gebirgen und Sandebenen des westlichen Indiens, von dessen kriegerischen Königen schon die alten epischen Gedichte

reden, vielmehr das kriegerische Element herrschend geworden; das Feudalsystem ist hier in seiner alten Strenge herrschend, und die Gutsbesitzer rühmen sich alle als Nachkommen Ramas und Pandus mit den Königen verwandt zu seyn, so daß das ganze Land von diesem herrschenden Stamme kleiner und großer Feudalherren das Land der Radschaputras (Königsföhne) genannt wird. Den Europäern sind diese Gegenden, weil sie am längsten ihre Unabhängigkeit behaupteten, am spätesten bekannt geworden, und eine ausführliche Geschichte und Beschreibung Radschasthan's, wie man eine solche von Malwa hat, wurde bisher vermißt. Das obige Werk, welchem nach der ersten Anlage noch mehrere Theile desselben großen Umfangs folgen müssen, fängt an diesen Mangel zu ergänzen; und Ref. glaubt hier bey einem Werke, welches so viel Neues enthält, etwas länger verweilen zu müssen.

Der Verf. war schon im J. 1806 Mitglied einer Gesandtschaft am Hofe Sindia's des Maharrattenfürsten, dessen Hauptheer damals in Mewar oder dem mittlern Staat von Radschasthan war. Nachdem er schon in vielen Richtungen Radschasthan durchreist und untersucht hatte, kam er im J. 1817, da das Land in Folge des Maharrattenkrieges den Briten unterworfen wurde, an den Hof des Maharana (Großkönigs) Bhim Sing zu Udipur als Bevollmächtigter der britischen Regierung. Hier ordnete er die Angelegenheiten des zerrütteten Staats bis zum J. 1822. Mit welcher Weisheit und Gerechtigkeit er seinem schwierigen Stande genügte, wie er als Wiederhersteller des durch die Maharratten und innere Unruhen tief gesunkenen Radschputenstaats sich die Achtung aller Einwohner erwarb, ist außer dem, was der Verf. in diesem Werke von sich selbst

erzählt, aus der Reise des Bischofs Heber, der auch Mewar besuchte, bekannt genug. Wichtiger ist aber für uns, daß er seinen Aufenthalt und seinen Einfluß auch zu wissenschaftlichen Zwecken aufs beste benutzte: den jetzigen wie den alten Zustand des Landes untersuchte er mit seltener Sorgfalt und Geduld, und kaum hat wohl ein einzelner Engländer in Indien so viel Alterthümer jeder Art gesammelt, so viel Münzen, Inschriften und Bücher auf eigene Kosten gekauft, als James Tod. Von diesen Sammlungen ist vieles in diesem Werke und in einigen kleinern Abhandlungen des Verf. benutzt; das meiste aber noch gar nicht oder noch nicht genug benutzt. So gibt der Vf. hier außer den Auszügen aus vielen bis jetzt unbekanntem Annalen einzelner Länder Indiens auch Proben aus einem großen Epos des Sängers Tschand am Hofe Pruthiwiradschas, des letzten unabhängigen Oberköniges Indiens in Dehli vor der muhammedanischen Eroberung (vgl. S. 68. 254), einem Epos, welches, da es der historischen Zeit und Schilderung näher steht, für die Geschichte Indiens viel wichtiger ist als die alten Epopöen. Der Verf. verspricht von den 69 Büchern dieses Gedichts bald einige bekannt zu machen.

In solchen Umständen konnte der Verf. wohl mit Recht in sich den Beruf zum Geschichtschreiber des Landes fühlen, dem er seine Kräfte geweiht hatte. Und sein Werk ist kein bloßes historisches und antiquarisches, wie man nach dem Titel freylich glauben sollte: indem er den jetzigen Zustand des von Natur kriegerischen Volkes, so wie er aus der Vergangenheit sich gebildet hat und aus ihr deutlich ist, ausführlich und lehrreich schildert, gibt er zugleich der britisch-ostindischen Regierung über die Verwaltung dieser

Länder Rathschläge und Winke, welche von tiefer Kenntniß nicht weniger als von Humanität zeugen. Die Unabhängigkeit der Radschputen oder genauer gesagt die Achtung vor den noch bestehenden Freyheiten und Nationalinstituten rath er ihren britischen Oberherren immer zu erhalten, da dieses Volk durch Gewalt und durch eine ausschließlich britische Verwaltung nie den übrigen Indern gleich besiegt werden könne (S. 80 u. f.). So sehr wir alles dieses gebührend anerkennen, kann doch nicht verschwiegen werden, daß das Werk in wissenschaftlicher Rücksicht manche durchgreifende Mängel hat und nur mit vieler Vorsicht benutzt werden kann. Den Mangel einer schönen und passenden Form, einer festern Ordnung und inhaltsreichen Kürze mag man noch als weniger wesentlich übersehen, da ihm sehr umfassende Gelehrsamkeit und gesundes Urtheil zur Seite stehen: aber die Ansicht und Behandlung des Alterthums ist bey dem Verf. nicht critisch und sicher genug, und hat ihn zu zahlreichen Mißgriffen geführt. Man sieht hier, wohin die Ansichten Jones' führen, wenn man ihnen ohne weitere Critik folgen und sie in dem unendlichen Gebiete der Kenntniß des Alterthums nach Belieben weiter ausdehnen will. Eine nähere Verwandtschaft der Griechen, Germanen und einiger anderer europäischer Völker mit den Indern und Persern, welche auf die Vorstellung einer vorge-schichtlichen Trennung und Wanderung jener aus Asien führt, wird eine allseitige Critik nicht bezweifeln können; und da die gemeinsame Sprache das sicherste Unterpfand dieser Verwandtschaft ist, so läßt sich von vorn herein nicht die Möglichkeit läugnen, daß sich die aus ursprünglicher Einheit fließende Aehnlichkeit auch noch auf manches andere als auf die Wurzeln und Formen der Sprache

erstrecken kann: denn die sich trennenden Völker werden doch aus ihrer ursprünglichen Einheit außer der Sprache auch einen gewissen Grund eigenthümlichen Sinnes und besonderer Sagen und Sitten mit sich geführt haben, obgleich diese Dinge, von Natur schon nach der Verschiedenheit der Zeit und des Bodens ungleich wandelbarer als die Wurzeln einer Ursprache, dann in der Trennung noch unkenntlicher und verschiedener geworden sind als die Sprachen. Aber eine solche Vergleichung und Ableitung kann erst nach vielen Vorkenntnissen die letzte Einsicht seyn; und zuvor ist jede Sprache und jedes Volk in seiner eigenthümlichen Gestalt und Unterscheidung zu begreifen. Indem der Vf. dieß übersieht, mischt er das Verschiedenartigste und Entfernteste so bunt, daß bey ihm nichts sicher und klar bleibt. Aus dem Sanskrit erklärt er uncritisch Alles, nicht bloß indogermanische, auch syrische und äthiopische Namen; des ungrammatischen Etymologisirens und des Erklärens durch Etymologie aus dem Sanskrit ist kein Ende, so daß der Unkundige auch das Wenige, was darin begründet ist, nicht gebrauchen kann. Alle europäische Mythologie und die Namen vieler europäischen Völker findet er, wo nur ein Schein dafür ist, im Sanskrit und in Indien wieder. Auch hat keine critische Ansicht über das Wesen der Sagen des Alterthums überhaupt und besonders des indischen die Forschung und Darstellung geläutert; und dieß alles ist um so gefährlicher, je mehr der Vf. sich zu allgemeinen Ansichten über das ganze Alterthum erhebt und je häufiger er von bloßer Etymologie und Sage ausgeht. Um nur ein Beyspiel zu geben, das indische sūrjas ('Sonne', verwandt mit dem pers. chor, *Κηρος*) bringt der Verf. mit dem grundverschiedenen indischen sau-

raschtra (dasselbe mit Suzzerat), mit dem nordischen Thor, mit den Sauromaten und Syrern in Verbindung (S. 217. 558. 564). So uncritisch aber und unsicher für das Alterthum, ist das Werk doch sehr wichtig und sichere Belehrung gebend für das neuere Indien; und wie weit in dieser Beziehung besonders unsere Kenntnisse erweitert sind, wird aus folgender Uebersicht des Inhalts sich ergeben.

1. Geography of Rajast'han S. 1 — 19. Durch die vielen Bemühungen Tod's ist das vor seinem dortigen Aufenthalt fast ganz unbekanntes Land uns nun so genau bekannt als irgend ein Theil Indiens; durch Tod ist die Lage der alten Hauptstadt Ischitore ermittelt, der hohe Berg Abu, im ganzen Lande als heilig verehrt, das Aravulligebirge, welches mit den Alpen verglichen wird, die Salzwüsten in Süden, in denen die fata morgana häufig erscheinen (vgl. die bemerkenswerthen Beschreibungen davon S. 17. 766 ff.), und manches andere ist untersucht. Der beygefügtten großen Charte aber kann man nach S. 771 nicht sicher trauen, da sie von fremden Personen aus zerstreuten Papieren Tod's nicht sorgfältig genug zusammengesetzt ist.

2. History of the Rajpoot tribes S. 20 — 128. Da sich die Stämme der Kschatrijas (Krieger, Radschputen) von berühmten Helden des Alterthums ableiten, so gibt T. zuerst eine von Jones, Bentley und Wilford abweichende Genealogie und Geschichte der alten Könige, nach manchen neuen Quellen, und berechnet die Epoche der Pandus auf das Jahr 1200 v. Chr. Es fehlt hier aber ganz die Critik solcher Genealogien und Sagen; T. verfällt hier zur Unzeit in das Positive und baut eine Geschichte auf unerwiesenen Grund. So kann es nur eine willkührliche An-

nahme um Geschichte zu machen seyn, wenn L. jedem Könige in den sagenhaften Genealogien 20 Jahre Herrschaft gibt und so zu jener Epoche 1200 v. Chr. heraufsteigt: dies ist nicht der Sinn der Sage. Die Aufzählung und Beschreibung der Stämme selbst, sowohl der Radschputen als der Urvölker, der Ackerbauer und Kaufleute, ist seyr nützlich an sich, hätte sich nur der Verf. vor manchen Ableitungen gehütet, welche auch als Vermuthungen geringen Werth haben. Er findet nicht bloß die Hunnen auch in Radschasthan S. 110, was man mit den *Ουρροι* bey Cosmas verglichen nicht ohne Wahrscheinlichkeit finden kann, sondern auch die Gothen und Gütland in den Dschit und die Gatten in dem Namen Catjawar für Guzerat. Auch bemüht er sich die Verwandtschaft der Radschputen: Stämme mit den scythischen und scandinavischen Stämmen aus einer großen Menge von Aehnlichkeiten zu beweisen, wobey wieder Vergleichen vorkommen wie die Ddin's mit Buddha, des Thor mit dem indischen Har (vielmehr Hari), einem Namen für Wischnu.

3. Sketch of a feudal system in Rajast'han S. 129 — 210. In keinem Lande ist das Feudalsystem so ausgebildet und aus der unhistorischen Zeit bis auf unsere Tage so unverändert erhalten, als in Radschasthan. Die Könige der Staaten, welche an Größe etwa den deutschen Königreichen gleichen, aus uralter Zeit in ununterbrochener Folge aus demselben Hause stammend, besitzen für sich unmittelbar nur einen kleinern Theil des Landes; die übrigen Güter gehören nahen oder entfernten Verwandten des königlichen Hauses oder wenigstens Radschputen, die Theile ausgenommen welche vom Radscha aus besonderer Gunst einem Barden oder Brahmanen ge-

schenkt sind. Die Lehen, nach königlichen Inschriften als Urkunden bestimmt und dem Basallen vom Radscha durch Umgürtung eines Schwerts verliehen, sind fortdauernd erbliche und bis ins Unendliche in der Familie theilbare Güter der Vasallen, mit Vorbehalt der königlichen Installation und Sequestration. Obgleich sich mit der Zeit die Radschputen so vermehrt haben, daß nur wenige große Güter besitzen, erlaubt doch der Kastenstolz keinem sich 'Königssohn' nennenden, den Pflug zu ergreifen oder anders als zu Pferde seine Lanze zu schwingen, oder mit den Ureinwohnern sich zu vermischen; viele Eltern tödten auch ihre Säuglinge aus Furcht das Gut unter viele Söhne getheilt zu sehen oder die Tochter nicht ebenbürtig und mit der üblichen sehr glänzenden Aussteuer verheirathen zu können (S. 174. 636 ff.). Dieß sind jedoch nur Folgen der neueren Zeit, die alte Geschichte kennt nichts von solchem Stolze, außer daß der Radschput von jeher den Tod der Sclaverrey vorzog. Daß das Feudalsystem nur unter den Zügeln eines kräftigen Königs dem innern Wohle des Landes nicht schade, lehrt auch die Geschichte dieser Länder. Es läßt sich aus den Grundsätzen des Wfs. schon zuvor schließen, daß er in diesem Feudalsystem nicht bloß Ähnlichkeit sondern ursprüngliche Verwandtschaft mit dem germanischen sieht. Ohne hierüber jetzt zu entscheiden, glaubt Ref., daß man damit das Beyspiel ähnlicher Feudalsysteme unter sehr verschiedenen Völkern vergleichen muß, wie das der Armenier, das von den Seldschuken in Aegypten errichtete; selbst in unserer Zeit war von den Wahabis unter den Arabern ein Anfang zu einem ähnlichen System gemacht (Burckhardt's notes on the Bed. p. 60). Doch läßt sich nicht verkennen, daß zwischen dem indischen und ger-

manischen System eine weit größere Aehnlichkeit ist als zwischen dem indischen und denen der Völker verschiedenen Stammes. Alle Systeme der Art sind aber in Asien durch Eroberung entstanden, und man kann leicht dem Verf. beystimmen, wenn er auch die indischen Rischatrijas für aus dem Norden gekommene Eroberer hält, die sich mit den besiegten Ureinwohnern nie vermischt haben.

Ganz Radschasthan zerfällt jetzt in folgende Staaten: 1) Mewar oder Udipur, 2) Marwar oder Dschodpur, 3) Bikaner und Rischengrub, 4) Kotah, 5) Bundi, 6) Amber oder nach der Hauptstadt Dscheipur genannt, 7) Dschesselmer, 8) die Wüsten im Thale des Indus. Der Vf. beschäftigt sich in diesem ersten Bande vorzüglich nur mit dem Staat, den er am genauesten kennt, und so folgen 4. die *Annals of Méwar* S. 211 — 506. Wir erhalten hier eine aus bis jetzt größtentheils unbekanntem Quellen geschöpfte Geschichte eines Staats, der früher der mächtigste und glücklichste in Radschasthan, auch in der allgemeinen Geschichte Indiens eine wichtige Stelle behauptet. Das meiste aus inländischen Quellen geschöpfte ist hier eben so neu als lehrreich; man findet hier einen reichen Schatz großer Charactere und echtindischer Sitten und Thaten. Ueber die alte Geschichte freylich, d. h. die Geschichte Indiens bis zum mächtigen Eindrange des Islam um das J. 1000 gibt der Verf. wenig mehr als Sagen, die er ohne Kritik in Geschichte umgießt und umsonst in eine bestimmte Chronologie zu zwingen sich bemüht. Die Sagen machen einen Nachkommen Ramas, Keneksen aus dem Stamme der Gehloten zum ersten Rana (König) und einen seiner Nachkommen Bappa zum Restaurator des Staats. Um 1280 wurde die alte Hauptstadt Tschitore von dem Muhammedaner Alaeddin

erstürmt: aber das Reich erholte sich bald wieder von der Unterjochung und Rana Sanga war der mächtigste und furchtbarste König Indiens, den Baber, der Gründer der Tatarenherrschaft in Indien, zu bekämpfen hatte. Udising, von dem großen Akbar aus Tschitore vertrieben, gründete nach 1568 die jetzige Hauptstadt Udipur in der Nähe der südwestlichen Gebirge, in welche sich die vertriebenen aber unbefiegten Radschputen zurückzogen. Am interessantesten wird die Geschichte unter den beiden Nachfolgern dieses Königs, Pertab und Umra. Zu einer Zeit, wo die Mongolenherrschaft in Indien unter Akbar ihre höchste Höhe erreichte, widerstand unter allen Radschputen allein Pertab allen Versuchen zur Unterjochung und eroberte das Verlorene wieder, um unter den Augen des Kaisers von Dehli ein neues glückliches Reich zu gründen. Sein Sohn Umra, der schon außer Mewar weite Eroberungen gemacht hatte, schloß zuletzt nur um das Blut von Feinden und Freunden zu schonen, Frieden mit Dschehangir, im J. 1613. Der Vf. meint hier mit Recht, daß auch Radschasthan sein Thermopylä und sein Marathon habe; die muhammedanischen Schriftsteller haben freylich die Ereignisse aus ganz andern Gesichtspuncten erzählt, am ehrenvollsten für die Inder spricht jedoch der Kaiser Dschehangir selbst in seinen jetzt übersetzten Denkwürdigkeiten über diese Zeiten. Ungünstiger für Mewar waren nach der langen Zeit seiner wiederhergestellten Macht und Blüthe die Umwälzungen des letzten Jahrhunderts in Indien; innere Unruhen und noch mehr die Herrschaft der raubsüchtigen Mahratten zerrütteten die Macht, die Kunst und die Sitten des Volks, so daß Mewar im J. 1817, da die Zerstörung und Gefeglosigkeit der Mahratten dem Schutze der englischen Oberherrschaft wich, mehr einer öden

Räuberwohnung als einem Lande der gesitteten Snder gleich. Am meisten muß der Europäer die Zerstörung der alten Tempel und anderer Gegenstände der Kunst bedauern, worin die Mahratten noch weit die Tataren und Afghanen übertrafen. Im J. 1717 wüthete in Mewar eine S. 390 beschriebene furchtbare Epidemie, welche der Vf. für die Cholera hält.

5. Religious establishments, festivals, and customs of Méwar S. 507 — 652. Der Vf. spricht hier mehr über Radschasthan überhaupt als über Mewar. Auch in diesem Theile Indiens hat sich, besonders in dem letzten Jahrhundert, aus der alten Hindureligion eine mächtige und einflußreiche Hierarchie gebildet, welche die untern Classen des Volks mit Fleiß im Aberglauben erhält; doch ist sie hier nicht so reich dotiert als in Bengalen. Wer bedenkt wie sich in Europa der Katholicismus zu einer sehr ähnlichen Hierarchie ausgebildet hat, wird auch vorsichtiger seyn in der Ableitung des germanischen Feudalsystems. Die Staatsreligion Mewars ist die des Siva, der hier als Eklinga verehrt wird, weil in Mewar nur ein einziges (eka) Lingam als sein Symbol gezeichnet wird, in andern Staaten mehrere. In den neuern Zeiten hat aber auch die aus der Fremde eingeführte Religion des Wischnu oder Krischna (hier Kanija genannt) wegen ihrer Milde viele Verehrer gefunden. Die Priester Eklinga's müssen ehelos seyn, die Krischna's die Polygamie vermeiden. Wenn man dem Vf. hier trauen kann, so sind in Radschasthan auch noch viele Dschains und selbst Bauddhas; ja er hält diese Länder für einen alten Hauptsitz der Buddhareligion und schreibt den Dschains die kostbarsten und glänzendsten Reste alter Tempel zu. Der Buddhismus ist, wie so vielen Engländern, auch unserm Vf. die älteste Religion Indiens, womit sich schon

die Thatsache übel verträgt, daß die alte, so viel wir wissen nie geänderte Staatsreligion die des Siva ist. Unter den fünf heiligen Bergen der Bauddhas, sagt Hr. L. S. 519, liegen drey in diesen Gegenden: Abu, Palithana und Girna; Palithana ist nach der Note bestimmter der Name einer Stadt am Fuße des heiligen Berges Satrundscha. Ob der Name Palithana mit 'Palästina' verwandt sey, wollen wir dem Vf. auszumachen überlassen, da wohl wenige außer ihm auf einen solchen Glauben kommen werden; uns aber scheint der Name sehr wichtig, sofern er vielleicht den bis jetzt unerklärten Namen Pali für die heilige Buddhasprache in Hinterindien erklärt. Unter den Festen des Volks zeichnet der Vf. besonders das jährliche Fest der Verehrung des Schwerts aus, worin die kriegerischen Radschputen große Aehnlichkeit mit den dieselben Feste feyernden Scythen zeigen. Ref. übergeht die Meinungen des Vfs. über den Ursprung solcher Feste und der indischen Götter, worunter hier wieder Ganesa mit Janus verglichen wird. Richtiger scheint des Vfs. Ansicht über die Witwenopfer. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese, obgleich sie erst in neuern Zeiten durch Aberglauben und äußern Druck häufig und bedenklich geworden sind, auch kein Gesetz der heiligen Bücher sie bestimmt, doch auf religiösen Gründen und einigen Beyspielen alter Heldinnen beruhen, deren Kraft auf das Gemüth man durch bloße äußere Gewalt und Strafe nicht heben kann; und mit Recht stellt der Vf. die Maßregeln des Kaisers Dschehangir zur Hemmung dieser Opfer als Muster auf. Den Character der Radschputen hält der Vf. auch nach der maharattischen Herrschaft noch nicht für so tief gesunken als der anderer unterdrückter Völker ist. Ein nicht geringes Maas von Bildung und Wissenschaft und Liebe dazu ist noch immer in dem

Land. Die Ureinwohner aber, wie die Bhil's in den Gebirgen, sind noch jetzt fast in jeder Rücksicht von den Radschputen getrennt; wie eine Wittve unter ihnen hoch geachtet, unter den Radschputen aber wegen der allgemein heiligen Wittwenopfer ein Gegenstand tiefer Verachtung ist (S. 557 ff. 641).

6. Personal narrative of the Author. Diese Beschreibung einer dreymonatlichen Reise durch Mewar, Marwar und Udschmer im J. 1819 enthält manches Wissenswerthe. In Mewar ist der Boden so fruchtbar, daß in 13 Monaten fünf Erndten seyn können; nordwestlich in Marwar ist der Boden sandig und hat nur wenige fruchtbare Dasen; Heuschreckenzüge vernichten oft die Erndte. Die Ureinwohner sah L. auf den Gebirgen in ihren alten Sitten. In der Grenzfestung Komulmer, in Mundore, der alten Hauptstadt Marwar's, und in Udschmer fand L. alte Hindutempel, deren Pracht und Schönheit ihn in Erstauen setzte und welche den schönsten Tempeln des alten Aegypten nicht nachstehen. Auch mit dem griechischen Styl fand er bisweilen eine solche Aehnlichkeit, daß er wohl mit Recht in diesem westlichen Indien einen entfernten Einfluß der griechischen Kunst vermuthet (S. 671. 697), obwohl der griechische Styl wesentlich nach dem indischen Geschmack verändert ist. Auch einen Tempel für Brahma fand er S. 774, der sonst bekanntlich nirgends in Indien errichtet ist, aber aus neuer Zeit, gewiß erbaut um die Hindureligion dem Monothetismus, der ursprünglich in ihr war, wieder mehr zu nähern. Ueberhaupt gibt Marwar, weil es von der Hand der der Hindu-religion feindseligen Zerstörungen weniger getroffen ist, die reichste Erndte für den indischen Archäologen. Eingewebt ist die neuere Geschichte dieses Staats. Der Radscha ist aus dem edlen Stamm

der Rahtoren. Er spielt, obgleich den Engländern unterworfen, noch den glänzenden Hof von Dehli, wo er, so lange der Großmogul herrschte, als erster Fürst des Reichs zu dessen Rechte saß.

In der Vorrede bestreitet der Vf. den Glauben, daß den Indern historische Werke fehlen. Modificieren läßt sich dieser Glaube wohl, da man außer den historischen Epopöen und zahlreichen Inschriften, wovon auch in diesem Werke viele übersezt sind, auch immer mehr Annalen einzelner Länder und Regentenhäuser findet. Aber die Frage, warum den Indern sowohl eine allgemeine nationale, als eine critische Historiographie fehle, muß tiefer aus der Art der Bildung des Volks und dem Character des Landes gefaßt und beantwortet werden: wir fürchten aber, daß selbst die Frage vom Vf. nicht richtig gestellt ist; zu einer völlig sichern Bestimmung kennen wir jedoch die Literatur der Inder noch zu wenig.

G. H. U. G.

H a n n o v e r.

Bemerkungen über die Frage: was wünschen wir? oder Empfindungen in unserer aufgeregten Zeit; zur Verständigung und Beruhigung seinen lieben Hannoveranern bescheiden mitgetheilt von F. G. F. Schläger, Pastor primarius zu Hameln. 1831. 128 S. in 8.

Der Verf. dieser Schrift, der schon durch mehrere Volkschriften, welche auch zum Theil in diesen Blättern angezeigt sind, besonders aber durch seinen Hannoverschen Schulfreund, rühmlich bekannt ist, sucht auch in der vorliegenden ein Wort zu seiner Zeit zu sprechen, indem er zuerst an die Bedrängnisse einer frühern Zeit erinnert, und dann, auf die gegenwärtige kommend, die Klagen die über diese erhoben sind, zu würdigen und zu beschwichtigen sucht; wobey man weder die gute Ab-

sicht, noch den Werth der gegebenen Ermahnungen verkennen wird. Nicht ohne Befremden aber haben wir darin eine Stelle über unsere Universität gelesen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können. 'Man muß es beklagen, heißt es S. 85, daß der etwas rasche Schritt der Regierung über Göttingen ein Unglück brachte, welches die Universität nur schwer wieder tilgen wird. Wer kann aber an den Verfall der Hochschule ohne Trauer denken?' Und dazu die Note: 'Daß seit einem viertel Jahrhundert für Göttingen wenig geschehen ist, läßt sich nicht läugnen; manche Fächer sind nur dürftig besetzt, und junge Männer sehen sich gezwungen auch andere Akademien zu besuchen. Was Göttingen ist, verdankt es der älteren Zeit; die neuere hat mehr gehemmt als fortgeführt, und entstandene Lücken nicht gehörig ergänzt.'

So lange man auswärts bey Gelegenheit der hiesigen Unruhen in Stadt- und Dorfzeitungen, wie in eignen Schmähschriften über uns herfiel, haben wir geschwiegen; wir sahen daraus daß wir noch glücklich genug sind beneidet zu werden. Wenn aber ein Inländer, ein seynwollender Volkschriftsteller, auf solche Autoritäten gestützt, es nachschreibt, daß nicht genug für Göttingen geschehen sey, daß Fächer unbesetzt bleiben u. s. w. so halten wir es für Pflicht zu antworten; denn nicht uns, sondern unsern Obern, für die kein anderes Gefühl als das der Dankbarkeit in uns lebt, und selbst dem vaterländischen Publicum, damit es nicht an uns irre werde, sind wir dieß schuldig. Es ist eine grobe Unwahrheit, daß in den letzten Zeiten weniger als sonst für die Universität geschehen sey. Nein! In keiner Zeit ist so viel für sie geschehen als in dieser. Es ziemt uns nicht von den Lehrern zu sprechen, ihr Verzeichniß muß die Antwort geben. Nur das dür-

fen wir anführen, in keinem Jahrzehend seit der Stiftung der Universität sind so viele der berühmtesten Lehrer von außen her gerufen und zu uns gekommen, als in den letzten, besonders gerade in den letzten fünf Jahren. Und wer verlangt daß ein Fach das heute eröffnet ward, morgen wieder besetzt seyn soll, spricht über etwas das er nicht versteht. Aber wir haben noch einen andern Beweis, vor dem alle Verläumder verstummen müssen, unsere Institute. Was waren denn die meisten derselben in jenen frühern gepriesenen Zeiten, gegen das was sie jetzt sind? Was der botanische Garten, was das Observatorium, was die Anatomie, und selbst die Bibliothek? die jetzt sämmtlich, nach dem Urtheil der Kenner, die Vergleichung mit keinen andern, selbst in den großen Hauptstädten Europas, zu scheuen brauchen. Wo waren damals die großen medicinischen Institute, wo die drey von den jetzt vorhandenen vier Hospitälern außer dem Clinicum, die mit königlicher Milde für die leidende Menschheit gehalten werden, und zu deren Benutzung aus den größten Lehranstalten der Fremde Schaaren von Jünglingen zu uns eilen? Und kann es einem Geistlichen des Landes unbekannt seyn, daß die Weihe eines erhabenern Monuments als jene alle, die eines dem Ewigen bey uns geweihten Tempels gerade dieß letzte Jahrzehend der Universität eröffnete? Das ist unsere Erwiderung; denn nicht die Worte, die Sachen müssen bey uns sprechen. Dadurch stand die Georgia Augusta, trotz allen Angriffen; dadurch steht sie, und wird sie stehen. Will man es Stolz nennen, wie wir es gelesen haben, wenn wir nicht jedem Scribler antworten? Wohl! Es gibt auch einen edlen Stolz: und diesen wollen wir nicht verläugnen.

Hn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1831,2

by unknown author

Göttingen; 1831

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@www.sub.uni-goettingen.de

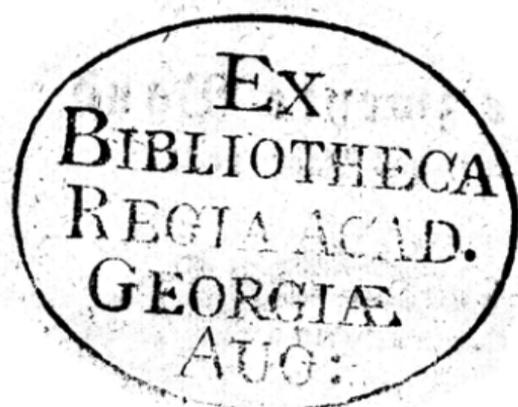
Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1831.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Spath.



EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACAD.
GEORGIAE
AUG:

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 2. Julius 1831.

G ö t t i n g e n.

Am 4ten Junius erfolgte die gewöhnliche Preisvertheilung an die Studierenden; wovon wir unsern Lesern Bericht abzustatten haben. Die Preisfragen sind bereits S. 1050 des vorigen Jahrganges angegeben. Zu der Beantwortung der theologischen Frage waren drey Schriften eingegangen. Den Preis erhielt Herr Rudolph Ernst Klener aus Göttingen. Der Prediger-Preis ward getheilt zwischen Hn. Carl Aug. Kelbe aus Braunschweig, und Hn. Joh. Friedr. Armknecht aus Lüneburg.

Auch für die juristische Preisfrage waren drey Schriften eingekommen. Den Preis erhielt Herr Aug. Heinr. Dberg aus Celle; das Accessit Herr Joh. Friedr. Tobias Otto Gleim aus Schaumburg-Hessen.

Die medicinische Facultät hatte zwey Preischriften erhalten; eine dritte lief zu spät ein. Die beiden ersten so ausgezeichnet, daß die Entscheidung schwierig war. Der Preis ward Hn.

Heinr. Aug. Ludwig Wiggers aus dem Hannoverschen zuerkannt; der Verfasser der Schrift die ein ruhmvolles Accessit erhielt, hat sich noch nicht genannt.

Die philosophische Facultät hatte zwar nur Eine Schrift erhalten. Sie zeichnete sich aber so aus, daß ihr unbedenklich der Preis zuerkannt werden konnte. Ihr Verfasser ist Herr Benjamin Goldschmidt aus Braunschweig.

Wenn wir in diesen Erfolgen den Beweis sehen, daß auch die hier durchlebten unruhigen Zeiten den Fleiß unserer Studierenden nicht haben unterbrechen können, so dürfen wir dieses um so mehr nach wiederhergestellter Ruhe für die auf das folgende Jahr bekannt gemachten Preisfragen erwarten. Es sind folgende:

Von der theologischen Facultät:

Quum satis constet, decretalium illam collectionem quae Pseudo-Isidori nomine appellari solet, esse suppositam, Ordo postulat, ut ratione habita et ipsarum decretalium argumenti, et temporis illius, quo compositae sunt, conditionis, accurate examinetur, tum quibus consiliis, tum, quibus fontibus impostor ille in adornandis istis praestigiis usus sit.

Für den Predigerpreis ist der Text Matth. VI, 6 — 13 aufgegeben.

Von der juristischen Facultät ist die vor drey Jahren aufgegebenere Frage wiederholt:

Quale sit discrimen inter delicta publica tam ordinaria quam extraordinaria, atque privata ex principiis juris Romani?

Bon der medicinischen Facultät:

De arteriarum torsione, novo sanguinem sistendi modo, quid judicandum sit? Utrum arteriarum vinctura nunc carere possimus, aut non? Si non, quando torsioni, quando vincturae locus sit?

Endlich von der philosophischen Facultät:

Quaeritur quo jure Socrates philosophiae moralis auctor dicatur, et qualis fuerit doctrinae de moribus apud Graecos ante hunc philosophum status et conditio.

P a r i s.

1. Voyages en Orient, entrepris par ordre du Gouvernement français, de l'année 1821 à 1829 par V. Fontanier. Turquie d'Asie. 1829. P. Mougie aîné. Tome 1. 331 Seiten in Octav.

2. Voyages etc. par V. Fontanier. Constantinople, Grèce, Evénemens politiques en 1827 et 1829. 1829. Mougie aîné. Tome 1. 360 Seiten in Octav.

Weshalb der Verf. diese beiden Werke auf eine so wunderliche Weise getrennt hat, da er sie doch füglich den ersten und zweyten Band seiner voyages hätte nennen können, wissen wir nicht, wie dem aber auch sey, so können wir sie hier als zusammen gehörend betrachten.

Der erste Band enthält des Verf. Reisen in Kleinasien während 1827. Er landet von Georgien kommend in Trebizonde, reist von da über Erzerum, Kara-Hissar, Tschiftlik, Sivas, Tokate, Amasia, Ösmändjik, Tossia, Bolo, Terekli,

Ismit nach Scutari und von da nach Constantinopel. — Der unmittelbare Zweck seiner Reise waren naturhistorische Forschungen im Auftrag der französischen Regierung und der geographischen Gesellschaft zu Paris; aber in diesem Berichte finden sich, außer einigen geognostischen Notizen, worauf wir zurückkommen werden, und einigen geographischen Nachrichten über die Gebirgszüge und Wasserscheiden des nördlichen Theils von Kleinasien, den Taurus und Antitaurus, wenig Spuren seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und wir müssen daraus schließen, daß er die Resultate seiner Reise in dieser Hinsicht anderswo niedergelegt hat oder niederzulegen gedenkt. Im übrigen nun fehlt es in diesem Bande nicht an lehrreichen und zum Theil ergößlichen Bemerkungen über Sitten und Character der Bewohner der bereisten Länder, und der Verf. zeigt sich im Ganzen als einen wohlgelaunten, aufmerksamen Beobachter, als einen lebendigen und — bey unsern Reisenden ein sehr seltenes Verdienst — ziemlich anspruchlosen Darsteller; und überdieß hat er den Vortheil verhältnißmäßig sehr wenig bekannte Theile des türkischen Reiches zu beschreiben. Dennoch aber sind die Sitten, der Character der Türken und der meisten der ihnen unterworfenen Stämme, so weit ein Europäer sie überhaupt kennen lernen kann, besonders in der neuesten Zeit, zu oft beschrieben, als daß diese ewigen Wiederholungen nicht endlich ermüden sollten; auch fehlte es dem Verf. an einer hinreichenden Kenntniß der Landessprachen, und sein Aufenthalt in den meisten Orten war zu kurz um mehr als die Oberfläche beurtheilen zu können. In Erzerum aber, wo er sich länger aufhielt, hat er in Buckingham einen

Vorgänger gehabt, der z. B. auch über die Kurden und die Jezids weit ausführlicher berichtet als er. — Bemerkenswerth schienen uns einige Nachrichten über die Verwaltung jener Provinzen, woraus hervorgeht, daß, abgesehen von der jetzigen Lage des türkischen Reichs, manche ältere Einrichtungen u. Verhältnisse vorhanden sind, die den Einfluß der Pforte in diesen Gegenden sehr beschränken, und sich wenig mit den gewöhnlichen Begriffen von unumschränkter Herrschaft des Sultans vertragen. So übt z. B. der Aga von Amasia, und sogar der Pascha von Erzerum wenig mehr als einen Schatten von Gewalt, die in der That dort bey den Aghans und dem Musselim, hier bey den Bairactars oder großen Lehnsträgern ruht. — Die Berichte des Verfs. haben indessen auch ein besonderes Interesse des Augenblicks, da er zum Theil Zeuge der Art war wie jene wichtige Reform, die Auflösung der Janitscharencorporation in diesen Theilen des Reichs vor sich ging. In Erzerum führte der Pascha diese schwierige Sache mit großer Klugheit durch. Er versammelte die Bairactars, theilte ihnen den Firman mit und erklärte ihnen offen, daß er nicht daran denken könne diese Maßregel mit Gewalt durchzusetzen, da es dazu wenigstens eines Heeres von 10000 Mann bedürfe, und er kaum fünfhundert habe; daß er, im Fall sie sich widersetzen wollten, sogleich seine Stelle niederlegen würde — daß sie aber aus Erfahrung wüßten, daß sie in diesem Fall sich im offenen Krieg gegen die Pforte befinden und über kurz oder lang überlegenen Streitkräften mit großem Verlust unterliegen würden, während doch gerade jetzt die Fortschritte auswärtiger Feinde die Einigkeit aller wahren Gläubigen.

dringend nothwendig machten. Seine offene kräftige Beredsamkeit entschied für den Augenblick; die Bairactars gestatteten ihm einige wichtige feste Punkte mit seinen Leuten zu besetzen. Er gewann Zeit seine Truppen zu vermehren, die mächtigsten der Bairactars durch Versprechungen zu gewinnen, mit Gewalt oder Drohungen zu schrecken, oder durch Uneinigkeit unschädlich zu machen, und so in kurzer Zeit und ohne Blutvergießen seinen Zweck vollkommen zu erreichen. Uebrigens ließ es die Pforte auch nicht an Maßregeln fehlen, um, besonders in den weniger unabhängigen Provinzen durch heilsamen Schrecken Gehorsam zu erzwingen und der Verf. begegnete selbst einem Zuge gefangener Janitscharen, die dem Blutbade in Constantinopel entronnen, nun durch die bedeutendsten Städte an der Küste geschleppt wurden, in deren jeder man einige von ihnen enthauptete. — Der Verf. behauptet bey mehreren Gelegenheiten, daß es der türkischen Regierung keinesweges an Geschicklichkeit in der inneren Verwaltung fehle, und in der That wäre ohne dieß die Erhaltung oder doch schnelle Wiederherstellung der Ruhe und des Gehorsams in dem größten Theile des Reiches ganz unerklärlich, aber freylich sind die Mittel immer nur auf den Augenblick berechnet, und entsprechen an Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit dem Zustande, den Sitten derjenigen mit denen die Pforte es zu thun hat. Als Beyspiel führt der Verf. unter andern auch die Art an, wie die Recrutierung für die neuen regulären Truppen betrieben wurde. Der furchtbare Schlag der die Janitscharen getroffen, hatte in den, der Hauptstadt näher liegenden Paschaliks Alles mit Entsetzen erfüllt, und diese Stimmung wurde benutzt um

die verhasste Maßregel der Recrutierung schnell und mit Erfolg durchzuführen, wobey man die Vorsichtsmaßregel beobachtete nur junge Leute unter 22 Jahren zu nehmen, die noch in keiner Verbindung mit den Janitscharen gestanden hatten, und überhaupt biegsamer als die Alten waren. Auch hier zeigt es sich übrigens, welche Hülfsmittel diesem räthselhaften, seit Jahren von den Weisen des Abendlandes mit baldigem unvermeidlichen Untergange bedrohten Staatskörper zu Gebote stehen, wenn man sieht, daß der Pascha von Bolo, einem der unbedeutendsten Paschaliks von kaum 80000 Einwohnern in drey Monaten 12000 Mann wenigstens oberflächlich eingeübt nach Constantinopel schicken konnte; und der Verf. behauptet daß diese junge Mannschaft sich gelehriger zeigte als es unter ähnlichen Umständen in Europa der Fall gewesen wäre. Die Übungszeit dauerte länger als in Europa und dennoch wiederholten die Recruten oft aus eigenem Antriebe in ihren Ruhestunden das Exercitium. Ihre Nahrung war Reis und Fleisch; anfangs erhielten sie acht Sous (nach französischem Gelde) täglich, bald aber viel weniger und endlich gar nichts, ohne daß sie geklagt hätten. Nicht ohne Interesse sind auch des Verfs. hier und da eingestreute Bemerkungen über den Handel, z. B. über die Wichtigkeit von Erzerum für den Handel mit Persien, über den Handel von Amasia u. s. w.

Unter manchen Zügen orientalischer Sitten fiel uns auf, was über den Hofhalt des Pascha von Sivas berichtet wird, der an dem Thor seines Pallastes einen ungeheuren Löwen angefettet hat, und zwar so, daß die Ein- und Ausgehenden den Augenblick wohl abpassen müssen, wenn der

Durchgang, bey dem gleichförmigen Hin- und Herschreiten des Thiers, gerade frey ist.

Der Raum zwingt uns jedoch manche andere ergeßliche Schilderung einer geognostischen Uebersicht der durch drey Steindrücke erläuterten Gebirgsdurchschnitte von Trebizonde bis Erzerum und von Erzerum bis Scutari aufzuopfern, die dem Zwecke dieser Blätter angemessener ist, und das um so mehr da jene ohnehin schon in andern Blättern, z. B. dem Auslande, ihren Platz gefunden haben oder nach beliebter Art doch bald finden werden. Die Durchschnitte (Tafel I) stellen im Hintergrunde die Granit- und Sienit- (roth) Formationen des höchsten Armenischen Gebirgstöckes dar, weiter nach vornen und niedriger Kalkformationen in wagrechten Schichten, und an ihrem Fuße, längs der Küste von Redut-Kalé bis Trebizonde Basalt. Dann von Trebizonde bis Erzerum, nämlich von Erzerum bis Serch-Kiari grober gelblicher Kalkstein, niedrige Hügel; von da bis zum Gipfel von Machka, Jurakalk (calcaire du Vivarais?) in mächtigen Lagern — bis Gumuch-Khené südlicher Abhang, Kalkschiefer mit silberhaltigen Blengruben — von da bis zum Fuß der Chalybeischen Gebirge, gelblicher Kalk — von da bis Baibut, feinkörniger Kalk, Hügel, Quellen des Kifil-Ermaf — von da bis zum höchsten Gipfel des Ag-Dag, blättriger Kalk, Schiefer, Urkalk in Lagern abwechselnd mit Serpentin — von da Südabhang bis zum Flußbette des Euphrat Urkalk, darüber gelblicher Kalkschiefer — Hochebene von Erzerum: grober Kalk mit vulcanischen Erzeugnissen und Muschelkalk bedeckt. Von Baibut nach Sunnar, Urkalk und darüber jüngerer Kalk (secondaire) — von da bis Bach-Tschiftlik grober Kalk mit

Muschelkalk bedeckte Ebene — von Bach: Tschiftlik bis zum Fluß von Kara: Hissar, grobe Nagelfluh, diorite (?) schiefrige Nagelfluh, Anfangsebene, dann ansteigendes Gebirge — von da bis zu dem Gebirge von Kara: Hissar, anfangs Nagelfluhschiefer mit vulcanischen Massen bedeckt, Glimmerschiefer in Serpentin übergehend, dann das höchste Gebirge Pyrenäenkalk. — Taf. II. Von Kara: Hissar bis zur Brücke Marmor — von da bis Andras gelblicher Kalk und grauer Granit, Hügel — von da bis Tschiftlik Serpentin mit Kalk abwechselnd, Kalk mit Pectiniten — von da bis zu einem See (auf der Charte halbwegs zwischen Siwas) gelblicher Kalk — von da bis Soliman: Aya Gyps — von da bis Siwas Kalkebene — von Siwas bis zu den Ruinen (?) Kieselbreccie, rother Kalk, Plateau von Kreidekalk — von da bis Karghi Fortsetzung des Plateau — von da bis zum Dorf (?) Glimmerschiefer, rother Kalk — von da bis Tokata, rother Kalk, Kieselbreccie, Granitblöcke — von da bis Amasia, Kalkebene, weißer Kalk, Marmor — von da bis Marcivan Granit und Porphyr (niedrige Hügel und Ebene) — von da bis Haggi: Keni Granitebene — von da bis Osmandjik secundärer Kalk und Glimmerschiefer (Hügel) — von da bis Haggi: Khamse und von da bis Tossia, Ebene, Kalk, Kreide. — Taf. III. Von Tossia bis Gumertly Kalkhügel auf Granit — von da bis Tscherkes Granit, Felsen von coralline (?), grobe Nagelfluh, höhere Ebene — von da bis Bagandur secundärer Kalk, höhere Hügel — von da bis Sarade, Nagelfluh und Granit, niedrige Hügel — von da bis Bolo Granithügel, dann Kalkebene. Von Bolo bis Modunly Kalkebene, dann Granithügel — von

da bis Torbali Granit, Ebene, dann schroffe Hügel — von da bis Terakli Kalk mit Serpentin abwechselnd, platte Hügel — von da bis Guavah Granit, höhere Hügelkuppe — von da bis Sepenja aufgeschwemmtes Land, Sand, niedrige Nagelfluhhügel — von da bis Ismit, Ebene, Sand — von da (hügliges Ufer) bis Gebizeh, secundärer Kalkschiefer — von da bis Skutari Nagelfluh, Kalk, Puddingstein, rothe Nagelfluh, secundärer Kalk.

Die zweyte Abtheilung der Reisen des Herrn Fontanier begreift lauter neuerdings sehr oft besuchte und beschriebene Gegenden, Constantinopel, Smyrna, Chios, Scyra, Poros, Linos, Regina, und das Interesse dieser Berichte konnte daher nur aus dem Zeitpuncte hervorgehen, in den der Aufenthalt des Verf. fällt, nämlich die für das Schicksal des neuen Griechenlands so verhängnißvollen Jahre 1826 und 27; denn was er in den drey ersten Kapiteln über seinen Aufenthalt in Constantinopel sagt kömmt wenig in Betracht und ist eigentlich auf dem Titel des Werks statt von 1821..1829 nur 1826 und 27 zu setzen. — Der Verf. hat in der That begriffen worauf er in seiner Reisebeschreibung besondere Wichtigkeit zu legen habe, nämlich auf den historischen Theil; aber er hat in dieser Hinsicht nicht das rechte Maaß gefunden; denn wenn es allerdings nicht ohne Interesse ist zu sehen was unter den Augen des Verfs. zu jener Zeit in Griechenland vorging — welchen Einfluß die Politik der Großen an Ort und Stelle hatte — wie oft ein ganz entgegengesetzter als der von den Staatsmännern beabsichtigte oder erwartete! wie diese Politik von den beiden feindlichen Parteyen oder auch von unparteyischen, sachkundi-

gen Zeugen beurtheilt wurde — wie verschieden von den allzeit fertigen Lobhudeleyen unserer Staatszeitungen! — so geht daraus keinesweges hervor, daß der Reisende zum Geschichtschreiber dieser Begebenheiten und ihrer Ursachen berufen sey, da er für alles was außer seinem Gesichtskreise vorging, weder selbst eine Autorität seyn kann, noch eine andere gültigere beybringt — er müßte uns denn zumuthen Attachés und andere diplomatische Bucherplänzlein als solche anzusehen. Leider nehmen solche historische Abhandlungen über die Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte, über die Entstehung des Tractats vom 6. Julius u. s. w. einen ziemlichen Raum in diesem Bande ein, die wir Hn. Fontanier gerne geschenkt hätten. Halten wir uns dagegen an die eigenen Beobachtungen des Verfs. an Ort und Stelle, so sind sie allerdings nicht ohne Interesse, zum Theil auch durch die sonderbaren Widersprüche die sie enthalten. So z. B. muß es auffallen, wenn den Hauptern der griechischen Insurrection, und den Mitgliedern der damaligen Regierung bey jeder Gelegenheit vorgeworfen wird, sie hätten bloß ihren eigenen Vortheil im Auge gehabt, bloß daran gedacht sich selbst zu bereichern *), und die von

*) Wir sind weit entfernt zu läugnen, daß dieß bey vielen der Fall war, oder daß überhaupt bey den Griechen Unredlichkeit, Eigennuß in Menge zu finden sey; doch sollten wir die edlen Jobs nicht vergessen, deren Opfer die Griechen bey der Londoner Anleihe wurden, und an denen Englische Parlamentsglieder nicht verschmähten Theil zu nehmen. — Gegen so gewandte Speculanten erscheint freylich Bruder Jonathan bey dem berühmten Schiffsverkauf an die Griechen als ein bloßer grober Betrieger. Wie hätten die Griechen in solchen Schulen nicht etwas lernen sollen?

Europa nach Griechenland geflossenen Geldsummen seyen von ihnen untergeschlagen worden, und wenn wir auf der andern Seite sehen, wie sich die griechische Regierung in Aegina behelfen muß. Die Stadt hatte nur zwey oder drey größere Gebäude. Eins davon diente als Sitz der Regierung; der Sitzungsaal war in der Art von Thurm, zu dem eine hölzerne Treppe hinauf führte; der übrige Theil des Gebäudes war von dem Präsidenten Mauromichali und dessen Vater Pintro-Bei bewohnt. Ein anderes Mitglied der Regierung, Marchi, bewohnte mit seiner Familie ein Haus was nur ein einziges Zimmer hatte. Der Minister der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten, Glaraki, war nicht besser daran. Ich hatte ihm zwanzig Franken zu überbringen, und als ich mich zu ihm verfügte um diesen wichtigen Auftrag auszurichten, fand ich seine Excellenz in einem elenden Zimmer, dessen ganzes Geräthe in einem Bett, zwey Stühlen und einem Koffer bestand. Zwey Weiber aus Chios, die er aus der Sklaverey losgekauft hatte, flickten alte Wäsche, und einige medicinische Bücher die herumlagen, zeugten von seinem früheren Stande. Ich hatte die Ehre mich auf den Koffer niederzusetzen, während der Minister auf einem dreybeinigen Stuhl saß. In einem Vorzimmer war seine Canzley und wir hörten seinen Schreiber sich mit einigen Seeräubern herumzanken die Caperbrieife verlangten. — Wir können wirklich in den meisten der Beschuldigungen, die man gegen die Griechen erhoben hat, eben so wenig einen haltbaren, practischen Gesichtspunct entdecken, als in dem empfindsamen, schwankenden Enthusiasmus, womit man anfangs, besonders bey uns sich die

Zeit vertrieb. Untersuchen wir z. B. die Hab-
 sucht und Uneinigkeit der Kapitanis. Der Ver-
 fasser selbst gesteht, daß der kleine Krieg der
 einzige war den die Griechen unter bestehenden
 Umständen mit Glück führen konnten und ge-
 führt haben — daß die Vertheidigung gegen die
 Türken einzig und allein durch die Kapitanis mit
 Erfolg geschah, während jeder Versuch durch die
 mit ungeheuern Kosten, Mühe und Zeitaufwand
 gebildeten Häufchen von Taktiki etwas zu ent-
 scheiden unglücklich ablief, und der Sache der
 griechischen Unabhängigkeit zehnmal mehr schad-
 ete als alle einzelnen Niederlagen der Kapi-
 tani, die sich immer in sehr kurzer Zeit wieder
 erholen konnten und wenig verloren da sie we-
 nig wagten. Gibt der Verf. dieß zu, so sollte
 er es auch ganz in der Ordnung finden, daß
 die Kapitanis sich als die eigentlichen Stützen
 der Insurrection ansahen, und daß der Vortheil
 des Ganzen mit ihrem persönlichen Vortheile in
 ihren Augen zusammenfiel. Verlangt man über-
 haupt von politisch-kriegerischen Führern unter
 so gewaltsamen Verhältnissen nicht die morali-
 sche Reinheit eines goldenen Zeitalters, findet
 man besonders auf einer höheren Stufe der Ci-
 vilisation unter weniger gewaltsamen Verhält-
 nissen dieselben Fehler nur in anderem Gewande,
 so wird man zugeben, daß diese Häuptlinge so
 Unrecht eben nicht hatten; denn in der That in-
 dem jeder für sich raubte wo er etwas fand, und
 dadurch seine Schaaren verstärkte, verstärkte er
 auch in demselben Maße die Sache der Insur-
 rection, und auf eine viel wirksamere Art als
 wenn diese Hülfsmittel der Regierung zugeslos-
 sen wären, die sie im besten Fall auf die Taktiki
 verwendet hätte, welche (wie der Verfasser selbst

sagt) nur zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung und der Gewalt der Regierung tauglich waren, also in diesem Augenblick zu einem untergeordneten Zweck. Was aber den Vorwurf der Uneinigkeit betrifft, so sollte man doch endlich begreifen, daß in einer insurrectionellen Revolution (d. h. einem reinfactischen Zustande) Einigkeit, Unterwerfung aller Häupter unter eines nur dann möglich ist, wenn sich ein Mann findet dem factisch alle andere untergeordnet sind — der es durch Thaten beweist, daß er der stärkste ist, zunächst gegen den gemeinsamen Feind. Aber wo fand dieß in Griechenland Statt? Wie konnte man den Kapitanis, deren Dienste klar am Tage lagen, zumuthen, sich Männern, zum Theil fremden unterzuordnen, die entweder noch nichts gethan, wenn auch viel versprochen hatten, oder deren Unternehmungen zum großen Nachtheil der griechischen Sache mißlungen waren? Man denke z. B. nur an den verunglückten Entsatz von Athen 1827, wo nach des Verfassers eigenem Berichte Karaiskaki durch den Vorwurf der Feigheit gezwungen wurde, seine offenbar zweckmäßigere und durch die Erfahrung bewährte Kriegsführung aufzugeben, sich mit seiner Schaar unter die Befehle Fabviers und Lord Cochrane's zu stellen, um an einer Unternehmung Theil zu nehmen, die er gänzlich mißbilligte, deren unglücklichen Ausgang er vorhergesagt hatte und mit dem Leben bezahlte. Hiermit sollen übrigens die Verdienste von Männern wie Fabvier und einiger anderen Philhellenen nicht geläugnet werden, aber nützlich konnten sie erst dann werden, als die Einmischung der großen Mächte den eigentlichen Insurrectionskrieg unnütz gemacht hatte, und die innere

Ruhe und Ordnung zur Hauptsache wurde. Wie kann man es aber hier wieder den griechischen Häuptlingen so sehr verargen, daß sie es nicht sogleich begreifen können, daß ihre Rolle nun ausgespielt, ihre Dienste unnütz seyen, daß sie sich nun denen unterordnen müßten, die bis dahin wenig oder gar nichts gethan hatten? Ja, berechtigte sie dazu nicht das ganze Verfahren der fremden Mächte durch ihre schwankende, schlaffe Zweydeutigkeit, wenn sie sich nicht dazu verstehen wollten ihre Waffen niederzulegen, ihre ganze Stellung aufzugeben, von der, im Fall der Krieg nicht wirklich beendet war, allein der Widerstand abhing? Wir halten diese Bemerkungen nicht für überflüssig, da sie uns gerade durch die Berichte des Verfassers, wenn auch vielleicht gegen seine eigene An- und Absicht, von neuem aufgedrängt wurden. Was er über die Seeräuberey der Griechen sagt, verdient ebenfalls sehr beherzigt zu werden, da er beweist, welchen Antheil die schwankende Politik der großen Mächte daran hatte. Uebrigens ist diese ganze Geschichte eine treffende Bestätigung des trivialen Sprüchwortes von großen und kleinen Dieben; denn wirklich thaten die Griechen nichts als daß sie die Frage: ob die Flagge die Ladung deckt? nach ihrem Vortheil beantworteten, und sind sie doch wahrlich nicht die ersten und nicht die einzigen, die sie auf eine für die Neutralen allerdings sehr lästige Art beantwortet haben. Dergleichen Parodien sind in der That ergötzlich und merkwürdig genug. Wir verweisen schließlich noch auf das was Herr F. von dem Wirkungskreis der Philhellenen sagt, wo er auch unseres wackeren Landsmannes Heidecker rühmlich erwähnt, und beyläufig unsere

Ansicht bestätigt, daß diejenigen Philhellenen, die Griechenland wirklich etwas genützt haben, auch am günstigsten von den Griechen urtheilen, während Niemand sie ärger verläumdet als diejenigen, welche gar nichts für sie gethan haben.

B. A. H.

C e l l e.

Eine Schulfeyerlichkeit bey Einführung neuer Lehrer ward von dem Hn. Director Hüpeden angekündigt durch ein Programm: de Periclis laudatione funebri, Thucyd. II, 35 etc. Es wird zuerst darin dargethan, wie bey den Atheniensern allein es Sitte gewesen sey, daß den in der Schlacht Gefallenen auf Befehl des Staats eine Denkrede gehalten sey, womit die Lobreden auf Verstorbene bey den Römern als Privatsache nicht verwechselt werden dürfen, wie vom Dionys von Halicarnasß geschehen. Das Alter des Instituts läßt sich nicht gewiß bestimmen, da wir weder wissen durch wen das Gesetz deßhalb eingeführt sey, noch wer zuerst eine solche Lobrede gehalten; wenn auch die des Pericles oder vielmehr des Thucydides nicht nur die älteste bekannte, sondern auch die einzig echte ist; da die dem Demosthenes und Lysias beygelegten als unecht anerkannt sind, und auch die Echtheit des Menexenus des Plato bezweifelt wird. Zum Schluß werden zwey schwierige Stellen aus Kap. 40 und 42 erläutert. — Wir wünschen mehrere solcher Schriften von den gelehrten Vorstehern unserer Landesgymnasien anführen zu können.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 4. Julius 1831.

Düsseldorf und Elberfeld.

Bey J. C. Schaub: Lehrbuch der Mechanik, von J. P. Brewer. Erster Theil, VI u. 215 S. 1829. Zweyter Theil, XIV u. 268 S. 1830. 8.

Der nächste Zweck dieser Schrift ist, den Schülern der Gymnasien und allen die sich den Studien der Naturlehre widmen wollen, eine gründliche und vollständige Anleitung zur Mechanik zu geben. Da die classischen Werke die wir über die Mechanik besitzen alle Lehren mehr oder weniger durch Differenzialrechnung begründen, nach Herrn Br. Meinung aber der Gymnasialunterricht in der Mathematik bey der Differenzialrechnung aufhören soll, so will er in diesem Werke die Mechanik ohne Hülfe der höheren Analysis behandeln, jedoch keinen Abriß einzelner Kapitel geben, wie dieß wohl in ähnlichen Werken vorkommt, die nur elementare Kenntnisse voraussetzen, sondern eine vollständige Einsicht in die Wissenschaft, so weit diese bloß mit Hülfe der elementaren Geometrie und Trigonometrie und der Anfangsgründe der Algebra und

analytischen Geometrie erlangt werden kann. Es ist freylich fraglich, ob überhaupt diejenigen, welche noch gar keinen Begriff von höherer Analysis haben, Mechanik studieren sollen, und wir glauben daß es dem Verfasser an vielen Stellen nicht gelungen ist, solchen Lesern eine klare Einsicht zu verschaffen, da, wie sich erwarten läßt, das Unendlichkleine häufig die Stelle des Differenzials vertreten mußte. In jedem Falle aber ist dieses gehaltvolle Werk, bey dem Mangel an guten deutschen Lehrbüchern der Mechanik, eine schätzbare Erscheinung, und Ref. glaubt daß es gerade für diejenigen, die schon mit höherer Analysis vertraut, sich die Sprache des Verfassers in die der Differenzialrechnung zu übersetzen wissen, eine gute Vorschule für das spätere Studium der Werke von Lagrange, Laplace, Euler u. s. w. abgeben kann. Denn, wie der Verf. richtig bemerkt, 'bey der Anwendung der höheren Analysis reißt die Entwicklung und Ausführung der Rechnung so gewaltig fort, daß der Anfänger, der von dem Gegenstande noch keinen Begriff hat, über dem Rechnen den Gegenstand selbst vergißt. Jeder der es versucht, ohne einige Vorkenntnisse der Mechanik dieselbe aus den Werken von Poisson oder einem ähnlichen zu erlernen, wird die Wahrheit dieser Behauptung durch die Erfahrung bestätigt finden'. — Der erste Theil der die Statik fester Körper behandelt, ist in gewissem Sinne ein Auszug aus dem ersten Theile des Poissonschen *Traité de mécanique* zu nennen. Er enthält das ganze erste Buch dieses Werkes (mit Ausschluß der Lehren die sich auf Differenzialrechnung gründen, und des dritten Kapitels), die Zusätze, außerdem eine Menge nützlicher Erörterungen und historischer Notizen; und am Schlusse eine besondere Abhandlung über

die Wage S. 195..215, die gute practische Bemerkungen enthält. Der zweyte Theil enthält die Dynamik fester Körper. Nach allgemeinen Erläuterungen über Bewegung und bewegendende Kräfte, Abschnitt 1 und 2, folgen die Lehren von den frey fallenden und frey geworfenen Körpern, von den Centralkräften, wobey zugleich ein kurzer Abriß der physischen Astronomie gegeben ist, Abschn. 3..5, dann in Abschn. 6 die Bewegung auf vorgeschriebenen Bahnen, wo die Lehre vom Pendel ausführlich behandelt, und auch die Theorie des Inversions- und Centrifugalpendels erläutert ist. Im siebenten Abschnitt, der die drehende Bewegung behandelt, ist der Verfasser vorzüglich Euler (theor. mot. corp. rig.) gefolgt, in der Darstellung des Satzes von den Hauptaxen der Umdrehung hat er jedoch mit Recht statt der Betrachtung des Größten und Kleinsten die neuere Behandlungsweise angewandt (vergl. *méc. anal. part. 2. sect. 3*). Der achte Abschnitt enthält die Lehre vom Stöße, worin zugleich die Robinsche Methode, die Geschwindigkeit der Geschützflugeln zu finden, erläutert ist. Im Anhange ist die Methode die Länge des Secundenpendels zu finden erläutert, vorzüglich nach Biot (*astron. phys. T. 3*). Daß der Verf. gleich im Anfange die Mechanik für keine rein mathematische Wissenschaft gelten lassen will (T. 1. S. 9), wie auch die meisten neueren Schriftsteller thun, kann Ref. nicht billigen. Der Name Kraft ist an und für sich nur ein Nothbehelf, um etwas auszudrücken, von dem wir keine deutliche Vorstellung haben. Wir kennen keine Kraft, wir kennen nur Bewegung, und nur als etwas aus dieser Abstrahirtes darf der Begriff der Kraft in die Mechanik aufgenommen werden. Und so ist es gar nicht ein-

zusehen, warum wir uns nicht eben so gut hypothetisch einen Körper denken können, der rücksichtlich der Bewegung gewisse Eigenschaften hat, und aus dieser Annahme auf streng mathematischem Wege gewisse Gesetze ableiten, so wie wir z. B. geometrische Lehren aus dem Begriffe des Kreises, der Kugel u. s. w. ableiten, ohne zu fragen ob ein Kreis, eine Kugel in der Natur wirklich existiert. Wenn man aber die Mechanik erst auf Umstände gründen will, die wir an wirklich vorhandenen Körpern zu bemerken glauben, heißt das nicht eben so viel als wenn man die Geometrie auf Vermessungen gründen wollte, die man im Felde vorgenommen hat? Für den Satz vom Parallelogramm der Kräfte, den der Verf. an die Spitze der Statik stellt (§. 25), ist der Duchayla'sche Beweis angewandt, den auch Poisson in den Zusätzen aufgenommen hat. Da dieser Beweis, nach Hn. Br. Meinung, an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, so glaubt Ref. Einiges bemerken zu müssen was sich vielleicht gegen die Darstellung einwenden ließe. Es wird zuerst der Satz vorausgeschickt, daß wenn zwey Seitenkräfte gleich sind, die mittlere Kraft den Winkel, den diese einschließen, halbieren muß, und dieß kann zugegeben werden so bald überhaupt bewiesen ist, daß diese Seitenkräfte wirklich durch eine Mittelkraft ersetzt werden können, was nicht geschehen ist, und etwas später wird sogar von ungleichen Kräften stillschweigend angenommen, daß sie eine Mittelkraft haben; einige Zeilen früher dagegen (§. 24) drückt sich der Verf. vorsichtig aus, indem er im Allgemeinen bemerkt, daß in vielen Fällen mehrere Kräfte durch eine Mittelkraft ersetzt werden können ohne diese Fälle genauer zu erörtern (eben so wenig hätte in §. 31 ohne Beweis angenommen

werden sollen, daß Kräfte die nach senkrechten Aren wirken, sich nicht aufheben können, besonders da der Beweis so einfach ist, wie man ihn z. B. bey Poisson T. 1. S. 22 findet). Der Beweis beruht ferner darauf, daß bewiesen wird, die resultierende Kraft müsse durch zwey Punkte gehen, woraus man den Schluß zieht, sie müsse nach der durch diese Punkte bestimmten Linie gerichtet seyn, ohne noch gezeigt zu haben daß die resultierende Bewegung überhaupt eine geradlinige seyn müsse. Dagegen scheint uns der Einwurf den der Verf. gegen den bekannten Kästnerschen Beweis macht, 'daß es dem systematischen Gange der Wissenschaft zuwider sey einen so allgemeinen Satz aus der Theorie eines einzelnen Werkzeugs (des Hebels) herzuleiten' nicht sehr gegründet, denn dieser Beweis beruht bloß auf der Betrachtung paralleler Kräfte die an einer festen Linie wirken, eine Fiction die ganz erlaubt ist. Eher läßt sich gegen diesen Beweis einwenden daß man den Satz: Wenn auf eine feste gerade Linie zwey parallele Kräfte wirken die im Gleichgewicht sind, so wird der Unterstützungspunct, mit einer Kraft welche der Summe der beiden Kräfte gleich ist, gedrückt: nicht ohne Beweis annehmen kann, wie schon Lagrange bemerkt hat. Unter den historisch erwähnten Beweisen vermißt man den elementaren Beweis den Cauchy im ersten Bande der *exercices mathém.* gegeben hat. Der Beweis des Satzes, daß bey Centralbewegungen der Radius Vector in gleichen Zeiten gleiche Räume beschreibt, hätte einfacher gegeben werden können, wie man ihn z. B. bey Poisson findet, da ohnehin Ausdrücke wie, ein in einer unendlich kleinen Zeit, aber mit endlicher Geschwindigkeit, beschriebene Weg, und ein unendlich Kleines das gegen ein anderes unendlich

groß ist; den meisten der Leser, für welche das Buch bestimmt ist, nicht klar seyn möchten. Bey Gelegenheit der Centrifugalkräfte (Th. 2. S. 46) macht der Verf. auf einen angeblichen Irrthum im Gehler'schen physik. Wörterbuche (ältere Ausg. Art. Centralkräfte, neuere Ausg. Art. Centripetalkräfte) aufmerksam, dessen wir hier, wegen des häufigen Gebrauchs dieses Werkes, erwähnen wollen. Gehler behauptet daß man in jeder krummen Linie die Centrifugalkraft wie im Kreise finden könne, wenn man statt des Halbmessers des Kreises den zu jedem Punkte gehörenden Krümmungshalbmesser in Rechnung bringt. Dagegen meint Herr Br. daß dieser Ausdruck nur dann richtig wäre, wenn der Mittelpunkt der Anziehung der Mittelpunkt der Krümmung wäre, so daß nach Gehler der Mittelpunkt der Anziehung beständig seinen Ort ändern müßte, während man sich bey Centralkräften immer einen Mittelpunkt der Anziehung denkt, dessen Lage durchaus unveränderlich ist. Allein das Ganze ist nur ein Wortstreit, und es ist nicht einzusehen warum Hr. Br. gerade Gehler wegen der gegebenen Formel tadelt, da sich dieselbe auch bey anderen bekannten Schriftstellern, und namentlich bey Poisson findet. Gehler versteht unter Centrifugalkraft den Theil des Drucks der durch die Geschwindigkeit hervorgebracht wird, oder die Kraft mit welcher der Körper sich vom Mittelpuncte des Krümmungskreises zu entfernen strebt, die daher im Kreise der Centripetalkraft gleich und entgegengesetzt bey anderen krummen Linien von dieser verschieden ist. Hr. Br. dagegen versteht immer unter Centrifugalkraft die Kraft die der Centripetalkraft gleich und entgegengesetzt ist, und hieraus entstehen die verschiedenen Ausdrücke. Bemerkenswerth ist der einfache Beweis für die Cycloide als Isochrone

(§. 65), jedoch ist nicht, wie angedeutet wird, bewiesen, daß nur die Cycloide diese Eigenschaft hat, auch dieses kann indessen auf elementarem Wege bewiesen werden, wie kürzlich gezeigt worden ist (s. Crelle's Journ. der Math. Bd. 6. S. 49 ff.). Bemerkenswerth ist auch die Behandlung des Satzes, daß es in jedem Körper drey Hauptaxen gibt. Der Beweis dieses Satzes gründet sich bekanntlich auf die Eigenschaft der kubischen Gleichungen, daß jede solche wenigstens eine mögliche Wurzel hat. Allein es könnte auch seyn daß bey der anzuwendenden Gleichung der Coefficient der dritten Potenz Null wäre, wodurch also die Gleichung aufhörte eine kubische zu seyn. Herr Br. zeigt (§. 91), daß sich für jeden Körper Axen finden lassen, für welche der eben in der, ihre Lage bestimmenden Gleichung, genannte Coefficient nicht Null wird. Wegen der Wichtigkeit des Poissonschen Werkes über die Mechanik, wollen wir auch noch die Berichtigung eines Irrthums in diesem Werke mittheilen die der Verf. in der Vorrede des zweyten Theils gibt. Poisson behauptet (T. 2. §. 376), die Umdrehungsgeschwindigkeit eines um einen festen Punct beweglichen Körpers, ändere sich nicht, so lange die Umdrehungsaxe ungeändert bleibt; nennt man nämlich die Winkel, welche die Umdrehungsaxe mit drey im Körper angenommenen sich rechtwinklich schneidenden Axen macht, der Ordnung nach α , β , γ , und drey andere Größen deren Bedeutung man am angeführten Orte nachsehen muß, p , q , r ,

$$\text{so ist } \cos \alpha = \frac{p}{\sqrt{p^2 + q^2 + r^2}}, \quad \cos \beta = \frac{q}{\sqrt{p^2 + q^2 + r^2}}, \quad \cos \gamma = \frac{r}{\sqrt{p^2 + q^2 + r^2}},$$

die Umdrehungsgeschwindigkeit ist

$= \sqrt{p^2 + q^2 + r^2}$, Poisson schließt nun $\sqrt{p^2 + q^2 + r^2}$ sey constant, sobald die Werthe von $\cos \alpha$, $\cos \beta$, $\cos \gamma$ constant sind, welches keinesweges der Fall ist, wie man leicht sieht, wenn man bedenkt daß $\cos \alpha$, $\cos \beta$, $\cos \gamma$ sich nicht ändern wenn man jede der Größen p , q , r mit derselben Zahl multipliciert.

Dr. Stern.

F r e y b u r g.

Von dem großen Unternehmen der Herderschen Kunst und Buchhandlung eines Atlases von Europa in 220 lithographierten Blättern, haben wir eine neue Sendung von 6 Blättern erhalten. Sie liefert in den zwey ersten Blättern Stücke von Schwaben; in dem dritten Savoyen; in dem vierten Oldenburg und Bremen; in dem fünften die südlichsten Theile von Schweden, und in dem sechsten die Nordküsten von Brandenburg und einen Theil von Pommern. Wir können nur wiederholen was wir zum Lobe der früheren Lieferungen gesagt haben (S. g. A. 1831 St. 21). Da jedoch der Verfasser dieser Anzeige von seinen Jugendjahren her mit dem Local welches das vierte dieser Blätter darstellt, zum Theil genau bekannt ist, so kann er nicht umhin demselben das Zeugniß zu geben, daß die Genauigkeit in der Angabe der Namen und der Lage der Ortschaften und selbst der kleinen Dörfer nichts zu wünschen übrig läßt. Als Muster einer Gebirgskarte kann die von Savoyen gelten, wo ein Theil der höchsten Alpenkette in ihren Abstufungen dargestellt ist. Möge denn das Unternehmen zum Besten der Wissenschaft und zur Ehre der Kunsthandlung seinen ungestörten Fortgang behalten!

Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

D e r : 7. J u l i u s 1 8 3 1.

B e r l i n.

Verlag von Duncker und Humbolt, 1829:
Wissenschaftliche Syntax der Griechischen
Sprache von G. Bernhardt. XX und 505
Seiten in gr. Octav.

Der erste Versuch einer wissenschaftlichen
Syntax der Griechischen Sprache nimmt zunächst
die strenge Prüfung aller derjenigen in Anspruch,
die selbst durch eigene Forschungen im Einzelnen
zur Zeitigung eines solchen Unternehmens kräf-
tig mitgewirkt haben und sich im vollen Besitze
derjenigen Kenntnisse befinden, die zur richtigen
Beurtheilung des jetzt Geleisteten erforderlich sind.
Der Anfang zu fruchtbaren Kritiken dieser Art
ist schon andern Orts gemacht worden; und so
wie das fernere Eingehen ins Einzelne, welches
den eigentlich kritischen Blättern überlassen blei-
ben muß, auf der einen Seite für sich betrach-
tet sehr wünschenswerth erscheint, so ist dasselbe
auf der andern Seite höchst nothwendig, um
vor allen Dingen die Principien zu ergründen

und festzustellen, auf denen der Riesenbau einer vollständigen Griechischen Structurlehre mit Sicherheit aufgeführt werden kann.

In jeder Beziehung neu ist die Methodik des vorliegenden Werkes. Sie stellt sich als etwas von vorn herein Ausgemachtes dar, und umgeht den bey philologischen Untersuchungen und Begriffsbestimmungen bisher üblichen Weg der bedachtsam fortschreitenden Entwicklung des Besondern zur sichern Durchbildung und klaren Anschauung des Allgemeinen. Einige Worte zur Erklärung oder Rechtfertigung des neuen Verfahrens liefert die Vorrede. Hier wird, um den Verfasser von seinem Gesichtspuncte aus zu verstehen, bemerkt, daß philologisches Wissen müsse einen innigern Bund mit der modernen Bildung eingehen, damit gediegenere Leistungen hervorgerufen würden, als Dionysios und Hermodogenes sammt der Weisheit ihrer Zeitgenossen jemals schufen oder beehrten. Dieser Ausspruch zeigt die Richtung der Studien des mit vielen gediegenen Kenntnissen reichlich ausgestatteten Verfassers am deutlichsten an. Ihm zufolge soll der Alterthumsforscher durch seine lange und vertraute Bekanntschaft mit den Resten der classischen Literatur sich nicht zum sichern Standpuncte der Alten emporarbeiten und die sprachlichen Denkmale im Geiste der Alten verstehen, genießen und beurtheilen; sondern er soll vermittelst der modernen Bildung (und hiermit kann unser Verfasser nichts anders, als die jetzt vorherrschende Richtung der deutschen Philosophie meinen) die alte Literatur, und besonders die Grammatik, in einem andern Lichte betrachten lernen, als selbst die gründlichsten und kenntnißreichsten der alten Sprachforscher dieselbe zu betrachten vermochten oder wünschten. Ob nun aber diese

bequeme und fügsame Kunst moderner Anschauung überhaupt preiswürdig und wünschenswerth zu erachten sey, ist ein für die engen Grenzen einer Anzeige zu großer Vorwurf, bey dem es nicht auf den Angriff einzelner Partien und auf einzelne Einwürfe ankömmt, sondern wo die Grundfeste der ganzen Methodik mit den schärfsten Waffen der wissenschaftlichen Kritik in ihre einfachsten Bestandtheile aufgelöst werden muß, um sachkundigen und unparteyischen Richtern den Weg zu einem freyen und sichern Urtheile zu bahnen. Diese Aeußerung soll aber keineswegs eine Trennung der Philosophie von der Philologie andeuten; vielmehr ist auch Ref., dem 'das fortschreitende Bewußtseyn der Wissenschaftlichkeit, wie irgend einem, am Herzen liegt', der festen Ueberzeugung, daß ein Verein der Philosophie namentlich mit der Grammatik eben so sehr zu wünschen, als kalte Empirie zu verabscheuen sey; daß aber dieser Verein mit der wahren Philosophie, 'welche jede ihrer Thätigkeiten mit dem milden und fruchtbaren Lichte wissenschaftlicher Aufklärung bezeichnet', geschlossen werden muß, um das 'gewaltige Ziel' zu erstreben, was uns allen vorleuchtet, nämlich 'immer tiefere Einsichten in die Gesammtheit des Sprachenbaues, besonders des Griechischen.'

Besäßen wir noch die wichtigsten syntactischen Forschungen der Hellenen aus dem Aristarchischen Zeitalter, wo der ungemein große Reichthum des vorhandenen Materials dem Urtheile einen weitem Wirkungskreis eröffnete und größere Sicherheit gestattete, als uns jetzt selbst bey dem angestrigtesten Eifer möglich ist, so könnten unstreitig die neueren Lehrgebäude oder Grundrisse von Lehrgebäuden nach sicherern Principien aufgeführt werden; wofern man nicht annehmen will,

daß die Syntax der Alten ein bloßes Aggregat von Wahrnehmungen ohne wissenschaftlichen Geist gewesen sey — eine Annahme, welcher doch die ganze Richtung der Alexandrinischen Sprachforschung, der Philosophen im Einzelnen vorgearbeitet hatten und mit der sich Philosophen fortwährend beschäftigten, widerspricht. Der vielfach verstümmelte Apollonios Dyskolos gibt uns nur ein schwaches Bild einer besseren Vorzeit; und doch enthält er noch vieles Schätzbare, noch so viele lehrreiche Beobachtungen aus jetzt verschwundenen Sprachdenkmälern. Noch Gründlicheres soll Herodianos geliefert haben. Fragt man nun nach der Aehnlichkeit der syntactischen Bestimmungen eines Apollonios mit denen des vorliegenden Versuches, so bietet sich kaum ein einziger Punct dar (S. 41), der auf eine Uebereinstimmung hinweist. Diese Audeutung spricht aber für keine gemeinschaftlichen Principien einer geschlossenen Einheit der syntactischen Studien, wozu Herr Prof. B. dieselbe gern machen möchte. Die Idee, ein Einheitsprincip in der Syntax der Griechischen Sprache aufzustellen, ist, wiewohl nicht neu, doch vom Verf. zuerst in Anwendung gebracht. Er betrachtet die Syntax als 'historisches Ganze, worin sich jedes bedeutsame Idiom als reines Bild der Griechischen Sinnesweise und Anschauung darstellt, und welches zeigt, daß die Griechen in ihrer Sprache ein vollendetes und unverfälschtes Gepräge der wunderbarsten Nationalität hinterlassen haben. Die Darstellung gehört den dichterischen oder prosaischen, attischen oder sophistischen, allgemeinen oder vereinzeltten und anomalischen Structures zugleich an, und bildet daher eine Geschichte der Idiomen, in welcher man in eine scharfe Scheidung Ionischer, Attischer und später Autoren unter einander ein-

gehen muß, um so die Entwicklung der sprachlichen Schöpfung auf der Stufe eines abgeschlossenen vernunftmäßigen Kunstwerkes als Hauptzweck zu erkennen.' Ein wahrhaft großartiges Problem, zu dessen Lösung aber wohl kaum schon die nöthigen Vorarbeiten in unserm Zeitalter vorhanden sind. Auch hat der Verfasser noch keine vollständige Darstellung der Idiomen in ihrer Gesamtheit sowohl als in den erweiternden und abspringenden Besonderheiten liefern wollen, sondern sich vorläufig 'mit den scharfen Grundzügen und Bezeichnungen von allen wirksamen Idiomen und Momenten der sprachlichen Entwicklung' begnügt, und diesem summarischen Grundrisse eine kurze Uebersicht dessen, 'was die vorzüglichsten Geister in Behandlung der Sprache hervorbrachten' beygefügt; denn 'die Ehre der menschlichen Vernunft wird gerettet, wenn man sich in den verschiedenen Personen geistvoller und gründlicher Männer mit sich selbst vereinigt, und die Wahrheit, die niemals gänzlich verfehlt wird, auch in den Widersprüchen der Meinungen herausfindet'.

Die Einleitung beschäftigt sich theils mit der Geschichte theils mit den Grundsätzen der Griechischen Syntax. Der geschichtliche Ueberblick zerfällt in drey Zeiträume, von denen der erste, vorzugsweise der classische und volksthümlich-Griechische genannt, bis auf Alexander den Großen herabgeht, und daher die wissenschaftliche Grundlage der gesammten Syntax bildet. Er schließt einen poetischen und einen Attischen Abschnitt in sich, von denen jener bis zur Erscheinung der Sophisten reicht, dieser die prosaische Darstellung bis auf Aristoteles schildert. Jeder in diesen Zeitraum fallende Schriftsteller von Rang und Selbstständigkeit (und bekanntlich sind

dieß alle, die uns übrig geblieben) wird in kurzen Umrissen treffend characterisirt. Aehnliche Characteristiken schließen auch die übrigen Zeiträume in sich. Als Bildner der Attischen Prosa betrachtet der Verf. die Sophisten, durch deren vielumfassende Thätigkeit ein neuer belebender Schwung in das ganze Gebiet des Wissens, besonders in die Staatskunst, Philosophie, Religion und Beredsamkeit gekommen seyn soll. Unter Gorgias' einflußreicher Leitung waren sie die Seele des ganzen Attischen Lebens, und Gegenstand einer allgemeinen begeisterten Bewunderung. Die Sophisten sind die Gründer der rhetorischen Darstellungskunst der Griechen, und die würdigen Lehrer der berühmten Attischen Redner, eines Themistokles, Kimon, Perikles, von denen man jedoch nichts Schriftliches nachweisen konnte; denn geschriebene Reden hinterließ zuerst Antiphon, der Stifter einer echt-Attischen Rhetorschule, und Lehrer des Thukydides. Dieser große Historiker war es, 'welcher zuerst unter den Attikern die sophistische Sprachkunst auf ein großes profaisches Werk mit alterthümlich strenger Auffassung der politischen Gegenwart verwandte'. — Unläugbar sind allerdings die Verdienste der Sophisten um die rhetorische Darstellungskunst der Griechen; und ihre wohlthätige Einwirkung auf die formale Bildung Athens und den Geist ihres Zeitalters kann auch nicht in Zweifel gezogen werden; indessen hatte ihre gepriesene Weisheit gleich in ihrem Keime eine verderbliche Seite, welche Platon recht gut durchschaute, der doch auch ihre gute Seite zu schätzen mußte, namentlich in seiner Kritik der Sprachkünstler im Phädrus. Zweideutig bleibt daher ihre glänzende Thätigkeit, von der sich die allzubeweglichen, und ohne Urtheil für die sinn-

schmeichelnden Eindrücke offenen Gemüther der Athener nur zu leicht hinreißen ließen. Außerdem beruhen die grenzenlosen Lobeserhebungen, welche die Athener dem Gorgias gezollt haben sollen, auf der Auctorität sehr später Grammatiker, die Kuhnken mit Vorsicht benutzte, und deshalb gewiß keinen Tadel verdient.

Der zweyte Zeitraum schildert schon den Verfall des Gracismus von Aristoteles an, und geht bis auf die Römische Kaiserherrschaft herab. Er umfaßt also die sehr zahlreichen Schriften der Sectenphilosophie, die Sammler vom historischen und mannigfaltigen gelehrten Stoff der Declamatoren und besonders die gelehrte kunstreiche Alexandrinische Schule. Das Characteristische dieses ganzen Zeitraums ist nach unserm Verf. ungleichartige schlafe Darstellung und verworrene Künstlichkeit, deren Vorwurf auch den Aristoteles trifft, über den sich Herr Prof. B. ein hartes ungerechtes Urtheil erlaubt hat. Für die Ausbildung künstlerischer Darstellung und selbstständiger Syntax wird dieser Zeitraum überhaupt als der unfruchtbarste geschildert.

Der dritte, im engeren Sinne der sophistische, Zeitraum wird in die Literatur der Jahrhunderte nach Christo gelegt, 'an welche sich allmählich die syntactischen Versuche der Alten sammelnd oder dem gleichzeitigen Tone widerstrebend anschließen'.

Unter den Grundsätzen der Griechischen Syntax räumt der Vf. der poetischen Analogie den ersten Platz ein, geht dann die wichtigsten der poetischen Auffassungsweisen durch, und spricht über Subsumtion, Structur nach dem Sinne, Brachylogie und Ellipse, von welcher er zwey Arten mit Schärfe von einander unterscheidet, die grammatische und rhetorische. — Die rhetorische

rische Form und Bedeutsamkeit wird überhaupt 'als das thätigste Princip für Gestaltung der Griechischen Syntax betrachtet, wodurch die mechanische Gewohnheit der Regel in engere Verbindung mit den intellectuellen Zwecken derselben gesetzt ist; wie sie dieses auf überzeugende Weise dargelegt hat durch die geistvolle Ausbildung der Casus, die Anwendung der Pleonasmen, deren Ursprung nicht sowohl grammatischer als rhetorischer Art ist'.

Die Syntax selbst behandelt der Verfasser in drey Abschnitten. Die Hauptmasse des Ganzen bildet die Syntax der Substantiva, der Präpositionen und Pronomina im ersten Abschnitte mit einem Anhang zur Lehre von den Substantiven, von ihren Ellipsen und Pleonasmen u. s. w. Nach einer genauen philosophischen Begriffsbestimmung der Substantiva spricht der Verf. zuerst vom Numerus derselben und stellt dann eine ebenso ausführliche als gründliche Lehre von den Casus auf. Hier ist besonders die treffliche Beleuchtung des vielfachen Gebrauches des Dativus und Genitivus zu beachten. In Rücksicht des Dativus wird namentlich dessen sinnliche Anschauung des Nebeneinanderseyns in allgemeinem Ausdruck und in verwandten Formeln, in besondern Anwendungen auf Ort und Zeit, der Anfang der ethischen Relation bey Pronomina, Adjectiven und Participien, die Anomalie des Casus, die instrumentale Bedeutung der Form, des Maßes, des Mittels u. s. w. trefflich erörtert. In Bezug auf den Genitivus behandelt der Verf. besonders dessen allgemeinen Causalbegriff in Bestimmungen des Ursprunges, des Ortes und der Zeit, in Adjectiven des Messens, in Verben u. s. w. endlich der subjectiven Verhältnisse, besonders in Verben des Strebens, des

Achtens, des Zurücktretens und Ausscheidens. Der Anhang zur Lehre von den Substantiven beschäftigt sich vorzugsweise mit den Präpositionen und Pronomina.

Der zweyte unverhältnißmäßig kleinere Abschnitt umfaßt die Syntax der Prädicatbezeichnung, vorzüglich der Verba und Adjectiva. Die Erklärung des Gebrauchs der Tempora, der Modi, der Numeri und der Personen weicht in vielen Einzelheiten von Hermann's Theorie sowohl als auch von Thiersch's Ansichten sehr ab. Die Lehre von den Adjectiven schließt nicht alles in sich, was man darin hätte erwarten sollen.

Am mangelhaftesten ist der dritte Abschnitt oder die Lehre von den Sätzen, die der Verf. auch selbst ein bloßes Geripp nennt, und deren Kürze er in der allgemeinen Uebersicht zu entschuldigen sucht. Da sich das Griechische Sprachgebäude nach des Verfs. Ansicht offenbar auf rhetorisches Verfahren gründet, so muß auch der Satzbau vielfache Beweise des rhetorischen Einflusses an sich tragen. 'Folglich ist die Aufgabe der syntactischen Satzlehre keine andere als die Resultate dieser rhetorischen Sprachbehandlung zu erforschen und darzulegen, d. h. die Principien und Eigenthümlichkeiten zu vereinigen, welche aus den Einwirkungen der Rhetorik auf das analoge System der syntactischen Sprachgesetze in ihren bedeutendsten Modificationen sich ergaben'. Dieser Ansicht zufolge wird zuerst die geschichtliche Ausbildung der Satzlehre geschildert; dann folgen ihre allgemeinen Principien, der Brachylogie und namentlich des Zeugma, der Synchysis und besonders des Hyperbaton, des Anacoluthon und der Attraction nebst Bemerkungen über die Satzglieder und das Participium als eigentlicher Nebensatz.

Die Lehre von den syntactischen Partikeln ist auf ein paar Seiten des Anhangs gewaltsam zusammengedrängt worden. Indessen gesteht der Verfasser auch diesen Mangel ein, und wünscht diesem Gegenstande eine genauere Characteristik, die er vielleicht selbst in Zukunft noch nachliefern wird. Uebrigens verdient der Verfasser wegen der vielfachen trefflichen und gründlichen Belehrung über manchen schwierigen Punct der Syntax die aufrichtigste Anerkennung und den innigsten Dank.

G. H. B.

L o n d o n .

Personal narrative of travels in Babylonia, Assyria, Media and Scythia in the year 1824, by Major Geo. Keppel. 1827. 2 Vols. 8.

Ein großer Theil der jährlich in England erscheinenden Reisebeschreibungen macht keinen andern Eindruck als die Mehrzahl der auf dem Continente reisenden Engländer selbst, die nicht mehr und nicht weniger sehen wollen, als was ein namhafter Lord eben vor ihnen gesehen hat; wo möglich unter der Anleitung des nämlichen Lohndiener's. Viel anders ist es nicht mit dem vorliegenden Reiseberichte. Der Vf. wollte mit Augen sehen, was Rich, Malcolm und Ker Porter vor ihm gesehen hatten; zu eigenen Untersuchungen scheint er nicht ausgerüstet gewesen zu seyn; das alte Testament, Herodot und Tausend und Eine Nacht sind die gewöhnlichen Vergleichungspuncte auf einer so wichtigen Reise (erst nach der Rückkunft sind hin und wider sonstige Bemerkungen aus den Alten eingeschoben) und als er seine ersten Nachgrabungen in den Rui-

nen von Seleucia anstellen wollte, bemerkte er — daß er Spaden und Hacke mitzubringen vergessen hatte. So ist denn diese Reisebeschreibung nur ein Erinnerungsbuch für den Verf., denn für jeden andern Leser fehlt ihr sogar charakteristische Schilderung von Menschen und Naturscenen. Die Reise geht von Bombay, dem Garnisonorte des Majors, zu Wasser den Tigris hinauf nach Bagdad; von da abwechselnd zu Pferd und zu Kamel über Kirmashaw, Teheran und Lauris nach Baku am Caspischen Meere; und von hier die Westküste entlang über Astrakan nach Moskau. Vom Ausfluß des Tigris bis zu den Ruinen des alten Seleucia hinauf zeigt sich jetzt keine Spur mehr der von den Alten so gerühmten Fruchtbarkeit dieser Gegenden. Menschliche Cultur des Bodens erblickt man nirgends, aber auch der Boden selbst scheint seine Ergiebigkeit verloren zu haben. Nur zur Jagd ladet zahlloses Wild und Geflügel die an den Ufern lagernden Araber von den wandernden Stämmen ein. Die Neigung zur Jagd wird auch unter dieser an alle Entbehrungen gewöhnten Menschenraße mit der modigen Eleganz des Europäers befriedigt, und der Verf. begegnete einem jungen Jäger, den er geradezu einen arabischen Stutzer nennt. Er war von den ausgefuchtesten Jagdhunden begleitet, sein Turban mit der größten Sorgfalt gewunden, seine Augen glänzten von Antimonium, und an jedem Finger spielten zwey bis drey Ringe. Vom alten Seleucia konnte auch der Verf. nichts mehr als die Stadtmauern ausfinden, die noch jetzt 20 Fuß hoch dastehen; im Innern ist alles Hügel und Haufen von Schutt. Auf dem gegenüber liegenden Ufer die ebenso zerfallenen Ueberreste von Ctesiphon. Da die Erbauung von Seleu-

cia, nach griechischem Vorbilde und freyer Verfassung, bald den gänzlichen Verfall Babylons nach sich zog, so scheint dem Verf. Ctesiphon anfangs nichts weiter als eine feste Station für die Scythischen Truppen im Solde der damaligen Herrscher, wie jetzt die wandernden Araber, gewesen zu seyn, um Seleucia in bedrohter Abhängigkeit zu halten. Hier erhebt sich aus dem Schutte umher die prächtige Ruine Tauf Kifra (das zerfallene Gewölbe). Eine offene, elliptisch gewölbte Halle, über achtzig Fuß weit und hundert Fuß hoch, bildet den mittlern Theil des Gebäudes, an das zu beiden Seiten zwey Flügel, vier Stockwerke hoch, sich anschließen. Der Verf. äußert sich nicht über den Baustyl dieser Ruine, doch behauptete schon Beauchamp, daß er nicht altarabisch sey. Nichts desto weniger wäre es eine sehr auffallende Erscheinung, wenn von dem alten Ctesiphon dieß Gebäude allein in solcher Vollkommenheit sich erhalten hätte. Es ist daher wahrscheinlich nur ein Rest der vielen prächtigen Gebäude, mit denen Nuschirvan, mit dem Zunamen Kifra der Gerechte, nach Vereinigung der beiden Städte Seleucia und Ctesiphon unter dem Namen El Medein, diesen Ort zierte. Von den Ruinen Babylons zog unsern Reisenden nur die Masse jenes gewaltigen Fundaments an, welches jetzt Mujellebe heißt, und das schon Della Valle 1616 für den Thurm zu Babel nahm. Die Messungen werden nach Rich angegeben, und dabey bemerkt, daß diese Ruine in den 200 Jahren seit Della Valle's Besuch über 60 Fuß niedriger geworden. 'Wenn wir, heißt es, annehmen, daß dieselbe jedes frühere Jahrhundert auch nur halb so viel an ihrer Höhe verloren hat, so findet sich, daß das Originalgebäude noch immer alle Nachrichten der Alten

von seiner Höhe übersteigt.' (?) Ueberall findet man dort die bekannten durchbohrten Steincylinder mit eingeschnittenen Figuren, von denen hier verschiedene in Abbildung eingerückt sind, häusliche Scenen, Opfer, Kämpfe und Jagden vorstellend. Bey der ungestalteten Masse von zerfallenen Gewölben aus Backsteingemäuer, welche für die hängenden Gärten der Semiramis gehalten wird, ist die Behauptung früherer Reisender, daß hier noch viel fremdartige Bäume wachsen sollen, widerlegt; nichts als ein einziger uralter Cederstamm treibt jetzt noch junge Sprößlinge an seiner Wurzel hervor. Das Brechen und Fortbringen der Backsteine, die gerade hier von besonderer Güte sind, durch die Bewohner der Umgegend dauert noch immer fort, wie zur Zeit der ältesten Reiseberichte. Westlich von Bacoubah finden sich gleichfalls Ruinen von großem Umfange, in denen der Verf. das alte Artemita zu erkennen glaubt. D'Anville setzt diese Stadt in die Nähe des jetzigen Descara; hier erblickt man jedoch keine ältere Baureste. Allein kann man sich über das völlige Verschwinden ganzer Städte wundern, wenn wir selbst hier lesen, daß als der Verf. nach Schereban kam, noch zwey Monate vorher einer der bevölkerlichsten und reichsten Städte des Paschalats von Bagdad, er dasselbe von einer arabischen Räuberhorde dergestalt ausgeplündert und niedergebrannt fand, daß jetzt nur noch drey Familien in diesen Ruinen des Schreckens hausten. Von Bagdad bis hier wird die Reise durch das Passieren der unzähligen Abzugsgraben aus dem Diala' her sehr beschwerlich. Bemerkenswerth aber ist, daß die arabischen Wegweiser unserm Reisenden ganz wie Herodot erzählten: Cyrus.

habe, nachdem ein der Sonne geweihtes Pferd in dem Diala ertrunken sey, geschworen den Fluß trocken zu legen, und mittelst dieser Abzüge sein Wort gehalten. Die schon von andern beschriebenen Basreliefs in den Felsgrotten bey Kermanshah hält der Verfasser für Arbeit griechischer Künstler, dem Style nach selbst aus verschiedenen Epochen der Kunst, obwohl Costüme und Anordnung persisch sind. Zur Warnung bey der Auslegung solcher altpersischen Sculpturen mag bemerkt werden, daß in eins dieser alten Basreliefs, welches eine Saujagd vorstellt, der jetzige Statthalter von Kermanshah zum Andenken seines verstorbenen Sohnes eine Scene aus dessen Leben hat einhauen lassen, die nun mit jenem ein Ganzes zu bilden scheint. Launig erzählt der Verfasser seinen Einzug des Morgens vor Sonnenaufgang zu Macana (dem Atropatana der Alten) wo er mit Einem Blick die ganze Bevölkerung im Bett liegen sah. Die Häuser nämlich sind selten über 8 Fuß hoch, und der Hitze wegen schläft Nachts jede Familie auf dem platten Dache ihres Hauses; unser Reisender war zu Pferde, hoch genug um über die Dächer wegzuschauen; der Tag brach eben an, viele schliefen noch unter ihren Decken, andere krochen eben hervor, allenthalben begann die Morgentoilette und die Begrüßung der Nachbarn von Dach zu Dach. Die Vorstellung bey dem Könige zu Teheran ging ohne große Ceremonie vor sich. Von hier an hätte das Ende der Reise durch minder bekannte Gegenden, zwischen dem Urras (Uxares) und dem Kur (Cyrus oder Cyrnus der Alten) durch die Provinzen Karabough und Shirvan (dem alten Albania) westlich das Caspische Meer entlang, bedeutend an

Interesse gewinnen können; allein jetzt überfiel den Verfasser eine Ungeduld und Verlangen nach der Heimath, so daß er selbst gesteht, nichts gesehen zu haben, als was am Wege lag. Nur zu Baku am Caspischen Meere machte er noch einmal Halt, um den Feuertempel der Guebern, sechszehn Englische Meilen davon, zu besuchen. Wer die Beschreibungen von Hanway und von Reinegg kennt, findet auch hier nichts Neues. Das Tempelgebäude hat an allen vier Ecken hohe säulenartig aufgemauerte Schornsteine, aus denen die selbst entzündete Naphtha fortwährend in hellen Flammen aufsteigt. In den Gesichtszügen der zahlreich daselbst versammelten Pilger, erkannte der Verfasser gleich, daß alle Hindoo's waren; kein feueranbetender Perser war darunter. In der Ebene von Astrachan ward unser Reisender von einem Zuge Heuschrecken überfallen, der die Luft Meilen weit verdunkelte. Aus allen Dörfern liefen die Einwohner unter Geschrey, Händeklatschen und Hundegebell dem Zuge entgegen, weil, wie man sagte, dieß Insect sehr empfindlich gegen Geräusch sey, und man damit ganze Züge bey ihrem Annahen vertreiben könne. Zur Zeit der großen Jahresmesse gelangte der Verfasser nach Niznei Nowogrod und sah auch hier, was auf keinem Jahrmarkte der Welt fehlen zu dürfen scheint — Französische Kunstreiter und ein Kosebuesches Drama. Die Reise schließt mit der Ankunft in Moskau.

B e r l i n .

In der Finckeschen Buchhandlung, 1831: Geschichte des deutschen Hexameters und

Pentameters bis auf Klopstock. Von Wilhelm Wackernagel. XXX und 88 Seiten in Octav.

Der Abschnitt der Kunstgeschichte, welcher den Gegenstand dieser kleinen Schrift ausmacht, hat durch die Belesenheit und den Fleiß des Verfassers eine genügende Vollständigkeit erhalten. In der Vorrede wird bewiesen, daß echte Hexameter und Pentameter in unserer jetzigen Sprache unmöglich sind, theils weil in ihr Accent und Länge einerley, und Position unstatthaft ist, theils weil ihre weniger freye Wortstellung den Parallelismus nicht erlaubt, der dem Verse, vorzüglich dem römischen, einen eigenthümlichen Reiz verleiht. — In der Abhandlung selbst wird zuerst die Meinung derjenigen widerlegt, die bereits in Schriften des elften und dreyzehnten Jahrhunderts Nachahmungen alter Versmaße finden wollten, und sodann gezeigt, daß die frühesten deutschen Hexameter Leoninische, Uebersetzungen Leoninischer lateinischer sind, und in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fallen. Aus dem funfzehnten Jahrhundert werden Haushaltungsregeln, und anderes der Art angeführt. So gelangen wir endlich zu Conrad Gesner, Fischart, und andern zum Theil hier zuerst genannten, bis endlich Gottsched, Kleist, Uß, die Reihe schließen. In den frühern Perioden erscheint öfters Wechsel lateinischer Zeilen mit deutschen, oder auch die Sprachmengeren der macaronischen Poesie, der Versus heroico-macaronius.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 9. Julius 1831.

Freiburg im Breisgau.

Untersuchungen über die Eigenschaften der positiven ternären quadratischen Formen von Ludwig August Seeber, Dr. d. Philos. ordentl. Prof. der Physik an der Univers. in Freiburg. 1831. 248 S. in 4.

Die Functionen zweyer unbestimmten Größen x und y von der Gestalt $axx + 2bxy + cyy$, wo a, b, c bestimmte ganze Zahlen vorstellen, bilden bekanntlich unter dem Namen der quadratischen Formen, oder, wo eine weitere Unterscheidung erforderlich wird, der binären quadratischen Formen, einen der interessantesten und reichhaltigsten Gegenstände der höheren Arithmetik. Die dabey zunächst vorkommenden Aufgaben: zu entscheiden, ob eine solche gegebene Form eine andere $a'x'x' + 2b'x'y' + c'y'y'$ unter sich begreift, d. i. durch eine Substitution $x = \alpha x' + \beta y'$, $y = \gamma x' + \delta y'$, in welcher $\alpha, \beta, \gamma, \delta$ ganze Zahlen sind, in dieselbe verwandelt werden kann; ob eine solche Relation

zweyer Formen eine gegenseitige ist, wo die Formen äquivalent heißen; ferner in beiden Fällen alle möglichen Umformungen der einen in die andere anzugeben; endlich alle möglichen Darstellungen einer gegebenen ganzen Zahl durch eine gegebene Form vermöge ganzer Werthe der unbestimmten Größen aufzufinden — diese Aufgaben sind in den *Disquisitiones Arithmeticae* vollständig aufgelöst, machen aber von dem die quadratischen Formen betreffenden Abschnitte dieses Werks nur den bey weiten kleineren Theil aus. Die darauf folgenden feineren Untersuchungen erforderten zum Theil eine vorläufige Bearbeitung eines um eine Stufe höheren und viel größere Schwierigkeiten darbietenden Feldes, nämlich der Lehre von ähnlichen Functionen dreyer unbestimmter Größen x, y, z , welche also die Gestalt haben $axx + byy + czz + 2a'yz + 2b'xz + 2c'xy$, und ternäre quadratische Formen heißen. Die Auflösung der diese ternären Formen betreffenden Hauptaufgaben ist in dem erwähnten Werke entwickelt, jedoch nur so weit, als zu dem angezeigten Zwecke nothwendig war. Nach einem Zwischenraum von dreyßig Jahren hat nun der Verfasser des vorliegenden Werks zuerst diese Untersuchungen wieder aufgenommen, und in Beziehung auf die eine Hauptgattung der ternären Formen, nämlich die positiven, dasjenige was in den *Disquisitiones Arithmeticae* unvollendet gelassen war, zur Vollständigkeit gebracht. Für diejenigen, welche aus der höheren Arithmetik ein tieferes Studium gemacht haben, würden wir dasjenige, was in dem vorliegenden Werke Neues geleistet ist, mit wenigen Worten bezeichnen können; allein, um auch andern verständlich zu seyn, müssen wir uns etwas mehr Ausführlichkeit verstatten, und wir thun dies um

so lieber, da diese Untersuchungen auch außerhalb des Gebietes der höheren Arithmetik ein eigenthümliches Interesse haben.

Die Eigenschaften einer binären Form $axx + 2bxy + cyy$ hängen vornehmlich von der Zahl $bb - ac$ ab, welche daher der Determinant jener Form heißt. Zwey äquivalente Formen haben allemahl gleiche Determinanten. Allein nicht alle Formen, die einen gegebenen Determinanten haben, sind darum schon äquivalent: vielmehr zerfallen solche Formen in eine kleinere oder größere, aber stets endliche, Anzahl von Klassen, so daß die zu einerley Klasse gehörigen unter sich äquivalent, die zu verschiedenen Klassen gehörenden hingegen nicht äquivalent sind. Durch Formen, deren Determinant positiv ist, lassen sich ohne Unterschied positive und negative Zahlen darstellen; hingegen durch Formen mit negativem Determinanten sind nur solche Zahlen darstellbar, welche mit a und c einerley Zeichen haben, daher hier positive und negative Formen unterschieden werden. Die einfachsten Formen in jeder Klasse haben bestimmte Kriterien, heißen reducierte Formen, und können als Repräsentanten der ganzen Klasse betrachtet werden.

Ähnliche Verhältnisse in Beziehung auf die ternären Formen sind in den Disquisitiones Arithmeticae nachgewiesen. Determinant der ternären Form

$axx + byy + czz + 2a'yz + 2b'xz + 2c'xy$
heißt die Zahl

$$aa'a' + b'bb' + cc'c' - abc - 2a'b'c'$$

Auch hier ist zur Aequivalenz zweyer Formen die Gleichheit der Determinanten erforderlich, aber nicht zureichend, sondern sämtliche Formen mit einem bestimmten Determinanten zerfallen in eine endliche Anzahl von Klassen, in deren jeder

die einfachsten Formen reducierte heißen können und alle übrigen gleichsam repräsentieren. Mit dem Unterschiede zwischen positiven und negativen Formen verhält es sich aber hier anders, als bey den binären Formen. Für jeden gegebenen Determinanten, er sey positiv oder negativ, gibt es theils Formen, durch welche ohne Unterschied positive und negative Zahlen darstellbar sind (indifferente Formen), theils solche Formen, durch die entweder nur positive oder nur negative Zahlen sich darstellen lassen (positive oder negative Formen); allein positive Formen gibt es nur für negative Determinanten, und negative nur für positive. Uebrigens ist es von selbst klar, daß die Qualification einer Form, insofern sie indifferent, positiv oder negativ ist, zugleich der ganzen Klasse, zu welcher sie gehört, zukommt. Das vorliegende Werk beschränkt sich auf die positiven Formen, deren Determinanten also negativ seyn müssen: offenbar findet aber alles, was von diesen gilt, von selbst seine Uebertragung auf die negativen Formen, während die in dem Werke ganz ausgeschlossenen indifferenten Formen eine ganz abweichende Behandlung erfordern.

In den *Disquisitiones Arithmeticae* war, wie schon erwähnt ist, die Theorie der ternären Formen nur so weit entwickelt, als für den dortigen Zweck nöthig war, und daher die Aufgabe, die Aequivalenz zweyer gegebenen ternären Formen zu entscheiden, noch nicht in vollständiger Allgemeinheit aufgelöst. Zwar war daselbst gezeigt, wie man zu jeder vorgegebenen Form eine äquivalente der einfachsten Art finden, und daß es solcher reducierten Formen für jeden gegebenen Determinanten nur eine endliche Anzahl geben könne; allein da es in jeder Klasse mehrere

solcher reducirten Formen gibt, die sich nicht in allen Fällen sogleich als äquivalent ergeben, so fehlte noch ein Kriterium, woran man die Aequivalenz oder Nicht-Aequivalenz solcher Formen mit Gewißheit erkennen kann. Dieses Bedürfniß hat nun der Verfasser des vorliegenden Werks in Beziehung auf die positiven Formen vollständig und mit musterhafter Gründlichkeit gehoben. Sein Verfahren ist übrigens etwas anders eingekleidet, als wir die Sache so eben ausgesprochen haben, und wie sie sich verhalten müßte, wenn man in den Begriff der reducirten positiven Formen nur die wesentlichsten Bedingungen der größten Einfachheit aufnimmt, welche in dem Fall der positiven Formen die sind, daß die (ihrer Natur nach positiven) Zahlen a, b, c nicht kleiner seyn dürfen, als respective b' oder c' , a' oder c' , a' oder b' ohne Rücksicht auf die Zeichen. Herr Seeber hat nämlich dem Begriffe der reducirten Formen noch solche Modificationen hinzugesetzt, daß es in jeder Klasse immer nur Eine der Art geben kann; Eine aber geben muß. Wegen eines schönert von Herrn Seeber durch Induction gefundenen weiter unten noch zu erwähnenden Theorems führen wir hier die Hauptbedingungen, welche Hr. S. in den Begriff der reducirten Formen aufgenommen hat, an: diese sind 1) daß unter den Zahlen a', b', c' nicht zwey von entgegengesetzten Zeichen seyn dürfen; 2) daß ohne Rücksicht auf das Zeichen $2b'$ und $2c'$ nicht größer als a seyn dürfen, ferner a und $2a'$ nicht größer als b , und b nicht größer als c ; 3) daß in dem Fall, wo a', b', c' zugleich negativ sind, die doppelte Summe dieser Zahlen nicht größer als $a + b$ seyn darf. Die übrigen noch für einige specielle

Fälle hinzukommenden Modificationen können wir hier übergehen.

Den Hauptinhalt des Werkes macht nun zuerst die Auflösung der Aufgabe aus, zu jeder gegebenen positiven Form eine äquivalente zu finden, die nach der festgesetzten Definition den Character einer reducirten hat, und dann der strenge Beweis des Lehrsatzes, daß zwey nicht identische reducirte Formen nicht äquivalent seyn können, oder was dasselbe ist, daß es in jeder Klasse nur eine reducirte Form gibt. Dem Geiste der Gründlichkeit, womit diese Gegenstände durchgeführt sind, müssen wir volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn wir es dabey bedauern müssen, daß damit eine sehr große und vielleicht manchen abschreckende Weitläufigkeit verbunden gewesen ist, da die Auflösung des Problems 41 Seiten, und der Beweis des Theorems 91 Seiten einnimmt, so wollen wir dieß doch keinesweges als einen Tadel angesehen wissen. Wenn ein schwieriges Problem oder Theorem aufzulösen oder zu beweisen vorliegt, so ist allezeit der erste und mit gebührendem Danke zu erkennende Schritt, daß überhaupt eine Auflösung oder ein Beweis gefunden werde, und die Frage, ob dieß nicht auf eine leichtere und einfachere Art hätte geschehen können, bleibt so lange eine müßige, als die Möglichkeit nicht zugleich durch die That entschieden wird. Wir halten es daher für unzeitig, hier bey dieser Frage zu verweilen. — Der übrige Theil des Werkes enthält noch hauptsächlich die mit gleicher Gründlichkeit durchgeführten Auflösungen der Aufgaben: zu entscheiden, ob eine gegebene Form eine andere gegebene ihr nicht äquivalente unter sich begreife; alle möglichen Transformationen einer gegebenen Form in eine gegebene äquivalente oder nur un-

ter ihr begriffene zu finden; endlich für einen gegebenen Determinanten alle möglichen Klassen positiver ternärer Formen anzugeben.

Wir müssen noch bemerken, daß Herr Seeber die Gestalt der ternären Formen etwas anders gefaßt hat, als in den *Disquisitiones Arithmeticae* geschehen war, wo, mit Vorbedacht, die Coefficienten der Producte yz , xz , xy als gerade Zahlen vorausgesetzt waren, wogegen Hr. S. auch ungerade zuläßt, und daher mit a' , b' , c' bezeichnet, was oben mit $2a'$, $2b'$, $2c'$ bezeichnet war. Offenbar ist die größere Allgemeinheit, welche dadurch erreicht wird, nur scheinbar, oder doch überflüssig, da alles was von solchen Formen mit ungeraden Coefficienten gesagt werden kann, sich auch von selbst ergibt, wenn man anstatt derselben ihr Doppeltes in Betracht zieht: wir können daher diese Abänderung, wodurch überdieß einiger Verlust an Einfachheit entsteht, nicht billigen. Eine Folge davon ist gewesen, daß das, was Herr Seeber Determinant nennt, allemahl das Vierfache von der Zahl ist, welche in den *Disquisitiones Arithmeticae* diesen Namen führt. In gegenwärtiger Anzeige haben wir die Terminologie der *Disquisitiones Arithmeticae* beybehalten.

Bei dem zuletzt erwähnten Problem (zu jedem gegebenen Determinanten alle möglichen reducirten Formen anzugeben) hat Herr Seeber, um Grenzen für die drey ersten Coefficienten zu haben, ein Theorem benutzt, vermöge dessen das Product derselben abc nicht größer seyn kann, als der dreyfache Determinant. Dieses Theorem ist von Hn. Seeber streng bewiesen; allein in der Vorrede bemerkt er, daß er unter mehr als 600 von ihm untersuchten Fällen nicht einen einzigen gefunden habe, wo jenes Product das

Doppelte des Determinanten überschritten hätte, und hält es daher für höchst wahrscheinlich, daß diese engere Begrenzung allgemeingültig sey; es sey ihm jedoch nicht gelungen, einen strengen Beweis dafür zu finden. Da dieses auf dem Wege der Induction von Herrn Seeber gefundene Theorem sowohl an sich merkwürdig, als für die Abkürzung der Auflösung der erwähnten Aufgabe wichtig ist, so wollen wir hier, um auch unsererseits in dieser Anzeige einen Beytrag zur Vervollkommnung dieser Theorie zu geben, einen sehr einfachen Beweis beyfügen. Es müssen dabey zwey Fälle unterschieden werden.

I. Wenn von den Zahlen a' , b' , c' keine negativ ist, so setze man

$$b - 2a' = d, \quad c - 2b' = e, \quad a - 2c' = f$$

$$c - 2a' = g, \quad a - 2b' = h, \quad b - 2c' = i$$

wo aus der Definition der reducierten positiven Formen sogleich folgt, daß wenn

$axx + byy + czz + 2a'yz + 2b'xz + 2c'xy$ eine solche ist, keine jener sechs Zahlen negativ ist, so wie sich von selbst versteht, daß a , b , c positiv sind. Bezeichnet man nun den (negativen) Determinanten der Form durch $-D$, so hat man, wie man sich durch die Entwicklung leicht überzeugt, die identische Gleichung:

$$2D - abc = aa'd + bb'e + cc'f + a'hi + b'gi + c'gh + ghi$$

in welcher keines der sieben Glieder zur Rechten negativ seyn kann, und folglich abc nicht größer als $2D$. Dasselbe folgt auf gleiche Weise aus der identischen Gleichung

$$2D - abc = aa'g + bb'h + cc'i + a'ef + b'df + c'de + def$$

II. Wenn keine der Zahlen a' , b' , c' positiv ist, setze man

$$b + 2a' = d, c + 2b' = e, a + 2c' = f$$

$$c + 2a' = g, a + 2b' = h, b + 2c' = i$$

$$b + c + 2a' + 2b' + 2c' = k$$

$$a + c + 2a' + 2b' + 2c' = l$$

$$a + b + 2a' + 2b' + 2c' = m$$

und den Determinanten der Form wie vorhin $= -D$. Vermöge der Definition der reducirten positiven Formen wird keine der neun Zahlen $d, e, f, g, h, i, k, l, m$, negativ seyn können, und so ergibt sich aus der identischen Gleichung

$$6D - 3abc = -aa'(d + 2k) - bb'(e + 2l)$$

$$- cc'(f + 2m)$$

$$- a'hi - b'gi - c'gh + def + 2ghi$$

in welcher, weil a', b', c' nicht positiv, sondern negativ oder Null sind, alle Glieder zur Rechten positiv oder Null werden, daß $3abc$ nicht größer als $6D$, oder abc nicht größer als $2D$ seyn kann. Dasselbe folgt eben so aus der identischen Gleichung

$$6D - 3abc = -aa'(g + 2k) - bb'(h + 2l)$$

$$- cc'(i + 2m)$$

$$- a'ef - b'df - c'de + 2def + ghi$$

Beide Gleichungen sind symmetrisch. Verzichtet man auf völlige Symmetrie, so ist der Beweis mit einer noch geringern Anzahl von Gliedern zu führen, z. B. durch die identische Gleichung

$$8D - 4abc = -2aa'(g + k) - 2bb'(e + l) - 4cc'm$$

$$+ (c + e)df + (c + g)hi$$

Wir wollen nun noch einiges über die Bedeutung der positiven binären und ternären quadratischen Formen außer dem Gebiete der höheren Arithmetik hinzusetzen: von den negativen besonders zu handeln ist unnöthig, und die indifferenten entziehen sich dieser Behandlung ganz.

Die positive binäre Form $axx + 2bxy + cyy$

stellt allgemein das Quadrat der Entfernung zweyer unbestimmter Punkte in einer Ebene vor, deren Coordinaten in Beziehung auf zwey unter einem Winkel, dessen Cosinus $= \frac{b}{\sqrt{ac}}$ ist, gegen einander geneigte Axen um $x\sqrt{a}$, $y\sqrt{c}$ verschieden sind. Insofern x und y also nur ganze Zahlen bedeuten sollen, bezieht sich die Form auf ein System parallelogrammatisch geordneter Punkte, die in den Durchschnitten zweyer Systeme von Parallellinien liegen. Die Linien jedes Systems sind in gleichen Entfernungen von einander, und zwar sind die des einen, wenn sie parallel mit den Linien des zweyten gemessen werden, $= \sqrt{a}$; die Entfernungen des andern, parallel mit den Linien des ersten gemessen, $= \sqrt{c}$: die Neigung beider Systeme gegen einander die oben angegebene. Auf diese Weise erscheint die Ebene in lauter gleiche Parallelogramme getheilt, deren Eckpunkte das Punctensystem ausmachen, ohne daß irgend einer der Punkte innerhalb eines Parallelogramms fallen kann. Der Determinant mit positivem Zeichen genommen, also $ac - bb$, bedeutet das Quadrat des Flächeninhalts eines Elementar-Parallelogramms. Ein und dasselbe System solcher Punkte kann auf unendlich viele verschiedene Arten parallelogrammatisch abgetheilt, und also auf ebenso viele verschiedene Formen zurückgeführt werden: alle diese verschiedenen Formen sind aber, was in der Kunstsprache äquivalent heißt, und der Inhalt eines Elementar-Parallelogramms bleibt allemahl derselbe. Zwey Formen, die nicht äquivalent sind, von denen aber die eine die andere unter sich begreift, beziehen sich auf dasselbe System von Puncten, aber die erstere Form auf das ganze System,

die zweyte auf einen Theil. Zwey Formen, die, nach der Kunstsprache, uneigentlich äquivalent (*improprie aequivalentes*) heißen, beziehen sich auf zwey gleiche aber verkehrt liegende Systeme von Punkten, indem man sich die Ebene umgekehrt gelegt denkt u. s. w.

Auf gleiche Weise bedeutet allgemein die positive ternäre Form

$axx + byy + czz + 2a'yz + 2b'xz + 2c'xy$
 das Quadrat der Entfernung zweyer unbestimmten Punkte im Raume, deren Coordinaten in Beziehung auf drey Axen (1), (2), (3) die Unterschiede $x\sqrt{a}$, $y\sqrt{b}$, $z\sqrt{c}$ geben: die Cosinus der Winkel zwischen den Axen (2) und (3), (1) und (3), (1) und (2) sind hier resp. $\frac{a'}{\sqrt{bc}}$,

$\frac{b'}{\sqrt{ac}}$, $\frac{c'}{\sqrt{ab}}$. Insofern hier x , y , z bloß ganze

Zahlen bedeuten sollen, bezieht sich die Form auf ein System parallelepipedisch geordneter, d. i. durch die Durchschnitte dreyer Systeme paralleler äquidistanter Ebenen sich ergebender Punkte. Der ganze Raum erscheint so in lauter gleiche Parallelepipedon getheilt, deren Eckpunkte jenes System von Punkten ausmachen, und das Quadrat des Rauminhalts eines Elementar-Parallelepipedum ist dem mit positivem Zeichen genommenen Determinanten der ternären Form gleich. Äquivalente Formen repräsentieren ein und dasselbe System von Punkten, nur auf andere Axen oder Fundamentebenen bezogen. Auf gleiche Weise finden alle andere Hauptmomente der Theorie der ternären Formen hier ihre geometrische Bedeutung, das Enthaltenseyn einer Form unter einer andern, die Darstellung einer bestimmten

Zahl oder einer unbestimmten binären Form durch eine ternäre, die Lehre von den zugeordneten ternären Formen (*formae adjunctae*), das Wegfallen der Unterscheidung zwischen eigentlicher und uneigentlicher Aequivalenz, das Wesen der reducirten Formen u. s. w., wir müssen uns aber auf obige Andeutungen beschränken, zumahl da das vorliegende Werk, welches die ternären Formen lediglich aus rein arithmetischem Gesichtspuncte betrachtet, nur mittelbarer Weise Veranlassung dazu gegeben hat. Man wird wenigstens daraus erkennen, welch ein reiches Feld hier den Untersuchungen geöffnet ist, die nicht bloß für sich ein hohes theoretisches Interesse haben, sondern auch zu einer eben so bequemen als allgemeinen Behandlung aller Relationen unter den Krystallformen benutzt werden können. In das Detail dieser Benutzung einzugehen, ist hier der Ort nicht: wir dürfen jedoch die Bemerkung nicht übergehen, daß wenn gleich ursprünglich angenommen ist, daß a, b, c, a', b', c' ganze Zahlen vorstellen, doch der größte Theil der Lehre von den ternären Formen, und namentlich dasjenige, was für jene Benutzung erforderlich ist, auch unabhängig von jener Voraussetzung gültig bleibt. In der That führen zwar Haüy's Angaben bey den meisten Krystallgattungen auf sehr einfache ganze Werthe der Coefficienten in den ternären Formen, welche sich auf die jenen entsprechende Anordnung des Punctensystems beziehen; allein die genaueren späteren Messungen von Wollaston, Malus, Biot, Kupffer u. a. stehen damit im Widerspruch, und machen es zweifelhaft, ob rationale Verhältnisse jener Coefficienten überall naturgemäß sind; jedenfalls aber lassen sich, wenn man nicht in der Theorie die

Beschränkung auf ganze Werthe der Coefficienten weglassen will, da es dabey nicht auf absolute Werthe, sondern nur auf ihr Verhältniß unter einander ankommt, allezeit ganze Zahlen finden, die den Messungsergebnissen so nahe kommen, wie man nur will.

Schließlich wollen wir noch dem oben angeführten Seeberschen Lehrsatz seine geometrische Bedeutung unterlegen. Wenn ein Parallelepipedum so beschaffen ist, daß keine seiner zwölf Kanten (unter denen je vier einander gleich sind) größer ist, weder als eine der zwölf Diagonalen von Seitenflächen (die paarweise gleich sind), noch als eine der vier Diagonalen des Parallelepipedum: so ist der mit $\sqrt{2}$ multiplicierte Rauminhalt desselben nicht kleiner, als der Rauminhalt eines aus denselben Kanten gebildeten rechtwinklichten Parallelepipedum.

H a r l e m.

Im Verlage von Vincentius Loosjes, 1829: *Dissertatio literaria de Platonis Gorgia.* Scripsit Nicolaus Sybren Sybrandi, Harlemensis. 144 Seiten in gr. Octav.

Die Veranlassung zu dieser Schrift ist, wie die kurze Vorrede berichtet, eine von der philosophischen Facultät zu Leyden der Holländischen Jugend im Jahre 1827 vorgelegte Preisaufgabe, die aber niemand das Glück hatte befriedigend zu lösen. Herr Sybrandi ward Anfangs von dem Thema angezogen, und arbeitete eine Zeitlang eifrig an dessen Lösung. Allein bald gelangte er zu der Einsicht, daß ein solches Unternehmen ihn zu weit von seinen theo-

logischen Studien, für die er sich bestimmt hatte, abführen würden, und gab es daher auf. Jetzt nun legt er die Resultate seiner Forschungen der gelehrten Welt in der bescheidenen Form einer Promotionschrift vor, die es wohl verdient, den Freunden des Plato vermittelt dieser Blätter näher bekannt zu werden. Sie zerfällt in zwey Theile, wovon der eine in zwey Kapiteln über den Ort und die Zeit, wo dieser Dialog gehalten worden seyn soll, und über die darin auftretenden Personen ausführlich spricht, und der andere in drey Kapiteln von Inhalt und Zweck des Gorgias, von den darin ausgesprochenen philosophischen Lehrensätzen und von der Einkleidung und dem künstlerischen Character des Ganzen handelt. Angehängt ist ein Kapitel kritischer Bemerkungen, die sich über den ganzen Dialog verbreiten, und besonders solche Stellen hervorheben, wo die letzten Herausgeber noch Schwierigkeiten unberücksichtigt gelassen haben.

Plato legt die Handlung des Dialogs in das Haus des Kallikles zu Athen. Hierüber kann man schwerlich zweifelhaft seyn. Unter welchen Zeitumständen er aber die redenden Personen eingeführt habe, ist eine noch nicht entschiedene Streitfrage. Am wahrscheinlichsten ist Ast's Meinung, die sich meistens auf die häufige Erwähnung des Königs Archelaos in diesem Dialoge gründet. Weil dieser nämlich wohl nicht vor Olymp. 93, 2 zum Throne gelangte, und Plato außerdem den Socrates als neulichen Vorsteher der Attischen Volksversammlung erwähnt, eine Würde die er Olymp. 93, 3 bekleidete, so nimmt er Olymp. 93, 4 als Zeitpunkt an, mit dem der Dialog beginnt. Herr S. möchte ihn gern drey Olympiaden früher

sehen, aber ohne überzeugende Gründe. Ueber die Zeit der Abfassung hat übrigens Stalbaum am gründlichsten gesprochen.

Das Wenige, was uns die Alten über die im Gorgias redend eingeführten Personen aufbewahrt haben, ist von Herr S. so zusammengestellt, daß mehr die äußeren Lebensverhältnisse, als der bedeutende Einfluß, den sie auf ihre Zeit ausübten, und die eigenthümliche Richtung ihres Geistes hervortreten. Besonders bietet das Erscheinen des Gorgias und sein Verhältniß zu der Socratischen Philosophie reichen Stoff zu Betrachtungen dar, die für eine genauere Kenntniß der geistigen Bildung jener Zeit überhaupt nicht gleichgültig seyn können. Der Verfasser folgt hier in den Hauptpunkten der Darstellung in J. Gell's *historia critica sophistarum*. Gorgias' Auftreten zu Athen als Gesandter der Leontiner, seiner Mitbürger, und der Glanz seiner Beredtsamkeit, mit welchem er die Athener blendete, muß für uns ein sicherer Wink zu Gunsten der frühen Ausbildung der Rhetorik auf Sicilien seyn. Auch Polos, des Gorgias Schüler, weist auf Sicilien zurück. Ueber beide hat neulich auch E. Spengel in seiner *συναγωγή τεχνῶν, sive artium scriptores*. (Stuttgard, 1828.) S. 63 .. 87 gehandelt. Der Sophist Kallikles spielt im Dialoge eine sehr unbedeutende Rolle, und sein sich allen Meinungen slavisch anschmiegendes Urtheil verdiente kaum erwähnt zu werden, wenn nicht die Socratische Ironie ihr glänzendes Spiel mit ihm getrieben hätte. Der Socratiker Chaixrephon, die vierte und letzte Person des Dialogs, ist uns größtentheils nur aus den Platonischen Schriften bekannt.

Um den Grundgedanken des Ganzen richtig aufzufassen und klar darzulegen, gibt uns der Verfasser zu Anfange des Haupttheils eine Uebersicht des Inhalts des Gorgias. Darauf läßt er sich auf eine ausführliche Beurtheilung der älteren und neueren Ansichten über den Zweck des Dialogs ein, verwirft die von Olympiodor, Aët und Cousin vorgetragenen, und stimmt zuletzt Schleiermacher zur Hälfte und Stalbaum ganz bey. Er sagt: hoc fuit Platonis in hoc libro conscribendo consilium, ostendere, reipublicae gubernandae rationem, quam sequerentur multi tunc temporis Atheniensium proceres, et potestatem illam, fallaci arte rhetorica, quam profitebatur Gorgias, acquisitam, viro bono esse indignam et spernendam potius, quam optandam, quippe quae maximi mali sit causa: suam denique et magistri vitae agenda rationem defendere contra inimicorum criminationes. Hierauf folgen gedehnte Erörterungen über die Grundsätze der Rhetorik, wie sie im Gorgias dargestellt erscheinen; ferner über den Einfluß, welchen Philosophen durch ihre Lehren und ihre ganze Thätigkeit auf den Staat ausüben; dann über den Begriff der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, des Guten und Schlechten; endlich über die äußere Form und Einkleidung des Dialogs, über den Character der Personen, über die Ironie, und über die schöne Erzählung des Sokrates über den Zustand der Seelen nach dem Tode.

G. H. B.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 11. Julius 1831.

G ö t t i n g e n.

Bey Dieterich: De fontibus Historiarum
T. Livii, scripsit Fridericus Lachmann;
Commentatio prior 1822. 123 Seiten in
Quart. Commentatio altera. 1828. 116 Sei-
ten in Quart.

Wir wollen es nicht länger anstehen lassen,
wäre es auch nur um ein schuldiges Todtenopfer
den Manen des Verfassers darzubringen, von
zwey hiesigen Preisschriften Nachricht zu geben,
deren Anzeige durch zufällige Ursachen verspätet
ist, die jedoch zu wichtig sind, um mit Still-
schweigen übergangen werden zu können. Auf
die erste, die bereits 1822 erschien, folgte zwar
im nächsten Jahre die zweyte; aber Hinder-
nisse, die wohl hauptsächlich in der Kränklichkeit
des Verfs. lagen, schoben den Druck bis zum
Jahre 1828 hinaus. Er erlebte ihn noch; starb
aber in dem folgenden Jahre. — Die Kritik der

Quellen der alten Geschichtschreiber, wodurch der Geschichte des Alterthums erst ihr Fundament untergelegt wird, die hauptsächlich von unserer Universität ausging, ist ein Verdienst der neueren Zeit; und wenn irgend einer von ihnen eine Censur dieser Art verdiente, so war es wohl Livius; sowohl um seiner selbst willen, als weil die Erforschung der älteren Römischen Geschichte einen neuen Aufschwung genommen hatte. Diese Untersuchung ist hier mit einer solchen Gelehrsamkeit angestellt, daß sie zu den vollendetesten dieser Art gezählt werden muß; daß die Forderungen die man dabey machen kann ihre Grenzen haben müssen, weiß jeder der mit der Natur derselben bekannt ist. Sie ist zugleich mit einer solchen Unparteylichkeit durchgeführt, daß sie auch in dieser Rücksicht als Muster gelten kann. Es war so wenig darauf angesehen den neuesten critischen nur zu früh verewigten Forscher der Römischen Geschichte zu widerlegen, als seine Meinungen zu bestätigen. Mit vorurtheilsfreyem Geiste gab ihr Verfasser, was er nach seiner Ueberzeugung glaubte geben zu müssen. Die erste Abhandlung umfaßt die erste Decade; die andere die sämtlichen übrigen. Daß die erste hier die wichtigste, und die bey weitem schwierigste war, brauchen wir nicht erst zu bemerken. Der Verf. schickt zuerst einige Bemerkungen sowohl über die Schwierigkeit der Untersuchung, als über den Zweck des Livius bey seinem Werke in Beziehung auf die Quellen desselben voraus. Er wollte durch Erzählung der vaterländischen Geschichte zugleich nutzen und unterhalten; das erste durch die Schilderung der früheren unverdorbenen Zeiten, das andere durch die Eleganz der Darstellung. Quod autem in hac scriptione

summum fuisset, ut ab urbis origine per omnia tempora e rebus bello domique gestis rei publicae forma et cuiusque aetatis ingenio declararetur, quid res Romanae fuerint, et quomodo mutatae sint, id quidem non plane alienum a Livii consilio fuisse videtur, sed ut nullus annalium scriptor ante eum, ita nec ipse hoc consilium, quale sit, tota mente concepit, nedum ut primarium per omnes operis partes exsequutus est. Die Abhandlung zerfällt dann in zwey Kapitel; das erste: de Livianae historiae fontibus eorumque praestantia. Das andere: de ratione qua his scriptoribus usus sit. — In dem ersten spricht der Verf. zuerst von den Monumentis historicorum aetate antiquioribus, um von ihnen, und ihrem Gebrauch durch Livius Nachricht zu geben. Er rechnet dahin außer den eigentlichen Monumenten die leges Regiae, die libri lintei, und die annales pontificum. Wenn Livius diese nicht benutzte, so muß man bedenken daß eine aus solchen Quellen geschöpfte Geschichte außer dem Gesichtskreis jener Zeiten lag, wo es noch keine historische Critik in dem jetzigen Sinne des Worts, gab. Auch die historischen Lieder, wie die Familiennachrichten und Leichenreden hat er nach dem Verf. nicht benutzt. Mehr aber die fastos magistratum; welches schon wegen der Zeitrechnung unerläßlich war. So kommt der Verf. alsdann auf die Quellen aus denen der Schriftsteller eigentlich geschöpft hat, die annales und historiae seiner Vorgänger. Diese werden nun einzeln durchgegangen, und ihr historischer Werth bestimmt. Nach diesen vorläufigen Erörterungen geht dann der Vf.

ins einzelne, Buch für Buch. Allerdings ist nur dieß der Weg, auf dem man zu sichern Resultaten gelangt, wie der Verf. dieser Anzeige aus eigenen ähnlichen Arbeiten es weiß. Daß es uns aber unmöglich sey, ihm hier ins Einzelne zu folgen, wenn wir in den uns vorgeschriebenen Schranken uns halten wollen, sieht jeder leicht ein. — Das zweyte Kapitel handelt dann: *de ratione qua suis scriptoribus usus sit*; und zwar theils was den Inhalt, theils was die Form seines Werks betrifft. Bey dem ersten sah er auf das, was den Römischen Lesern wissenschaftlich, angenehm und nachahmenswürdig seyn konnte. Daraus folgte, daß er vieles mit Stillschweigen überging, welches uns zu wissen nöthig wäre. Für seine Vorgänger hatte er eine große Achtung; er gab treu wieder was sie ihm darboten, ohne die Sucht Neues und Wunderbares zu erzählen. So hat er uns auch die Mythen, die er bey ihnen fand, unverändert wieder gegeben; was ihm zweifelhaft und ungewiß schien, gibt er als solches. Bey dem Willen die Wahrheit zu sagen, konnten aber doch vielleicht vorgefaßte Meinungen und Parteylichkeit ihn davon abführen. Daß dieses bey den Streitigkeiten der Patricier und Plebejer einigermaßen zu Gunsten der ersteren der Fall sey, wird eingeräumt, doch kann man es keine blinde Vorliebe nennen. Daß er stets alle ihm vorliegende Annalen verglichen und darnach geurtheilt habe, kann man nicht rühmen, und allerdings sind daraus Mängel hervorgegangen. Auch scheint er einzelne Schriftsteller nicht immer mit dem erforderlichen Fleiße eingesehen zu haben. Indes trifft dieser Tadel doch nur das Einzelne; das Ganze seines

Werks bleibt darum nicht minder bewundernswürdig.

Die zweyte Abhandlung umfaßt nun das ganze übrige Werk des Schriftstellers. Nachdem zuerst über die Quellen der verlorenen zweyten Decade, so weit es die Bruchstücke erlauben, geurtheilt ist, werden nun die Schriftsteller, welche bey den folgenden 25 Büchern als Quellen benützt wurden, einzeln aufgeführt. Unter diesen steht allerdings Polybius so vor allen übrigen voran, daß er als Hauptquelle betrachtet werden muß. Es ist keinem Zweifel unterworfen 'daß ein großer Theil des Livius aus Auszügen aus ihm besteht.' Er selber fällt bekanntlich ein sehr günstiges Urtheil über ihn. Doch hat er sich keineswegs bloß auf ihn beschränkt; griechische sowohl als lateinische Schriftsteller, die er zum Theil selber nennt, sind von ihm verglichen und benützt worden. Nachdem diese der Censur unterworfen worden, werden nun, so wie in der ersten Abhandlung die Bücher einzeln durchgegangen; und die bey jedem derselben benützten Quellen bemerklich gemacht. Auf welche alsdann auch ganz wie in der ersten Abhandlung die Untersuchung wie er diese Quellen benützt habe, sowohl in Rücksicht des Stoffes als der Form seines Werks, folgt.

Wir brauchen es gewiß nicht erst bemerklich zu machen, welche wichtige Aufklärungen die Critik des Livius durch diese Untersuchungen, die jeder neuen Ausgabe des Schriftstellers, die mehr als bloße Schulausgabe seyn will, vorangesezt werden sollten, erhalten hat. Viele der

hier gekrönten Preisschriften unserer Studierenden, und wir setzen unter den historischen die hier angezeigten oben an, haben auf eine rühmliche Weise zu den Erweiterungen der Wissenschaften beygetragen; und wenn wir die Namen der Preisgewinner betrachten, ist es eine erfreuende Erscheinung, welche Reihe ausgezeichneten Männer in allen Fächern aus diesen Jünglingen hervorgegangen sind, und in welchem Grade die Absichten des erhabenen Stifters dieses Instituts, unsers unvergeßlichen Wohlthäters Georgs des Dritten — es war ganz seine eigene Idee — erfüllt worden sind!

Hn.

L o n d o n.

For Colburn, 1826: Letters from the East, written during a recent tour through Turkey, Egypt, Arabia, the Holy Land, Syria and Greece. By John Carne, Esq. of Queens college Cambridge. Vol. I. 352 Seiten, Vol. II. 351 Seiten in 8.

Obgleich die Siege Rußlands und seine Absichten auf den türkischen Orient in diesem Zeitraum fast ausschließlich das Interesse des Publicums auf sich zogen, so müssen wir doch unsere Leser und den Großherrn selbst auf eine Gefahr aufmerksam machen, welche von einer andern Seite während einiger Jahre dem wankenden status quo des Orients droht, und wovon gegenwärtiges Buch einen furchtbaren Beweis gibt. Es ist gewissermaßen ein Manifest, ein Thatbeweis, nicht nur der Invasion,

sondern der Besitznahme jener Länder durch ein Volk, eine Secte oder vielmehr eine Horde, deren Zahl seit dem allgemeinen Frieden von Europa auf eine wahrhaft entsetzende Weise zugenommen hat — eine Art von Vindarrees, die, nachdem sie Europa nach allen Richtungen durchzogen und geplündert haben, nun auch über Asien und America sich auszubreiten drohen — die Touristen mit einem Wort. Zwar würden unsere Besorgnisse schon durch einige der kürzlich erschienenen Reisebeschreibungen erregt, die uns starke Merkmale einer Ausartung in tours zu tragen schienen, hier aber können wir keinem tröstlichen Zweifel mehr Raum geben, der Titel selbst spricht das Schrecklichste deutlich genug aus: a recent tour! Und wirklich beweist fast jede Seite es zur Genüge, daß hier jeder Widerstand, jeder Protest zu spät käme; der Orient ist in den Händen der Touristen — an die endlosen Reihen von tours through Switzerland, France, Italy etc. schließt sich vor unsern ahnungsvollen Blicken eine noch längere Reihe von tours an, vor denen die chinesische Mauer selbst das himmlische Reich eben so wenig schützen wird, als uns. Endlos — wie die Geister im Macbeth: till the line stretch out to the crack of doom. Mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, und wenn auch nicht mit denselben doch mit andern, jedenfalls mit hinreichenden Bequemlichkeiten durchfliegt ein Tourist, wenn er nur gute Wechsel hat, jetzt die Türkei, Egypten, Arabien, Syrien und Griechenland, wie sonst Frankreich, die Schweiz und Italien, und spricht und schreibt

mit derselben Suffisance, derselben Oberflächlichkeit, derselben Flüchtigkeit, derselben Unkunde der Sprache über Alles was er sieht oder nicht sieht, was er hört oder zu hören wünscht oder meint. Zwar beklagt sich der Verfasser des vorliegenden Werkes zuweilen bitterlich über Strapazen und Entbehrungen, doch finden wir zu unserer großen Beruhigung, daß er vermöge eines gewissen italiänisch-griechischen Figaro von Bedienten, in der Regel mit einer ganz erträglichen Mahlzeit zur Ruhe geht. Wir nehmen seine Entführung durch und Gefangenschaft unter den Beduinen aus, allein um ähnliche Abenteuer zu finden braucht man nicht nach Syrien zu reisen. — Mit alle dem sind wir bereit auf Eid und Gewissen auszusagen, daß diese beiden Bände uns viel Unterhaltung und einige Belehrung gewährt haben. Die Orte und Gegenden, die der Verfasser bereiste, die Epoche während welcher er sie sah sind zu reich an Interesse aller Art, als daß nicht ein Reisender, auch mit weniger Beobachtungs- und Darstellungsgabe als der Verfasser wirklich hat, Stoff zu einem ganz amüsanten Buch herausfinden und zurechten sollte. Dennoch aber bleibt einem das Bedauern über eine Art von Entweihung so ehrwürdig classischen Bodens durch Touristen — denn bey all seinen Verdiensten erhebt sich der Verfasser nie über diesen.

B. A. S.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.

Den 14. Julius 1831.

F r e y b u r g.

Bey den Gebrüdern Groos: Carl Alexander Freyh. von Reichlin-Meldegg, Geschichte des Christenthums von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit; zum Gebrauche bey academischen Vorlesungen über allgemeine christliche Religions- und Kirchengeschichte. Erster Band, Einleitung zu dem Studium der Kirchengeschichte und die Geschichte des Christenthums von 1 bis 324 n. Chr. 1830. 336 S. in 8.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen in der theologischen Welt unserer Tage gehört jedenfalls die Stellung, welche die süddeutschen catholischen Gelehrten in der theologischen Wissenschaft eingenommen haben. Wer sieht nicht mit hoher Freude auf Tübingen und Freyburg hin, wo ein edler wissenschaftlicher Eifer sich um so sicherer der ultramontanen Fesseln zu erledigen sucht, als er inniger das im Catholicismus enthaltene christ-

liche Element auffaßt und tiefer begründet? Soll die deutsch-catholische Kirche, wie sie es gewiß vor allen ihren Glaubensgenossen verdient, eine würdige, von Roms Curie unabhängige Stellung erhalten: der einzig sichere Weg dazu ist die wissenschaftliche Bildung ihrer Lehrer, und die geistige Ueberlegenheit, zu der allmählich auch die Gemeinden erhoben werden müssen. Hat dieß so fröhlich erwachte wissenschaftliche Leben einen eben so gesegneten Fortgang, und geht es von den Bildungsanstalten allmählich zu den Dienern der Kirche und weiter zu dem Volke über: so kann die Zeit dereinst kommen, wo der Catholicismus in Deutschland aufhört ein römisches zu seyn, ohne daß das Losreißen ein gewaltsames, und die dadurch herbegeführte Erschütterung eine betrübende wäre. Daß unser Verfasser, so weit in seinen Kräften steht, seine Kirche diesem Ziele entgegen zu führen strebt, davon ist die edle Freymüthigkeit vorliegenden Werks der sicherste Beweis. Wir wünschen ihm den besten Fortgang in seinem Kreise; zugleich aber auch Kraft genug, den vielfachen Kämpfen zu begegnen, die ihm gewiß blinde Eiferer nicht erlassen werden. Sein Motto Ephes. IV. 25 ἀποδεύετε το ψευδος, λαλειτε την ἀληθειαν spricht ganz seine Stellung aus, und die Gerechtigkeit, die er protestantischen Leistungen auf dem Felde der Kirchengeschichte zu Theil werden läßt, wie die freymüthigen Ansichten, die er über catholische Bearbeitungen ausspricht, zeigt ganz, daß es ihm mit dem λαλῆν την ἀλήθειαν auch wahrhafter Ernst sey. Eine herzlichere Erkennung seines Strebens wird er gewiß nirgends finden, als in unserm evangelischen Norden, der ihm mit hoher Freude die Hand zum Süden

des Vaterlandes hinüberreicht und das ἀποδέσσαι τὸ ψεῦδος καὶ λαλεῖν τὴν ἀλήθειαν zum Unterpfand eines edlen wissenschaftlichen Wettseifers nimmt.

Das ganze Werk ist auf drey Bände berechnet, von denen der erste die Einleitung in das Studium der Kirchengeschichte und die erste Periode bis auf Constantin enthält; der zweyte soll die zweyte Periode bis auf Karl des Großen fränkische Weltmonarchie, und die dritte, die Bildung der abendländischen Hierarchie bis auf Hildebrand 1073 umfassen; der dritte endlich die vierte Periode, oder das Steigen und Sinken der päpstlichen Macht bis auf Luther, und die fünfte, von Luther bis auf unsere Tage enthalten. Bis jetzt ist uns aber von dem ersten Bande nur die Einleitung in das Studium der Kirchengeschichte zugekommen; wir glauben jedoch mit deren Anzeige nicht zögern zu dürfen, um dem Verfasser dadurch unsere Hochschätzung zu bezeugen. Vorangeschickt ist der Abriss einer vorchristlichen Judengeschichte, der aber auf sieben Seiten nur das allgemein Bekannte gibt. Absicht des Verfassers in der Einleitung ist es nun, einen Inbegriff der Bordersätze zu geben, welche das wissenschaftliche Studium der Kirchengeschichte möglich machen; und da muß dann dieselbe dem Verfasser zufolge, um ein organisches Ganze zu seyn, haben 1) einen Begriff, 2) ein Object oder einen Gegenstand, welchen sie behandelt; 3) Theile, in welche sie zerfällt; 4) eine Sphäre, innerhalb deren sie sich bewegt, 5) einen Zweck, welchen sie zu erreichen hat; 6) Mittel zu ihrer Erkenntniß; 7) eine Methode oder Art und Weise, wie sie am besten erlernt wird; 8) eine Literatur der Einleitung. Wie es nun namentlich ei-

ner Literatur der Einleitung zur Kirchengeschichte bedürfe, um diese selbst als organisches Ganze, also als Wissenschaft, zu rechtfertigen, ist uns nicht ganz klar geworden, wenigstens wäre diesem zufolge eine wissenschaftliche Behandlung der Kirchengeschichte nicht eher möglich gewesen, als es Bearbeitungen der Einleitung zu deren Studium, und so eine Literatur der Einleitung gegeben hätte. Sogar eine Literatur der Kirchengeschichte selbst ist unmöglich ein wesentliches Erforderniß, um sie als Wissenschaft zu rechtfertigen, weil ja dadurch der früheste Begründer derselben in großen Nachtheil zu stehen käme, und die wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes erst da anheben könnte, wo mehrere frühere — also verunglückte — Versuche vorangingen, um eine Literatur zu bilden. Zu jener Angabe der Hauptpunkte dieser Einleitung bemerken wir nur, daß sie sämtlich ziemlich kurz abgehandelt werden, bis auf *Nr.* 6, die Mittel zur Erkenntniß der Kirchengeschichte, die in Quellen und Hülfswissenschaften zerfallen; unter dem Titel, Quellen der Kirchengeschichte wird von *S.* 26..320, also in dem bey weitem größern Theile des Werks eine sehr vollständige Uebersicht der bisherigen Bearbeitungen der Kirchengeschichte gegeben. Doch wir wenden uns zunächst zu den früheren §§. Das Bestreben des Verfassers geht darauf hin, die Kirchengeschichte als Wissenschaft, d. i. als mit den übrigen theologischen Disciplinen, und so mit der menschlichen Erkenntniß überhaupt im organischen Verbande stehend nachzuweisen. Diese Nachweisung findet sich nun erst *S.* 6, wo die Sphäre der Kirchengeschichte und das hieraus sich ergebende Verhältniß zu den übrigen Wissenschaften bestimmt wird. Alles was

nun aber vor dieser Untersuchung vom Objecte §. 4, und von der Eintheilung §. 5 gesagt wird, muß als nicht aus dem Begriff jener organischen Verbindung hervorgegangen, nothwendig rein empirisch erscheinen, was der Verfasser ja gerade zu vermeiden sucht. Namentlich gilt dieß von §. 4, wo das Vorhandenseyn eines Objectes der Kirchengeschichte erst rückwärts daraus gefolgert wird, daß sie Wissenschaft sey; offenbar ein aposterioristisches Verfahren, anstatt daß sich jenes Object wissenschaftlich schon ergeben würde, wenn vorher der organische Verband der theologischen Disciplinen nachgewiesen wäre. Bey dieser Nachweisung §. 6 gibt nun der Verf. nachträglich eine Construction der Theologie und ihrer einzelnen Theile. Theologie ist ihm die Lehre von der der Vielheit zu Grunde liegenden Einheit, oder die Wissenschaft von Gott, insofern sie sich auf die Offenbarung (Kundmachung) gründet. Hieraus ergibt sich die Eintheilung in theologische Quellenwissenschaften, die sich mit der Quelle, oder dem Erkenntnißgrunde der Offenbarung, und in theologische Offenbarungswissenschaften, die sich mit dem Offenbarten selbst beschäftigen. Obgleich nun schon gegen diese ganze Bipartition eingewandt werden kann, daß manche Disciplinen dadurch aus ihrer natürlichen Stellung gerückt werden, wie z. B. die ganze practische Theologie, nach dem Verf. die Pastoral, zu den Offenbarungswissenschaften gehören soll, insofern sie die Vermittelung zwischen dem Erkennen der Menschheit und dem durch Gefühl und Willen bestimmten Handeln sey, wobey man nicht absieht, weshalb diese Vermittelung mit größerem Rechte zu den Offenbarungswissenschaften gezählt wird, als jede andere theologische Disciplin, bey

der doch auch stets das Wesen des Christenthums, als das Offenbarte, die leitende Idee seyn wird: so haben wir es hier doch besonders mit den theologischen Quellenwissenschaften zu thun, zu denen ja gerade auch die Kirchengeschichte vom Verfasser gerechnet wird. Die Quellen sollen äußere, Schrift und Tradition, deren Behandlung also biblische und patristische Exegese ergibt, und innere seyn, der aus den äußeren Erkenntnißquellen schöpfende Geist der Kirche (der *coetus doctorum*, die *ecclesia docens*), und sich daraus, je nachdem die Kirche im Werden oder im Seyn betrachtet wird, Kirchengeschichte oder Kirchenrecht ergeben: so wäre die Kirchengeschichte eine innere theologische Quellenwissenschaft vom Standpuncte des Werdens. Diese ganze Construction der Sphäre für die Kirchengeschichte hat nur im protestantischen Sinne gar keine Bedeutung, da nach dem entschiedenen Grundsatz unserer Kirche doch nur die heil. Schrift als Quelle der Offenbarung gelten kann, eine constituierende Autorität des *coetus doctorum* aber als Menschenwerk zurückgewiesen wird. Die Kirchengeschichte eine Quellenwissenschaft zu nennen, insofern sie nicht etwa aus Quellen schöpfen, sondern selbst die Quelle der Offenbarung seyn soll, heißt also das eigentliche Wesen der Geschichte, die Darstellung des Vergangenen, aufheben, und an dessen Stelle ein secundäres Moment erheben, den Nutzen, den die Dogmatik daraus ziehen kann. Hierüber aber weiter mit dem Ver. zu rechten, halten wir deshalb für überflüssig, weil wir damit sofort auf die untersten Fundamente beider Kirchen stoßen. Noch bemerken wir hier eine Unterscheidung, die der Verf. nicht ohne Willkühr macht, zwischen Ge-

schichte und Historie; jene soll das Werden, vorzugsweise das ideale und zwar bewußtseyende, oder für diese Erde das Werden der Menschheit auf der idealen Seite, Historie hingegen die Darstellung oder die Aeußerung von der Kenntniß dieses Werdens durch Zeichen bedeuten; so wäre also Geschichte nur Object der Historie; was berechtigt den Verfasser zu solcher Distinction? Höchstens die Etymologie; dann muß aber Geschichte doch im weitesten Sinne auf alles Geschehene und nicht allein auf das ideale Leben bezogen werden. Auf Etymologie gibt der Verfasser überhaupt in den Anmerkungen viel, doch nicht immer mit Glück; so wird S. 13. Note 1 *ἐποχὴ* abgeleitet von *ἐπέχειν* und *σκόπιω* anhalten bey dem Ziele; das zweyte Wort scheint nur hinzugenommen zu seyn um die Formation des *o* zu erklären, während doch ähnliche Bildungen, *ἑισοχὴ*, *ἔξοχὴ* das Hervortreten des Umlauts hinlänglich entschuldigen.

Der bey weitem größere Theil des Werks beschäftigt sich nur mit den Quellen der Kirchengeschichte; mit welchem Rechte dürfen nun aber die neueren Bearbeitungen den frühesten Kirchenhistorikern als Quellen an die Seite gesetzt werden, was jene doch gewiß nur im secundären Sinne seyn können? Dem Verf. in seine sehr detaillirte Darstellung zu folgen, ist uns nicht erlaubt; wir bemerken deshalb nur, daß er, um die Stellung jedes einzelnen Kirchenhistorikers, wie dessen Einwirkung auf seine Zeit, gehörig zu würdigen, sehr vollständig die Zeit seines Auftretens selbst characterisirt, und deshalb in der Regel von dem Punct wieder anhebt, von dem aus die Entwicklung der Zeit verstanden werden muß. Bey Darstellung der Leistungen Bau-

rentius Ballas wird z. B. die ganze Entwicklung der wieder hergestellten Wissenschaften kurz berührt. So lobenswerth dieß Verfahren ist, so wird doch dadurch namentlich in der Zeit nach der Reformation, wo die Leistungen der drey Kirchen getrennt sind, manche Wiederholung herbeigeführt. So müssen, um das Streben des Baronius zu würdigen, S. 119 ff. ziemlich vollständig die Leistungen der Magdeburger Centuriatoren anticipirt werden; die Darstellung wiederholt sich natürlich weiter unten S. 208. Für diese Zeit wäre durch eine synchronistische Anordnung der Kirchen, deren Leistungen ja offenbar Bezug auf einander haben, diesem Uebelstande abgeholfen. Die letzte Bemerkung, die wir noch hinzuzufügen haben, wird durch die Pietät gegen einen hochverdienten Kirchenhistoriker unserer Academie motivirt, dessen Name gerade in den jüngstverfloffenen Tagen in ganz Deutschland dankbar genannt wurde. Ein uns unbegreiflicher Umstand ist es, daß der Herr Verfasser, ungeachtet er seine Darstellungen auf die neuesten Zeiten herabzieht, lebende Kirchenhistoriker auführt, dabey gänzlich unsern Planck mit Stillschweigen übergeht. Nur ein einziges Mal finden wir seinen Namen S. 284 Note 1 und 3 gelegentlich genannt, wo von Spittler die Rede ist. Dogmatisches Interesse kann den Verfasser nicht leiten, darüber ist er nach dem Obigen weit hinaus; und würde ein solches absichtliches Uebergehen gewiß im größten Widerspruch mit der erfreulichen Anerkennung seiner Milde und und Billigkeit stehen, die unser verehrter Jubelgreis catholischer Seits gefunden hat. Vielleicht entschuldigt sich der Verfasser damit, er habe nur Bearbeitungen einer allgemeinen Kir-

chengeschichte anführen wollen. Wenn er aber glaubt, die Leistungen der neuesten Zeit richtig zu würdigen, ohne Planck's Verdienste mit in Anschlag zu bringen: so müssen wir seinen Standpunct einen sehr einseitigen und engherzigen nennen; er würde sich dann an die äußere Form statt an den inwohnenden Geist halten, eine Denkart, die wir dem Verfasser nach seiner übrigen Darstellung Schuld zu geben kein Recht haben. Wir sind also gern geneigt, darin nur ein zufälliges Vergessen anzunehmen; ersuchen ihn aber zugleich, bey einer vielleicht künftig nöthigen zweyten Auflage nachzuholen, was wir wenigstens nicht ohne Schmerz vermißt haben.

Dr. R.

B e r l i n .

Verlag von Enslin: Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland; in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w. Von Wilhelm Horn, Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie. Erster Band. Deutschland, Ungarn, Holland. VI und 432 Seiten in 8. 1831.

Ein junger Arzt, wahrscheinlich ein Sohn des berühmten Veteranen in der Kunst, bestimmt nach vollendetem academischen Studium, nach glücklich zurückgelegter Staatsprüfung, frey von äußeren Sorgen und voll Erwartungen für die Zukunft zwey Jahre zu einer größeren Reise, und legt die Resultate derselben, als Beweis, daß er seine Zeit wohl angewendet, in vorliegender Schrift nieder. Er erklärt sie als ge-

meinsames Eigenthum eines ihn begleitenden Freundes, des Dr. Funk, der die Monographie über den Landsalamander herausgegeben und der kurz vor beendigter Reise einem Lungenübel erlag. Ehrevoll für den Verfasser ist das Denkmal, das er in der Einleitung seinem früh dahingeshiedenen Freunde gesetzt hat.

Dieser erste Band, dem noch zwey andere bald nachfolgen sollen, beurkundet die Thätigkeit, Rührigkeit und unermüdlische Sammlerlust der Reisenden. In jedem Orte suchten sie medicinische Anstalten und Versorgungshäuser jeder Art auf und bemühten sich eine genaue Einsicht von allen ihren Theilen zu erlangen. Natürlich wurde auch nicht versäumt die Vorsteher, Lehrer und andere öffentliche und berühmte Männer zu besuchen und von ihrer Wirksamkeit Kenntniß zu erlangen.

Die Reise ging im Frühjahr 1828 über Leipzig, Dresden, Sonnenstein, Tepliz, Prag, Carlsbad, Marienbad, Erlangen, Bamberg, Würzburg mit seinen nahegelegenen Bädern, München, Salzburg, Gastein, Ischl, Linz, Wien, Presburg und Pesth. Dann folgt die im Frühjahr 1830 unternommene Reise durch die Niederlande und Belgien, durch Rotterdam, Haag, Scheveningen, Leyden, Amsterdam, Utrecht, Antwerpen, Brüssel, Gent, Löwen, Lüttich.

Der Verf. zeigt eine verständige Aufmerksamkeit auf Alles in seinem Fache Wissenswürdiges; seine Beurtheilung der verschiedenen Heil-, Besserungs- und Strafanstalten in Hinsicht dessen, was ärztlich zweckmäßig, recht und menschlich ist, erscheint meistens treffend und nebenher ertheilt er interessante Notizen verschiedener Art.

In Prag würden die Mißgeburten nicht aufgeschnitten, weil die höhere Erlaubniß dazu nicht ertheilt werde (S. 42). — Auf seine Frage im Irrenhause zu Bamberg: wie man es mache, wenn Kranke besonders unruhig oder unreinlich würden, erhielt er zur Antwort: dann kommen sie in den Keller. Die Beschreibung, welche er davon gibt, rechtfertigt seine Vergleichung mit einem Burgverließ (S. 83). — In dem Irrenhause zu München sagte der Wärter zu ihm: Wenn Jemand über Leibschmerzen klagt, bekommt er vom Arzte etwas abzuführen; denn gegen andere Schmerzen gibt es doch keine Mittel; sind sie unruhig, so werden ihnen die Hände gebunden (128). — In der Anstalt für Geisteskranke in Salzburg war bey einer Frau, die deutlich an Enteritis litt, ein Doctor dagewesen und hatte eine Emulsion verschrieben, allein die Kranke brach darnach (136). — Der Vorsteher eines größeren Instituts für Geisteskranke in Wien, Güntner, hatte gebeten, man möchte die Kranken im Garten arbeiten lassen; es wurde abgeschlagen; man möchte die Weiber die Wäsche nähen lassen, er wolle bezahlen, was sie etwa verdürben, Antwort: man könne den Vortheil den Strafanstalten nicht entziehen (238). — Eine eigene Irrenanstalt existiert in ganz Ungarn nicht. In Pesth fand er einen über Tabellenmachen verrückt gewordenen Doctor med., der nur zuweilen declamierte und mit Kreide Zahlen schrieb, mit einer großen Kette ans Bett angefesselt (326). — In dem Criminalgefängniß zu München durchsuchen Hunde, die von den Gerichtsdienern jeden Abend und Morgen mitgenommen werden, mit ihrem Kopfe die Lagerstelle. Die Thiere sind so böse, daß sie bey der

geringsten Ungewohnheit in dem Benehmen der Arrestanten wild werden (125). — In Ungarn sind die Gefängnisse von der Art, daß die Gefangenen an Stricken hinabgelassen werden müssen (327). — In dem Militärhospitale in Presburg, wo meist Italiäner lagen, waren Fieberfranke mit Ketten an ihr Bett geschlossen. Selbst auf den Gängen lagen Kranke. 'Es ist wirklich ein wahrer Jammer, wenn man das arme Volk hier so schwachen sieht, dem man nicht einmal eine Bettstelle geben kann' (319). — In dem Siechenhause zu Salzburg sah er ein 22jähriges nicht häßliches Mädchen, die bis in ihr 16tes Jahr in einem Schweinestall und im Schweinefutter mit Schweinen aufgezogen worden war, und die darin viele Jahre mit übereinander geschlagenen Beinen gefessen hatte. Daß eine Bein war ganz verbogen; sie grunzte wie ein Schwein und betrug sich ungebärllich in ihrem menschlichen Anzuge (138). — Neben dem Hörsaale der Anatomie in Amsterdam stehen mehrere Skelete von Dieben und Mördern in ihren Originalcostümen, zum Theil mit Perücken auf; einer der Gesellschaft reitet sogar auf einem Esel und hat einen aus Menschenzähnen gebildeten Baum in der Hand. Zur Zeit des Jahrmakts werden diese Skelete der Straße näher gebracht, und dann dem Einzelnen für 2 Stüber gezeigt (367). — Da Czermak in Wien in mikroskopischen Beobachtungen so sehr geübt ist, baten ihn die Reisenden einige Male mit ihnen in das allgemeine Krankenhaus zu kommen, um Krätze auf Milben zu untersuchen. In der verschiedensten Beleuchtung, bey Sonnen- und Kerzenlicht, in frischem und in älterem Pustel-eiter war nicht eine Spur von Bewegung zu

entdecken; obgleich die Eiterkugeln sehr gut und in großer Menge zugegen waren, blieben sie doch in beständiger Ruhe (169). — Wagner in Wien eröffnet von innen her das Rückenmark vom untersten Ende des Canals des Heiligenbeins bis zum zweyten Halswirbel in Zeit von sieben Minuten, so daß man es ganz herausnehmen kann (265). — Die in der Kaiserstadt äußerst häufig vorkommende Krankheit nach Spießruthenlaufen heißt flagellatio. In der großen Kaserne nahe dem Hospital wird noch alle acht Tage für die ganze Woche Spießruthen gelaufen. Der geringste Satz ist dabey 2400 Streiche. Hält der Sträfling dieses nicht aus, so wird er auf eine Bank geschnallt und bekommt den Rest im Liegen, und wenn er sterben sollte, so wird der Rest dem Leichnam gegeben. Beym Exercieren wird die Bank zum Prügeln immer hinter der Fronte nachgetragen (268).

Indem wir dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen für seine Mühe gegen jedes inhumane Verfahren so wie für seinen Sammlerfleiß, so haben wir doch auch Einiges nicht ohne Tadel zu bemerken. So scheint es uns von einem jungen Manne gewagt und unschicklich über öffentliche Lehrer und Aerzte so bestimmt wie hier zuweilen geschehen, und doch meistens nur nach Hörensagen, sein Urtheil auszusprechen. So z. B. 'Eine Menge von Species der Geisteskrankheiten fließen Heinroth wie Honig vom Munde (19). — Dr. Hayner in Waldheim ist leider ein etwas hypochondrischer Arzt (26). — Die Leute [die Dresdner Professoren nämlich] scheinen Glück zu haben in der Anschaffung von Suiten (29). — Choulant [als klinischer

Lehrer] murmelte nur in den Bart hinein "so daß man sich nicht aus der ganzen Art zu docieren vernehmen konnte" (31). — Friedrich in Würzburg soll in allen Fächern herumtappen, Seelenheilkunde als Collegium ankündigen, das er nie liest, und von psychischen Heilverfahren sprechen, da er nie einen Kranken behandelt habe (100). — Ringseis in München stehe in dem Rufe eines Frömmers und sey als ein großer Blutlasser bekannt (114). — Wateman [Wattmann] in Wien soll blutdürstig seyn und nichts verstehen (151). — Horn ein, wie man sagt, unbedeutender Mann, ist Professor der theoretischen Geburtshülfe (160). — Professor Mayer bekümmere sich nicht um das anatomisch-physiologische Museum und treibe Geheimnißkrämerey mit eingesprikten Hoden (163). — Die Weingeistpräparate im allgemeinen Krankenhause hätten durch des Professors Biermeyer Liebe zum Branntwein etwas gelitten (259).'

Was die hie und da mitgetheilten Tabellen eigentlich nützen sollen und wie der Verf. solche sich verschaffte, ist schwer einzusehen.

Auf Dinge, die von der Medicin entfernt liegen, hat zwar der Verfasser hier und da auch seine Aufmerksamkeit gewandt, doch kann man nicht sagen, daß er immer darin besondere Kenntniß bewiesen. So z. B. (S. 167) 'die Sternwarte in Wien ist auf dem Universitätsgebäude und Herr Vitthof [soll wohl Vittrou heißen] ist Professor der Astronomie. . . Die in Wien angefertigten astronomischen messingenen Instrumente enthalten sehr viel Kupfer, was sich schlecht ausnimmt'; allein gerade dieses röthliche Messing wird absichtlich, so viel

Ref. weiß, seines schönen Ansehens wegen auch anderwärts z. B. bey den Münchner Instrumenten angewandt.

Der Styl ist im Ganzen fließend, doch sind auch Härten nichts ungewöhnliches z. B. 'Das Waisenhaus auf der Alster-Vorstadt ist ein großes schönes fest gebautes Gebäude, woraus ein ehemaliges Kloster erklärlich wird' (287); oder 'der Assistent, Dr. Piringer, war sehr freundlich zu mir und ich konnte hoffen davon etwas zu haben, bevor die Klinik geschlossen würde' (152).

M . . r.

S u l z b a c h.

Bey Seidel: Küchencalender, oder vollständiger Küchenzettel auf alle Tage im Jahr; nebst der Anweisung die Speisen schmackhaft und zugleich wohlfeil zu bereiten. Mit einem Anhange, enthaltend Recepte zu Fastenspeisen. 1831. 571 S. in 8.

Wenn wir gleich es uns nicht anmaßen können, von dem Werke der ungenannten Verfasserin (als solche unterschreibt sie sich unter der Vorrede) eine eigentliche Recension zu geben, die, wenn sie gründlich seyn sollte, nicht sowohl ein Durchlesen als ein Durchschmecken, und zwar von ein paar tausend Schüsseln, vorzusetzen würde, was wir uns nicht zutrauen, so geben wir doch gern eine Anzeige, da wir, wenn auch zunächst für die geistigen, doch auch für die leiblichen Bedürfnisse der Leser sorgen möchten, und versichern können, daß an Originalität und Mannigfaltigkeit der Recepte dieß

Kochbuch die Vergleichung wohl mit jedem andern aushalten kann. Für den Norden von Deutschland ist es um so viel lehrreicher, da es eigentlich die Bayerische oder überhaupt süddeutsche Kochkunst umfaßt, die bekanntlich auch ihre eigenthümlichen Verdienste hat, und mithin zu der friedlichen Beylegung des Streits zwischen den Nord- und Süddeutschen etwas beytragen könnte; wosern dieser überhaupt noch vorhanden ist. Die Einrichtung schon hat etwas Originelles. Sie ist so, daß für jeden Tag im Jahre, also zugleich nach den Jahreszeiten, die passenden Gerichte angegeben werden; und zwar in solcher Fülle, und keins zweymal, daß wir Niemanden rathen möchten es zu versuchen in Einem Jahre den Cursus vollständig durchzumachen, wosern er bis zu der glasirten Aepfeltorte, womit der 31ste December schließt, lebendig gelangen will. Besser wird es seyn, in dem gut eingerichteten Register sich dasjenige auszuwählen, wonach man Appetit trägt; da man nicht leicht vergeblich nach etwas suchen wird, sollte man auch nach Frosch-Suppen, oder gebratenen Barentaken ein Gelüste tragen. Fricassierte Schildkröten aber und gesäuerte Biberschwänze werden zu den Fastenspeisen gerechnet. Die ersten mit Recht, da sie nach Blumenbach zu den Amphibien gehören; die Biberschwänze jedoch wohl nur für diejenigen, die ein etwas weites Gewissen haben, und es deshalb mit den Fastenspeisen nicht so genau zu nehmen pflegen.

Sn.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 16. Julius 1831.

Stuttgart und Tübingen.

In der Cotta'schen Buchhandlung, 1829: Geschichte der alten Deutschen besonders der Franken, von Konrad Mannert, Hofrath(e) und ordentlichem Professor an der Universität zu München. 532 S. in 8.

Der gelehrte und scharfsinnige Verf., der uns hier abermals ein Resultat seines unermüdlischen Fleißes, eine critische Geschichte der westlichen Völkerschaften Deutschlands, besonders der Franken, von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen in einer klaren bündigen Darstellung liefert, befolgt dabey seinen alten (nicht immer für den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft hinreichenden) Grundsatz, ganz ausschließlich nach den gleichzeitigen (oft lückenhaften) Quellen zu erzählen. In der Vorrede wird jedoch auf Savigny's und Eichhorn's Rechtsgeschichte (anderwärts meist auf Bahrdt's Urge-

schichte verwiesen; hinsichtlich Euden's aber bemerkt, daß von dessen Ansichten, Benutzung der Quellen und Auseinandersetzung sich des Verf. Untersuchungen weit entfernten. Wir können hier nicht in eine Vergleichung beider Schriftsteller in einzelnen Punkten eingehen, glauben aber, daß jene Verschiedenheit dem patriotischen und pragmatischen Werke Euden's keinen Eintrag thut, besonders da unser Verf. selbst den Beweis gibt, wie jede neue Quellenforschung zu neuen Ansichten und Vermuthungen führt. Empfehlungswerth über den gegenwärtigen Stand unserer älteren deutschen Geschichte ist Pfister's Einleitung zu seiner Geschichte der Deutschen (1829), welche der Verf. wohl noch nicht benutzen konnte (bedauern müssen wir auch, daß er Werke originale Ansichten: über die Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands, Hannover 1826 unberücksichtigt gelassen). Das ganze Werk zerfällt in drey Bücher. Buch 1. Die Deutschen in ihrem Vaterlande (von den ältesten Zeiten bis auf Childerich). Wir zeichnen einiges aus, wie es der Zufall gibt. Herr Mannert hält mit Tacitus die Germanen für Ureinwohner Deutschlands, weil sich kein Beyspiel in der Geschichte finde, daß große Nationen aus ihren Ursitzen völlig verdrängt worden, und 'weil die Gottheit wohl schon ursprünglich vielen Gegenden eingeborne Bewohner zugetheilt hat' (S. 40). Ref. erinnert sich bey dieser Gelegenheit, in welchen heiligen Eifer bey einer ähnlichen Aeußerung Joh. Müller gerieth, und wie er unter Anführung der heil. Schrift und Blumenbach's (*de generis humani varietate nativa*) dem Herzen desselben einen noch fortdauernden Abscheu gegen jede Idee

menschlicher Vocalschöpfung einzuprägen mußte. Wie viele Forschungen neuerer Zeit haben es auch bewiesen, daß je weiter wir von Europa nach Hochasien, und je tiefer wir ins Alterthum steigen, desto ähnlicher wie desto einfacher die Völkerstämme und Sprachelemente erscheinen, bis sie uns alle auf eine Urwelt zurückführen, von der das originelle Volk der Deutschen nicht sehr entfernt seyn konnte. Wenn der Verf. eine wohlgegründete Abneigung gegen jede directe Ableitung von den persischen Kermanen Herodots, gegen jede voreilige Folgerung aus der deutschen und persischen (eigentlich medischen, wie der Verfasser selbst bemerkt) Sprachverwandtschaft, endlich auch gegen die Ableitung aus Indien (d. h. nicht aus dem Lande sondern aus dem Stamm, der die Sprachverwandtschaft darbietet) äußert, so hätte er hier einen trefflichen Beystand bey Juden finden können, welcher jene Völker nicht einmal für würdig hält, unsere Ahnen zu seyn, und eine Ableitung von denselben auch aus andern Gründen verwirft. Hinsichtlich der Budinen (welche Mannert früher für unsere Stammväter zu halten nicht abgeneigt war) begnügt er sich, sie als deutsche Gothen anzunehmen, er gesteht ihnen auch den Odiu oder Wodan als Anführer zu, doch immer mit Vorsicht, und ohne sich auf Buddha und Ritters Forschungen einzulassen. Wenn Homer seine Kimmerier in eine der allbelebenden Sonne entbehrende traurige Gegend setzt, und der Verf. in Betracht der Unbilden, welche das kleinasiatische Vaterland Homers von den Kimmeriern zu dulden hatte, diese Verpflanzung und Bezeichnung einer poetischen Rache zuschreibt (S. 7), so klingt dieß etwas scherzhaft. Denn wem ist es besser

bekannt, als dem Verf., daß auch andere Dichter des Alterthums das Land der Kimmerier am Eingang der Unterwelt setzten (Strabo III.), daß selbst den Argonauten das Land der Kimmerier in ewiger Nacht lag, und daß die schwarzen Vorstellungen des ganzen Alterthums von der Kimmerischen Finsterniß (am schwarzen Meer) nicht bloß auf Homer beruhten. Bey Gelegenheit der Sueven des Tacitus (welche auch unser Verf. als die ursprünglich wandernden, so wie die Markomannen als die zur Grenzhut oft in isolierten Haufen bestimmten Völker erklärt) wird mit Recht bemerkt, daß dergleichen Benennungen als Bedürfniß der Schriftsteller, oder weil man sich überzeugt hielt, daß die Völker, von welchen solche Haufen ausgingen, desselben Stammes waren, meistens in ungebührlicher Ausdehnung beybehalten wurden. Ganz dem Verf. eigen scheint die Vermuthung, daß der Rest der von den Römern vermeintlicherweise theils vernichteten theils verpflanzten Sygambern, welcher sich, wie die spätere Benennung eines Frankenkönigs und die Zusammensetzung des Frankenbundes beweiset, rückwärts gerettet hatte, bey den Gambriern des Tacitus zu suchen sey. Denn wenn der Verf. kurz vorher mit größerer Zuversicht dieselben Sygambern bey den Marsen (deren Namen in Ditmarsen sich erhielt) zu suchen scheint, so fehlt dabey die Namensähnlichkeit. Eines näheren Belegß in den sparsamen Anmerkungen hätte es wohl verdient, wenn bey Gelegenheit der Tödtung eines Anführers der Heruler, um einen anderen Häuptling aus bevorrechtetem Stamme zu holen, versichert wird (S. 27): 'so ist auch bey den übrigen Völkern der Todschlag des Königs durch die Hand seiner

unzufriedenen Mitsstreiter nichts weniger als eine Seltenheit'. Denn die Ermordung eines militärischen Usurpators ist z. B. wohl verschieden von einem durch rebellierende Feldherren verübten Königsmord. Neu schien uns zum überflüssigen Beweis, daß die Deutschen die Kunst des Pflügens nicht erst von den Römern erlernten, die Auffindung des Wortes Pflug (ploum) in den longobardischen Gesetzen, und anderwärts die Bemerkung der Ursache, warum sich die alten Deutschen eines Ochsenhorns so gern zum Trinken bedienten (weil man ein solches immer in einem Zuge ausleeren mußte). Die Vermuthung des Verf. daß die bloß hölzernen auf der Vorderseite angebrannten Spieße ausschließlich den deutschen Leibeigenen in die Hände gegeben wurden, könnte vielleicht aus der Analogie der americanischen Horden bestätigt oder beseitigt werden. Mit Recht legt der Verf. Gewicht auf die große Kriegsmaßregel der alten Deutschen, innerhalb der dem Feinde ausgesetzten Gebiete oder Positionen nach einem gemeinsamen Anbau und einer gemeinsamen Erndte Kornmagazine in unterirdischen Gruben anzulegen (Tacit. Germ. 16). Heißt es doch in einem neulich gedruckten polnischen Schreiben: 'Die unterirdischen Gruben, in welchen unsere Landsleute ihr Getreide bewahren, werden unseren Landsleuten überall offen stehen, während sie dem verschmachtenden Feinde verborgen bleiben.' Ueberall wird, was allein der alten deutschen Ethnographie Leben und Gehalt geben kann, auf Sitten, Gebräuche, Bewaffnung u. s. w. Rücksicht genommen. Aber der tiefe Sinn der sogenannten Staatsverfassung der alten Deutschen, wenn man nicht [mit Möser] den Knoten

zerhauen, und die ganze Schöpfung irgend einem großen Genie aus den Wäldern Germaniaens zuschreiben will, läßt sich unseres Erachtens nur durch Ableitung aus einer früheren [asiatischen] Vor- oder Ur-Welt erklären; jeglichen Falls war es Ergebnis langer Erfahrung innerer Entwicklung, äußerer Bedrängniß. Nicht weiter bringt uns wenigstens folgender Ausspruch des Verfß.: 'Unbegreiflich wird es für die Nachwelt, wie ein noch halb wildes Volk mit der gespanntesten Anstrengung des menschlichen Scharfsinns (quod erat demonstrandum) das durchdachte Gebäude aufführen und ihm feste Haltung geben konnte'. Ferner: 'Dem Anschein nach war also die Verfassung im höchsten Sinn rein demokratisch, keine Vorschrift konnte bindend werden, wenn dem Volke die Lust nicht anwandelte sich binden zu lassen. Aber es ließ sich willig binden, wenn seine persönliche Freyheit unverleglich blieb, wenn es seine Sicherheit dadurch mehr gesichert hielt. Als bindende standen die Rathgeber da, welche allmählich zu Principes erwuchsen, ein eigenes Collegium bildeten, und ihren Familien einige Vorzüge zu erwerben mußten. In der That war die Verfassung aristocratisch mit demokratischem Anstriche.' Wir möchten hier zuerst auf Raumer, und besonders Troxler zur Erklärung der griechischen und aristotelischen Ausdrücke von Monarchie, Aristocratie u. s. w. verweisen, welche immer unter Beziehung auf das Substrat einer Nation (im vollen Sinne des Wortes) zu verstehen sind, und bekennen zugleich, daß wir, wenn doch einmal solche griechische Kunstwörter gebraucht werden sollen, in dem damaligen deutschen Volke allenfalls nur eine Democratie, temperiert durch eine

sich entwickelnde Aristocratie, erblicken können. Zweytes Buch. Die Merovingischen Könige. Schon in dem vorigen Buch nimmt der Verf. zu wenig Rücksicht auf die Chatten, einen Hauptbestandtheil der ältesten Franken (der in dem fränkischen Hessengau oder Niederhessen seine alte fränkische Verfassung beybehält; vergl. Wenz, und Kopp Geschichte der hessischen Gerichtsverfassung) und auf deren Häuptlinge, unter denen zulezt Markomir, Herzog der Chatten, den Faden zur Genealogie Faramund's und der Merovinger liefert. Auch hinsichtlich Austrasien's und der Dagoberte, welche sich in Sagen und Dorfnamen in Hessen als der fränkischen Grenzprovinz verewigt haben, scheint uns der Verf. zu wenig nach der nördlichen Seite herunterzudringen. Unter den Zweifelsgründen über das Alter der salischen Gesetze, welche der Verfasser ungeachtet ihres Inhaltes und des Geistes der alten Vorrede dem Zeitalter Chlodwigs, nicht Faramunds (den wir für den terminus a quo halten) zuschreibt, kommt auch vor, daß Faramund bloß König der Ostfranken nicht der Sallier gewesen, da doch dieser Name nicht als Stammesname, sondern als allgemeine Bezeichnung vorkommt, und das Wort salisch ursprünglich besonders für fränkische Marken und Modien (terra salica) überhaupt par excellence gebraucht wird. Auf die schon bey Tacitus vorkommenden, den alten Priestern ausschließlich bekannten rohen, nachher fixirten oder ausgebildeten Characteren (Buchstaben), mit denen die ersten einfachen fränkischen Normen und Taxen (der Anfang der Gesetzgebung) ausgedruckt werden konnten, nimmt der Verf. keine Rücksicht. Wenn Chlodwig an einer Stelle 'ein of-

fenbarer Bösewicht nach der Taufe' genannt wird, so klingt an einer andern der Ausspruch zu gelinde: 'er gab ein großes Beyspiel für den so oft in Uebung gebrachten Satz, daß der Zweck die Mittel heiligt.' Ueberhaupt aber wird bey den fränkischen und burgundischen Geschichten nichts versäumt, was zum Gemählde der Rohheit und Grausamkeit der Sitten, besonders der Großen, der geistlichen sowohl als weltlichen, gehört. Allerdings hatte die Ausartung des fränkischen Christenthums darauf mannigfachen Einfluß. Dennoch ist damit noch nicht, wie es uns scheint, die dem alten und inneren Deutschland fremde Verdorbenheit erklärt. Es war das (durch die Analogie der Araber und Mongolen erklärbare) Zeitalter der (fränkischen) Räuberbanden, der militärischen Horden. Sehr fleißig ist sonst die ganze Auseinandersetzung der fränkischen Verfassung vor Karl dem Großen; nur erscheint uns bey dem Mangel der Kunde der inneren Entwicklungsperioden jede Anatomie dieser Art etwas mißlich. Die Abneigung des Verfs. gegen alles Romantische und gegen die in den Provinzial-Chroniken enthaltenen Localsagen mag ihn abgehalten haben, sich mehr um die Geschichte Thüringens und Hessens zu bekümmern, wodurch die Thaten des heil. Winfrieds (der schon unter Karl Martell auftrat) und hierauf Karls des Großen, der sich Hessens als Bollwerks gegen die Sachsen bediente, mehr Licht bekommen hätten (vergl. Wenzl). — Drittes Buch. Die Karolinger. Alle Kriege Karls des Großen (mit Ausnahme des Avarischen) werden als ungerecht bezeichnet. Die ganze Auseinandersetzung von Karls Bestrebungen scheint uns in solcher modernen Beurtheilung ungenü-

gend (vergl. dagegen Juden). Auch klingt es widersprechend, wenn auf der einen Seite gesagt wird, daß es uns keineswegs an Hülfsmitteln zur Kenntniß und Beurtheilung desselben fehle, während der Verf. anderwärts zugesteht, daß uns die Annalisten damaliger Zeit, höchstens mit dem Kirchenwesen bekannt, keine Einsicht in das Wirken Karls zur Bildung der Nation [besonders des vornehmeren Theils derselben] geben konnten. Denn hierin liegt ja wohl auch der Grund, daß man in der früheren Geschichte Karls, wie der Verf. bemerkt, so wenig Spuren einer Vorliebe oder Sorge für das Beste des Volkes (einer aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Masse) bemerkt. — Die sonst trefflich zusammenhängende Darstellung des Verfs. leidet nur hin und wieder durch Spuren der Nachlässigkeit oder Mangel an Würde (S. 88 der erlittene Verlust war bloß eine nothwendige Ueberlässe. S. 178 Sie suchten ihr Schäfchen in's Trockne zu bringen u. s. w.).

Bl.

Paris, Brüssel, London.

Traité du javart cartilagineux; par M. Renault, Professeur Adjoint à l'école vétérinaire d'Alfort. 1831. IV und 211 Seiten in Octav.

Die Kron- oder Knorpel-Fistel bey Pferden hat von jeher die Französischen Thierärzte ganz besonders beschäftigt, und ihnen verdanken wir auch die erste Anweisung zur Excirpation der cariösen Hufknorpel. Lafosse der Vater war es der diese Operation zuerst unternahm, und

selbige 1754 in einer Broschüre beschrieb, worin er sie zwar als das einzige Mittel zur Heilung angab, dabey aber nicht verhehlte, daß selbst bey geschickter Ausführung der Operation die Kranken doch oft wenigstens auf hartem Boden lahm blieben. Dieser Erfahrung pflichtet sein Sohn, der berühmte Lafosse, völlig bey, und fast alle practische Thierärzte bis auf die neueste Zeit sind ihm hierin mehr oder minder gefolgt. Das häufige Mißglücken der Operation veranlaßte daher viele Practiker, die Heilung der Knorpelfistel auf anderem Wege zu versuchen, und sie bedienten sich bald des Glüheisens bald der Aetzmittel dazu, indessen war das Resultat meist noch weniger befriedigend als die Operation. Dieses bewog nun den Verfasser der vorliegenden Schrift, sich der Untersuchung dieses Gegenstandes anzunehmen, um die Behandlung der Knorpelfistel auf zuverlässige Regeln zu gründen, die hier nun umständlich vorgetragen werden, und sich für die Operation aussprechen. Ref. bezeugt dem Verf. seine hohe Achtung für den wissenschaftlichen Geist, der überall in seinen theoretischen und practischen Grundsätzen herrscht, und ist zwar überzeugt, daß die Anwendung derselben in vorliegendem Falle zu einem rationelleren Verfahren als bisher das ihrige beytrage, jedoch verbieten ihm seine Erfahrungen an ein unbedingtes und vollständiges Gelingen der erteilten Vorschriften in allen Fällen zu glauben, und zwar deshalb, weil die nach Erstirpation der Hufknorpel an deren Stelle sich bildende fibröse elastische Substanz nie den Zweck der Knorpel, nämlich einen Stützpunkt und Schutz für die unterliegenden weichen und so sehr empfindlichen Theile abzugeben, zu erfüllen im Stande

ist. Aus diesem Grunde hat Ref. es jederzeit zweckmäßiger gefunden, bey der Operation dieser Fistel nicht den ganzen Knorpel sondern nur das cariöse desselben zu entfernen, um jenen Stützpunkt so viel möglich zu erhalten, und ebenso pflegt er nicht wie der Verf. die ganze Hornwand, sondern nur so viel davon als die Tiefe und Richtung der Fistel verlangt abzulösen, um desto früher und mit Sicherheit bey der Arbeitsfähigkeit der operierten Pferde das Hufeisen befestigen zu können. Zuerst gibt der Verf. eine genaue Beschreibung der Hufknorpel, wobey er bemerkt, daß in ihren vorderen Theilen die Vitalität mehr als in ihrer Basis und nach den Fersen hin entwickelt sey. Es wird ein Fall angeführt wo bey einem drittehalbjährigen Füllen die vollständige Verknöcherung dieser Knorpel erfolgt war. Dieses Beyspiel scheint wenigstens die Behauptung des Verfs., daß der Beschlag die alleinige Ursache der Ossification der Hufknorpel sey, zu widerlegen. Die Knorpelfistel würde meist durch Quetschung der Krone, zuweilen durch Vernageln oder Verletzung der Knorpel erzeugt. Ihre Erkenntniß sey leicht, besonders wenn sich schon Hohlgänge gebildet hätten. Die Prognose falle um so ungünstiger aus, je bedeutender die Lähmung und wenn sie durch Vernagelung entstanden, indem neben dem Knorpel öfters auch das Hufbein dadurch cariös werde. Die Chirurgie biete drey Wege zur Heilung der Knorpelfistel, das glühende Eisen, Aetzmittel (wozu am meisten der Sublimat gewählt wird) und die Exstirpation des ganzen angegriffenen Knorpels. Die erste Methode sey nur dann zu befolgen rathsam, wenn die Fistel nicht sehr tief, und an den Ballen Statt fände, übriz

gens den Aetzmitteln weit vorzuziehen. In der Regel müsse die Cauterisation wiederholt werden, und die Heilung erfolge dann in vier bis sechs Wochen. Aetzmittel würden bald für sich allein bald neben dem glühenden Eisen angewendet; ihr Gebrauch sey nur dann zweckmäßig, wenn der Knorpel entweder nur an dem vorderen Rande oder nach den Ballen hin angegriffen und das Uebel nicht veraltet sey. Der Verfasser geht hierauf zur Beschreibung der Operation über und gibt ausführliche Vorschriften dazu, so wie zum Verbande, wobey die Nachtheile einiger anderer Operationsmethoden gezeigt werden. Die Exstirpation der Hufknorpel sey immer vorzunehmen und allen anderen Heilmethoden vorzuziehen, 1. wenn die vordere Fläche der Knorpeln caridös sey; 2. wenn die Fistel an den Ballen Statt finde und mit mehreren Verzweigungen nach innen dringe; 3. wenn noch andere Theile als die Knorpeln leiden; 4. wenn Feuer und Aetzmittel schon erfolglos angewendet wurden. Operierte Pferde könnten bald mit 18. . 20 Tagen, bald mit 5. . 6 Monaten wieder arbeiten.

Eine Kupfertafel erklärt den Bau des Hufes und zeigt den Beschlag für Hufe welche an der Knorpelfistel operiert worden sind.

℔.

L u n d.

Petrificata Svecana formationis cretaceae, descripta et iconibus illustrata a S. Nilsson, Prof. reg. et Praefect. Mus. nat. Lund. etc. Pars prior, Vertebrata et Mollusca sistens. 1827. VIII und 39 S. in Folio.

Daß in neuerer Zeit in den verschiedensten Ländern mit besonderer Vorliebe gepflegte Petrefactenstudium, findet auch in Schweden eifrige Bearbeiter; und wie dort in der systematischen Naturkunde überhaupt immer noch das große Vorbild des unsterblichen Linné vorschwebt, so zeichnen sich auch die von neueren Schwedischen Naturforschern zur Petrefactenkunde gelieferten Beyträge, durch Gründlichkeit und Schärfe der Bestimmungen sehr vortheilhaft aus. Wo es auf Unterscheidung, Characterisierung und Beschreibung von Naturkörpern ankommt, wird sich die Linné'sche Methode stets als die vorzüglichste bewähren und mag das System noch so große Aenderungen erleiden, mag die sogenannte künstliche Classification noch so sehr von der natürlichen zurückgedrängt werden, so wird man doch nie ohne große Nachtheile die von Linné festgestellten Normen für die Characterisierung und Beschreibung der Species verlassen dürfen. Es muß jeden, an die strengen Formen der Linné'schen Methode gewöhnten Naturforscher erfreuen, solche in vorliegender Arbeit über die in der Schwedischen Kreideformation vorhandenen Versteinerungen, angewandt zu finden.

Nur der südliche Theil von Schweden besitzt jüngere Flöße. Das Vorkommen der Kreide in Schonen war längst bekannt; aber ihre weite Verbreitung in dieser Provinz, so wie in einem Theil von Bleking, ist erst von Herrn Nilsson nachgewiesen. Auch verdanken wir ihm die erste Kunde von dem Vorkommen der verschiedenen Glieder der Kreideformation in Schweden und die vollständige Aufzählung der bisher darin aufgefundenen Reste von Wirbel-

thieren und Mollusken. Wie die ganze in Schweden verbreitete Masse des Kreidegebildes zu den einzelnen Ruinen gehört, welche nach der Zerstörung der großen, baltischen Flözablagerung übrig geblieben sind, so besteht auch jener nördlichste Ueberrest nur aus vielen einzelnen Trümmern einer vormals zusammenhängenden Formation. Sie liegen zu beiden Seiten des Grundgebirgsrückens, der quer durch Schonen sich zieht und zwar so vertheilt, daß in der nördlichen Ablagerung nur ältere Glieder der Kreideformation, die von den französischen Geologen Glauconie crayeuse und Craie tufeau genannt werden, mit dem größten Reichthume von Petrefacten sich finden; in der südlichen dagegen alle Hauptglieder, von dem Green-Sand der Engländer an, bis zur eigentlichen, weißen Kreide vorkommen.

Von Amphibien und Fischen finden sich in dem Schwedischen Kreidegebilde nur selten Reste; desto zahlreicher sind die Ueberbleibsel von Mollusken, von denen zweyschaalige in ungleich größerer Menge, als einschaalige vorkommen. Der Verfasser hat die Bemerkung gemacht, daß aus den verschiedenen Classen bey vollkommenerer Organisation der Conchylien, die Schalen derselben weniger, als bey unvollkommenerer erhalten zu seyn pflegen. Unter den aufgeführten Versteinerungen finden sich sehr viele neue Arten. Sämmtliche Gattungen und Arten sind genau characterisirt; die wichtigsten Synonyme sind angeführt und von vielen Arten, zumal von neuen, ausführliche Beschreibungen mitgetheilt. Außerdem finden sich viele lehrreiche Beobachtungen, die sich theils auf

die Thierüberreste selbst, theils auf ihr Vorkommen beziehen.

Auf das Einzelne des Inhalts einzugehen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht. Wir müssen uns darauf beschränken, die Namen der Gattungen anzuführen und dabey die Anzahl der Arten zu bemerken, um sowohl die von dem Verfasser befolgte Classification darzulegen, als auch einen Begriff von dem Verhältnisse unter den Arten der Conchylien zu geben, deren Reste in der Schwedischen Kreideformation sich finden. I. A. Mollusca cephalopoda. Ammonites 1. Scaphites. Baculites 1. Nautilus 1. Lenticulites 1. Nodosaria 2. Belemnites 2. Planularia 2. II. A. M. gasteropoda. Turbo 1. Trochus 3. Pyrula 1. Rostellaria 1. Natica 1. Patella 1. III. A. M. lamellibranchia. Arca 3. Pectunculus 1. Nucula 4. Trigonina 1. Cardita 2. Venulites 1. Corbula 2. Lutraria 1. Avicula 1. Inoceramus. Catillus 2. Pecten 16. Plagiostoma 8. Podopsis 2. Chama 4. Ostrea 12. IV. A. M. branchiopoda. Terebratula 16. Crania 4.

Der Werth dieser Arbeit wird durch die beygefügtten Abbildungen erhöht. Ihre Zeichnung ist, so weit als wir nach angestellten Vergleichen darüber urtheilen können, richtig, aber der Stich nicht vorzüglich. Sämmtliche Arten sind dargestellt und daher auch manche, die in anderen Werken schon abgebildet waren. Der Verfasser wollte dadurch denen, welche in Schweden sich mit dem Petrefactenstudium beschäftigen, zu Hülfe kommen und zugleich etwaige

Zweifel über seine Arten-^zBestimmungen beseitigen. Möge der Verfasser im Stande seyn, sein treffliches Werk bald zu vollenden!

H a m b u r g.

Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Geschichte, entworfen von G. Ph. Hinrichs, Dr. und Collaborator am Johanneum in Hamburg. Erstes Bändchen. Geschichte des Alterthums. 1831. 120 S. in 12.

Der Verfasser, dem wir die schätzbare Abhandlung über den Critias und Theramenes verdanken, bestimmt diesen Leitfaden für seine Schüler, zur Vorbereitung sowohl als zur Wiederholung bey seinen Vorträgen. Sie enthalten in einzelnen Sätzen und chronologischer Ordnung die Hauptbegebenheiten der einzelnen Völker (wobey nach des Verfassers eigener Angabe das Handbuch des Unterzeichneten zum Grunde gelegt ist), und am Ende jedes Zeitraums eine synchronistische tabellarische Uebersicht. Der Verfasser zeigt sich darin als denkender Schulmann, der es sehr wohl einsieht, daß der Vortrag der Geschichte auf Gymnasien noch nicht der auf Universitäten seyn kann, und wir schätzen seine Arbeit desto mehr, je öfter darin gefehlt wird.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 18. Julius 1831.

G ö t t i n g e n.

Durch ein gnädigstes Rescript vom 4. Julius, ist Herr Julius Müller, bisher Pastor zu Schönbrunn bey Strehlen in Schlesien, zum zweyten wirklichen Universitätsprediger, an des verstorbenen Dr. Hemsens Stelle, ernannt worden. Derselbe wird mit nächsten bey uns eintreffen, und sein Amt antreten.

E b e n d a s e l b s t.

Sumpt. Dieterich, 1830: Thebaidis Cyclicae Reliquiae. Disposuit et commentatus est E. L. de Leutsch, Dr. Phil., Soc. Phil. Gott. sod.

Die Abhandlung zerfällt in fünf Abschnitte, deren erster überschrieben ist: De Thebaidis inscriptione. Es wird gezeigt, daß die sogenannte kleine Thebais nur auf einem Druckfehler in den Schol. Rom. ad Soph. Oed. Col. 1377 beruhe, indem daselbst für μικρήν zu schreiben ist πικλι-

κην. — In dem zweyten Abschnitte, de Thebaidis ambitu quaeritur betitelt, versucht der Verf. zu zeigen, die Thebais habe auch das Gedicht über den Krieg der Epigonen gegen Theben umfaßt, so daß die Ἐπίγονοι bey Herod. IV, 32 nur als der Titel eines Theils der Thebais zu betrachten seyen. — C. III. De Thebaidis auctore et aetate. Der Verf. schreibt die Thebais einem in Klein-Asien um den Anfang der Olympiaden lebenden Homeriden zu, weil um diese Zeit die Schule Homers blühte und unser Gedicht nach des Pausanias Zeugnisse unter die besten Producte der homerischen Sängerkaste zu rechnen ist. — C. IV enthält die Fragmente, so angeordnet, wie sie vielleicht in dem Gedichte hätten stehen können. Dieser Abschnitt genügt jetzt dem Verf. am wenigsten; es hat ihn dieß erlanst, in der Schulzeitung №. 57. 1831 Nachträge und Verbesserungen bekannt zu machen, welche er mit der Schrift selbst zu vergleichen bittet. — In dem fünften Kapitel, de Thebaide iudicium, stellt der Verf. die Urtheile über die kyklischen Dichter überhaupt und über die Thebais insbesondere zusammen, und bemüht sich das wahre aufzustellen, wobey er denn Manches widerlegen, Manches modificieren mußte. Hinsichtlich der Thebais kommt er auf das Urtheil des Pausanias zurück. — Ein index der Stellen, aus denen die Bruchstücke genommen sind, beschließt die Abhandlung.

G. L. v. L.

St u t t g a r t.

Bey Mehler, 1831: Commentar über das Buch Josua von F. J. B. D. Maurer, der Philosophie Doctor, Coll. und Lehrer der hebr.

Sprache an der Thomasschule u. s. w. XXII
und 192 S. in Octav.

Nach dem Nebentitel und der Vorrede erscheint dieses Bändchen zugleich als Probe eines neuen Commentars über das ganze A. T. Die Probe verheißt eine fleißige und gediegene Arbeit, deren Ausführung dem gegenwärtigen Studium des A. T. nützlich werden kann. Denn jener Commentar über das in neuern Zeiten noch gar nicht bearbeitete Buch Josua lehrt uns einen Gelehrten kennen, der nicht bloß überhaupt mit wissenschaftlichem Sinn und Geist zu der Behandlung des A. T. geht, sondern auch mit Sicherheit und Klarheit das erkannt hat, was jetzt eine der wichtigsten Aufgaben unserer weiter strebenden Exegese ist, nämlich die echt philologische Begründung und Genauigkeit, und die Anwendung der neuesten allgemeinen Forschungen auf die einzelnen Bücher und Stellen. Durch genauere Sprachkenntniß, durch geschärfte und umsichtigere Kritik und durch Erweiterung und höhere Sicherheit der gesammten Forschungsart ist nun über vieles in dem Buche Josua ein helleres Licht verbreitet, wozu kommt, daß der Verf. mit Fleiß die ältern Erklärungen und Bemerkungen über dieses biblische Buch benutzt hat. In einzelnen Stellen kann jedoch Ref. nicht immer die Ansicht des Verfs. theilen. So versteht man nicht, was die Beweisführung zu 8, 15 beabsichtigen soll, da וַיִּכּוּ , wie Ref. schon früher erklärt hat, unmöglich 'sich geschlagen stellen' bedeuten kann und die Beispiele וַיִּכּוּ , וַיִּכּוּ von ganz anderer Art sind; es kam hier darauf an zu zeigen, daß jene Erklärung eben so logisch falsch, als an der Stelle nach dem Zusammenhange der Darstellung unnöthig sey: denn hier wird bloß erzählt,

daß das Volk floh und geschlagen wurde, daß es aber eine verstellte Flucht war, weiß der Leser längst schon. Zu 9, 8 vermuthet der Verf. zu viel über die Bedeutung der zwayten Zeit- und Modusform: der Ausdruck der Bescheidenheit liegt nicht in dieser Form, und $\text{מָה־אַתָּה־עוֹשֶׂה}$ ist nichts als 'woher kommst du', im Präsens gefragt. Die Stelle 9, 21 konnte der Verfasser nicht richtig verstehen bey der Annahme, daß כִּי־בָרַחְתָּ hier Zeitpartikel seyn, welches schon der Stellung und Verbindung des Worts wegen unmöglich ist; denn auch 1 Sam. 12, 8 ist durchaus unähnlich. Die neulich von England aus verbreitete Nachricht, daß das im Josua citierte alte Buch Hajjaschar irgendwo entdeckt sey, führt der Vf. S. 109 nur mit dem Bedauern an, daß sie sich noch nicht bestätigt habe: Ref. ist aber überzeugt, daß sie eine reine Erfindung oder Täuschung ist, denn die Hoffnung die Bücher wiederzufinden, welche im N. T. citiert werden, muß man nach allen geschichtlichen Gründen für völlig eitel halten. Wir erwähnen noch, daß der Verf. als ein 'nicht durch den Zufall der Geburt, sondern durch freye Selbstbestimmung evangelischer Theolog', der im J. 1821 zu Tübingen aus der katholischen Kirche in die evangelische trat, sein Werk 'der Evangelischen Kirche in treuer Anhänglichkeit' gewidmet hat; wie er aber vom Geiste der Wissenschaft dieser Kirche geleitet sey, dafür gibt dieses Werk das schönste Zeugniß. Wir verbinden damit die Anzeige des Werkes:

S a m b u r g.

Ben Meißner, 1830: das Buch Hiob, übersetzt und für gebildete Leser kurz erläutert von

Dr. Ernst Gottfried Adolf Böckel. Zweyte, ganz umgearbeitete, mit einer Zugabe philologischer und exegetischer Anmerkungen und der Probe eines critisch-philologischen Commentars zu den griechischen Uebersetzern des Hiob vermehrte Ausgabe. 206 S. in 8.

besonders deswegen, weil auch dieser Gelehrter nach der Vorrede einen Commentar über das Buch Josua als Probe einer Bearbeitung aller historischen Bücher herausgeben wird. Was aber oben als der Hauptvorzug des vorigen Werks bezeichnet war, das würde, nach dieser kürzern Bearbeitung des Hiob zu schließen, diesem Werke am meisten fehlen. Denn in ihr vermißt man sehr jene Durchdringung des exegetischen Stoffs und jene Schärfe der Grammatik, ohne welche ein biblisches Buch irgend zusammenhängend und sicher zu verstehen unmöglich ist. Man findet hier noch unverändert jene uncritische Behandlung des Hebräischen, welche man nur vor Jahren noch für sicher und genügend halten konnte. Möchte doch bald die Ueberzeugung allgemein werden, daß die Exegese des A. T. keine so leichte und gewöhnliche Arbeit seyn könne, sondern die gründlichsten Vorstudien der mannigfaltigsten Art erfordere, und daß jetzt keiner mehr ein biblisches Buch auszulegen mit Glück beginnen könne, der sich nicht durch neue und selbstständige Forschungen oder durch genauere Kenntniß des Geleisteten grammatische Sicherheit und exegetische Tüchtigkeit erworben hat. Das Buch Hiob zumal, mit dem Hohenliede und Daniel das schwerste aller, hat noch keinen Ausleger gefunden, der ihm ganz genügt oder der einen festen Grund zum sichern Verstehen des Ganzen gelegt hätte. Wir erkennen indeß bey der vorliegenden Schrift gebührend an, daß die Ueberz-

setzung, so weit sie sicher ist, auch sehr leicht und lesbar genannt werden muß. Ueber den lateinischen Anhang, welcher über die Lesarten der griechischen Uebersetzer Hiobs redet, enthalten wir uns für jetzt eines Urtheils.

G. H. A. E.

M a t h z.

Aesthetica literaria antiqua classica sive antiquorum scriptorum cum Graecorum(m) tum latinorum de arte literaria praecepta et placita, collecta, ordine systematico disposita adnotationibusque passim instructa a Josepho Hillebrand, Phil. Ord. paedagog. Giessensi. 1828. XII u. 484 S. in 3.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verfs., die ausgezeichneteren Stellen der Alten, Griechen und Römer, welche die allgemeine Aesthetik, so wie die Poetik und Rhetorik betreffen, in einer bestimmten Ordnung zusammenzustellen und die Jünglinge, welche einer Anleitung zur sprachlichen Darstellungskunst bedürfen, die Lehren derselben gleichsam aus dem Munde derer vernehmen zu lassen, die ihnen selbst als practische Vorbilder erschienen sind. Des Verfs. Plan bey Entwerfung dieses Buchs ging also über die Grenzen der Wiedeburgischen praecepta rhetorica etc. hinaus. In der Anordnung der Stellen legte er im Ganzen sein unter dem Namen Literatur-Aesthetik erschienenenes Buch zum Grunde; zur Erklärung fügte er hier und da kurze Anmerkungen bey. Hiernach zerfällt nun das Ganze in einen ersten Theil, der aber eigentlich nur die Prolegomena zu der Theorie der literarischen Darstellungskunst (Theorie der sogenannten schönen Literatur) enthält, oder die Stel-

len welche über Schönheit und Kunst im allgemeinen handeln; was mithin den kleinsten Theil des Buchs ausmacht (er geht von S. 3 bis 27), und einen zweyten Theil, welcher von den Erfordernissen der sprachlichen Darstellungskunst überhaupt (von S. 131..159) und dann von der poetischen und rhetorischen Darstellung insbesondere handelt (von S. 160..484). Der Abschnitt über Rhetorik mußte, wie auch der Vf. bemerkt hat, der ausführlichste seyn, da die Alten selbst darüber am ausführlichsten sind.

Zu dem ersten Theil erlauben wir uns nur folgende Bemerkungen. In dem Paragraphen über den platonischen Begriff von dem Schönen vermisten wir die Stelle des Timäus: *αρχαι δε καλλους συμμετρια ποτι ταυτα τα μερεα και ποτι ταν ψυχαν*; sonst hat der Vf. aus Plato, Aristoteles u. a. sorgfältig gesammelt. In Beziehung auf die Ansicht, welche Plato im Staate von der Kunst aufstellt, würde es Ref. für zweckmäßiger gehalten haben, wenn der Vf. statt aus dem Zusammenhange herausgenommener Stellen, lieber den Inhalt der ganzen Untersuchung, besonders im 10. Buche mitgetheilt und Platos eigene Worte, wo es möglich war, eingeflochten hätte. So würde Platos Ansicht nicht nur deutlicher werden, sondern auch der Unterschied der Aristotelischen Ansicht von ihr um so bestimmter hervortreten, welche weniger auf die allgemeine Idee der Schönheit sieht, zu welcher Plato sich hinwendet, als auf die Verwirklichung derselben in besonderer Gestalt, d. i. die Kunst, Gewicht legt.

Die allgemeine Theorie der schönen Literatur, welche den ersten Abschnitt des zweyten Theils enthält, umfaßt die Lehren, welche der poetischen und prosaischen Darstellung gemeinsam sind, und betrifft 1) die Form der sprachlichen Darstellung

(elocutio) und zwar die grammatischen und ästhetischen Eigenschaften des Styls überhaupt, und die Forderungen besonderer Darstellungsarten, wozu noch die Rubrik de elocutionis decoro kommt, welche sich aber doch mehr auf den Stoff bezieht; 2) den Stoff, wobey der Vf. nur Stellen der Alten über die Gemüthsbewegungen (affectus), die Charactere (mores) und die Aehnlichkeit der Vorstellungen (simile s. comparabile) heraushebt.

Die besondere Theorie der schönen Literatur handelt von dem Wesen und der Form der Poesie, und von den Dichtungsarten und ihrer Eintheilung, wobey wohl noch zu S. 197 Anm. die Bemerkung zu machen wäre, daß Plato sich in der Stelle de rep. III. einer, später von den Grammatikern häufiger angewandten, Eintheilung nur bedient, ohne daß man dieselbe als wesentlich platonisch anzusehen berechtigt wäre. Vgl. Schleiermachers Anmerk. zum Staate S. 543. In der Rhetorik oder Theorie der Prosaunst im Allgemeinen sonderte der Vf. die Stellen, welche die eigentliche Redekunst, und die, welche die übrigen Gattungen der prosaischen Darstellung betreffen, ab, und stellte noch in zwey Anhängen die Stellen der Alten von Gedächtniß und Vortrag, und von den Mitteln, sich die sprachliche Darstellungskunst zu erwerben, auf.

Wir finden das Buch zur Grundlage bey dem Unterricht in der Theorie der sprachlichen Darstellung sehr empfehlenswerth, und wünschen, daß ein geschmackvoller Philolog bald auch die Stellen der Alten über die übrigen schönen Künste mit Sinn zusammenstellen möge.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück.

D e n 21. J u l i u s 1831.

L e y d e n.

Bey Luchtmanſ, 1828: Henrici Arentii Hamaker, ll. oo. in acad. Lugd. Bat. prof. ord. et legati Warneriani interpret etc. *Miscellanea phoenicia, sive commentarii de rebus Phoenicum, quibus inscriptiones multae lapidum ac nummorum, nominaque propria hominum et locorum, explicantur, item punicae gentis lingua et religiones passim illustrantur. Accedunt quinque tabulae lithograptae.* X und 368 Seiten in gr. Quart.

Die im J. 1822 herausgegebene Diatribe des Verfs. über einige punische Denkmähler erlitt bekanntlich von mehreren Seiten öffentlichen Widerspruch. Der Verf. glaubte aber mit Unrecht getadelt zu seyn; es kamen ihm bald noch einige neue Denkmähler zu, von denen die besten in dem Museum zu Leyden jetzt aufbewahrt werden; so entstand zur Bertheidigung der früheren Schrift und zur neuen Erklärung dieser seitdem

bekannt gewordenen Denkmähler obige Schrift, welche durch mannigfache Streifzüge in nahe Gebiete und viele Zusätze zu diesem weiten Umfange gediehen ist. Für die allem Anschein nach sehr treue Darstellung der neuen Denkmähler wird jeder Freund solcher Studien dem Vf. aufrichtig danken; die bloße Bekanntmachung solcher Monumente in treuer, ungeschmückter Form ist schon sehr verdienstlich. Was aber die Methode der Entzifferung und Erklärung der Denkmähler selbst betrifft, so kann sie Ref. ebenso wenig billigen und zur Nachahmung empfehlen, als er die Resultate, die der Verf. so sicher und selbstgenügsam gewonnen zu haben glaubt, für richtig und sicher halten kann. Freylich liegt ein Hauptgrund der Unsicherheit der Erklärung in den Denkmählern selbst, diesen einzigen schwachen Trümmern der Kunst und Literatur eines großen weit verbreiteten Volks, Resten einer Sprache, die schon an sich ihrer Natur nach am schwierigsten zu lesen und zu verstehen sind, wie viel mehr wenn sie die einzigen sind. Die ungemeyne Schwierigkeiten, Licht in solche tenebrae punicae zu bringen, sind von jedem Leser und Critiker wohl zu erwägen, und gern wird er auch über mißglückte Versuche milder urtheilen. Aber wenn der Forscher mitten in diesen Finsternissen und Schwierigkeiten, die ihn überall furchtsam und vorsichtig machen sollten, dennoch mit der kühnsten Sicherheit auf dem unsichern Boden schreitet, alles liest und alles erklärt, nur seine Meinung für die einzig mögliche hält; wenn er auch das Wenige, welches auf diesem Gebiete sicher seyn kann, nicht zuvor sich ausmüßt und festhält: so wird ihn endlich das Resultat täuschen müssen und die im Einzelnen gezeigte nicht geringe Gelehrsamkeit ist für das Ganze

und den wahren Zweck vergeblich verwendet. Uebersehen wir jetzt die Methode und die Resultate des gelehrten Verfassers.

So wenige Reste sich auch von der phönici-
schen Sprache erhalten haben: so viel ist doch
aus ihnen und aus dem Vaterlande des Volks
selbst deutlich, daß sie der nördlich-palästini-
schen d. h. der ins Aramäische übergehenden hebräi-
schen, wie wir sie aus dem A. T. kennen, am
meisten verwandt war. Eben das Hebräische
aber mit seinen vielen Eigenthümlichkeiten und
Verschiedenheiten ist dem Verf. weniger nach sei-
nem wahren Wesen und seinen Gesetzen bekannt,
und er kommt in seinen Untersuchungen und
Vermuthungen auf die unhaltbarsten Ansichten,
deren Grund ein tieferes Studium dem Verf.
sogleich zeigen würde; z. B. $\text{שָׁן} = \text{שׁוֹן}$ 2 Sam.
14, 19. Mich. 6, 10 ist שָׁן mit שׁוֹן ver-
wechselt; die Form יָרִי soll nach S. 75 aus
 יָרִי abzuleiten seyn; כֶּזֶן Ez. 36, 5 soll als
chald. Form der stat. emphat. seyn, welcher
zum Sinn und zur Syntax gar nicht paßt, wenn
er überhaupt möglich wäre. Wo solche Ansich-
ten in das Lesen und Erklären der Monumente
eingreifen, da kann unmöglich Sicherheit erreicht
werden, und wozu alles weitere Erklären, alle
Ableitungen aus dem Sinn, wenn der Grund
selbst schwankt? Dagegen ist der Verf. ein ge-
nauer Kenner des Arabischen, und dieß ist ohne
Zweifel die Ursache, daß ihm in den phönici-
schen Denkmählern immer zunächst die arabischen
Wörter und Formen vorschweben, daß er auch
die Eigennamen aus dem Arabischen mehr als
aus einem andern semitischen Dialect erklärt,
daß seine ganze Erklärung alles Phönici-
schen eine arabifizierende wird, und nichts so entlegen

oder so fremd, daß er nicht aus dem Arabischen ableitet. Wie ganz anders würde das Lesen und Erklären dieser Reste der phönizischen Sprache, die doch nie eine arabische oder arabisierte werden wird, dem Verf. sich gestaltet haben, wenn er alle semitische Dialecte harmonisch, jeden in seiner Klarheit und in seinen Grenzen, aufgefaßt, und das Arabische in seine Schranken gewiesen hätte! Gründe für dieses arabisierende Erklären findet Ref. nirgends in dem ausführlichen Buche; denn was S. 111 über die fabelhaften Züge der himjaritischen Könige in fremde Länder gesagt wird, kann eine arabisierte phönizische Sprache eben so wenig beweisen als der Handel der Phönicier mit Arabien, als ob sie nicht eben so mit vielen andern Ländern in Handelsverbindungen gewesen wären. Doch auch auf dem bloß arabischen Gebiete vermißt man das Bewußtseyn eines organischen Baues der Sprache und die Erforschung ihrer innern Gründe. Das Vorkommen eines sonst nicht unerweislichen Pronomen $\bar{\text{U}}$ wird z. B. gar nicht erwiesen durch den Feminindual des Relativs الآن , als ob hierin jenes $\bar{\text{U}}$ ursprünglich sey (S. 110); denn das $\bar{\text{U}}$ ist hier bloß um das Femininum zu unterscheiden aus $\bar{\text{U}}$ entstanden, und $\bar{\text{a}}$ kommt nur von der Dualendung.

Gehen wir zu der Uebersicht des Inhalts im Einzelnen über. In der ersten Inschrift, welche kurze Zeit vorher der Bischof Münter schon etwas abweichend gelesen und erklärt hatte, liest und versteht der Vf. die ersten und wichtigsten Worte so: $\text{קָבֵר בַּת בְּ(בִי) בַת הַחֹלְכָה בֶן - עֶבֶד אֲשָׁמֶן}$
 Sepulcrum filiae fletus, filiae infaustae filii Ebed - aschmun. Diese Inschrift ist die unter

allen am leichtesten zu verstehende, und an dem richtigen Sinn mehrerer der obigen Buchstaben und Wörter zweifelt Rec. nicht; wie ist's aber möglich, die mittlern Worte filiae infaustae filii zu übersetzen gegen die Syntax des Genitivs? So viel erhellt aus dem Zusammenhange, daß das Wort zwischen בת und בן der Eigennamen des Vaters seyn muß, nicht ein hier alle Verbindung störendes Adjectiv. — Die zweite Inschrift, in seltenen Characteren, deren richtige Lesung sehr schwer ist, in Zeugitana gefunden, liest und erklärt der Verf. so: לְהַזְבִּירַת פֶּרֶת וְתֹקֵד עֵצָה ? עַק תּוֹבָה תְּחַזְּקֶנָּה פֶּרֶת דְּהַק (דְּהַט ?) תְּבַשֵּׁי שְׂפֵעַ
 Propter partum (vel fecunditatem) armentorum et purgationem fontium obstructorum votum (vel sacrificium) duplicabitur. Vaccæ debitæ (vel sorte lectæ) mactabuntur largiter. Gesezt auch, dieser Sinn empföhle sich durch seine Leichtigkeit und Päßlichkeit, aber daß תּוֹבָה, selbst wenn man das arab. نَبِيّ vergleichen wollte, votum oder sacrificium bedeute, ist unbeweisbar; weder die Etymologie noch der Sprachgebrauch kann darauf führen. Die Erklärung der Symbole, welche die Inschrift auf dem Denkmahl begleiten, übergeht der Verf. hier wie sonst; sie geben ihm nur den ersten Gedanken über den möglichen Sinn der Inschrift, z. B. der hier abgebildete Stier führte den Verf. auf den Gedanken, daß von einem Stieropfer die Rede sey. — Die dritte äußerlich sehr ähnliche Inschrift liest und erklärt der Verfasser so: תּוֹבָה מִן עֵצָה לְעֶרְכָן בְּחַסְמִיר עַן בַּעַל צִעִי בְּחַאֲוִבָה
 בְּנֵן נִצְבֹּלָה נְחָן עֵזֶן לְבַעַל פְּרִיֹת לְהַתְּעַדְלֹת עֵמִת
 Donum musti uvarum pro vineis propter incrementum earum. Enbaal Zoensis (vel

Zeugitanus) ad expiandos Bagenses monumentum posuit laudando (vel celebrando) dominum fructuum, ad compensationem publicam. Man sehe, ob hier ein gefälliger und passender Sinn und Zusammenhang ist. Die Worte wenigstens würden, wenn sie auch alle recht gelesen wären, schwerlich einen solchen Sinn geben können. Eine Form תַּסְבִּיר ist unerwiesen; תַּסְבִּירִי ließe sich denken; für צַעֲרִי erwartet man nach jener Uebersetzung mit dem Artikel; bey תַּאֲרִיבָה kehrt die oben schon berührte Schwierigkeit wieder, und אֵל kann nicht müßig eingeschoben seyn; עֲמָרָה ist rein arabisch, sogar in der Punctuation. — Eine andere schon von Lanci im J. 1825 zu Rom bekannt gemachte Inschrift wird S. 39 so erklärt: נָצַב נֹלֵלָא בַּעַל אֵלְלֵן (אֵלְלֵן?) אֵלְלֵן (?). Posuit Nolela, dominus Elalensium (vel Alonensium) expiandi causa Baali columnam lapideam, quoniam incircumcisis est sermone. Was mag die letzte, unerklärliche Redensart bedeuten sollen? und wie hängen diese Worte zusammen? — Die Inschrift einer Münze lautet nach der Erklärung des alle andere Versuche verwerfenden Verfs. S. 150: לְצַדִּיקִים אֵמְבָּם בְּאַפְאֵכָה צִיר Sidoniorum (numus) profligantium mendacissimam Tyrum. Ist dieß wohl ein Gedanke, den man in einer Münzinschrift erwartet? kann das Adjectiv so vor dem Substantiv stehen, über welche Schwierigkeit der Vf. schweigt? und ist es so gewiß, wie der Verf. meint, daß אֵל für הָ als Artikel im Phönizischen

gebraucht werde? Eine Menge der neuen Erklärungen des Vfs. hängen von dieser Hypothese ab.

Doch der Raum dieser Blätter erlaubt nicht, alle neue Inschriften mit der Deutung des Vfs. hier anzuführen; über den übrigen Inhalt des Buchs muß Ref. sich kürzer fassen. Nach den zwey ersten Büchern welche Inschriften auf neue Art erklären, enthält das dritte Buch S. 87 .. 135 die Vertheidigung der früheren Schrift des Verfs., besonders gegen Kopp und Gesenius; auch die von letzterem Gelehrten den Carpocratianern zugeschriebene Inschrift bekommt hier eine neue Erklärung, ohne daß die Vorfrage aufgeworfen wäre, ob diese sonderbare Inschrift echt sey? Im vierten Buche folgt die Erklärung mehrerer phönicischer und hasmonaischer Münzen, wobey der Verf. oft Fr. Per. Bayer bestreitet; auch eine punische Münze von der Stadt Himeria in Sicilien glaubt der Verf. zuerst entdeckt zu haben. Das fünfte Buch S. 164 .. 215 erklärt einige Wörter Sanchuniathons und erläutert die Etymologie vieler phönicischer, carthagischer und cyprischer Personennamen; so wie das sechste die Etymologie solcher geographischer Namen, und einige von den Griechen überlieferte Fremdwörter aus Cypem. In der That, seit Bochart's Riesenwerke hat kein Gelehrter die semitische Etymologie solcher Namen mit so großem Fleiße gesucht. Der Verf. ist aber hier auch in der Art des Etymologisirens ein Nachfolger Bochart's; nichts ist so entfernt, was nicht durch solche etymologische Künsteley aus dem Schall herausgelockt werden könnte. Leider ist die Erklärung oft zu künstlich und unnatürlich; ob alle africanische und cyprische Namen aus dem Phönicischen zu erklären seyen, ist zugleich mehr als zweifelhaft. Denn warum sollten nicht viele

Namen von den Ureinwohnern geblieben seyn? wie unnatürlich z. B. die Annahme S. 303, daß *βρίγες*, welches nach Hesychius die Libyer (so wird emendiert für Lyder) für *ἐλεύθεροι* gebrauchten, aus *בְּרִיָּה* zu erklären sey, als ob dieses 'frey', und nicht vielmehr nach Etymologie und stetem Gebrauch bloß 'flüchtig' bezeichnete. Und so zeigt auch dieser etymologische Theil des Werks, daß es in den dunkleren Theilen des Alterthums sicherer ist, nur falschen Meinungen zu wehren und mit bescheidener Geduld zu suchen und zu forschen, als alles nach einer Lieblingsidee mit stürmender Eile zu beugen und alles sofort erklären zu wollen.

Durch das ganze Werk ziehen sich außerdem sehr viele und verschiedene Bemerkungen über das Alterthum der verschiedensten Völker; Emendationen und Erklärungen zu Classikern und zum A. L.; der Sinn des Widerspruchs belebt am meisten solche Nebenbemerkungen, auf welche den Verf. sein Weg führt. Manches darunter ist der Bemerkung und Prüfung werth; vieles aber, besonders die Erklärungen und Emendationen zum A. L., ist nicht aus tieferer und allseitiger Untersuchung geschlossen. Zu beachten ist z. B. S. 238 die Vermuthung, daß *כּוּב* S. 30, 5, welches manche aus Unkunde in *נּוּב* 'Nubien' verändern wollten, die Stadt Goba oder Ghobat (Itiner. Anton. p. 18) in Mauritaniens sey; wenn aber der Verf. *הִיךְ* Job. 41, 3 aus *יִיךְ* durch Buchstabenverwechselung ableitet und diesem die Bedeutung von *عَيْن* 'selbst' geben will; wenn er S. 175 das offenbar verdorbene *בְּדִוְרֵיהֶם* Jos. 15, 28, ohne der Emendation zu gedenken, gezwungen erklären will: wer wird ihm hier und sonst

bestimmen können? Ueber das Verhältniß der semitischen Sprache und Mythologie zur griechischen kommen auch viele Ansichten vor, die Ref. nicht vertheidigen kann, und man sieht, daß der Verf. als Orientalist dem griechischen Elemente seine Rechte nimmt. So soll *ἄγιος* und der Apollo *Ἄγχιος* von *אג* 'Fest' abgeleitet werden (S. 69); *ἥλιος* oder vielmehr *ἄελιος* von *אלי* 'Gott' S. 75, und dergl. mehr.

Doch wenden wir uns zu dem zurück, was die Wissenschaft durch dieses Werk gewonnen hat, so gesteht Ref. gern, daß durch die vorliegende Sammlung von Inschriften der verschiedensten Länder und Arten die Paläographie nicht wenig gefördert ist. Am merkwürdigsten ist darunter ein vor kurzem in Aegypten entdecktes Fragment mit phöniciſchen Buchſtaben, welche dem hebräiſchen Quadratalphabet sehr ähnlich, und wahrscheinlich von einem alten ägyptischen Juden geschrieben sind. Der Verf. folgert daraus, daß die Hebräer gleich den Aegyptern zwey Alphabete zu gleicher Zeit hatten, ein heiliges, dem jetzigen Quadratalphabet ähnliches, und ein anderes für das gewöhnliche Leben, das sich daher auf Münzen zeige. Nur ist so schwer zu sagen, wie für das gewöhnliche Leben, welches die Züge der Buchſtaben verkürzt und abrundet, die ſchwerere und ſichtbar alterthümlichere Schrift ſich feſtſetzen konnte; und in jenem ägyptiſchen Fragment könnte man eher den Uebergang aus den älteren zum jetzigen Alphabete ſehen.

G. H. U. C.

S t u t t g a r d.

Bey Ebflund: Epistola critica ad Jo. Fr. Boissonade, qua novae Rhetorum Graeco-

rum editionis a se curandae specimen proponit Christianus Walz Ph. Dr. 1831. 80 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift, Herr Doctor Walz zu Tübingen, ein gründlich gebildeter und sorgfältig forschender Philolog, hat auf vierzehnjährigen Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich handschriftliche Vergleichen mehrerer Griechischer Schriftsteller, besonders aller derer angestellt, welche man unter dem Namen der Griechischen Rhetoren begreift, und wird nächstens eine auf diese Collationen gegründete Ausgabe derselben erscheinen lassen, welche bedeutend mehr als die Aldina (welche man bekanntlich höchst selten vollständig antrifft) unter andern auch viel Unediertes, umfassen wird. Wenn auch diese technischen Schriftsteller des spätern Alterthums durch beständige Wiederholung derselben oft sehr äußerlich gefaßten Bemerkungen den Leser ermüden: so ist es doch von der größten Wichtigkeit ihre Lehre vollständig zu kennen, auch wird der Ueberdruß, den sie selbst erregen, durch zahlreiche Fragmente aus Dichtern und Prosaisern ermäßigt, wie z. B. ein ausnehmend schönes und anmuthiges Fragment der Sappho erst kürzlich aus den Scholien zum Hermogenes, welche Herr Dr. Walz herausgeben wird, zum Vorschein gekommen ist (Rheinisches Museum für Philologie III, 2 am Ende). Wie wir hören, hat Herr von Cotta den Verlag dieses wichtigen Werks unternommen, und wir dürfen hoffen, daß eine rasche Vollendung desselben im Drucke die Erwartung des philologischen Publicums nicht abstumpfen werde (*ἀπὸ γὰρ κόρος ἀμβλύνει αἰανῆς ταχείας ἐλπίδας*), und eine

sorgfältige Correctur dem Drucke die Reinheit geben werde, welche bey solchen Werken das erste Erforderniß ist, und in dieser Epistola nicht überall gefunden wird.

Die vorliegende Epistola geht eine Anzahl Stellen aus Hermogenes Progymnasmen (welche zuerst unser Herr Hofrath Heeren, dann ein Englischer Gelehrter im Classical Journal ediert hat, der sich unkundigerweise für den ersten Herausgeber hielt), Sopatros *Στηματα*, welche bisher sehr wenig beachtet worden sind, dann aus Phöbammon, daneben aus Menander de encomiis, Theon, Alexander de figuris und Andern durch, und knüpft an die Verbesserung derselben Untersuchungen aus der diplomatischen Critik an, welche von der großen Belesenheit und Handschriftenkunde des Verfassers Zeugniß ablegen. Er theilt dabey Manches aus seinen Collationen mit, namentlich auch zum Pausanias, für den er ebenfalls mehrere Handschriften verglichen hat; es ist sehr zu wünschen, daß die Lesarten derselben, besonders des C. Angelicus, etwa als eine Zugabe zur Siebelischen oder Bekkerschen Ausgabe baldigst gedruckt werden möchten. Wir können hier nur auf Einiges aufmerksam machen, wie auf die Erörterung, p. 10 sqq., über die Abkürzungen mehrerer häufig wiederkehrender technischer Ausdrücke, welche schon von den Abschreibern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, ja bereits des zwölften, oft mißverstanden und falsch aufgelöst worden sind. Die Siglen, welche dabey erklärt und auf einer lithographirten Tafel angegeben werden, bezeichnen die Worte: *γίνεται*, welches häufig mit *γράφεται* verwechselt wird, *ὁμοίως*, *ἔσται* oder *ἔστω*, die Präposition *περὶ*, welche

nach dem Verf. mit *παρὰ* durch dieselbe Sigle bezeichnet wurde, endlich *λογισμὸς*, worüber indeß der Verf. selbst sich zweifelhaft ausspricht. Ferner weisen wir hin auf die Bemerkungen über die durch den Itacismus, besonders durch die Verwechslung von *β* und *ν*, herbegeführten Fehler, p. 20, über das häufige Verkennen der Eigennamen in den Handschriften, p. 22, über die Siglen von *ὦ* *Ἀθηναῖοι* und *ὦ* *δικασταὶ* p. 27, die Verwechslung von *πατρὶ* und *πρὶν* durch die Sigle *πρι*, die Verwechslung von *φορὰ* und *φθορὰ* und ihren Compositen (welche ihren Grund darin hat, daß in *ΦΘ* von den drey kreisförmigen Buchstaben leicht einer über dem andern übersehen wurde). Einiger Zweifel bleibt uns bey der Stelle p. 9 aus Hermogenes Prog. c. 1, wo der Verfasser, vollkommne Uebereinstimmung des Hermogenes und Priscian voraussetzend, und eine Verwechslung von Abkürzungen annehmend, an die Stelle des *ἀνδρωπος* den *ἀλώπηξ* als Beispiel der *σοφία* (Priscian hat aber dafür eigentlich die *astutia*) setzt. Wir würden die Lesart lieber so anordnen, auch in einem andern Puncte von dem Verfasser abgehend: *πῶς δὲ γένοιτο πιθανός; ἂν τὰ προσήκοντα πράγματα τοῖς προσώποις ἀποδιδῶμεν· οἷον Περὶ κάλλους τις ἀγωνίζεται, ταῶς οὗτος ὑποκείσθω. Δεῖ τινὲ σοφόν τι παρατιδέναι, ἀνδρῶπος ἐνταῦθα. Μιμουμένους τὰ ἀνδρῶπων πράγματα, ἐνταῦθα ὑποθήσεις πιθήκους.* S. 20 hat der Verfasser den *Witz* des Cyniker Diogenes in *Arsenius Violentum* mißverstanden, und daher einen Schluß für das Alter des Itacismus gezogen, den wir nicht gelten lassen können. Herr Walz schreibt nämlich: *Διογένης ἀναπήρους ἔλεγε οὐ τοὺς κω-*

φοῖς καὶ τυφλοῖς, ἀλλὰ τοῖς μὴ ἔχοντας πειραν, obgleich der Farnesische Codex offenbar richtig πήραν hat; Diogenes sprach von dem Ränzel, der Cyniker beständigem Attribut, und nannte die ἀναπήρους, die damit nicht ausgerüstet seyen. Freylich ein Galembourg, der es mit der Etymologie sehr wenig genau nimmt. Bey Menander p. 597 wird aus ἀκούουσι καὶ Ἡσιόδος mit Recht Ακουσίλαος (oder Ακουσίλεως) καὶ Ἡσιόδος hergestellt; die dadurch gewonnene Erwähnung der Theogonie des Akusilaos ist nebst der bey Damascius p. 382 bey Kopp der Sturzischen Fragmentsammlung hinzuzufügen. Der Name Akusilaos hat überhaupt viel Unglück gehabt und mannigfache Corruptionen erfahren; außerdem was Sturz, hierin wenig vollständig, anführt, erkennt man auch bey Macrob. Saturn. V, 18, wo für Akusilaos Agesilaos steht, und den Scholien zu Hesiods Theogon. p. 247 Heins., wo man jetzt Arkusilaos liest, sichere Erwähnungen des alten Mythographen.

Einen Anhang zu der Epistola bildet eine nützliche tabellarische Uebersicht der Verwechslung der griechischen Präpositionen in den Handschriften.

K. D. M.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Practische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. Mit Erkenntnissen des Oberappellationsgerichts zu Cassel. Von Dr. B. W. Pfeiffer, Kurfürstl. Hessischem D. A. Rathe. Dritter Band. 1831. VIII u. 644 S. in 4.

Da die beiden früheren Bände dieses sehr be-

achtungswerthen Werks eines ausgezeichneten Geschäftsmanns, sowohl was den von dem Herrn Verf. beabsichtigten Zweck, als die Art und Weise der Ausführung betrifft, bereits in diesen Blättern gewürdigt sind, so kann sich Ref. im Ganzen auf sein dort über dasselbe geäußerte Urtheil beziehen, und sich auf die Versicherung beschränken, daß auch der vorliegende dritte Band dieselbe Auszeichnung verdient, welche die früheren in jeder Hinsicht erhalten haben. Die Zahl der gelieferten Abhandlungen ist zwar in diesem Bande geringer, indem er nur zehn Nummern (nämlich 4 aus dem römischen, 3 aus dem deutschen Privatrechte, 2 aus dem Kirchenrechte, und 1 aus dem Staatsrechte) enthält; dagegen umfaßt die zehnte beynahe drey Vierteltheile des Ganzen. Veranlassung hierzu gab die hohe Wichtigkeit des in derselben abgehandelten Gegenstandes, nämlich des rechtlichen Verhältnisses der Justiz zur Administration, zum Zwecke einer genauen Sonderung des amtlichen Wirkungskreises der Gerichte und der administrativen Behörden. Bekanntlich gehört dieser Gegenstand zu den allerbestrittensten sowohl in der Theorie, als in der Praxis; und man kann dreist behaupten, daß eben so viele verschiedene Ansichten über denselben herrschen, als Schriftsteller existieren, welche ihn berührt haben. Die beiden ausführlicheren, ihm eigens gewidmeten Abhandlungen von Struve (Unterricht von Regierungs- und Justizsachen) und von v. Ramdohr über Justizsachen (in dessen juristischen Erfahrungen. Th. II. S. 369 ff.) enthalten nur Material für die practische Anwendung, ohne jedoch dasselbe auf reine und consequent durchzuführende Grundsätze der Theo-

rie zu basieren; dem Herrn Verfasser gebührt daher das unläugbare Verdienst, solches zuerst versucht zu haben. Mit dem freysinnigsten Muth erklärt er sich durchaus gegen die sogenannte Administrativ-Justiz, für unbedingte Unabhängigkeit der Gerichte in den Grenzen ihres richterlichen Berufs und gegen jede Einwirkung der Administration auf ihre Entscheidungen. Dagegen bemüht er sich die Grenzen dieses ihres richterlichen Berufs klar und deutlich zu bestimmen, zu gleicher Zeit aber auch nachzuweisen, daß jede Rechtsverletzung durch Handlungen administrativer Behörden, der Entscheidung der Gerichte zu unterziehen sey. Ueber die Abmarkung jener Grenzen muß jedoch die Ausführung des Herrn Verfassers selbst nachgelesen werden, da es hier der Raum verbietet, tiefer in das Detail derselben hineinzugehen. Scheinbar sind durch dieselbe die Gerichte, andern Staatsbehörden gegenüber, zu hoch gestellt; bedenkt man aber, von welchem geringen Umfange das eigentliche Besizthum der Gerichte, und wie eng begrenzt ihre amtliche Thätigkeit, im Vergleich mit dem weit ausgreifenden vielumfassenden Wirkungskreise aller übrigen Staatsbehörden ist, so wird den Herrn Verfasser gewiß dieserhalb kein begründeter Vorwurf treffen können, und so werden die Administrativbehörden ihrer Seits auch den Gerichten, ihre, zur Sicherstellung des allgemeinen Rechtszustandes, nothwendige unabhängige Stellung in dem kleinen Gebiete ihres Wirkens nicht beneiden dürfen, und noch weniger geneigt seyn können, denselben ihr oft schweres Tagewerk durch versuchtes Ankämpfen gegen die volle Autorität ihrer Entscheidungen, auf directem oder indirectem Wege zu verküm-

mern. — In Betreff der übrigen Ausführungen erlaubt sich Ref. auf zwey vorzüglich aufmerksam zu machen, da in ihnen, von frühern rechtlichen Ansichten, abweichende Grundsätze aufgestellt werden. In N^o. V. wird auszuführen versucht, daß der Jagdberechtigte jedesmal zum Erfasse des den Grundeigenthümern zugesetzten Wildschadens, verpflichtet sey, ohne sich dagegen mit der Einrede, daß ihm kein Uebermaaß seines Wildstandes zur Last falle, schützen zu können; und in N^o. VI., daß die Beschränkung der im Staatseigenthume sich befindenden Flüsse auf ihre Grenzen und Betten, und die Erhaltung derselben in solchen, als eine allgemeine, das Wohl des ganzen Landes betreffende Maaßregel anzusehen sey, und von allen Bewohnern gleichförmig dazu beygetragen werden müsse. Daneben gibt jedoch der Herr Verfasser zu, daß die gewöhnliche Uferbefestigung, welche durch die einem jeden Einzelnen der Flußanlieger zu Gebote stehenden geringern Mittel bewirkt werden könne, dem Eigenthümer des anstoßenden Grundstücks, als Folge der natürlichen Lage desselben, obliege; und daß in Ansehung der Flußnutzungen aus dem allgemeinen Grundsatz, daß, wer den Vortheil einer Sache genieße, auch die Lasten derselben tragen müsse, in der Anwendung auf den Wasserbau im Flusse, die rechtliche Nothwendigkeit zu folgern sey, den Ertrag jener Nutzungen zu den Kosten des Wasserbaus zunächst verwenden zu müssen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

D e n 23. J u l i u s 1831.

G ö t t i n g e n.

Animadversiones quaedam de numero centuriarum a Servio Tullio, rege Romanorum sexto, institutarum. Auctore H. Zachariae, J. U. Doct. 1831. 16 Seiten in Quart.

Nachdem der Verfasser dieser kleinen Gelegenheitschrift einige Worte über den Geist und den Zweck der servianischen Verfassung, so wie eine kurze Schilderung und Erklärung der Einrichtungen jenes Gesetzgebers, in so weit es zum Verständniß des Folgenden nöthig schien, als Einleitung vorausgeschickt hat, bemüht er sich eine, von den bisherigen Versuchen abweichende, Vereinigung der verschiedenen Angaben von Dionysius, Livius und Cicero über die Zahl der sämtlichen Centurien zu bewerkstelligen. Zuvor werden jedoch die wichtigsten über diesen Gegenstand aufgestellten Meinungen geprüft; und vorzüglich die Niebuhrschen Ansichten über die Zahl der Centurien und über die Emendation

von Cic. de rep. II. 22 als nicht haltbar verworfen. Was des Verfassers eigene Ansicht betrifft, so hält er die Zahl der Centurien (193), wie sie sich aus dem Texte der zweyten Hand in dem Codex deletitius ergibt, für richtig und bringt Livius und Dionysius dadurch in Uebereinstimmung, daß er 1) die Stelle bey Livius I. 43 In his accensi etc. von drey besondern Centurien versteht, 2) an die Stelle der zwey Centurien Handwerker, welche Livius und Dionysius der ersten (oder zweyten Classe) beygeben, die eine Cent. *fabrorum tignariorum* des Cicero setzt; und 3) der Dionysischen Summe die vergessene *Centuria accensorum velatorum* hinzufügt. Der Verf. glaubt, daß das Ende des 22sten Kap. bey Cicero so zu ergänzen sey: *Quin etiam accensis velatis, liticinibus, cornicinibus, proletariis et capite census quatuor attributae sint centuriae.* Durch eine kleine Tabelle wird dann die dadurch herbeygeführte Uebereinstimmung versinnlicht.

Zuletzt versucht der Verfasser die Schwierigkeit zu heben, welche die Ciceronianische Stelle dadurch erregt, daß Cicero oder Scipio der ersten Classe nur 70 Centurien zuzutheilen scheinen. Jenes geschieht dadurch, daß der Verfasser das von der ersten Hand herrührende Wort 'certamine', welches die zweyte Hand irrig in das häufig vorkommende *centuriae* verwandelt habe, beybehält, und die Ueberzeugung ausspricht, Scipio wähle gerade einen Streit zwischen den Plebejischen Rittern und den in den *sex suffragia* enthaltenen Patriziern aus, um zu zeigen, daß wenn jene auch die Mehrzahl des ärmern Volkes auf ihrer Seite hätten, doch die erste Classe im Verein mit den *sex suffragia* leicht

obliegen könne. Der Verfasser glaubt nun, daß durch jene Correctur die zweyte Hand auch zur Umänderung der Zahlen genöthigt worden sey; sie habe deshalb der ursprünglichen LXXXVII II hinzugefügt, und CVI in CIV, X in VIII umwandeln müssen (S. 8. . 16).

Zum Schluß erwähnen wir nur noch, daß der Verf. S. 6 Note 6 die Ueberzeugung ausspricht, es habe bis Servius Tullius gar keine Centurien der Ritter gegeben, — eine Hypothese, welche er bey einer andern Gelegenheit ausführlicher zu begründen verspricht.

B e r l i n.

Bey Ferd. Dümmler: Das Land und Volk der Bructerer, als Versuch einer vergleichenden Geographie der ältern und mittlern Zeit, von Leopold von Ledebur. Nebst zwey Charten. 1827. VI und 334 Seiten in 8.

Die Bructerer, ein Hauptvolk unter den alten Bewohnern des jetzigen Westphalens, Kampfgenossen des Arminius in der Teutoburger Schlacht, wo ein Römischer Adler in ihre Hände fiel, dann unter der Leitung der Prophetin Belleda tapfere Mitstreiter des Batavischen Freyheitshelden Civilis, später ein wichtiger Theil des Franken-Volkes, verdienen es wohl, in einer besondern Monographie behandelt zu werden. Aber die Arbeit des Verfassers ist umfassender, indem er ziemlich die ganze Gegend zwischen dem Niederrhein und der Weser in den Kreis seiner Untersuchung gezogen, und die alte Stamm- und Saugeographie derselben gründlich beleuchtet hat.

Die leitende Idee bey diesen Untersuchungen, welche der Verf. zwar nicht zuerst aufgestellt, aber doch mit besonderm Fleiß und Glück auf

die Geographie dieser Gegenden angewandt hat, ist, daß die Localverhältnisse der alten Stämme Germaniens den Gaueintheilungen des frühern Mittelalters zum Grunde liegen, welche wieder mit den kirchlichen Abtheilungen zusammentreffen und darin erkannt werden. So versucht der Verf. die Stämme der Bructerer, Chamaver, Angrivarier u. s. w., welche man sich früher in weiten Strichen mit unbestimmten Grenzen nebeneinander wohnend und durcheinander ziehend dachte, durch feste Grenzen, welche zum Theil ihre Bedeutung bis auf den heutigen Tag behalten haben, zu sondern, und ein klares Bild geordneter Völkerverhältnisse für die von den Römischen Schriftstellern beschriebene Zeit zu geben.

Gewiß sind die mannigfaltigen und oft sehr merkwürdigen Coincidenzen zwischen alten Völkergrenzen und späteren kirchlichen und politischen Abtheilungen, welche bey diesen Erörterungen ans Licht gezogen werden, nicht zu verkennen; sie werden auch den Zweifler im Allgemeinen zur Billigung dieses Verfahrens nöthigen, und sich dem Forscher schon dadurch empfehlen, daß sie ein sorgfältiges Forschen nach Zusammenhang an die Stelle eines willkürlichen und oft launenhaften Ansehens bringen. Auf der andern Seite geräth aber bey dieser Methode der Forscher auch wieder in Gefahr, wirkliche Veränderungen der Stammverhältnisse zu übersehen, und den Zustand der Germanischen Völkerschaften sich bleibender und geordneter vorzustellen, als er in Wirklichkeit gewesen. Nicht als wenn man eine jede Schwierigkeit, welche bey der Auffuchung der Wohnsitze begegnet, sogleich durch Annahme einer Wanderung zu lösen hätte; aber es gibt schon in den Jahrhunderten

des Cäsar, Tacitus und Ptolemäus Völkerbewegungen unter den Germanen, welche zum Theil gewissen nachweisbaren Gesetzen folgen, und deren Resultate natürlich Störungen des früheren Besitzstandes sind, welche genau beachtet seyn wollen, wenn man nicht frühere und spätere Zustände als angeblich coexistierend in ein Bild vereinigen will. Dieß ist der Vorwurf, welchen wir der Untersuchung des Verfassers und der Darstellung ihrer Resultate auf der beyliegenden Karte machen, daß sie Völkerstämme, deren Existenz und Macht in diesen Gegenden ganz verschiedenen Zeiten angehört, als ruhige Nachbarn nebeneinander stellt. Für sehr gefährlich aber achten wir die Aushülfe, deren der Verfasser sich mehrere Mal bedient, um das Vorkommen desselben Namens in verschiedenen Gegenden zu erklären, indem er nämlich, statt eine Wanderung anzuerkennen, in solchen Fällen lieber zu der unwahrscheinlichen Voraussetzung greift, daß ganz verschiedene Stämme, deren Gaunamen einige Aehnlichkeit hatten, von den Römern durch denselben Namen bezeichnet worden seyen. Das Folgende wird einige Beispiele dieses Verfahrens angeben, nachdem wir nur noch bemerkt haben, daß das gesammte Werk in vier Abschnitte getheilt ist, wovon der erste: die Grenzen des Landes der Bructerer. 2. Die an die Bructerer grenzenden Völker. 3. Die Geschichte der Bructerer. 4. Nachweisung einiger Punkte im Lande der Bructerer, überschrieben ist.

Was die Bructerer selbst anlangt: so ist hier die Untersuchung des Verfassers am befriedigendsten und führt zu dem sichersten Resultate. Wir wissen aus Strabon, daß die Bructerer an beiden Seite der Lippe wohnten; in der Nähe dieses Flusses lag nach Tacitus Andeutungen der

Thurm der Belcda; in denselben Gegenden finden wir die Bructerer bey allen Römerzügen, und obgleich, als Tacitus seine Germania schrieb, die Römer, einem Gerüchte zu viel Glauben schenkend, sich schon der Vernichtung der Bructerer durch die eingedrungenen Chamaver und Angrivarier freuten, kommen sie doch in derselben Ausdehnung noch bey Ptolemäos und später vor. Nun heißt im Mittelalter (noch im Jahre 1033) der Landstrich südlich von der Lippe bis an die parallel fließende Ruhr der Boroctra-Gau, und bildet einen Theil des Cöllner Sprengels. Nördlich von der Lippe stößt daran der Südergau, welcher den Sächsisch-Münsterschen Sprengel bildete, aber nach den alten Geographen ebenfalls (wenigstens zum großen Theil) Bructerer-Land gewesen seyn muß. Daß nur der südlichere Theil des alten Bructererlandes den Namen Boroctra-Gau behauptete, erklärt der Verfasser so, daß hier die kleinen Bructerer, *Bructeri minores, οἱ μικροί*, gewohnt hätten, welcher Name den eigentlichen Kern des Stammes bezeichne; die nördlichen Striche aber hätten den größeren Bructerern, d. h. den an die Bructerer angeschlossenen mit ihnen verbrüdereten Stämmen, angehört: wogegen immer das Zeugniß des Strabon streitet, daß die Lippe durch das Land der kleinen Bructerer floß. Ob nicht eine andere Auflösung der Frage natürlicher ist, nämlich die, daß der Südergau schon früher Sächsisch geworden sey, und eine Zeitlang die südlichste Abtheilung des Sachsenlandes gebildet habe, bis es hernach (wir wissen nicht wann) den Sachsen gelang, auch das südliche Bructererland jenseits der Lippe mit sich zu vereinigen, wie denn auch hernach noch ein Fränkisches Volk *Boructuarii* in den westlichsten Theilen dieses

Gaues als von den Sachsen befehdet und am Ende unterworfen vorkommt? (worüber der Vf. S. 279 ff. handelt).

Größer sind die Bedenken, welche die Ansetzung der die Bructerer umgebenden Völkerstämme nach dem Systeme des Verfassers bey uns erregt. Wir gehen in der Aufzählung derselben um die Bructerer herum, von Süden beginnend, und nach Westen, Norden und Osten wandernd. Südlich von den Bructerern, von der Ruhr bis an die Grenzen Hessens, im Süderlande, wohnen die Sicambri; hinter ihnen theils die Chatti, theils im westlichen Theile Hessens, im Oberlahngau, die Langobardi Suevi, deren Name von dem Lahn- und Battengau abgeleitet wird; westlich neben den Sicambren die Tencteri oder Tingri, im Engersgau; nördlicher davon die Chattuarii, welche in Kaiser Julianus Zeit als Franci Attuarii erscheinen, im Hatterun-Gau an der Ruhrmündung; darüber die Usipetes westlich von den Bructerern den Rhein entlang bis zur Vereinigung desselben mit der Yffel (zugleich aber sollen sie nach dem Verfasser ihre ursprünglichen Sitze im Rheingau, am Wisperbach, behauptet haben); mit diesen stoßen zusammen, indem sie zum Theil auch dieselbe Gegend successiv einnehmen, die Chamavi an der obern Yffel, westlich von den Nord-Bructerern, in dem Gau Hamaland, der zum Theil Sächsisch war, theils zum Ripuarischen und zum Salischen Frankenlande gehörte; weiter nördlich die Salii an der untern Yffel, die auch Salas heißen habe; östlich von diesen die Tubantes in dem Gau Twente; weiter die Amsivarii im Emsgau nördlich von den großen Bructerern; östlich von diesen die Chasuarii an der Dsnabrückschen Gase;

zwischen diesen und den Nordbructerern die Marsi; dann die Angrivarii zwischen der Hunte und der Weser, im Entergau, wovon sie nachmals über das westliche Cherusien längs der Weser sich ausbreiteten, welches nach ihnen Angaria, Engern, genannt wird; endlich an der Ostgrenze der Marser, Bructerer und Sicambrer die Cheruscorum gentes, und zwar zunächst in der Wesergegend die von den Cheruskern abhängigen, in ihrer Clientel stehenden Völker, dahinter aber in der Gegend des Harzes der Kern dieser Völkerverbindung, die eigentlichen Cherusci.

Unter diesen Ansetzungen ist fast keine, welche wir nicht für eine gewisse Zeit als richtig gelten lassen könnten; um so mehr aber trifft unser Zweifel das Zusammenbestehen dieser Localverhältnisse in irgend einer Periode. Mehr, weil das Verfahren des Verf. hier sehr bestimmt hervortritt, als weil davon die Untersuchung in ihren Hauptpunkten abhinge, beginnen wir bey den Suevischen Langobarden. Der Verf. nimmt diesen Stamm, den erst Ptolemäos in den Ländern zwischen Weser und Rhein erwähnt, für einen alten Bewohner derselben, und behauptet, daß die hier ansässigen Langobardi von den Langobarden an der Elbe ganz verschieden seyen, indem diese von dem Lahn- und Bardengau, jene von dem Lahn- und Battengau den Namen hätten. Aber wie höchst unwahrscheinlich ist es, daß so ganz verschiedene Localnamen durch ein zufälliges Zusammentreffen denselben Volksnamen ergeben haben sollten, zumal da die Langobarden in den westlichen Sizen eben so Sueven genannt werden, wie in den östlichen. Wie auffallend ferner, daß diese Sueven-Langobarden bey den früheren Römerzügen nie erwähnt werden, denn daß die *silva Bacenis*, welche Cäsar

als Grenze der Sueven und Cherusker erwähnt, in Battenfeld zwischen dem Oberlahn- und Nitztergau zu suchen sey, ist eine ganz willkürliche Annahme; Tacitus kennt in Norddeutschland keine Sueven in einem westlicheren Landstrich als im Elbthal. Dagegen sind die Sueven in den ersten Jahrhunderten der Bekanntschaft der Römer mit Germanien die einzigen Deutschen, welche theils gegen das Keltenvolk, theils gegen ihre eigenen Landsleute auf Eroberungen auszogen, wie bereits Cäsar durch Ariovist erfuhr; Sueven waren die Germanischen Völker, welche sich damals im Elsaß niederließen, die Bangionen, Remeten, Triboccer; die Eroberer der vormals Keltischen Donauländer, die Hermunduren, Marcomannen, Quaden, waren nach Tacitus Sueven; Marbod's Krieg gegen Arminius ging aus Suevischen Eroberungsplänen hervor; und so fügt es sich in diese Reihe von Erscheinungen ganz natürlich ein, daß in Ptolemäos Zeit auch die Suevischen Langobarden gegen Südwest vorgezogen erscheinen, wie auch damals schon die Suevischen Angeln von den Gegenden, die sie bey Tacitus einnehmen, in derselben Richtung vorgerückt und über die Elbe gegangen waren.

Eben so wenig können wir beystimmen, wenn der Verf. die Namen Chasuari und Chattuarii, welche offenbar nur durch einen verschiedenen Dialect unterschieden sind, ganz getrennten Stämmen beylegt. Tacitus kennt nur die Chasuari, die er a tergo Chamavorum, das heißt, wie aus dem Folgenden erhellen wird, zwischen die Weser und den Harz setzt, so daß sie mit der Osnabrückschen Hase schwerlich etwas zu schaffen haben können; dieselben kommen als Chattuarii oder Attuarii öfter als Theilnehmer der Cherusker-Kriege vor, und bewegen

sich später, als Genossen des großen Frankenbundes, mit andern Stämmen in einer ganz regelmäßigen Progression gegen den Rhein, wo Julian sie angreift und Verwüstungszüge gegen Gallien an ihnen rächt. Der Verf. leitet von ihnen mit großer Wahrscheinlichkeit den Hattungau im Ripuarischen Frankenlande her, dem er seine Stelle an der Mündung der Ruhr in den Rhein nachweist, aber der Ursprung dieses Gau-Namens kann nach dem Gesagten nicht wohl bedeutend über die Zeiten Julians hinausgesetzt werden.

Verwickelter ist die Sache bey den Chamavern, welche Herr von Ledebur in den Gau Hamaland am Niederrhein setzt. Allerdings geht aus der Stelle in Tacitus Ann. XIII, 55 (mit welcher indeß der Verf. S. 86 zu willkürlich umgeht) hervor, daß vor den Usipiern einmal die Chamaver in diesem Theile des Rheinuferes gewohnt haben; allein Tacitus in der Germania und Ptolemäos kennen sie durchaus nur in der Gegend der Weser und von da gegen den Harz hin. Die Stelle in der Germania sucht zwar der Verf. anders zu wenden, allein der natürliche Zusammenhang der Localbezeichnung ist unverkennbar. Neben den Tencterern, sagt Tacitus, wohnten ehemals die Bructerer, an deren Stelle durch jene große Völkerschlacht die Chamaver und Angrivarier getreten seyen, welche man sich offenbar als einander verbündete und benachbarte Völkerstämme denken soll; rückwärts (a tergo) schließen sich an diese die Dulgibiner und Chasuaren an; nach vorn (a fronte) liegt das Land der Friesen (welche deswegen nach Tacitus gleich an die Angrivarier stoßen, weil nach seiner Meinung die dazwischenliegenden Bructerer verschwunden sind). Frons und tergum sind.

Ausdrücke, welche, so viel der Unterz. beobachtet hat, sich durchaus immer auf die Richtung der Römischen Grenze beziehen; bey den Rheingegenden heißt a tergo östlich, a fronte westlich; an der Donau jenes nördlich, dieses südlich. Daß aber die Angrivarier und die dahinter liegenden Chamaver in gleicher Breite mit den Friesen gedacht werden, kömmt wohl daher, weil Tacitus sich überhaupt die Nordküste Germaniens ganz anders in Gedanken zeichnete als sie wirklich ist, daher es, um seine Nachrichten von der Völkergelage völlig critisch benutzen zu können, erforderlich seyn wird, sich erst eine Karte Germaniens, wie es sich Tacitus vorstellte, zu entwerfen, wo man es dann mit den Ausdrücken a fronte, a tergo, a latere ganz genau nehmen muß, und erst darnach die wirkliche Gestalt Germaniens in Tacitus Zeit zu construieren. Was nun aber Ptolemäos Zeugniß betrifft: so entfernt dieß der Verf. durch dasselbe kecke Verfahren, gegen das wir uns oben erklären mußten, indem er dessen Chamaver für einen von den andern ganz verschiedenen Stamm, die Bewohner des Ammergauß am Harz, erklärt, welche die in Hamaland am Rhein nur durch eine zufällige Namensähnlichkeit berühren würden. Gewiß werden wir die Zeugnisse der Alten mehr in Ehren halten, wenn wir die Chamaver erst nach Ptolemäos, im Anfange des dritten Jahrhunderts, ihre Sitze von neuem am Niederrhein nehmen und dem großen Gau Hamaland, der allerdings mit ihnen zusammenzuhängen scheint, seinen Namen geben lassen.

Noch möchten wir bezweifeln, ob die Marsen, deren Macht ganz der Augustischen Zeit angehört, und die Sicambren, welche nach ihrererspflanzung an die Waal in Tiberius Zeit nur

mit einem geringen Rest in Deutschland zurückgeblieben waren, und von den späteren Dichtern mehr als ein großer und furchtbarer Name der Vergangenheit, als nach wirklichen historischen Vorgängen aus neuerer Zeit, erwähnt werden, ihre Stelle auf einer Karte behaupten können, wo auf der andern Seite schon die Salier als ein besonderer Völkerstamm angegeben sind, welche, ihr Name mag abgeleitet werden wie man will, doch erst durch die Bildung der Conföderation der Franken als eine Abtheilung derselben in die Geschichte eintreten.

Dies sind die Bedenken, welche der Unterz. dem einsichtsvollen Herrn Verf. zu unbesangener Erwägung vorlegt, indem er im Uebrigen die großen Verdienste, die sich Herr von Ledebur um die Kunde der Germanischen Gauen erworben, und die Gründlichkeit seiner geographischen Studien in diesem früher zu sehr vernachlässigten Theil der Historie und Geographie, von welcher seit der Erscheinung dieses Werks bereits einige andere Abhandlungen des Verfs. neue Proben gegeben haben, so weit er von seinem Standpuncte aus darüber zu urtheilen befähigt ist, mit der gebührenden Hochachtung anerkennt.

R. D. M.

N e a p e l.

Aus der königlichen Buchdruckerey: *Plantae rariores quas in itinere per oras Ionii ac Adriatici maris et per regiones Samnii ac Aprutii collegit Joannes Gussone, Med. Dr. et praefectus H. R. botanici in Boccardifalco. 1826. 401 Seiten und LXVI Kupfer tafeln in Quarto.*

Im Jahre 1824 machte Herr Gussone, der

unter den Botanikern Italiens anerkannt einen hohen Rang einnimmt, auf Befehl des nunmehr verstorbenen Königs beider Sicilien, welchem auch das vorliegende Werk dediciert ist, eine botanische Reise an die Küsten des Ionischen und Adriatischen Meeres von Reggio bis Bari und besuchte darauf einige Gegenden in Samnium und in den Abruzzen. In diesen nächst dem Innern der Türkei und einigen Theilen von Spanien am wenigsten von Naturforschern besuchten Gegenden von Europa, in denen unter dem glücklichsten Klima und bey der großen Abwechslung der äußern Bedingungen der Vegetation das reichste und mannigfaltigste Pflanzenleben sich entwickeln und die ausgezeichnete Flora, welche dem Becken des Mittelmeeres eigen ist, in ihrer höchsten Fülle sich zeigen muß, konnte eine reiche Erndte an neuen und seltenen Gewächsen einem so einsichtsvollen und emsigen Forscher, als Herr Gussone ist, nicht entgehen. Die Art und Weise aber, wie derselbe in dem vorliegenden Werke, welches als ein wichtiger Nachtrag zu Tenore's Arbeiten betrachtet werden muß, mit seinen Entdeckungen und Beobachtungen uns bekannt macht, verdient alles Lob, da er mit sorgfältiger Kritik und gewissenhafter Benutzung älterer und neuerer Schriftsteller die Arten bestimmt, die weniger bekannten und neuen gut beschrieben und die Standorte genau angegeben hat, auch nicht in den gewöhnlichsten Fehler der italienischen Schriftsteller, in eine unnöthige Weitläufigkeit, verfallen ist. Wir müssen es andern Blättern überlassen, durch einen weitläufigern Auszug im Einzelnen nachzuweisen, wie viel unsere Kenntniß von der Vegetation des südlichsten Italiens durch Herrn Gussone's Arbeit gewonnen hat und beschränken uns daher darauf, die auf den Kupfer-

tafeln treu und sauber, aber nicht coloriert, dar-
 gestellten Arten hier anzugeben, und bemerken
 vorher nur noch, daß das Linnéische System bey
 der Anordnung des Einzelnen zum Grunde ge-
 legt ist. — Tab. 1. Callitriche Brutia Pet.
 t. 2. fig. 1. *C. pedunculata* De C. fig. 2. *C.*
truncata Guss. t. 3. *Veronica anagalloides*
 Guss. Schwerlich von *V. Anagallis* verschieden.
 t. 4. f. 1. *Fedia sphaerocarpa* Guss. f. 2. *Pol-*
lycnemum arvense recurvum. t. 5. f. 1. *Agro-*
stis pallida De C. f. 2. *Polypogon maritimum*
 Willd. t. 6. *Festuca dimorpha* Guss. t. 7.
Festuca rigida Roth. t. 8. f. 1. *Bromus lau-*
ceolatus Roth. f. 2. *Br. fasciculatus* Presl.
 t. 9. *Avena fallax* R. S., zu welcher *A. semper-*
virens De C. und *A. convoluta* Presl. gezogen
 werden. t. 10. f. 1. *Avena villosa* Bertol. f. 2.
A. puberula Guss. Weicht durch die gerade, we-
 der gedrehte noch gebogene Granne einigermaßen
 vom Sattungscharacter ab. t. 11. *Hordeum*
secalinum Pers. (nec Host). t. 12. *Scabiosa*
pilosa R. S., die wir indessen immer noch sammt
 der *S. argentea*, welche der Verf. für verschie-
 den hält, als eine der zahlreichen Formen der
Sc. ucranica L. ansehen. t. 13. f. 1. *Asperula*
neglecta Guss. f. 2. *A. nitens* Guss. f. 3.
Plantago montana Lam. t. 14. *Hypecoum*
procumbens L. t. 15. *H. glaucescens* Guss.
 t. 16. *Anchusa undulata* L., bey der der Vf.
 bemerkt, daß die gleichnamige Pflanze der Flora
 Graeca zu *A. hybrida* Ten. zu gehören scheine.
 t. 17. *Echium arenarium* Guss. t. 18. *Campan-*
ula nutabunda Guss., eine ausgezeichnete ein-
 jährige der *C. lobelioides* verwandte Art. t. 19.
Phyteuma collinum Guss. (*Campanula virgata*
 Ten.). t. 20. f. 1. *Thesium intermedium* Ber-
 tol. f. 2. *Th. humile* Vahl. t. 21. *Verbas-*

cum viminale Guss. t. 22. Bupleurum Odontites L. t. 23. f. 1. B. aristatum Bartl. Die Verschiedenheit dieser beiden Arten hat auch der Verf. schon früher erkannt, und die letztere für das wahre B. Odontites L. haltend, die erstere unter dem Namen B. Fontanesii seinen Correspondenten mitgetheilt. t. 23. f. 2. B. glaucum De C. t. 24. Myrrhis cynapioides Guss. t. 25. Ammi crinitum Guss. t. 26. Ligusticum cuneifolium Guss. t. 27. Heracleum Orsini Guss. t. 28. Rumex elongatus Guss. Nach Bertolone eine Spielart von R. crispus. t. 29. R. uliginosus Guss. Gehört, wie es scheint zu R. palustris Sm. t. 30. Gypsophila Arrostii Guss. (Arrostia dichotoma Rafin.). t. 31. Saponaria calabrica Guss. Der S. ocymoides nahe verwandt, aber einjährig und aufrecht. t. 32. Dianthus velutinus Guss. t. 33. D. ciliatus Guss. Aehnlich dem D. furcatus Horn. jedoch wegen der ganzrandigen Blumenblätter und der glatten Blätter vorerst wohl als eigene Art zu betrachten. t. 34. Silene Graefferi Guss. (S. ciliata Morett.). t. 37. f. 1. Stellaria Saxifraga Bertol. f. 2. Sedum litoreum Guss. t. 38. Euphorbia cuneifolia Guss. Ganz vom Ansehen der E. helioscopia, aber durch die Bildung der Kapsel und der Samen verschieden. t. 39. Pyrus cuneifolia Guss. t. 40. Spiraea flabellata Bertol. (Sp. chamaedrifolia Ten.) t. 41. Helleborus intermedius Guss. t. 42. Satureja canescens Guss. t. 43. Scrophularia lucida L. Die wahre Pinnéische so oft verwechselte Art, die auch, wie Ref. gelegentlich bemerkt, auf den nördlichen Dalmatischen Inseln nicht ganz selten ist. t. 44. bicolor Sibth. t. 45. Scr. chrysanthemifolia. Im Texte nennt der Verf. die erste Art Scr. multifida Willd.,

die andere *Scr. bicolor*, welche Benennungen offenbar die richtigen sind. t. 46. f. 1. *Teesdalia* *Lepidium* De C. f. 2. *Aubrietia deltoidea* De C. f. 3. *Aubr. Columnae* Guss. t. 47. *Alyssum leucadeum* Guss. t. 48. *Ononis polymorpha* Guss., eine Art, die der *O. pubescens* sehr nahe steht. t. 49. *Lathyrus ciliatus* Guss. t. 50. *Hedysarum echinatum* Guss. t. 51. *Trifolium praetutianum*. t. 52. *Medicago obscura* Retz. t. 53. *Scorzonera trachysperma* Günth. t. 54. *Sc. Columnae* Guss. t. 55. f. 1. *Sc. Tenorii* Presl. f. 2. *Sc. octangularis* Willd. t. 56. *Crepis glandulosa* Ten. t. 57. *Carduus affinis* Guss. t. 38. *Santolina alpina* L. Durch glatte Früchte weicht diese Art weit von *Lasiospermum pedunculare* Lag., mit welchem sie Sprengel verbindet, ab. t. 59. *Filago eriocephala* Guss. Vielleicht doch nur Varietät der *F. germanica*. t. 60. *Anthemis chia* L. T. 61. *Centaurea ambigua* Guss. Steht der Scopolis'schen *C. Kartschiana* sehr nahe. t. 62. *Juniperus phoenicea* L. b. *Lobelii*. t. 63. *Fraxinus rostrata* Guss. Ist besonders durch die Gestalt der Früchte sehr ausgezeichnet. t. 64. *Asplenium obovatum* Viv. t. 65. *Asplenium tenuifolium* Guss. (auf der Tafel fälschlich *Aspl. angustifolium*). t. 66. *Mentha suaveolens* Guss., die in einem mit pag. 379 beginnenden Nachtrage beschrieben ist.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 25. Julius 1831.

G i e s s e n.

Unsere Anzeigen haben schon so manche neue Ausgabe des Mackeldenschen, so ausgezeichnet beliebt gewordenen, Lehrbuchs des heutigen Römischen Rechts geliefert, und damit bald Bemerkungen über Veränderungen des Plans, bald andere, die man eher zufällige Herzenserleichterungen nennen könnte, verbunden, daß es wohl auch erlaubt seyn wird, von der in diesem Jahre auf 258 (statt 248) und 672 (statt 674) S. erschienenen neunten (sie ist um eine Zeile auf die Seite höher, dort ist aber von S. 147..162 ein Bücherverzeichnis hinzugekommen) etwas zu sagen. Die erste Ausgabe war von 1814 und nicht nur ist seit der zweyten wenigstens alle zwey Jahre eine erschienen, sondern mehr als die erste Hälfte des ersten Bandes, die Einleitung, ist nun auch ins Französische und aus diesem in das Spanische übersetzt worden, und eine Uebersetzung ins Russische stand schon

seit einiger Zeit bevor. Unter die Bemühungen des Verf., diesen Beyfall immer mehr zu verdienen, gehört unleugbar das sorgfältige Eintragen aller neuern Schriften, Journal-Aufsätze versteht sich mitgerechnet, und selbst Recensionen nicht ausgeschlossen. Diese Sitte fast bloß des 19ten Jahrhunderts, von welcher die Alten keinen Begriff hatten, dient gewiß zur Empfehlung eines Buchs bey den angeführten noch lebenden Schriftstellern, wie sich der Unterz. noch erinnert, daß er nahe daran gewesen ist, die Encyclopädie des seligen Schott darum zu beneiden; ob sie für die Leser, namentlich für die Anfänger von Nutzen sey, hängt natürlich am meisten davon ab, welchen Werth ein Aufsatz habe, und da gesteht denn der Unterz. daß er mehreres, seiner Ueberzeugung nach, recht Grundschlechte angeführt gefunden hat. Er für seine Person darf dieß freylich am wenigsten bemerken, denn vielleicht ist ihm die Ehre, angeführt zu werden, in diesem Buche häufiger widerfahren als irgend jemand; aber selbst dabey könnte er allenfalls ein Beyspiel angeben, daß das weniger Wichtige erwähnt und das Wichtigere übergangen ist, denn II. S. 3 ist zu der Bemerkung, die der Unterz. dem Vf. Dank weiß, Wer zuerst die jetzt so fast allgemein beliebte Ordnung, wohl zu merken nur für das heutige Recht, aufgestellt, Wer sie aber auch allein wieder verlassen habe, sogar mit Verweisung auf seine Beyträge belegt; aber es sind nur die Stellen, wo möglichst kurz bey jedem hier in Betracht kommenden sog. Buche die Ordnung angegeben ist, hingegen die Stellen, woraus so viele erst erfahren haben, Wem sie folgten, auch wenn sie gerade ihm nicht folgen wollten, sind übergangen. Noch verdient vielleicht erwähnt zu

werden, daß der Verf., wenn er Aufsätze und Anzeigen anführt, es gewiß nicht um deswillen thut, weil er der einen oder der andern selbst mehrere lieferte, denn er gehört, so viel der Unterz. weiß und doch wohl wissen muß, unter die in beider Rücksicht enthaltsamsten Gelehrten.

Um so mehr sollte man denn von ihm erwarten dürfen, daß er Stellen seines Buchs, gegen welche sich schon lange etwas einwenden ließ oder wohl gar eingewandt worden ist, genauer prüfte, und da hat denn der Unterz. schon lange geglaubt, gleich im ersten §, bey dem Unterschiede zwischen dem subjectiven und objectiven Sinne des Wortes Recht, eine Veränderung erwarten zu dürfen. Er gäbe etwas darzum, wenn dieser Sprachgebrauch in seiner Geschichte gehörig entwickelt würde, der gewiß nicht römisch ist. Denn wenn unsere Candidaten die Frage nach dem jus in sensu subjectivo und dann vollends darnach, in welchen Fällen Dieses subjective reale heißt, zu beantworten wissen, so übertreffen sie darin den Cicero und Ulpian. Scholastisch wird er freylich seyn, wie jeder aus dem Subject und dem Prädicat in der Logik weiß, die aber freylich weder bey Franzosen noch bey Engländern vorkommen, so wenig wie der Unterschied zwischen Subject und Object, von welchen schon einmal bemerkt worden ist, man habe auf dem Raftadter Congreß den Franzosen zu Gemüth geführt, wenn die auf Ländern des linken Rheinufer haftenden Schulden von den zur Entschädigung für jene auf dem rechten Rheinufer angewiesenen Ländern getragen werden sollten, so würden diese Schulden ihr *sujet* und ihr *objet* verändern, wo-

bey die französischen Gesandten schwerlich erriethen, daß Erste gehe auf die Person des Schuldners und das Andere auf die verpfändete Sache. Denkt man nun vollends an den Kantischen Sprachgebrauch, wie da das Subjective und das Objective von einander unterschieden sind, so möchte doch auch nicht bloß um der vorhin erwähnten Uebersetzungen willen, sondern auch für deutsche Leser zu wünschen seyn, daß die Sache anders ausgedrückt würde und der Verf. nicht bloß den ersten § nun neu hinzugethan hätte, wegen dessen die sieben ersten §§ eine andere Zahl haben, als noch in der letzten Ausgabe, ein Uebelstand welchen der Verf., wie jeder, der sein Buch in Paragraphen eintheilt, bey verschiedenen Ausgaben gern vermeiden möchte, und dem dießmal dadurch geholfen ist, daß der vorige § 7 'von einheimischem und fremdem Rechte' hat wegfallen müssen.

Daß die Reihen, wornach in den größern Digesten = Titeln die Schriftsteller ausgezogen sind, hier nicht fehlen, versteht sich. Aber theils wird es S. 84 für ausgemacht angenommen, es seyen drey gleichzeitige Commissionen gewesen, theils ist gerade was der Unterz. für das Gelenk halten möchte, welches man so lange nicht traf, und weswegen denn die Entdeckung erst vor zwölf Jahren gemacht wurde, ganz übergangen, nämlich daß die Bücher ad ed. in drey Drittheile zerfielen, wovon das mittelste (die libri singulares ehemahls des ersten Jahrs, aber auch, und noch vor ihnen, die pars de rebus des zweyten und abwechselnd des dritten) in der Sabinus = Reihe, also der Regel nach vor dem ersten Drittheil, vor den prota, ste-

hen, ein Umstand, welcher nicht um die Entdeckung weiter zu begründen, wie es hier wohl in anderer Beziehung heißt, sondern um sie weiter zu benutzen, gebraucht worden ist, daß nämlich auch unsere Digesten, sowohl dem Inhalte, als der ursprünglichen Bestimmung in Rücksicht auf den Vortrag nach, in drey Drittheile zerlegt werden können, die aber bey de rebus von jener Eintheilung abweichen, da diese pars zu dem ersten Drittheile zu rechnen ist.

Bey dem Anfang des besondern Theils hat der Unterz. mit Leidwesen bemerkt, daß der Verf. schon in der vorigen Ausgabe Etwas, was Dieser sonst nach der Meinung des Unterz. entschieden vorgetragen hatte, nun nachdem der Unterz. geglaubt hat, alle Einwendungen hinweggeräumt zu haben, so zweifelhaft läßt, daß man wirklich nicht weiß, welche von beiden er zu der seinigen macht. Von den beiden Ansichten ob die obligationes zu dem dritten oder zu dem zweyten Theil des Institutionensystems gehören, scheint ihm 'nun die erste nach der innern Natur der Obligationen und Actionen als gleichartiger Rechte, die zweyte aber nach der äußern Anordnung des Systems in Gajus und Justinian's Institutionen den Vorzug zu verdienen'. Damit ist doch der Umstand, daß bey Gajus die Obligationen mit dem dritten Buche schließen, so günstig ausgedrückt, wie möglich, und wenn man sich wundert, daß Theophilus bestimmtes und wiederholtes Zeugniß gar nicht erwähnt ist, so kann der Verf. sich damit rechtfertigen, daß gerade die zwey Hauptstellen aus Diesem bey ihm auch angeführt sind, nur

freylich bloß nach Zahlen und ehe von der Verschiedenheit der Ansichten etwas gesagt ist. Den angegebenen Schriften nach, könnte man glauben Hn. Prof. Heffter's Gajus und Hn. Dr. Weiß Abhandlung hätten den Verf. wankend gemacht. Sonst ließe sich auch noch sagen, die ganze Frage gehöre eigentlich in die Einleitung, wo von den Institutionen gehandelt wird, und da hätte denn auch das zweyte, genau genommen das ältere, System des römischen Privatrechts, bey den Digesten, erwähnt werden sollen, wo pars II. III. IV. V. mit den vier Stücken des jetzigen besondern Theils so viele Aehnlichkeit haben.

§. 131 heißt es 'wahrscheinlich' habe infortiatum den Namen von der Verstärkung durch die tres partes, eine Einschränkung, die §. 60 wohl noch nöthiger wäre, wo es geradezu heißt, wir hätten von Ulpian ein(en) liber singularis, den die Neuern Ulpiani fragmenta nennen. Der Name, den die Handschrift hat, ist hier gar nicht erwähnt, da doch §. 102 nun bemerkt ist, wie das in der ersten Ausgabe corpus legum genannte Werk, in einer Handschrift ganz gewiß heißt. — Noch etwas was der Verfasser gewiß ändern wird, ist §. 47 der Ausdruck, in fr. 1 D. 14, 6 werde gesagt: Macedo sey ein improbus foenerator gewesen!

Hugo.

L e i p z i g.

Bey Enobloch: Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Zweyter Band. 1831. 246 Seiten in Octav.

Die Leser erinnern sich der Anzeige des ersten Theils dieser Gedichte (1830. St. 137) und was dort über den Gesichtspunct gesagt ist, aus dem sie betrachtet werden müssen, nämlich als poetische Darstellungen des Orients, die aber nicht bloß Früchte der Phantasie, sondern der Bekanntschaft mit dem Oriente sind; und zwar nach den Hauptvölkern geordnet. Wenn der erste Band den Arabern gewidmet war, so ist es dieser zweyte Theil den Persern. Die Bekanntschaft mit der Lehre Zoroasters, dem Dienst des Ormuzd, und dem Zendavesta mußte also die Grundlage der Poesie dieses Theils bilden, und bildet sie wirklich; aber auch nur als Grundlage, und ohne gelehrte Pedanterey. Es sind, das lezte ausgenommen, kleine Gedichte lyrischer Art. Der Geist des Orients, und zwar des Alt-Persischen Orients, weht in ihnen. Oder wäre dieß — um nur eine kleine Probe zu geben — nicht in folgendem der Fall?

Der sterbende Parse.

Tragt mich hinaus, wo über's grüne Thal
Mild segnend blickt der Sonne goldner Strahl.
Noch einmal will ich freuen mich am Licht
Bevor in Nacht mein sinkend Auge bricht;
Noch einmal trinken will ich Morgenduft,
Bevor hinauf mich Ormuzd's Stimme ruft.
O glühend Licht, wie herrlich strahlst du mir!
Bin ich schon jetzt ein reiner Theil von Dir?

Die beiden schönen Stücke: der Pilger vor Persepolis, und die Lehre der Parsen können wir nur bemerklich machen; das folgende theilen wir ganz mit:

Der Segen Dsemschids:

Wenn die Keime schwellen, vom Lichte trunken,
 Wenn duftend und grünend zum Festaltar
 Die Erde sich kleidet in quellende (?) Funken,
 Dann erneut sich die Welt, dann beginnt das
 Jahr.

Sey denn, im allverjüngenden Glanze
 Geweiht dem Lichte, mein Israhakar:
 Dich schmückt mit ewigem Frühlingskranze
 Umjubelnder Völker beglückte Schaar!

Und sinkt ermattet mein Haupt einst nieder,
 Du, Säulen = ragende Eschilminar
 Sprichst laut: 'Hier ruhen des Königes Glieder,
 Der Iran's goldene Zeit gebar.'

Das letzte größere Stück ist überschrieben:
 Ein Tag in Ispahan; und soll uns das
 Gewühl der Königsstadt, indem Personen aller
 Stände redend und handelnd auftreten, an ei-
 nen kaum sichtbaren Faden einer Handlung ge-
 knüpft, versinnlichen. Hier stets dem Orient
 treu zu bleiben war für den Europäer eine
 schwere Aufgabe. Wir überlassen es den Lesern
 zu beurtheilen, ob sie durchweg glücklich gelöst
 sey; gewiß aber vereinigen sie sich mit uns zu
 dem Wunsche daß der talentvolle Dichter seine
 poetische Wanderung weiter fortsetzen möge!

Hn.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 28. Julius 1831.

P e n z a n c e.

Ben L. Bigur's: Transactions of the Royal Geological Society of Cornwall; instituted February 11th, 1814. Vol. III. X u. 372 S. in Octav. 1828.

Der vorliegende Band von Abhandlungen der Cornwaller Geologischen Gesellschaft enthält viel Schätzbares, aber noch weniger als bey den früheren Bänden, beschränken sich die Mittheilungen auf geologische Gegenstände. Die Aufnahme von antiquarischen und bergmännischen Aufsätzen in eine Sammlung, deren Titel nur Beiträge zur Geologie vermuthen läßt, ist nicht zu billigen. Je mehr die Anzahl von periodischen und Gesellschaftsschriften zunimmt, um so strenger sollte man hinsichtlich der Begränzung ihres Inhaltes seyn, um dadurch wenigstens einigermaßen die Schwierigkeiten zu mindern, welche für die vollständige Fassung und Nutzung der immer reichlicher fließenden Quellen der Wissenschaften, aus der übermäßigen Vielfältigung ihrer Sammelbehälter hervorgehen.

I. On the Changes which appear to have taken place in the primitive form of the Cornish Peninsula. By John Hawkins, Esq. p. 1. Nach der Aussage des vielgereisten Verfassers gibt es vielleicht keine Gegend, in welcher die Spuren großer Revolutionen, wodurch die Oberfläche der Erde verändert worden, sich deutlicher zeigen, als in Cornwall. Primitive Unebenheiten sind mit demselben Rechte anzunehmen, als mannigfaltige, durch spätere Einwirkungen verursachte Veränderungen der Oberfläche. Diese sind von dem Verf. an den Erscheinungen, welche die Oberfläche von Cornwall darbietet, im Allgemeinen nachgewiesen und nach den Hauptperioden denen sie angehören, unterschieden.

II. Some Observations on the Alluvial Formations of the Western Part of Cornwall. By Henry S. Boasa. p. 17. Die Alluvialgebilde waren bisher in Cornwall, wie fast überall, sehr vernachlässigt. Sie übersteigen selten eine Tiefe von 100 Fuß und sind weder so ausgedehnt, noch so reich an Ueberresten von Animalien und Vegetabilien, als gewisse secundäre Formationen; gewähren aber dennoch ein bedeutendes, geologisches Interesse und sind überdem von großer öconomischer Wichtigkeit, indem sie Kiesel- und Kalksand für den Ackerbau, eine große Mannigfaltigkeit von Thonarten für Töpferen und Porzellanfabriken und Material für die Zinngewinnung liefern. Der Verf. theilt manche interessante Beobachtungen über den Gang der Verwitterung der Gebirgsarten mit, woben von ihm die Umwandlungen, welche ohne Ortsveränderung vor sich gehen, von denen sorgfältig unterschieden werden, die mit größerer oder geringerer Ortsveränderung verknüpft waren.

III. On the Period of the Commencement of Copper Mining in Cornwall; and, On the Improvements which have been made in Mining. By Joseph Carne, Esq. p. 35. Die Zinnengewinnung in Cornwall läßt sich durch historische Ueberlieferungen und verschiedene Denkmäler mit Sicherheit bis in ein hohes Alterthum zurück verfolgen; wogegen die Nachrichten über die Kupferproduction sowohl in Cornwall, als auch in einigen anderen Theilen von Großbritannien in den Zeiten vor dem 17. Jahrhundert, sehr dürftig und in manchem Betracht unsicher sind. Obgleich die alten Briten den Gebrauch des Messings kannten, so scheint dasselbe doch bey ihnen zur Zeit der Römischen Invasion nicht verfertigt worden zu seyn. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man erst in dieser Periode angefangen hat, in England Kupfer zu gewinnen und daß Paris Mountain auf der Insel Anglesea, wo das Erz in großer Masse nahe an der Oberfläche liegt, die Stelle ist, wo das erste Kupferbergwerk angelegt worden. Ecton Hill in Staffordshire, wo man im J. 1670 die erste Anwendung von Schießpulver bey dem Bergbau in England machte, scheint ein anderer Punct zu seyn, wo früher als in Cornwall Kupfergewinnung Statt gefunden hat. Noch zur Zeit der Königin Elisabeth, wurde das meiste Kupfer, welches man in England verarbeitete, eingeführt. Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts fehlt es an Urkunden über die Kupfergewinnung in Cornwall. Vor 1700 scheint dort das Kupfererz nur beyläufig in den Zinngruben gewonnen zu seyn. Bis 1717 wurden in Großbritannien die Kupfermünzen nicht aus inländischem Kupfer geschlagen. Vom Anfange des 18ten Jahrhunderts an hat sich in Cornwall

die Kupferproduction allmählich immer mehr vergrößert. — In der zweyten Abtheilung dieses Aufsatzes ist eine Uebersicht von den Fortschritten des Cornwaller Bergbaues gegeben. Diese erscheinen am glänzendsten in dem Effecte der bey den Gruben zur Wassergewältigung und Förderung dienenden Dampfmaschinen. Es sind deren gegenwärtig 52 vorhanden und als mittlerer Effect ist nach der dort üblichen Berechnungsweise anzunehmen: daß 30,000,000 Pfund Wasser einen Fuß hoch bey dem Verbrande von 1 Bushel (= 1 $\frac{1}{2}$ Engl. Cubikfuß) Steinkohlen gehoben werden. Bey dem Maximum des Effectes beträgt das auf dieselbe Weise gehobene Wasserquantum wohl über 60,000,000 Pfund.

IV. Some Arguments in support of the opinion, that the Iktis of Diodorus Siculus is St. Michael's Mount. By T. F. Barham. p. 86. Die von dem Vf. beygebrachten Gründe setzen die schon von mehreren Schriftstellern vor ihm aufgestellte Meinung, daß St. Michaels Mount in der Nähe von Land's End an der südwestlichen Spitze von Cornwall, Iktis der Alten war, außer Zweifel. Diesem Puncte allein entspricht noch jetzt die im fünften Buche des Diodorus enthaltene Angabe, daß er zur Fluthzeit als Insel, zur Zeit der Ebbe als Halbinsel erscheint. Die Alten wählten ihn sehr passend zum Sitz einer Factoren, von wo aus sie den Ankauf des Zinnes von den benachbarten Bergwerken betrieben; wo sie dasselbe lagerten und aus dessen sicherem Hafen sie die Verschiffung besorgten.

V. On the Intercourse which subsisted between Cornwall and the Commercial States of Antiquity; and, On the state of the Tin-trade during the Middle Ages. By John Hawkins, Esq. p. 113. Hinsichtlich

des Zinnhandels bey den Alten sind von dem Verf. besonders die Untersuchungen unseres Herrn Hofraths Heeren benutzt. Die größte Nachfrage nach Cornwaller Zinn wurde durch die Einführung der Glocken bey den christlichen Kirchen, demnächst durch den Guß metallener Kanonen bewirkt. Auch hatte im Mittelalter die Einführung des Gebrauchs zinnerner Geräthe, welche der Verfasser aus Italien ableitet, Einfluß auf den Zinnabsatz. Bis in das 12te oder 13te Jahrhundert blieb der Zinndebit ganz in den Händen Englands. Um diese Zeit wurden Zinnbergwerke in Böhmen und etwas später auch in Sachsen aufgenommen; indessen hat die Zinnproduction in Deutschland dem Absatze des Englischen Zinnes, nie besonders geschadet, theils weil jene immer sehr viel geringer gewesen ist, als die Zinnproduction in England, theils aber auch weil durch den steigenden Luxus und die vervielfältigte Anwendung des Zinnes, die Consumption desselben sich immer vergrößert hat.

VI. On the singular state of some Ancient Coins lately found in the Sands of Hayle; and, On the evidence deducible from them relative to the period of the earliest deposition of Sand on the Northern Coast of Cornwall. By Joseph Carne, Esq. p. 136. Die Münzen wurden in einem kupfernen, in Sand vergrabenen Gefäße gefunden. Die an ihnen bemerkten Substanzveränderungen sind denen analog, welche Ref. an alten, in Göttingen gefundenen Münzen beobachtet und im 201. Stücke dieser Blätter vom Jahre 1829 beschrieben hat.

VII. Some further Observations on the Temperature of Mines. By T. F. Barham. p. 150. Bestätigung der in den früheren Bän-

den dieser Gesellschaftschriften über die Zunahme der Temperatur in den Cornwaller Gruben mitgetheilten Beobachtungen. Besondere Beachtung verdienen die Bemerkungen des Verfs. über den Werth der in Gruben auf verschiedene Weise angestellten Thermometerbeobachtungen. Bis zu einer Tiefe von etwa 100 Klafter ist in den Cornwaller Gruben keine bestimmt fortschreitende Zunahme der Temperatur zu bemerken.

VIII. On the Sand-Banks of the Northern Shores of Mount's-bay. By H. S. Boase. p. 166. Eine specielle, durch eine Profilzeichnung erläuterte, hier aber keinen Auszug gestattende Beschreibung.

IX. Some Account of Ancient Circles, and other Remains, on Botrea-Hill, in the Parish of Sancreed; with Remarks on the Origin of Hill-Castles. By T. F. Barham. p. 192.

X. On a singular exudation of Gas in the Union Mines. By Mr. W. J. Henwood. p. 203.

XI. On the Granite of the Western Part of Cornwall. By Joseph Carne, Esq. p. 208. Ueber die Structur und die Varietäten des Granits im westlichen Theile von Cornwall. Ueber die darin aufsetzenden Quarzgänge, in deren Nähe das Nebengestein oft eine andere Beschaffenheit, als in mehrerer Entfernung hat, wodurch die Annahme Wahrscheinlichkeit erhält, daß sie mit der Granitmasse gleichzeitig gebildet sind. Gänge von Granit und von Schörlfels. Höhlen im Granit, die durch Einwirkung des Meeres gebildet sind, aber nach der Verschiedenheit der Substanzen, die dadurch zerstört wurden, abweichende Beschaffenheiten haben. Verschiedenes Vorkommen von abgerundeten Blöcken

und Geschieben von Granit. Bemerkungen über das Vorkommen von Granitgeschieben in Gängen.

XII. On the Tin of the Island of Banka. By the late Sir T. S. Raffles. p. 247. Erst vor etwa hundert Jahren wurde in Banka Zinn entdeckt (nach Beckmann im J. 1711. Beytr. z. Geschichte d. Erfind. IV. 380). Bis 1811 — zu welcher Zeit der Besitz der Insel an England überging — wurde es unter dem ausschließenden Monopol des Sultans von Palembang gewonnen und in den Handel gebracht. Nach einem Contracte, der zwischen dem Sultan und den Holländern bestand, erhielten diese den größten Theil des producierten Zinnes, den Pecul (133½ Pfund Avoirdupois) zu 6..8 Dollars. Die jährliche Production hat, als der dortige Bergbau im höchsten Flor war, 60,000 Pecul betragen; in der letzteren Zeit dagegen nur 25,000 Pecul. Der Zinnstein hat sich auf Banka bisher nur in aufgeschwemmten Massen gefunden. Er wird durch Chinesen gewonnen, gewaschen und ausgeschmolzen. Das gewaschene Erz hält gewöhnlich 50..70 Procent. Ist der Gehalt geringer als 30 Procent so wird es als nicht schmelzwürdig betrachtet.

XIII. On the Produce of the Copper Mines of Europa and Asia, and particularly those of Armenia. By John Hawkins, Esq. p. 256. Eine interessante Zusammenstellung, die aber in manchen Theilen auf ältere Angaben sich gründet und daher für die gegenwärtige Zeit nicht durchgehends richtig ist. In Beziehung auf die von dem Verf. geäußerte Meinung, daß das Russische Kupfer in keine bedeutende Concurrnz mit dem im Westen producierten kommen könne, erlaubt sich Ref. zu bemerken: daß Russisches Kupfer in Deutsch-

land Absatz findet und daß besonders das durch seine Güte sich auszeichnende, aus sogenannten Sanderzen gewonnene, für mehrere Fabricationen sehr gesucht wird. Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß jene Sanderze, wie der Verf. vermuthet, in der in England mit dem Namen New red sandstone belegten, jüngeren Flözformation vorkommen, sondern eher anzunehmen, daß sie auf ähnliche Weise als die im Mansfeldischen und zu Niechelsdorf sich findenden, dem Grauo- oder Weißliegenden angehören. Zur Berichtigung der Angaben über die Kupfergewinnung am Harz möge die Notiz dienen, daß im Jahre 1826 am Communion-Unterharz 2684 Ctr. und auf dem Hannöverschen Oberharz 615 Ctr. Kupfer produciert worden sind. Die Bemerkungen über die Kupfergewinnung in Spanien, kann Ref. durch die Nachricht vervollständigen, daß seit einigen Jahren bey Linares, am südlichen Fuße der Sierra Morena, eine ergiebige Kupfergrube im Betriebe ist, die auf einem im Granit aufsetzenden, Kupferroth und Kupfergrün führenden Gange bauet.

XIV. Some further Observations on the Temperature of Mines. By Robert W. Fox, Esq. p. 313. Schäßbare Beyträge zu den Erfahrungen von der Zunahme der Erdtemperatur mit der Tiefe, die sich größtentheils auf Beobachtungen über die Temperatur von Grubenwassern gründen. Die mittlere Temperatur der Oberfläche der Erde in Cornwall ergab sich aus Beobachtungen, die eine längere Zeit hindurch an drey verschiedenen Puncten, in einer Höhe von 120..300 Fuß über dem Meere so angestellt wurden, daß die Kugeln der Thermometer sich drey Fuß unter der Oberfläche befanden, zu $49,86^{\circ}$ F. Der Verf. meint darin,

daß die bedeutendsten Erzgänge den magnetischen Meridian beynahе unter rechten Winkeln schneiden, eine auffallende Analogie mit manchen merkwürdigen Erscheinungen des Electro-Magnetismus zu finden; wogegen Ref. zu bemerken sich erlaubt, daß wenn gleich bey den Cornwall- und auch manchen anderen, z. B. den Kongsberger Erzgängen ein solches Streichen vorherrschend ist, doch in anderen Gegenden, z. B. am Harz, in Sachsen, in Böhmen, am Rhein, viele ausgezeichnete Erzgänge ein anderes Streichen haben. — Den Beschluß im vorliegenden Bande machen verschiedene Notizen, besonders über die Production von Zinn oder Kupfer in England, so wie über die Exportation dieser Metalle und einiger anderer Mineral-Producte aus Cornwall.

Frankfurt am Main.

Verlag der Brönnerschen Buchhandlung: Archiv der Kirchenrechtswissenschaft im Vereine mit den Herren Professoren Blume in Halle, Brendel in Würzburg, v. Droste-Hülshoff in Bonn, v. Grolman in Gießen, Gröndler in Erlangen, geistl. Inspector und Hofprediger Köhler in Geden, Prof. Lang in Tübingen, Ministerial- und Geh. Regierungsrath Linde in Darmstadt, Dr. Lippert in Gießen, Prof. Michaelis in Tübingen, Regierungsrath Müller in Weimar, D.R. Ortloff in Jena, Prof. Scheurlen in Tübingen, Geh. Rath Schmalz in Berlin, Oberkirchenrath Stephani in Gunzenhausen, Dr. Uihlein in Heidelberg, Oberprediger Wolf in Kopenhagen und mehreren Andern, heraus-

gegeben von Carl Eduard Weiß, b. R. D. und Privatdocent zu Gießen. Bd. 1. Heft 1. 1830. 320 S. in 8.

Es ist schon bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern gezeigt worden, daß es ein Bedürfniß unserer Zeit sey, Zeitschriften zu haben, welche dazu bestimmt sind, kurze Abhandlungen von verschiedenen Verfassern in sich aufzunehmen. Daher haben auch die meisten Zweige der Jurisprudenz schon eins oder mehrere Werke dieser Art aufzuweisen. Unter diesen Umständen würde man sich sehr darüber wundern müssen, daß für das Kirchenrecht bisher noch keine solche Sammlung angelegt worden ist, wenn nicht leider schon längst die Erfahrung gezeigt hätte, daß die Juristen bey den wichtigsten kirchlichen Begebenheiten unserer Tage meistens müßige Zuschauer geblieben wären, und dieselben fast allein der Beurtheilung der Theologen überlassen hätten. Ref. ist daher überzeugt, daß durch das vorliegende Archiv der Kirchenrechtswissenschaft eine Lücke in der Literatur unserer neueren Jurisprudenz ausgefüllt wird, und wünscht dem Unternehmen des Herausgebers glücklichen Fortgang. Leider verspricht aber das vorliegende erste Heft einen solchen noch nicht. Denn eines Theils haben von den 13 auf dem Titel genannten Mitarbeitern nur wenige zu demselben Beiträge geliefert und sind die gelieferten so dürftig ausgefallen, daß über zwey Drittheile dieses Hefts von dem Herausgeber selbst herrühren, und anderen Theils sind gerade des letzteren Aufsätze so werthlos, daß wenn sie auch in Zukunft den Hauptinhalt des Archivs bilden sollen, sich nicht erwarten läßt, daß dieses großen Beyfall bey dem Publicum finden werde. Es beginnt mit einem Vor-

wort des Herausgebers über den Zweck dieser Zeitschrift, worin er ziemlich verworren von der Rechtsbildung überhaupt, von der Religion, dem ursprünglichen Religionsrecht jedes Menschen, von der Entstehung kirchlicher Vereine, der Kirchenrechtswissenschaft, der Entstehung der christlichen Kirche und ihrer Fortbildung bis auf den heutigen Tag u. dergl. m. in einem kurzen Gemisch und auf eine höchst geistlose Weise redet, und dann erst am Schluß auf den Zweck der Zeitschrift kommt, welcher kurz in folgenden Worten enthalten ist: 'Die Vollendung des in seiner Anlage colossalen kirchlichen Doms zu fördern, ist eine unabweisliche Anforderung an jedes Zeitalter, insbesondere aber an das unsrige. Diesem hohen Zweck sey dieß Archiv geheiligt, das freundlich die Beysteuer unserer Zeitgenossen liefern soll, in denen der Geist der Toleranz nach den Ansprüchen unserer Vernunft herrscht.' Für sehr angemessen hält es Ref., daß der Herausgeber diese Zeitschrift ihrem Umfange nach auf das Gebiet der Kirchenrechtswissenschaft eingeschränkt hat, und daher namentlich der theologischen Streitsucht in ihr keinen Tummelplatz eröffnen will, weil sonst bald die juristischen Aufsätze in der Fluth der theologischen untergehen möchten. Jedes Heft soll enthalten: Abhandlungen aus dem gesammten Gebiete der Kirchenrechtswissenschaft, eine Uebersicht der neuesten deutschen kirchenrechtlichen Literatur, ein Repertorium der neuesten kirchlichen Verordnungen, insbesondere für die deutschen Staaten und kirchenrechtliche Miscellen. Die in dem vorliegenden Hefte enthaltenen Abhandlungen sind folgende: I. Ueber die rechtliche Gleichstellung der christlichen Confessionen in den deutschen Bundesstaaten vom Herausgeber (noch nicht vollendet). II. Bemerk-

kungen über die Gemeingültigkeit der beiden Extravagantensammlungen von Lang. (Der Verf. nimmt hierin auf eine sehr scharfsinnige Weise seine schon früher geäußerte Meinung, daß jene Sammlungen keine Authenticität und daher keine Gemeingültigkeit hätten, gegen die entgegengesetzte Ansicht, besonders von Bickell, in Schutz).

II. Untersuchung der Frage, welches Princip über das Verhältniß der Kirche zum Staate jetzt eigentlich in Deutschland herrsche von Stephani. (Der Verf. beantwortet diese Frage dahin: daß absolute Einheitsystem, auf welches er in seiner Schrift Ueber die absolute Einheit der Kirche und des Staats (Würzburg 1802) zuerst als der Vernunft nur allein Genüge leistendes System aufmerksam gemacht habe, sey jetzt in der Wirklichkeit von allen deutschen Staaten bereits angenommen. Sollte dieß wirklich der Fall seyn, so würde der Verf. durch jene Schrift großes Unheil angerichtet haben; zum Glück ist dem aber nicht so.)

III. Welche Folgen hat die Präsentation eines unfähigen Subjects für den geistlichen, und welche für den Laien-Patron von Lippert (ein sehr gründlicher Aufsatz).

V. Aphorismen über den Rechtszustand und die Verfassungsgeschichte der evangelisch-protestantischen Kirche im Großherzogth. Hessen von Köhler, welche weit lehrreicher hätten werden können, wenn der Verf. statt der für ganz Deutschland und daher auch für Hessen gültigen Bestimmungen, wie des Westphälischen Friedens, des Reichsdeputations-Hauptschlusses und der deutschen Bundesacte, Mehreres aus dem Hessischen Particularrechte angeführt hätte, welches, wie er selbst sagt, bis jetzt ohne alle wissenschaftliche Bearbeitung geblieben ist.

V. Ueber den Judeneid von Wolf (eine gut geschriebene, höchst lehrreiche

Abhandlung. Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verf. seinen Plan, uns noch Mehreres über diesen Gegenstand mitzutheilen, recht bald ausführen möge). Die nach den Abhandlungen folgende Uebersicht der neuesten deutschen kirchenrechtlichen Literatur soll in jedem Hefte enthalten 1) ein alphabetisches Verzeichniß dieser Literatur, 2) Anzeigen und Recensionen und 3) eine Nachweisung der Recensionen und Anzeigen kirchenrechtlicher Werke in anderen Zeitschriften. Alle 3 Abtheilungen dieser Uebersicht rühren in dem vorliegenden Hefte von dem Herausgeber allein her. Die dritte Abtheilung enthält aber nicht bloß eine Angabe des Orts, wo in anderen Zeitschriften ein Werk recensiert ist, sondern einen kurzen Auszug aus der Recension oder Anzeige. So beliebt auch diese Manier jetzt ist, so kann sie Ref. doch nicht billigen, da sie seiner Meinung nach nur dazu dient, Leuten, welchen nicht bloß mehr die Bücher, sondern auch schon die Recensionen zum Durchlesen zu lang sind, Gelegenheit zu geben, über ein Werk zu urtheilen, und außerdem dadurch häufig sowohl dem Verf., als auch dem Recensenten Unrecht geschieht, indem des letzteren Urtheil durch das Herausreißen einzelner Sätze oft einen ganz anderen Sinn bekommt. Das Repertorium der kirchlichen Verordnungen in dem vorliegenden Hefte enthält die neueren Kirchengesetze der Königreiche Baiern und Sachsen. Hierbey kann Ref. es nicht billigen, daß der Herausg. die päpstliche Umschreibungsbulle für Baiern, in Ermangelung einer officiellen, in einer deutschen Privat-Uebersetzung hat abdrucken lassen, da er doch bey seinen Lesern Kenntniß der lateinischen Sprache voraussetzen konnte, und ohne Zweifel den meisten ein Abdruck des lateinischen Originals lieber gewesen seyn würde als eine solche Uebersetzung.

W i e n.

Im Verlage bey C. F. Beck: Ueber die Natur, Erkenntnißmittel, Heilart und Vorbauung der Drehkrankheit der Schafe, von Joh. Georg von Am-Pach, Doctor der Arzneykunde, K. K. Professor der Thierheilkunde und d. ger. Medicin am Lyceum zu Salzburg. Ein Versuch zur Beantwortung der von der K. K. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien ausgesetzten Preisfrage. Mit einem Preisantheile und der Ehren-Medaille der Ges. ausgezeichnet. 1827. VI u. 96 S. in 4.

Eine obwohl späte Anzeige dieser Preisschrift glaubt Ref. um so mehr nachholen zu müssen, als die beiden gleichzeitig mit der vorliegenden von der K. K. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien gekrönten Abhandlungen von Zink und Brasche bereits in diesen Bl. von ihm angezeigt worden sind, und die Arbeit des rühmlichst bekannten Wfs. über die zwar vielbesprochene aber wenigstens in ihren Ursachen noch nicht ergründete Drehkrankheit der Schafe, zu den gelungensten die wir über diesen Gegenstand besitzen, gezählt werden kann. Nachdem der Wf. die Krankheitserscheinungen im gesunden und todten Zustande und ihre Unterschiede von ähnlichen entwickelt hat, sucht er die verschiedenen Theorien über die Drehkrankheit, besonders die der Hirnentzündung, des Nervenleidens, des Gastricismus und des Wurmlidens zu widerlegen. Die nächste und wesentlichste Ursache der Krankheit liege in einem eigenthümlichen Grad von Exiät, Schwäche und Ausdehnung der Lymphgefäße im Hirn, mit einer specifischen Säfteabsonderung verbunden, daß in der specifisch gemischten Flüssigkeit nach Art der Infusorien sich oft die Blasenwürmer bilden, wodurch die sensorielle Thätigkeit gehemmt wird und Betäubung, Schwindel und Drehen die Folgen sind.

Hierauf werden die Heilmittel geprüft, welche bisher mit oder ohne Nutzen angewendet wurden. Es gäbe zur Heilung der zum Theil oder vollkommen entwickelten Krankheit keine bestimmte Anzeigen. Im ersten und zweyten Stadium der Krankheit wird das Glüheisen zwar als das beste Mittel angerathen, um damit im Hirne eine erhöhte Reaction zu bewirken, das Gelingen der Cur sey jedoch stets sehr unsicher. Bey vollkommen ausgebildeter und complicierter Krankheit sey von keinem Mittel mehr etwas zu erwarten, auf jeden Fall müsse bey ausgebildetem Uebel der Blasenwurm weggeschafft werden, wozu der Riemische und Reutersche Saugtroakar sich am zweckmäßigsten erweise. Daneben schlägt der Vf. mehrere Mittel zum innerlichen Gebrauch vor, um die weiteren Fortschritte des Leidens zu hemmen. Zuletzt, was immerhin als das wichtigste gelten mag, handelt der Vf. von der Zucht der Lämmer im ersten Lebensjahre, um allen die Drehkrankheit veranlassenden Ursachen vorzubeugen und selbige entfernt zu halten.

B r e m e n.

Geschichte des Rathhauses in Bremen vom Senator Dr. Deneken. Mit einer Abbildung des Rathhauses. 1831. 24 S. in 8. — Wir haben bereits ein paar anderer kleiner Schriften Erwähnung gethan, durch welche sich der Verf. um die Geschichte der Denkmähler seiner Vaterstadt verdient gemacht hat, und gern fügen wir zu diesen eine Dritte. Sie sind belehrend für die Bewohner der Stadt, die sonst leicht in völliger Unwissenheit über die doch sie zunächst interessierenden Gegenstände bleiben, und können oft zugleich erhebliche Beyträge der Kunstgeschichte seyn. Dieß letzte ist hier weniger der Fall, da das Rathhaus in Bremen erst durch mehrere einzelne Anbaue

seine jetzige Gestalt erhielt, aber doch immer ein durch das Ganze imponierendes Gebäude ist. Der erste Umbau desselben geschah in den J. 1405.. 1410; erweitert ward es 1491 u. 1545. Die jetzige Vorderseite nach dem Markt erhielt 1612 ihre Vollendung, so wie die nordliche Fronte 1682. Die neuesten beträchtlichen Bauten, wodurch das Ganze seine jetzige Gestalt erhielt, fallen in die Jahre von 1825.. 1827. — Die dem Rathhause gegenüber stehende Börse (ein schönes Gebäude) ward gegen Ende des 17. Jahrh. erbaut (vorher versammelte sich die Kaufmannschaft auf dem offenen mit Bäumen bespflanzten Plage), wodurch auch zugleich der berühmte Weinkeller seinen dermaligen Umfang und Einrichtung erhielt. Wenn nun aber gleich das Rathhaus auf diese Weise allmählich entstand, so blieb man doch dem ursprünglichen Character treu. 'Noch immer, sagt der Vf. mit Recht, steht dieß Gebäude in seiner alterthümlichen Ehrwürdigkeit da. Das Moderne hat das Antike nicht verdrängt, sondern sich, so viel möglich, jenem nur angepaßt.' Den Beweis davon gibt die vorgesezte lithographierte Abbildung.

Ein besonderes Interesse gewährt der Auszug aus der noch vorhandenen Baurechnung aus dem J. 1410 über die damaligen Preise der Dinge, an Lebensmitteln und Arbeitslohn. Die Tonne Tafelbier zu 12 Grote; das Quart Wein 1 Grote; ein geschlachtetes Schwein 24 Grote; ein Paar Schuhe 3 Grote &c. Jede der großen außen am Rathhause befindlichen Figuren der Kaiser u. a. war zu 23 Rh. Gulden verrechnet. Der Zimmermeister wie der Mauermeister erhielten täglich jeder 3 Grote. — Wer sieht nicht, daß durch solche Angaben die Ausführung der colossalen Gebäude des Mittelalters erst erklärlich wird?

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 30. Julius 1831.

B e r l i n .

Typis et impensis Reimeri, 1829: Sex. Aurelii Propertii Elegiae ex recognitione Caroli Lachmanni. 122 S. in gr. 8.

Schon vor funfzehn Jahren zeigte der Herr Prof. Lachmann, wie vielfach sich kritischer Scharfsinn an den kunstvollen Elegien des Propertius noch versuchen könne, und lieferte zugleich die herrlichsten Proben von seinen Wahrnehmungen im Gebiete der Römischen Sprachkunde und von einer ausgewählten Gelehrsamkeit, welche das Verständniß des Elegikers im Einzelnen um so mehr förderte, da dieser selbst seine Werke mit allen Reichthümern Hellenischer Gelehrsamkeit, der er seine ganze geistige Bildung verdankte, ausgestattet hat. Bey diesen bedeutenden Vorzügen, durch welche jener Jugendversuch die Aufmerksamkeit sachkundiger Männer für sich gewann, offenbarte sich indessen auch eine geistreiche Kühnheit, die sich oft mit großer Anstrengung scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten schafft, um

sie dann durch einen überraschenden Einfall plötzlich zu zerstreuen. Die ruhiger und tiefer einbringende Besonnenheit und das reifere Urtheil läßt sich aber von solchem Schein der Wahrheit nicht blenden; sondern ihrer Pflichten eingedenk suchen beide auf historischem Wege das Wahre zu finden und festzustellen, und machen nur da, wo die historischen Mittel nicht ausreichen, eigne Vorschläge. Dieß ist nun in der vorliegenden zweyten Revision des Propertius mit der größten Gewissenhaftigkeit und diplomatischen Treue geschehen. Eine große Menge früherer Verbesserungsvorschläge ist jetzt stillschweigend zurückgenommen; nur die eigenthümliche Eintheilung der sämtlichen Elegien in fünf Bücher, welche die Vorrede zur ersten Ausgabe mit gelehrter Umsicht vertheidigt, ist, nebst einigen andern Einzelheiten, dieselbe geblieben.

Sehen wir uns nach den Quellen um, aus deren Benutzung diese neue Recognition hervorging, so gibt uns eine kurze auf der ersten Seite des Textes (denn das Buch ist ohne Vorrede) mitgetheilte Notiz die nöthige Auskunft darüber: *Optimae Frid. Jacobi recensio aliquot locis a me refictae adjeci varietatem scripturae codicis Groningani, a Broukhusio et Schradero, et Neapolitani (nunc Guelferbytani) saec. XIII., a me excussi, emendationes Fr. Puccii, quarum pars est ex antiquissimo codice Bern. Vallae, scripturas editionis Regiensis a Lepido a. 1481, partim relictas a Puccio, partim ab eo immutatas.* Hiernach empfangen wir jetzt einen gewissenhaft constituirten bescheidenen Text, aus welchem die dem Herausg. eigenthümliche feine Beobachtungsgabe überall hervorleuchtet. Es war nicht die Absicht des Herausgebers, einen in jeder Ein-

zelnheit befriedigenden Text zu liefern, sondern seine angestrenzte Aufmerksamkeit ging nur dahin, denselben vermittelst des vorhandenen kritischen Apparats so weit herzustellen, als er sich erkennen ließ. Diesem Streben mußten selbst die blendendsten und wahrscheinlichsten Vermuthungen weichen, so daß das Dunkle und Unverständliche für jetzt stehen blieb, um von der Zukunft Aufklärung zu erwarten. Der Beurtheilung abweichender Ansichten ist gar kein Platz eingeräumt. Die Varianten sind mit Bekkerscher Kürze unter den Text gestellt, ohne auch nur von einem Worte zur Vertheidigung der vorgezogenen Lesarten begleitet zu seyn. Ob nun gerade dieses Verfahren den Vorzug vor allen andern versuchten Methoden verdiene, darüber wollen wir jetzt nicht rechten. Als Beweis indessen, mit welcher Aufmerksamkeit und Theilnahme Rec. den Gründen dieser neuen Arbeit nachgeforscht, und dieselbe mit den früheren Leistungen des Herrn Prof. L. zusammengestellt hat, mögen folgende Bemerkungen dienen.

In der sechszehnten Elegie des ersten Buchs stoßen wir auf zwey in verdächtige Klammern eingezwängte Verse (11. 12):

Nec tamen illa suae revocatur parcere
famae,

Turpior et saeculi vivere luxuria.

Die Gründe dieser Klammerbezeichnung sind schon in der früheren Ausgabe dargelegt, und müssen wohl auch jetzt noch dieselben geblieben seyn, da der Herausg. sie durch sein Stillschweigen als bekannt voraussetzt. Diese feste Ueberzeugung fällt bey der leichten Zurücknahme so vieler anderer früherer Äußerungen um so mehr auf, da ihr bisher sehr beachtungswerthe Gegengründe entgegengesetzt sind. Es wird nämlich behauptet,

et könne die in jenem Pentameter nöthige Negation aus dem vorhergehenden Hexameter nicht fortführen; und daß auf dieses Distichon folgende *has inter* würde durch dieses Distichon unerträglich weit von seiner Beziehung *noctes* entfernt. *Quare velim* (lautet der Schluß) *hos versus pro panno assuto ab homine balbutiente haberi.*

Die erste Behauptung, et könne keine Negation wiederholen, hat freylich sehr wichtige Auctoritäten für sich. Bentley (ad Horat. Epod. 16, 6. S. 377 und Serm. 1, 6, 68. S. 479 Sachs's Ausg.) und Ruhnken (ad Vellej. 2, 45. S. 226) haben dieselbe schon mit großer Bestimmtheit ausgesprochen; sonst schwebt um diesen Punct, der fast bey jedem Römischen Dichter, ja selbst bey Prosaischen zur Sprache kömmt, eine große Ungewißheit, welche noch keine Grammatik zu beseitigen versucht hat, da es an einer genauen Zusammenstellung der wichtigsten Einzelheiten fehlte. Indessen ist dieser Punct beyläufig von Wytttenbach (Biblio. Crit. 3, 4 S. 4) und Huschke (ad Tib. S. 346) berührt worden.

Bentley hat mit strenger Consequenz und nicht ohne Gewaltthätigkeiten jene Regel in den Horazischen Gedichten durchgesetzt. Ueberall wo *ac*, *et*, *que* ein vorhergehendes *nec*, *non*, *nondum*, *nihil* in den Handschriften wiederholte, hat er diese copulativen Partikeln in die disjunctiven *aut*, *vel*, *ve*, denen er allein jene verneinende Kraft beylegte, verwandelt. So früher Hr. Prof. P. im Properz. Außer der obigen Stelle haben sich noch folgende der kritischen Strenge fügen müssen, unter denen einige auch in anderer Rücksicht zu den schwierigsten gehören: 1, 8, 11 und 15:

Nec tibi Tyrrena solvatur funis arena, —
Et me defixum vacua patiat in ora, caet,
wo et die Negation fortführt, und also für nec
steht. 2, 1, 21:

Non veteres Thebas, nec Pergama, nomen
Homeri, (sc. canerem)

Xerxis et imperio bina coisse vada —
wo für Xerxis et gewiß keiner mehr Xerxive
vorschlagen wird. 4 (3), 22, 37. steht nach ei-
nem achtfachen non und nec, und nach einem
einfachen aut:

Arboreasque cruces Sinis, et non hospita
Grajis — Saxa.

Auch hier mußte ehemals die dem disjunctiven
ve weichen, wie jetzt noch 5 (4), 1, 106 in:

Umbraque quae magicis mortua prodit
aquis

nach neque und einem doppelten aut. Nicht
ungewöhnlich ist dieser Gebrauch der Copula bey
Virgil, und zwar oft in solchen Stellen, wo
keine Variante vorhanden, und deren Wahrheit
noch von Niemand bezweifelt worden ist. Hier-
her rechnen wir Georg. 2, 136:

Sed neque Medorum silvae ditissima terra,
Nec pulcer Ganges, atque auro turbidus
Hermus

Laudibus Italiae certent; non Bactra,
neque Indi,

Totaque turiferis Panchaia pinguis arenis.
Bergl. B. 83: nec fortibus ulmis, nec salici,
Iotoque, neque Idaeis cyparissis. 337:

Non alios prima crescentis origine mundi
Inluxisse dies, aliumque habuisse teno-
rem — crediderim

463:

Nec varios inhiant pulcra testudine postes,
Inlusasque auro vestis, Ephyreiaque aera.

worauf dann noch ein doppeltes nec folgt. Ferner Georg. 3, 140:

Non illas gravibus quisquam juga ducere
plaustris,

Non saltu superare viam sit passus, et
acri

Carpere prata fuga, fluviosque innare
rapaces

und bald nachher 175: non gramina, nec
vescas salicum frondes, ulvamque palu-
strem. 252:

Ac neque eos jam frena virum, neque
verbera saeva,

Non scopuli rupesque cavae, atque ob-
jecta retardant — flumina

371:

Hos non inmissis canibus, non cassibus
ullis,

Puniceaeque agitant pavidos formidine
pinnae.

Aen. 9, 139: nec solos tangit Atridas iste
dolor; solisque licet capere arma Mycenis.

610: tarda senectus nec debilitat vires ani-
mi, mutatque vigorem. 10, 319: nihil

illos Herculis arma, nec validae juvere
manus, genitorque Melampus.

Auch Lucan bedient sich dieser negativen Ver-
bindung durch die Copula. Wir heben unter
vielen nur drey Beyspiele hervor. 2, 39:

Nunc laniate comas, neve hunc differte
dolorem,

Et summis servate malis.

Der Bermannsche Codex hat hier die Interpolati-
on nec summis, was Bentley, seiner Regel
eingedenk, in neu verwandelte. 6, 20:

Non opus hanc veterum, nec moles structa
tuentur

Humanusque labor.

10, 474:

— non Thessala tellus,

Vastaque regna Jubae, non Pontus, et
impia signa

Pharnacis, et gelido circumfluis orbis
Ibero

Tantum ausus scelerum.

Aus Ovid mag nur folgende Stelle hier einen
Platz finden, ex Po. 1, 2, 121:

Non tibi Thermodon, crudusque roga-
bitur Atreus,

Quique suis homines pabula fecit equis.
wo beide que die Negation wiederholen und für
nec stehen, wie bey Silius Ital. 4, 608:

Experiar, sitne in terris, domitare quod
ensis

Non queat Ausonius, Tyrrhenaque per-
meet hasta.

Hier hat man in neuern Zeiten Tyrrhena ve
vorgezogen, da schon frühere unberufene Hände
Tyrrhena ne oder Tyrrhena nec enecet schrie-
ben. Doch wir haben nicht nöthig, unsere Zu-
flucht zu Dichtern einer spätern Zeit zu nehmen,
sonst könnte man auch z. B. die Stelle in Sta-
tius Achil. 1, 151:

Nunc illum non Ossa capit, non Pelion
ingens,

Thessaliaeque nives.

noch zu diesem Zwecke benutzen. Die elegische
Zeit selbst verneint so oft mit der Copula, daß
man sich in der That wundern muß, wie Bent-
ley diese Verneinung je hat verneinen können.
Tibull 1, 3, 37: .

Nondum caeruleas pinus contempserat
 undas,

Effusum ventis praebueratque sinum.

2, 3, 12: Nec cithara, intonsae profuerunt-
 que comae. i. e. nec cithara, nec comae.
 Ferner 2, 4, 17 nach einem schon vorhergegan-
 genen non:

Nec refero Solisque, vias, et qualis, ubi
 orbem caet.

offenbar für nec qualis, was auch schon als
 Interpolation sich hier und da eingeschlichen hat,
 wie v e in 3, 4, 89:

Nec canis anguinea redimitus terga ca-
 terva —

Scyllaque virgineam canibus succincta
 figuram —

Barbara nec Scythiae tellus, horrenda-
 que Syrtis —

4, 1, 146 nach einer fünffachen Negation mit
 einigen zwischengeschobenen disjunctiven Parti-
 keln:

Quaque Hebrus Tanaisque Getas rigat
 atque Mosynos.

i. e. nec qua, wie der Zusammenhang lehrt.

Kann man hiernach noch zweifeln, daß das
 handschriftliche ac in Horat. Serm. 1, 6, 68:

Si neque avaritiam, neque sordes, ac
 mala lustra —

gegen das gedruckte nec und das Acronisch = Bent-
 leysche aut in Schutz zu nehmen sey? und daß
 das doppelte que in Epod. 16, 5:

Aemula nec virtus Capuae, nec Sparta-
 cus acer,

Novisque rebus infidelis Allobrax,

Nec fera caerulea domuit Germania pube,
 Parentibusque abominatus Hannibal —

durch keine Maschine von der Stelle gerückt werden dürfe. Indessen wird Niemand aus Liebe für diese neue Ansicht ein bloß handschriftliches und überall gedrucktes *ve in que* verwandeln wollen, z. B. in Silius Ital. 3, 634: *non acies hostis ve.* 4, 61: *non Pyrenen Rhodanum ve.* 110: *nec finis satias ve.* — oder aut in et oder ac, z. B. in Virgil's Aen. 3, 43: *non me tibi Troga externum tulit, aut cruor hic de stipite manat.*

Die Auslassung der Negation in einem Satzgliede, wo sie sich von selbst aus dem Vorhergehenden ergibt, ist auch sonst eben keine ungewöhnliche Sache. Wenn Cornelius Nepos (de reg. 1, 2) sagt: *Lacedaemonius autem Agesilaus nomine, non potestate, fuit rex, sicuti caeteri Spartani,* so meint er *sicuti nec caet.* und bey Cicero (N. D. 1, 2, 3) muß man erklären *ut nec reliquae virtutes, ita nec pietas in sp. caet.*

Oft bildet die Copula aber auch einen Gegensatz, und äußert eine nachdrücklich affirmierende Kraft, wie bey Livius, z. B. 10, 20: *his rebus satis exploratis, (Volumnius) profectus tanto intervallo ab hostibus consedit, ut nec adventus suus propinquitate nimia nosci posset, et egredientem e castris hostem opprimeret.* Cicero (ad Q. Fr. 3, 3, 4): *Quare neque ego impediri Ciceronis iter atque illam disciplinam volo, et puer ipse magis illo declamatorio genere duci et delectari videtur.* Cäsar (B. G. 7, 80): *neque recte ac in piter.* Cicero (de or. 1, 39): *neque — stultus, et valde sapiens.* Virgil (Geo. 4, 549): *nec mutari pabula refert, quaesitae que nocent artes.* Properz (2, 5, 7): *nec mihi insultet, et te vellicet.* 5 (4), 5, 3:

Nec sedeant cineri Manes, et Cerberus
ultor

Turpia jejuno terreat ossa sono.

Indessen ist der Gegensatz dieses Gebrauchs nach den obigen Ausführungen eben so gewiß, und erscheint schon als solcher in dem Griechischen καὶ für οὐ, μήδε. Wir führen hier absichtlich aus zwey Extremen ein Paar Beyspiele an. Musaios 214:

Καὶ μιν ὀπιπτεύων οὐκ ὄλομαι δύντα
Βοώτην,
Ὁὐ δρασὺν Ὀρίωνα καὶ ἄβροχον ὀκλὸν
Ἀμάξης.

Hymn. Hom. in Ven. 47:

— — — ὄφρα τάχιστα
μῆδ' ἀντὴ βροτέης εὐνής ἀποεργυμένη εἶη,
καὶ ποτ' ἐπευξαμένη εἶπη μετὰ πᾶσι θε-
οῖσιν —

Wer also in der oben angeführten Stelle des Properz et durch nec erklärt, macht sich weder der Schlaueit verdächtig, wie Vulpus (i. e. ut nec Vulpus); noch begeht er ein generosum facinus, welches man wohl lieber demjenigen aufzubürden geneigt seyn möchte, welcher vorzugsweise aus dem oben widerlegten Grunde ein ganzes schönes Distichon für unecht zu erklären sich erkühnt. Der zweyte Grund, das inter werde durch dieses Distichon unerträglich weit von noctes getrennt, hat, für sich betrachtet, einen Schein von Wahrheit, und könnte sich zu einem vollgültigen Zeugnisse erheben, wenn nicht eine andere durch wichtigere Auctoritäten bestätigte Lesart ihm die Spitze böte, nämlich haec inter (i. e. interea) aus sehr alten Handschriften bey Passeratius und Heinsius. Daß diese aus Stalien stammen kann ihrer Glaub-

würdigkeit keinen Abbruch thun, besonders da schon van Santen deren überwiegendes Ansehen anerkannt, und Burmann, welcher das obige haec inter mit einem kräftigen male! zurückweist, ihnen auch sonst den gebührenden Vorzug einräumt. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß der Sinn durch haec inter bedeutend an Klarheit gewinnt.

Vielleicht haben wir uns schon länger bey dieser Einen Stelle verweilt, als es die Wichtigkeit der Sache, in den Augen Vieler, erfordert. Indessen würden wir uns, wenn wir eine ausführliche Recension liefern wollten, dadurch nicht abschrecken lassen, alle übrigen bemerkten Punkte auf ähnliche Weise zu prüfen; denn nur so schafft man einem Herausg. die ehrenvollste Satisfaction für seine Mühe. Da wir aber jetzt nur eine Anzeige schreiben, so beeilen wir uns, nach kürzerer Anführung einiger anderer Punkte, diese Bemerkungen zu beschließen.

Die Anerkennung einer Prolepsis in 1, 3, 35: clausis expulit e foribus, wo früher aspulit a foribus vorgeschlagen wurde, weil man die Möglichkeit, aus einer verschlossenen Thür zu entweichen (es sey denn durch das Fenster, zu 1, 5, 20), bezweifelte, hat dem Herausg. manche sonst zu bekämpfende Schwierigkeit erspart. Man braucht sich nur an das Virgilische submersas obrue puppes (Aen. 1, 69) zu erinnern, um jene Ausdrucksweise vollkommen verständlich zu finden, nach welcher Properz aus der Thür geworfen, und die Thür hinter seinem Rücken verriegelt wurde. Ähnlich Terenz, Andr. 1, 2, 27. Nichts anders als eine Prolepsis enthält auch der Vers über die Penelope 2, 9, 8:

Illum expectando facta remansit anus

Ovid, Heroid. 1, 115 :

Certe ego quae fueram te discedente puella,
 Protinus ut redeas, facta videbor
 a n u s.

Und daß da mihi pacato vela secunda pater, 4 (3), 17, 2. heißt nichts anders, als: sey mir günstig, und beruhige mich.

Auß dem 1, 5, 20 zurückgerufenen exclusum quid sit abire domum folgt nicht nur die völlige Anerkennung der Prolepsis, sondern auch die Erweiterung der Ansicht über fünf erlaubte Arten der *ὁμοιοτέλευτα* in den Hemistichien der Pentameter, so wie auch die Erträglichkeit der litera mugiens in solchen Reimhälften, ohne sich gerade am Ohre zupfen zu lassen. Zur Erweiterung der fünf Regeln mögen noch folgende Beispiele dienen, auf die hier nur verwiesen werden kann, ohne die Verse selbst aufzuführen: Ovid. ex P. 1, 7, 36. 1, 8, 20. Fast. 2, 632. Catull. 68, 47. u. 32. Ovid. ex P. 2, 11, 20. 1, 5, 16. Ibis 418. Her. 6, 64. Ferner Tib. 1, 3, 44. 1, 6, 54. 2, 4, 8. Cat. 78, 2. Ovid. F. 1, 588. 260. Tr. 4, 5, 34. 4, 6, 50. 5, 7, 58. — Endlich Ovid. Tr. 3, 8, 8. Cat. 68, 106. 156. 72, 4. 96, 10. Ovid. F. 2, 668. 3, 328. Her. 9, 114. F. 2, 152. 528.

Was nun aber die Unerträglichkeit der litera mugiens anlangt, so wird dieser Buchstabe selbst in der Art des desselben Verses so oft wiederholt, daß ihn die Alten unmöglich so sehr verabscheut haben können. Man lese nur folgende Verse hinter einander, und daß Ohr wird sich gewiß für das ganze Leben daran gewöhnen: Ovid. F. 5, 730. Ibis 584. F. 6, 88. Stat. S. 5, 1, 211. 1, 3, 34. Sil. It. 4, 50. Virg. G. 2, 21. 1, 112. 3, 520. Stat. S. 1, 1, 2. 1, 2,

184. 1, 3, 39. Ach. 1, 331. Theb. 1, 554. Luc. 3, 253. 6, 53. Virg. G. 4, 442. Ovid. Tr. 4, 7, 16 u. 18. Stat. S. 2, 2, 601. Endlich: Tib. 1, 5, 48. 1, 10, 24. 1, 4, 36. 3, 2, 12. 3, 3, 26. 3, 4, 68 u. 80. 3, 6, 58 u. 62. 4, 7, 8. Cat. 68, 108. 99, 2. Ovid. F. 1, 154. 2, 132. 5, 730. ex P. 3, 3, 32. Ibis 598. Nux El. 110.

Doch Ref. bricht, aus Furcht selbst gegen seinen Willen wieder in eine zu große Ausführlichkeit zu gerathen, hier plötzlich ab.

G. H. B.

L e i p z i g.

Bey Wienbrack: Aug. Hermann Niemeyers theologische Encyclopädie und Methodologie, ein sichererer Wegweiser für angehende Theologen, mit erklärenden Anmerkungen, literarischen Zusätzen und biographischen Notizen der angeführten Schriftsteller begleitet und herausgegeben von einem ehemaligen Schüler des Vollenstedten. 1830. XVI u. 248 S. in 8. — In wie weit es den Zuhörern academischer Lehrer frey steht, deren nachgeschriebene Collegienhefte ohne ausdrückliche Erlaubniß durch den Druck dem größern Publicum mitzutheilen, ist eine Frage, die bey Unbestimmtheit des Begriffes vom geistigen Eigenthum auf eine legale Weise wohl noch nicht zu entscheiden ist. Von der Vervollkommnung der Geseze muß aber auch hierüber eine Bestimmung gehofft werden. Beeinträchtigung des Besizes ist solche unbefugte Herausgabe doch auf jeden Fall, die den rechtmäßigen Erben die Gelegenheit abschneidet, selbst unter passenden Umständen dieselbe zu übernehmen. Ob nun gesetzlich dagegen etwas zu erinnern sey, überlassen wir den Rechtskundigen, und merken nur an, daß vorliegende Schrift jeden Falls eine Verletzung der Pietät gegen einen ehrwürdigen Ver-

storbenen ist. Der Herausg., der sich weißlich hinter dem Schirm der Anonymität verbirgt, läßt hier die Vorlesung des verewigten Niemeyer über theol. Encyclopädie und Methodologie abdrucken, ungeachtet ihm von dem Sohne des Verewigten, dem Hn. Prof. Herm. Agath. Niemeyer, jetzigem Director der Frankeschen Stiftungen, der Wunsch des Vaters mitgetheilt war, nichts von seinen Vorlesungen gedruckt zu wissen. Zur Entschuldigung des dennoch unternommenen Drucks weiß der Herausg. nichts anzuführen, als eine Aeußerung des auch schon verstorbenen Biographen Niemeyers, des Superintendenten Fritsch zu Quedlinburg, der diese theol. Encyclopädie ein treffliches Vorbereitungscollegium nennt. Daß nun von einem Niemeyer, zumahl in methodologischer Hinsicht, nur etwas Treffliches erwartet werden kann, dazu bedarf er solches Testimonii nicht; noch weniger wird aber die Herausgabe dadurch gerechtfertigt, wenn sie sonst eine unbefugte ist. Man sieht gar nicht ab, wie der ausdrückliche Wunsch des Verstorbenen bey einem seiner Zuhörer nicht mehr Gewicht haben konnte!

Das eigne Verdienst des Herausg. ist nur sehr gering: er gibt eine ganz kurze Uebersicht von Niemeyers Leben und Schriften, und in einem biographischen Anhange Notizen über die angeführten Autoren; etwas mehr Genauigkeit wäre hier nun freylich zu wünschen gewesen; Twisten und Tholuck sind ganz übergangen; de Wette ist nach den Angaben des Herausg. noch zu Berlin, unser Hr. Prof. Lücke noch in Bonn. Die vom Verf. den einzelnen Disciplinen hinzugefügte Literatur wird vom Herausg. bis auf die neueste Zeit herabgeführt, wobey sich aber wiederum merkwürdige Mängel finden; Schleiermachers Glaubenslehre sucht man unter den dogmatischen Schriften vergebens; unsers Ewalds Verdienste um die hebräische Sprach-

forschung werden nirgends erwähnt; dagegen finden sich Streitwolfs libri symbolici der catholischen Kirche als schon im vorigen Jahre erschienen angegeben, da sie doch jetzt noch unter der Presse sind. Noch erklärt der Herausg. in den Noten einige philosophische Ausdrücke, aber so dürftig, daß kaum abzusehen ist, weshalb ein für academischen Gebrauch bestimmtes Lehrbuch sich damit befaßt: so wird S. 19 theoretisch und practisch nicht etwa in seinem wissenschaftlichen Unterschiede, sondern etymologisch nachgewiesen; der Herausg. meint, es sey um der Schwachen willen; allein wer noch solcher Nachhülfe bedarf, für den kommt auch diese zu spät.

Das Werk selbst läßt nun den Geist eines Niemeyer allerdings wohl erkennen: der Standpunct, den der Berewigte überhaupt in der Theologie einnahm, ist auch hier beybehalten; es legt sich Alles so dar, wie es unmittelbar zum Gebrauch dient, und ins Leben eingreift. Die Darstellung des Ganzen der Theologie und ihrer einzelnen Theile ist so einfach und klar hingestellt, daß dem Anfänger daraus ein allerdings sehr anschauliches Bild seiner Wissenschaft erwächst. Besonders die practischen Winke für richtige Anlage des ganzen Studiums wie der einzelnen Disciplinen bezeugen den erfahrungsreichen Meister. In Anordnung des dreijährigen academischen Cursus ließe sich aber vielleicht noch mit ihm rechten, ob die Kirchengeschichte, die er in das zweyte Jahr verlegt, nicht besser schon im ersten ihren Platz findet. Im zweyten Jahre wird jedenfalls die systematische Theologie vorherrschen müssen, und so den geschichtlichen Studien sicher Eintrag thun. Die methodologischen Nachweisungen sind jeder einzelnen Disciplin beygefügt, so daß für Hülfswissenschaften treffende Winke gegeben sind. Auch dafür müssen dem Verf. seine Zuhörer Dank

wissen, daß er sich nicht begnügt, den Begriff und Umfang der einzelnen Disciplinen aufzustellen, sondern so viel es anging, auch von den Resultaten derselben mittheilte; der Anfänger wird sofort in das Gebiet, das er zu durchlaufen hat, so weit hineingeführt, um sich in das Ganze desselben finden zu können. Am meisten gilt dieß von der Apologetik, wo nicht allein eine kurze Darstellung der verschiedenen apologetischen Beweisarten gegeben, sondern auch die Denkungsart der Gegner in scharfen Zügen verfaßt wird. Auch ein geschichtlicher Ueberblick der Behandlungsart wird den Hauptwissenschaften beygefügt, und gerade hier hätten wir etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht; die Geschichte der systematischen sowohl als der historischen Theologie wird auf wenigen Seiten abgemacht; und doch ist nicht zu verkennen, wie sehr bey Anfängern für Feststellung des richtigen Gesichtspuncts bey jeder Disciplin durch möglichst genaue geschichtliche Darstellung derselben gesorgt wird. Freylich durch Häufung von Namen und Büchertiteln wäre nichts gewonnen; aber der Geist jeder Periode scharf aufgefaßt und dargestellt gibt ein lebendiges Bild des Ganzen. Aus dieser kurzen Characteristik der Schrift ergibt sich, daß Niemeyer auf tieferes Eingehen in den Begriff und Zweck der Theologie wie auch eine organische Darlegung und Zerlegung derselben in ihre Theile durch Analyse der Begriffe sich nicht einläßt; wissenschaftliche Construction ist nicht seine Absicht; dagegen liefert er etwas durchaus für den Gebrauch Geeignetes, und mit Vergnügen stimmt Ref. in das oben erwähnte Urtheil des verewigten Fritsch ein: diese theologische Encyclopädie ist eine treffliche Vorbereitung für das theologische Studium.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 1. August 1831.

G ö t t i n g e n.

In der öffentlichen Sitzung der Königl. Societät am 11. Julius ward von dem Herrn Hofrath Hausmann die Vorlesung gehalten, wovon wir nächstens Nachricht geben werden.

Zur Beantwortung der von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den dießjährigen Julius aufgegebenen, öconomischen Preisfrage, eine Darstellung und Prüfung der Methoden betreffend, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochendüngung anwendet (ausführlich bestimmt in den gel. Anz. vom vorigen Jahre S. 1933) war leider keine Schrift eingegangen.

In Hoffnung glücklicheren Erfolgs werden nun nachstehende, für die nächsten vier Termine ausgesetzten Aufgaben, theils wiederholt, theils aufs Neue bekannt gemacht.

Für den November d. J.:

Obgleich der Flachsbau für das nördliche Deutschland und zumal für das Königreich Hannover von großer Wichtigkeit ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dieser Culturzweig in den mehrsten unserer Gegenden von dem Grade der Vollkommenheit, den sein Betrieb in einigen anderen Gegenden, besonders in den Niederlanden erreicht hat, noch weit entfernt und daher wesentlicher Verbesserungen fähig ist. Da nun gerade in der jetzigen Zeit der Wunsch sich lebhaft aufdringt, daß auf die Vervollkommnung des vaterländischen Flachsbaues möglichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt gerichtet werden möge; so macht die Königl. Societät d. W. zum Gegenstande einer Preisfrage:

‘Eine gründliche Erörterung der Mängel, die sich in den mehrsten Gegenden von Norddeutschland bey dem Flachsbau finden, nebst Angabe der Maaßregeln, wodurch derselbe wesentlich verbessert werden könnte, um das zu erzielende Product, der Güte des in den Niederlanden gewonnenen, möglichst zu nähern.’

Die Königl. Societät wünscht, bey Beantwortung dieser Frage, auch die zur Erzielung von gutem Leinsamen dienlichen Maaßregeln beleuchtet und nicht bloß die eigentliche Cultur des Flachses, sondern auch seine Zubereitung berücksichtigt zu sehen.

Für den Julius 1832:

Der *Duwock* (*Equisetum* L.) ist lange als ein dem landwirthschaftlichen Betriebe nachtheiliges, besonders aber die Wiesen- und Weidenutzung der Marschländer beeinträchtigendes Gewächs bekannt, wie u. A. aus der schon früher in Holland aufgegebenen Preisfrage, die Ausrottung desselben betreffend, und den hierdurch veranlaßten Schriften zu ersehen ist. Auch im Königreiche Hannover hat man dem durch jenes Gewächs angerichteten Schaden Aufmerksamkeit gewidmet, wie mehrere auf die Vertilgung desselben sich beziehende Verordnungen und Erlasse beweisen. Dessen ungeachtet ist dem Uebel wenig oder gar nicht Einhalt geschehen. Gegenwärtig hat dasselbe in verschiedenen Marschgegenden der Elbe und besonders auf der Insel Wilhelmsburg so sehr zugenommen, daß der vorzüglichste Erwerbszweig dortiger Gegend, der Milchhandel nach Hamburg, dadurch bemerkbar vermindert worden.

Die Königl. Societät der Wissenschaften findet sich daher veranlaßt, zur Beschränkung dieses, die fruchtbarsten Gegenden des Landes heimsuchenden Uebels, die Frage zum Gegenstande einer Preisaufgabe zu machen:

‘Welches sind, unter besonderer Berücksichtigung des Bodens und der Öertlichkeit der Insel Wilhelmsburg und der umliegenden Marschgegenden,

die wirksamsten, im Großen ausführbaren Mittel, um dem Gedeihen des Duwocks und seinem weiteren Fortschreiten mit Erfolg entgegen zu wirken?’

Die Königl. Societät verlangt, daß bey der Beantwortung folgende, die Erörterung der Hauptfrage vorbereitende Punkte abgehandelt werden:

1. Welche Arten der Gattung Equisetum L. finden sich in den nördlichen Provinzen des Königreichs und welche derselben besitzen nachtheilige Eigenschaften?
2. Welche nachtheilige Wirkungen auf den Boden und das thierische Leben sind mit Recht den schädlichen Arten der Gattung Equisetum L. zuzuschreiben?

Was aber die Beantwortung der Hauptfrage anbelangt, so erwartet Königl. Societät:

1. Daß die vorgeschlagenen Mittel als in der Natur des Gewächses nachgewiesen und begründet erscheinen.
2. Daß ihre Wirksamkeit durch Erfahrungen und Versuche, in den Marschgegenden des Königreichs Hannover angestellt, erwiesen sey.
3. Daß sie sowohl auf directe Verminderung des Duwocks und Hemmung seiner weiteren Verbreitung gerichtet sind, als auch auf die Bekämpfung

des Uebels durch zweckmäßige Anordnungen und Einrichtungen im landwirthschaftlichen Betriebe dortiger Gegenden überhaupt.

Für den November 1832:

Die Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben, welche bekanntlich eine deutsche Erfindung ist und auch in Deutschland zuerst weitere Ausbildung und Anwendung im Großen gefunden hat, ist bey uns in neuerer Zeit beynabe gänzlich vernachlässigt worden; wogegen sie seit einigen Jahren in mehreren Gegenden Frankreichs in sehr großem Umfange und mit bedeutendem Gewinn betrieben wird. Diese Erfahrung hat in einigen Gegenden von Deutschland, namentlich in Bayern, die Aufmerksamkeit auf jenen, der Landwirthschaft sich unmittelbar anschließenden Industriezweig, zurückgelenkt. Der sehr natürliche Wunsch, daß es auch im Königreiche Hannover möglich seyn möchte, Nutzen daraus zu ziehen, veranlaßt die Königliche Societät eine gründliche Beantwortung der Frage zu verlangen:

‘Ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen im Königreich Hannover die Fabrication von Runkelrübenzucker mit Vortheil auszuführen, und, wenn dieses der Fall seyn sollte, welche Einrichtungen sind zu treffen, um sie mit der Landwirthschaft in zweckmäßigste

Verbindung zu bringen und den größt möglichen Vortheil dadurch zu erlangen?’

Für den Julius 1833 wurde in der Sitzung der Königl. Societät am 16ten Julius folgende neue Aufgabe bekannt gemacht:

Das sogenannte Befallen des Getreides und anderer öconomischer Gewächse mit Rost und Brand ist seinem Wesen nach noch nicht hinreichend aufgeklärt; so wie es auch noch an sicheren Mitteln fehlt, den dadurch oftmals verursachten, großen Schaden zu verhüten. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Untersuchung der Natur und Entstehungsart des Rostes und Brandes am Getreide und an anderen Culturgewächsen, nebst Angabe der Mittel, welche dagegen im Großen mit Erfolg anzuwenden sind.’

Die Königliche Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Frage folgende Punkte besonders berücksichtigt werden mögen:

1. Wie erzeugen sich Rost (*Uredo linearis*) und Brand (*Uredo segetum*); worin liegen die Ursachen ihrer Entstehung?
2. Sind sie wirklich als parasitische Pflanzen, oder nur als Erzeugnisse vorangegangener Veränderungen der Säfte der Pflanzen und mithin als krankhafte Zustände zu betrachten?

3. Warum werden manche Gewächse so häufig und zwar mit Rost und Brand zugleich, andere aber mit Rost oder Brand, manche hingegen mit keinem von beiden befallen?
4. Gibt es verschiedene Arten von Rost und Brand und wie kommen sie bey verschiedenen öconomischen Gewächsen vor?
5. Woher rührt es, daß manche Gegenden dem Befallen so oft ausgesetzt sind, wogegen andere weniger davon leiden?
6. Steht die Beschaffenheit des Bodens mit der Erzeugung von Rost und Brand in irgend einem Zusammenhange?
7. Hat die Witterung, haben zumal Gewitter, Einfluß auf das Befallen?
8. Läßt sich die Erzeugung von Rost und Brand ganz verhüten oder wenigstens vermindern und welche Mittel kann man hierzu mit dem besten und sichersten Erfolge anwenden?

Um Mißverständnisse zu vermeiden, werden diejenigen, welche diese Preisfrage beantworten wollen, wohl thun, die Arten von Rost und Brand, welche den Gegenstand der Untersuchung ausmachen, durch systematische, lateinische Namen zu bezeichnen und Proben davon beyzulegen.

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrnz zulässigen

Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius = Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:
 Lehrbuch der Elementar-Geometrie und Trigonometrie, von J. C. H. Ludowieg, Cap. im Kön. Hannov. Artillerie-Regimente. Erster Theil, die ebene Geometrie und ebene Trigonometrie. XVI u. 404 S. 1831. — Der Vf., der an der Militärschule in Hannover Vorträge über die reine Mathematik hält, und schon früher ein Lehrbuch der Arithmetik und Algebra herausgegeben hat, will dieses durch ein Lehrbuch der Elementar-Geometrie und Trigonometrie zu einem vollständigen Coursus der reinen Mathematik ergänzen, und hat, als ersten Theil desselben, vorliegendes Buch ausgearbeitet. Der Plan, welchen er dabey befolgt hat, läßt sich kurz dadurch andeuten, daß er sich sehr genau an das bekannte Werk von L'hibaut über die reine Mathematik gehalten hat, in welchem, nach seinem Urtheile, die Aufgabe eines systematisch zusammenhängenden Vortrages der Geometrie auf die vorzüglichste Art gelöst ist. Wenn daher auch Manches mehr entwickelt, auch hin und wieder abweichend dargestellt und bewiesen ist, so kann doch das Buch keinen Anspruch auf Originalität machen, wohl aber zu den guten Lehrbüchern der Geometrie gezählt werden. Der zweyte Theil wird die Stereometrie und sphärische Trigonometrie enthalten. Statt Hypotenuse ist, wie in den meisten neueren deutschen Werken über Geometrie, überall Hypothenuse geschrieben.

Dr. Stern.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.

Den 4. August 1831.

G ö t t i n g e n.

Wir haben das Vergnügen unsern Lesern eine doppelte, hier ausgeführte, Unternehmung anzukündigen, bey der die Poesie und die Kunst sich verbunden haben, unsern Schiller auf eine seiner würdige Weise auch den Briten bekannter zu machen; eine Englische Uebersetzung seines Meisterwerks Wilhelm Tell von Hn. Collin-Banfield, angestelltem Lehrer der Englischen Sprache bey unserer Universität, begleitet von einer Reihe lithographirter Scenen aus demselben, von einem practischen Künstler, unserm Hn. Dr. Carl Desterley. Wir werden von jeder einzeln sprechen.

William Tell. A dramatic poem, translated from the German of Schiller by Th. C. Banfield, London, 1831. 166 S. in 8. (Black and young). Unter den großen dramatischen Werken unsers Schillers möchte schwerlich eins seyn, das das Englische Publicum mehr ansprache als sein Tell, und die Wahl der Ue-

bersehung fiel daher mit Recht auf dieses. Herr Banfield vereinigt mit der umfassendsten Kenntniß seiner Muttersprache auch die der deutschen Sprache und Poesie, und war also ganz der Mann, der sich einem solchen Unternehmen gewachsen fühlen konnte. Welche Forderungen er dabey an sich machte, und seine Ansicht des deutschen Werks werden wir am besten mit seinen eigenen Worten aus der Vorerinnerung darlegen. 'A translator, sagt er, must consider the main object of his labors as attained if he succeeds in producing on the minds of his readers the leading impression conveyed by a perusal of the original. The charm of Schiller's *Wilhelm Tell* consists in the simplicity both of the plot, and of the manner in which the author has treated it. A peaceable nation of shepherds, but whose minds are unsubdued by prejudices, and whose bodies are untainted by the evils of poverty and by a residence in confined cities, are represented as asserting the rights of man against their tyrannous rulers; a subject whose simplicity approaches to the grandeur of some of the poetical masterpieces of antiquity, and which equally rejects the aid of meretricious ornament. In the language which the author has put into the mouth of the personages he introduces, every one acquainted with German literature will be aware of the advantages he possessed from the circumstance, that in Germany the simplest language (including even colloquial phrases) is not considered unpoetical: so much so, that Mad. de Stael confers on the poets of that nation the praise of being more easily understood by stran-

gers than the prose writers. If therefore the translator, in his endeavor to preserve what appeared to him to be a principal characteristic of the original, should occasionally appear to transgress the generally received limits of poetical language in this country, he hopes that the difficulty of his task, will procure him the indulgence of his readers. — Herr Banfield hat es also allerdings nicht darauf angelegt, eine zum Entsetzen treue wörtliche Uebersetzung zu geben; er hatte den höheren Zweck den Dichter so sprechen zu lassen wie er als Briten gesprochen haben würde. Aber er ist darum nicht weniger streng gegen sich gewesen. Er hat das Werk des deutschen Dichters nicht nur metrisch wiedergegeben, sondern auch mit demselben Wechsel des Metrums, wie in dem Original. Wir glauben besser durch eine mitgetheilte Probe als durch eigne Beschreibungen den Character der Uebersetzung darzustellen, und wählen dazu gleich den Anfang: die Gesänge des Fischers, des Hirten, und des Gemsejägers, womit sich die Scene eröffnet.

Fisherboy

The summer lake smiling allures to its billow,
The boy fell asleep on the bank's grassy
pillow;

He hears a soft ringing
So sweet in his ear,
As if angels were singing
From heaven's sphere.

And when in a transport of bliss he awakes,
He finds o'er his bosom the bright water
breaks.

And a voice from the deep cries:
"Sweet boy, thou art mine!"

Gleichsam Hand in Hand mit dem Uebersetzer ging der Künstler; jedoch so, daß sein Werk auch als für sich bestehend in den Handel kam. Es heißt:

Umriffe zu Schillers Wilhelm Tell; erfunden und auf Stein gezeichnet von Dr. Carl Desterley. 1831. Fol. XIII. Im Verlag der Kunsthandlung der Gebrüder Rocca Rocca in Göttingen.

Wenn man, sagt der Künstler, zu der großen Anzahl von Compositionen in Umrissen gezeichnet, die schon vorhanden sind, noch stets neue hinzukommen sieht, so drängt sich sehr natürlich die Frage auf, welche Umstände es wohl sind, die es veranlaßt haben, daß eigentlich erst seit den letzten 50 Jahren so viele Werke der Kunst, in Umrissen gezeichnet, herausgekommen sind.

Ein Hauptgrund dürfte in dem Mißverhältnisse liegen, welches zwischen der Masse von Künstlern, die ihrem inneren Drange nach Darstellungen der Kunst nicht widerstehen können, und der verhältnißmäßig kleinen Zahl von bemittelten Kunstfreunden, welche den Künstlern Gelegenheit verschaffen können, ihre Phantasien und Ideen im Größeren auszuführen, Statt findet. Kann sonach der Künstler seine Bilder nicht im Großen ausgeführt dem Publicum zeigen, so ist nicht zu leugnen, daß er kein passenderes Mittel in Händen hat, seine Bilder originell und unverfälscht andern vervielfältiget mitzutheilen, als in selbst radierten oder lithographierten Compositionen.

Dazu kommt ein anderer nicht minder erheblicher Grund; besitzt nämlich der Maler nicht eine große Uebung im Kupferstechen, so daß er durch eine gleichmäßige Ausführung, das den

Ausdruck, den Character in den Köpfen besonders, bezeichnende, gehörig vor den übrigen Schatten und Tönen hervorheben kann, wobey ein hoher Grad zarter Ausführung Statt finden muß, so wird der Ausdruck durch die vielen andern Linien leicht geschwächt; die Linien welche das Geistige bezeichnen, sind zu versteckt zwischen denen die bloß das Formelle ausdrücken, so, daß durch eine solche Verwirrung der Linien der Ausdruck, wenn auch nicht ganz verloren geht, doch sehr geschwächt wird. Da es nun der Hauptzweck ist, den geistigen Ausdruck in Compositionen zu zeigen, so ist es natürlich, daß man nur die Linien allein hinstellt, die eben die geistigen Linien sind. Hieraus erklärt es sich, wie mit so sehr Wenigem so viel gesagt werden kann, da alles Störende, Schwächende fehlt. Ein anderer Grund, warum eben bloß in Umrissen viele Compositionen von Künstlern gezeichnet werden, ist auch wohl der, daß man in viel kürzerer Zeit und auf eine für das Publicum viel billigere Weise, nun nicht bloß auf einzelne Bilder sich zu beschränken braucht, sondern ganze Reihesolgen von Bildern liefern kann, die einen innern geistigen Zusammenhang haben. Dabey ist freylich vorauszusetzen, daß der Beschauer solcher Umrisse schon einen gewissen Grad von Kunstbildung haben muß, damit er die Idee, welche der Künstler ausdrücken wollte, richtig aufzufassen vermag. Es sind hier in gewisser Beziehung nur Andeutungen, nur umschreibende Linien gegeben; der Beschauer soll mit seiner Phantasie das Fehlende ausfüllen; aber eben in dieser Thätigkeit der Phantasie, zu welcher der Künstler dem Beschauer noch Raum gelassen hat, liegt ein eigenthümlicher Zauber; indessen wie schon gesagt, nur dem, der da schon hat, wird gege-

ben; wer keine Phantasie mitbringt, für den bleiben solche Umrisse nur Umrisse, sie werden nicht durch ihn selbst belebt.

Das angezeigte Werk besteht aus einer Vorrede vom Künstler und aus 13 Compositionen in Umrisen auf Stein gezeichnet.

In der Vorrede stellt der Verfasser zuerst eine allgemeine Betrachtung über das Verhältniß der bildenden zu der musischen Kunst auf, worin er eine Parallele zwischen der Overture und der Oper mit dem Titelblatte und dem Cyklus von malerischen Compositionen zieht; es werden hier die Grundsätze angedeutet, nach denen der Maler ein Titelblatt und den nachfolgenden Cyklus componieren soll, wobey zugleich die große Schwierigkeit bemerkt ist, daß der Maler, um allgemeine Vorstellungen zu erregen, seine Zuflucht zu Allegorien nehmen muß, welche doch, indem sie hauptsächlich nur den Verstand und nicht so das Gefühl in Thätigkeit setzen, kein Gegenstand der bildenden Kunst seyn sollen. Um dieß Mißverhältniß so viel als möglich auszugleichen, glaubt der Verf. in einem Titelblatte dergestalt allegorische Figuren darstellen zu müssen, daß sie zugleich, abgesehen von der nur dem Verstande erklärlichen Bedeutung, auch unser Gefühl anregen.

Hierauf folgt die Beschreibung derjenigen Compositionen, welche nach der Meinung des Künstlers vielleicht ohne Commentar in einzelnen Puncten nicht ganz verständlich seyn könnten; aus diesem Grunde ist das Titelblatt, den Sieg der Freyheit über die Tyranny allegorisch darstellend, am ausführlichsten beschrieben, zu den übrigen zwölf Compositionen finden sich nur einzelne Andeutungen in der Vorrede, da hier der dargestellte Gegenstand schon durch die, den Moment der Hand-

lung bezeichnenden Stellen, aus Schillers Schauspiel näher bestimmt ist.

So weit der Künstler. Wir können, indem wir die weitere Beurtheilung den Kunstblättern überlassen, hier nur die Folge der zwölf Blätter, mit Anführung der Stellen des Stücks, auf die sie sich beziehen, geben.

Fol. I. aus Act I. Scene 1.

Kuoni zum Kuodi:

Ihr seyd ein Meister Steuermann. Was sich
Der Tell getraute, das konntet Ihr nicht wa-
gen?

Tell in dem Augenblick wo er, um Baum-
garten zu retten im Sturm mit dem
Kahn abstößt. Im Hintergrunde sieht man
die heransprengenden Reiter.

Fol. II. aus Act I. Scene 3.

Ausrufer:

Verfallen ist mit seinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.

Volksscene. Der Künstler bemerkt darüber
Folgendes: Die Scene, wo der Ausrufer die
Befehle des Geflers wegen dem Hute bekannt
macht, soll einen Volksauflauf schildern, wie
er auf einem Bauplatze, wo Menschen jederley
Geschlechts und Alters sind, zu seyn pflegt.
An dem Hute sind das Oesterreichische und das
Kaiserliche Wappen angebracht, woran die Bau-
leute ihn als den Fallstrick erkennen. Die Kin-
der, welche diese sonderbare Bekanntmachung
nicht anders als einen Scherz begreifen können,
zeigen in verschiedenen Handlungen hierüber ih-
ren Spott, welches der Trommelschläger, hier
bloße Maschine, scherzhaft mit ansieht, indem er

wohl selbst nicht glaubt, daß es mit dieser Bekanntmachung wahrer Ernst sey; nicht so die beiden Soldaten, welche das Volk beobachten. Hinter dem Tell und Staufacher zur Linken steht der Mauermeister, voll von innerem Aerger.

Fol. III. Act I. Scene 4.

Melchthal:

In die Augen sagt Ihr?

Stauffacher:

Wer ist der Jüngling?

Stauffacher bringt die Nachricht von der Blendung seines Waters.

Fol. IV. Act II. Scene 1.

Kuoni

Trinket frisch! Es geht

Auß einem Becher und auß Einem Herzen.

Mudenz tritt ein bey seinem Oheim dem alten Attinghausen. Kuoni bietet ihm den Becher, den er verweigert.

Fol. V. Act II. Scene 2.

Röffelmann

— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Der Schwur im Rütli.

Fol. VI. Act III. Scene 1.

Tell

Die Knie versagten ihm, ich sah es kommen
Daß er jetzt an die Felswand würde sinken;
— Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm
Bescheidenlich, und sprach: Ich bin's Herr
Landvogt!

Tell wie er dem Landvogt im Engpasse begegnet. Der Künstler bemerkt dabey: In der Composition №. 6. erscheint die Figur des Gefßlers auf den ersten Anblick wohl etwas zu sehr Karricatur; bedenkt man aber daß Gefßler hier in der Wildniß im Sturm am Felsen zitternd, kaum den Anblick des freyen Bergbewohners ertragen kann, so daß Tell sagte: da jamerte mich sein zc., so mußte er wohl im Gegensatz zu Tell so und nicht anders dargestellt werden; hätten die Beschauer, wie sie jetzt ruhig dieß Bild, so diese Handlung in der Wirklichkeit sehen können, so fragt es sich, ob sie nicht auf dieselbe Weise, wie beym Anblick der Figur des Gefßlers im Bilde ein Lächeln erregt hätte, während dem man mit Freude den fest einherschreitenden Tell betrachtet.

Fol. VII. Act III. Scene 2.

Bertha

Dürst Ihr von Liebe reden und von Treue
Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?
Das Zusammentreffen Berthas und
Kudenz auf der Jagd.

Fol. VIII. Act III. Scene 3.

Tell

Mit diesem zweyten Pfeil durchschoss ich Euch
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer — wahrlich hätt' ich nicht gefehlt.
Der Künstler hat aus leicht einzusehenden Gründen nicht den Moment des Schusses, sondern den nach dem Schusse gewählt. Der Landvogt und seine Begleiter zu Pferde; der geret-

tete Knabe schmiegt sich an den Vater an. Wir sehen dieses Blatt in Composition und Ausdruck als die Krone des Ganzen an.

Fol. IX. Act IV. Scene 1.

Tell

Und mit gewaltgem Fußstoß hinter mich
Schleudr' ich das Schiflein in den Schlund des
Wassers.

Tell in seiner ganzen Kraft, wie er
ans Ufer springt.

Fol. X. Act IV. Scene 2.

Rudenz

Lebt Er? D saget kann er noch mich hören?

W. Fürst

Ihr seyd jetzt unser Lehensherr und Schirmer,
Und dieses Schloß hat einen andern Namen.

Der Tod des alten Attinghausen.

Fol. XI Act IV. Scene 3.

Gesler

Das ist Tells Geschöß!

Die Ermordung Geslers in der Gasse bey
Rüßnacht. Der Künstler bemerkt dabey: Nach-
dem Tell in N^o. XI. den Schuß gethan hat,
tritt er hinter dem Hollunderbaum fest hervor,
um nach seinem nun geretteten Weibe und Kin-
dern zu eilen. Der Brautzug im Hintergrunde
erscheint als Jubel über den Fall des Tyrannen,
der Künstler stellte zum scharfen Gegensatz diesen

Brautzug mit dar, um den Tod des Tyrannen hier zu schildern, und den eines geliebten Vaters seines Volkes beym Attinghausen Fol. X.

Fol. XII. Act V. Scene 2.

Tell

Frage nicht! Geh aus dem Hause weit hinweg!

Du darfst

Nicht unter einem Dach mit diesem wohnen.

Johann Parricida, der Königsmörder, als Mönch in Tells Hause.

Wir schließen diese Anzeige mit einer erfreulichen Nachricht. Wird, wie wir nicht zweifeln, das Werk des Uebersetzers und des Künstlers dießseits und jenseits des Canals mit verdienstlichem Beyfall aufgenommen, so wird der Egmont unsers Dichtergreises auf gleiche Weise behandelt erscheinen.

Hn.

H a n n o v e r.

Bei Hahn: Sämmtliche Schriften von August Wilhelm Rehberg, Königl. Hannover. Geh. Cab. Rath, Commandeur des Suelphen-Ordens, und ordentlichem Mitgliede der Soc. der Wissenschaften zu Göttingen. Zweyter Band. 1831. 269 S. in 8.

Der Verf. hat seit dem Jahre 1779 eine ansehnliche Zahl von Schriften über mannigfaltige Gegenstände bekannt gemacht, und Alles was er darunter des Aufbewahrens werth hält, in diese Sammlung aufgenommen: das Einzelne jedoch sorgfältig gesichtet, abgekürzt, verbessert und

mit Zusätzen vermehrt: auch mehrere neue Aufsätze hinzugefügt. Sie gewähren in dieser Gestalt zugleich eine Uebersicht der Geschichte seiner Zeit, und seiner eigenen literarischen, politischen und practischen Thätigkeit. Im ersten 1828 gedruckten Bande, war die Darstellung des wissenschaftlichen und sittlichen Characters der deutschen Nation, und die Beurtheilung der verschiedenen Richtungen welche ihre Denkart durch den Einfluß einzelner Schriftsteller erhielt, bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortgeführt. Mit der französischen Revolution aber hat die ganze Zeit einen durchaus politischen Character erhalten; und seitdem ist das Interesse an den Vor- und Rückschritten in der Entwicklung neuer bürgerlicher, staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse der Nationen so überwiegend, daß kaum ein anderes noch daneben besteht.

Der vorliegende zweite Band enthält zuerst ein Gemälde des Zustandes von Deutschland im Augenblicke jener großen Catastrophe, des Eindrucks den diese auf die Gemüther der Deutschen machte, und der mannigfaltigen Modificationen, welche die Gesinnungen in dieser Beziehung erhielten: ferner die Veranlassungen der Revolution und ihrer verschiedenen Gestalten, eine Beurtheilung der Principien, über welche in Paris so viel gestritten worden, nebst der Schilderung einiger der hervorstechendsten Charactere in jener Epoche. Hierauf folgen Anzeigen einiger Schriften, wodurch der Zustand von Frankreich vor der Revolution und der Gang den diese genommen, erläutert werden.

Da die öffentliche Stimme sich in Deutschland für die Revolution erklärte, fand der Verf.

sich bewogen, den vergeblich geführten Kampf gegen die Verbreitung ihrer Grundsätze aufzugeben: erhielt aber bald eine dringende Veranlassung, sich ihrem Einflusse im eignen Vaterlande thätig zu widersetzen. In einer hier folgenden Geschichte der Verhandlungen der Stände der Fürstenthümer Calenberg und Grubenhagen in den Jahren 1793 und 1794 stellt der Verf. den Character der Churfürstlichen Regierung seit der Erhebung des Hauses auf den britischen Thron und die Bewegungen der Stände in der gedachten merkwürdigen Periode dar. Diese haben zu ihrer Zeit ein lebhaftes Interesse erregt: vorzüglich durch den Antheil den ganz Deutschland an der Person des Herrn von Berlepsch nahm, der die Hauptrolle spielte. Die allgemeine Furcht vor einer willkührlichen Behandlung der Staatsdiener, die durch das Verfahren gegen jenen Mann eingeleitet werden könne, hat der Regierung welche der Verf. hier vertritt, böse Nachrede zugezogen. Es ist aber nicht von allgemeinen Grundsätzen und von einem für die Freyheit der Unterthanen gefährlichen Vorgange die Rede, sondern von dem Falle einer Nothwehr gegen die Feinde der öffentlichen Ruhe und Ordnung, deren Bestreben von keiner Regierung geduldet werden darf. Andere Fürsten haben ganz andere Dinge gethan und hätten noch weit mehr thun können, ohne getadelt zu werden. In dem hier erzählten Falle war es dem Gegner der Regierung gelungen, dem allgemeinen rechtlichen, Gerechtigkeit liebenden und fordernden Sinne der Deutschen, ein Vorurtheil für die bloße Beobachtung gerichtlicher Formen unterzuschieben.

Die hierauf folgende Schrift über den deut-

sehen Adel ist 1803 erschienen, hier aber ganz umgearbeitet. Dieser neuen Ausgabe liegt in historischer Beziehung die vom Hofr. Eichhorn entwickelte Darstellung der Geschichte des deutschen Adels zum Grunde. Es ist aber damit eine Vergleichung des Englischen Adels, einer Geschichte und der Gesetze die sich auf ihn beziehen verbunden, die dem Verfasser, bey dem großen Interesse welches die britische Nation in Deutschland immer mehr erregt, und der dennoch höchst mangelhaften Kenntniß jener Gegenstände, wichtig schien. Zum Beschlusse wird die jetzige Lage des deutschen Adels dargestellt, und auf die Nothwendigkeit neuer gesetzlicher Bestimmungen aufmerksam gemacht.

Die vom Verfasser in den Jahren 1803 bis 1814 bekannt gemachten Schriften werden in einer neuen Bearbeitung den dritten Band füllen, der demnächst erscheinen soll.

Es ist inzwischen als vierter Band bereits 1829 eine Sammlung kleiner politischer und historischer Schriften gedruckt. Von diesen betreffen die ersten den politischen Zustand und die neueste Geschichte von England; eine Erklärung der furchtbaren Catastrophen, welche seit 1825 den Handel und das ganze Gewerbe jenes Landes, und unmittelbar von ganz Europa erschüttert haben; eine Darstellung der politischen Wirksamkeit des berühmten C. J. Fox; darauf ausführliche Beurtheilungen zweyer merkwürdigen Schriftsteller über das Naturrecht, des Herrn Geh. Justiz-Rath Hugo und des Herrn von Haller, in Beziehung auf die im ersten Bande dieser Sammlung ausgeführten Grundsätze jener Wissenschaft. Ferner, Betrachtun-

gen über einige historische und politische Schriftsteller, welche in der Periode von 1780 bis 1810 einen bedeutenden Einfluß auf die Denkart und den Geschmack der Zeit gehabt haben: des Johannes Müller, dem eine so verdiente Verehrung gewidmet worden, und Anderer, die eine kurze und nur schimmernde Rolle gespielt haben, als Adam Müller, Buchholz, Woltmann.

Den Beschluß macht ein Aufsatz über das Leben zweyer Freunde des Verfassers, des Geheimen Cabinets=Rath Brandes zu Hannover und des Geh. Justiz=Rath Heyne zu Göttingen, deren gemeinschaftlichen Bemühungen die Georg Augustus Universität eine lange Reihe von Jahren verdankt hat, in dem Geiste ihres Stifters, nicht etwa bloß als eine Landes=Anstalt, sondern als ein bedeutendes Institut zur Beförderung der Wissenschaften und der Cultur des Geistes in ganz Deutschland, auf der erregenen Höhe erhalten zu werden.

Auf die Anzeige und den Wunsch des Herrn Verfassers des im 108. Stück recensierten Werks wird hier noch nachträglich bemerkt, daß dasselbe zugleich den zweyten Titel führt: Mathematische Abhandlungen von L. A. Seeber, erster Band, enthaltend Untersuchungen u. s. w. und bey Tobias Löffler in Mannheim in Commission zu haben ist.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 6. August 1831.

L e i p z i g.

Bey Barth: Geschichte der Malerey in Italien vom Wiederaufleben der Kunst bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Ludwig Lanzi. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen von J. G. von Quandt, herausgegeben von Adolph Wagner. 1 Bd. XXXVI und XXX u. 614 S. 1830. 2 B. 458 S. 8. 1831.

Das Unternehmen, Lanzi's Storia pittorica della Italia, welche seit 1796 erschien und im J. 1815 die vierte Ausgabe (in 6 Bänden) erhalten hat, ins Deutsche zu übertragen, füllt ein Bedürfniß derer aus, welche der Italiänischen Sprache unkundig, eine reichhaltige Materialiensammlung für die Geschichte der Italiänischen Malerey gern benutzen möchten. Lanzi's Werk ist eine solche, und liefert, wie der Uebersetzer dasselbe treffend bezeichnet 'Bauzeug zu einem Pantheon der italiänischen Maler'. Mehr durfte man in der Zeit, wo dieses Werk zuerst erschien, kaum von dem Verf. erwarten, und es wäre

unbillig, ihn nach den Forderungen zu richten, welche die Gegenwart an eine Geschichte der Kunst macht. Hat doch der fleißige Fiorillo noch späterhin, sich Lanzi anschließend, die Geschichte der Malerey nach Malerschulen angeordnet, obwohl ihm das Mißliche und Schwankende eines solchen Princip's nicht unbekannt war. Daran ließ sich auch bey einer Uebertragung jenes Werks in unsere Sprache nichts ändern, und die Herausgeber konnten in dieser Beziehung nur auf das hindeuten, was ein künftiger Geschichtsschreiber der Malerey an die Stelle der geographischen Schuleneintheilung, welche Lanzi befolgte, zu setzen haben würde, um sich noch mehr, als jene Schriftsteller, über eine bloße Sammlung von Malerbiographien oder Nekrologen zu erheben (vergl. deshalb Vorwort S. V u. flg. und Anmerkung zu Lanzi's Vorrede S. IX. Anm.). Aber ein zweytes Gebrechen sprang bey dieser Uebertragung noch deutlicher hervor, nämlich der Mangel eines bestimmten, auf festen ästhetischen Principen gestützten und ins Einzelne eingehenden Urtheils. Um dem Leser hier einen Leitfaden zu geben, und allzuhäufige Einreden zu vermeiden, hat der geistreiche und kundige von Quandt eine Abhandlung über Lanzi's Kunstansicht vorausgeschickt, in welcher er zeigt, welche Vorurtheile ihr zu Grunde liegen, und in welche Vergleichungsformeln Lanzi's Urtheil gleichsam eingeschlossen ist. Hierbey wird auch die Ansicht Mengs's und Winkelmanns berührt und bestritten, auf welche sich Lanzi zum Theil gestützt hat. Gegen die Kritik der Mengs'schen Lehre läßt sich erinnern, daß wenn Herr v. Quandt nur eine relative und begriffsmäßige Vollkommenheit (nach S. XXXV) annimmt, welche mit der Zweckmäßigkeit zusammenfällt, er

dann auch nicht von der Identität der Idee und der Erscheinung in der Schönheit und von einem Idealen im Realen nach bekannter Formel sprechen kann, weil in diesem Ausdrucke von einer Vollkommenheit die Rede ist, die über den Begriff des bloß Zweckmäßigen hinausgeht. — Außerdem setzt sich auch Hr. v. Quandt in vielen Anmerkungen den Vorurtheilen des Mengs'schen Zeitalters, zuweilen mit schlagender Gewalt entgegen, z. B. wo er gegen Lanzi bemerkt: 'daß doch die Antike nicht die einzige Lehrerin der Kunst ist, und wo diese nicht zu finden, auch keine höhere Kunstbildung zu erreichen wäre, bedarf wohl heut zu Tage keiner Widerlegung. Die Natur ist die älteste Antike, nach welcher selbst die gebildet ist, die wir Antike nennen'; und wo er von einer Aehnlichkeit zwischen den Antiken und Raphael's Werken spricht (I. S. 361. Anm. 8); ferner wo er Signorelli in Schutz nimmt, aber dabey zu einem fast schönen Ausspruch gegen Mengs sich hinreißen läßt (I B. S. 71), obgleich er ihn anderwärts höher stellt (S. 529. Anm. 17); wo er über die Zeit der Eclectiker (I B. S. 230) und über Mengs's Eclecticismus (S. 531) spricht; wo er über einen falschen Begriff vom Ideal redet (I B. S. 380. Anm. 58); endlich in dem Excurs I. B. S. 254 flg. Anm. 18. vgl. II. B. S. 90. Anm. 29, wo das Verhältniß des Natürlichen zum Idealen so schön und leicht auseinandergesetzt wird, und wobey wir nur den Ausdruck, daß die romantische Dichtkunst ihrer Natur nach die Bildlichkeit ablehne und gestaltlos sey, zu unbedingt ausgesprochen und von dem Verf. nicht begründet finden. Es kann nicht geleugnet werden, daß die bildende Kunst bisher den antiken und christlichen Stoff zu ihrer Grundlage gemacht

hat; daraus folgt jedoch nicht, daß sie nicht auch, wie schon jetzt häufiger in der Malerey geschieht, die Gestalten der romantischen Poesie (z. B. eines Shakespear, der Nibelungen) in Licht und Farbe kleiden werde. — Am meisten hat sich Herr v. Quandt um die Leser dieses deutschen Lanzi durch die trefflichen Malercharacteristiken verdient gemacht, die er hier und da unter den Text setzt, um die Leser für das Urtheil des Autors schadlos zu halten; so z. B. I. B. S. 16 und 262 über Cimabue; S. 35 Giotto; S. 38 f. Dracagna; S. 203; Ulori; S. 214 Dolce; S. 270 u. 272 u. f. über den Meister Simon Memmi; S. 338 Perugino; besonders aber die Raphael betreffenden Anmerkungen S. 350 f.; über Luca della Robbia S. 432; Sassoferrato S. 467; Claude Lorrain S. 484; Maratti S. 505; über die Schule des Polidoro di Caravaggio S. 568. Ferner über Giac. Lanzi II. B. S. 9; über Cima da Conegliano S. 42; Libri S. 53; Giorgione S. 65. 66; Fra Sebastiano S. 68; Paris Bordone S. 77; Titian S. 87, 90, 96, 97; besonders Paolo Veronese S. 144, 146; Canaletto S. 239; die Anmerkungen über Mantegna S. 251 ff., Carotto 254, Giulio Romano 257, dell' Abate 277, Schedone 284; ferner über Correggio S. 297 ff. und bes. 319 Anm. 36; über Leon. da Vinci, bes. 403 Anm. 11 f.; über Marco d'Oggione und Luino 410 u. 412, Gaudenzio und Solari 418 ff. — über Canova 242. Man könnte jedoch wünschen, daß der geschmackvolle und wohlunterrichtete Kunstkenner über alle große Meister sich geäußert hätte.

Ein anderes Bedürfniß bey Uebertragung dieses Buchs waren historische, literarische und technische Berichtigungen und Ergänzungen, welche aus weiter fortgeschrittener Forschung und eigener

Anschauung entstanden sind. Hierin haben nun sowohl der genannte Kunstkenner, als auch der Uebersetzer Vieles für das Buch gethan. Man vergl. die interessanten Notizen des ersteren über Delmalerey I. B. S. 64 f. und über Tom. da Modena I. B. 61, über Kupferstecherkunst ebendas. S. 81, über Holzschnitt II. S. 282, über Firniß II. S. 185, über die Gräfin Mathilde II. S. 247. Die etymologische Ableitung des Wortes Ancona I. B. S. 31 Anm. 47 muß jedoch zweifelhaft seyn, wenn man das, was Fiorillo in s. Gesch. der zeichn. Künste in Deutschland I. B. S. 232 Anm. a beygebracht hat, erwägt. So viel wir hier dem Fleiße der Herausgeber verdanken, so ist doch hierin ein Bedürfniß, welches schon Fiorillo fühlte, noch unbefriedigt geblieben. Panzi unterläßt häufig Geburts- und Sterbejahre der Maler anzuführen, was bey einer Darstellung, die mehr Malerbiographien enthält, als Geschichte der Malerey ist, ein um so wesentlicherer Mangel ist, und den Leser hindert, sich chronologisch zu orientieren, zumal da auch Panzi, wie Fiorillo bemerkte, die Kunstgeschichte nicht mit der politischen in Verbindung gesetzt hat. So fehlt dieß z. B. namentlich bey Masaccio und Fiesole (I. B. S. 51. 53), über welche Meister Herr v. D. auch in ästhetischer Hinsicht nichts hinzugefügt hat.

Die Uebersetzung ist, wie sich von dem gründlichen Sprachkenner A. Wagner erwarten ließ, immer sinngemäß und schließt sich treu an das Original an. Vielleicht ist derselbe nur zu weit gegangen, wenn er recipierte Fremdworte, deren Bedeutung uns einmal geläufig ist, vermeiden will, wie z. B. wenn er *oltramontano* (II. S. 29) Uebersetzer, und anderwärts 'überbergisch' übersetzt; ferner II, 25 die Maler, die in der

Landschaft (provincia) lebten. Die Uebertragung
 freisige Zusammenstellungen, Gegengewicht u.
 (composizioni circolare e sagome) ist durch
 wörtliche Treue dunkel. Die Worte: das Papst-
 thum Gregors XV. Lodovisi dauerte nicht lange,
 war aber durch Eingebung der Landsmannschaft
 für die Bologneser höchst günstig, B. I. S. 438
 werden unverständlich, indem der Uebersetzer det-
 tamente allzutreu durch Eingebung (deutlicher viel-
 leicht: durch Einfluß) übersetzt hat. — Die
 neue (Manier) begann — und noch länger bey
 Salvator Rosa, ist wohl uur in der Eile ents-
 schlüpft, und soll heißen: und noch mehr mit
 S. R. — Die Stelle B. I. S. 452: 'Noch vor-
 züglicher stellte er (es ist von Michelangelo Ame-
 righi oder Morigi da Caravaggio die Rede)
 Zaubereyen, Morde, nächtlichen Verrath dar,
 denen er selbst nicht ganz fremd war, weshalb
 er auch ein mühseliges und geschichtlich schönes
 Leben führte' scheint dem Uebersetzer nicht gelun-
 gen. Es heißt im Original per le quali arti
 egli stesso, che non fu alieno, ebbe tra-
 vagliosa la vita e infamia la storia — durch
 welche Künste, weil er ihnen selbst nicht fremd,
 sein Leben mühselig und seine Geschichte berück-
 tigt war. Die genauere Lecture, wovon diese
 Bemerkungen bloß ein Zeugniß ablegen sollten,
 setzt Ref. in den Stand, dem Publicum diese
 Uebertragung mit vollkommener Ueberzeugung zu
 empfehlen. Das Außere des Buchs ist sauber
 und ebenfalls empfehlenswerth. Der Rest des
 Werks wird mit den Registern in einem dritten
 Bande gegeben werden, dessen baldiger Erschei-
 nung wir mit Vergnügen entgegen sehen.

B i t t e r b o .

Bey Camillo Tosoni, Buchdrucker: *Muséum Etrusque de Lucien Bonaparte Prince de Canino, fouilles de 1828 à 1829. Vases peints avec inscriptions. 1829. 212 S. nebst 41 lithographischen Tafeln in 4.*

Als im Jahre 1826 mehrere Grabmäler des alten Tarquinius mit ihren in altgriechischem Styl sorgfältig ausgeführten Wandmalereyen ans Licht traten, und den Zusammenhang Etruriens mit den Kunstschulen des eigentlichen Griechenlands aufs deutlichste darlegten, konnte man noch nicht erwarten, daß so bald auf benachbartem Etruskischen Boden eine fast unübersehbare Fülle Griechischer Kunstwerke hervortreten und diesen Zusammenhang auf eine noch viel einleuchtendere Weise veranschaulichen würde. Im Anfange des Jahres 1828 geschah es, daß im Kirchenstaate auf den Gütern des Prinzen Lucian Bonaparte, zwischen Canino und Montalto, nahe am linken Ufer des Flüsschens Fiora, auf einem Felde, welches Cavalupo genannt wird, eine Grabkammer sich unter den Füßen von Ochsen, welche den Pflug zogen, öffnete, worin man zwey gemalte Vasen in Stücken fand. Zwey ungetreue Diener des Prinzen bemächtigten sich dieser Gegenstände, und setzten die Nachgrabungen mit bedeutendem Erfolge fort, aber so, daß sie den gesammten Fund an den bekannten Preussischen Kunstkenner, Herrn Dorow, verkauften. Plusieurs caisses d'objets étrusques passèrent ainsi mystérieusement dans les mains de Mr. Dorow, qui depuis a légitimé ses acquisitions, wie in dem vorliegenden Werke p. 12

von dem Prinzen Lucian selbst bezeugt wird. Wir haben von dem hohen Werthe, so wie von der Bestimmung, welche diese Dorow'schen Vasen erhalten haben, schon bey einer andern Gelegenheit in diesen Anzeigen (vom vorigen Jahre St. 203 S. 2019) gesprochen. Erst einige Zeit darauf gelangte die Sache zur Kunde der Eigenthümer des Bodens; im October 1828 begab sich die Prinzessin von Canino nach ihren Gütern; zwey Monate später kam der Prinz Lucian, der bis dahin mit dem Vater Mauritio von Brescia die Zenithal-Zone von Senigallia astronomisch durchforscht hatte, eben dahin; die Nachgrabungen wurden nun mit neuem Eifer begonnen, und ergaben bald einen solchen Reichthum der herrlichsten Vasen, daß am Schluß des Jahres 1829 die Zahl derselben bis gegen dritthalbtausend gestiegen war. Zu gleicher Zeit hatten die Besitzer der umliegenden Güter, die Familien Candelori und Feoli, die ersten im Verein mit Herrn Melchiore Fossati, Nachgrabungen angestellt, durch welche ebenfalls Vasen von ausgezeichneteter Schönheit und bedeutender Anzahl hervorgezogen worden sind. Von den Auffindungen der Candelori's haben die Bulletins des Instituts der archäologischen Correspondenz, durch welche die Archäologie so sehr an lebendigem Schwunge der Mittheilung gewinnt, fortgesetzte Nachrichten gegeben; über die auf dem Gute der Feoli's gefundenen Vasen hat man nur einiges Wenige vernommen. Die Vasen des Prinzen Lucian sind sämmtlich unter einem ebenen Felde zwischen dem linken Ufer des Flüsschens Fiora und einem in die Fiora fließenden Bache, Limone genannt, gefunden worden; ein großer Theil davon in der Umgebung eines Hü-

gels oder hohen Tumulus, welcher in der Gegend la Cocumella genannt wird. Man hat gefunden, daß dieser Hügel nicht von Natur gebildet, sondern von Menschenhänden aufgeschüttet ist; nach Abtragung eines Theils davon sind mehrere Etruskische Gebäude daraus hervorgetreten, eine sehr starke und feste Grundmauer, welche den ganzen Tumulus umschloß und stützte, einige aus großen Quadern sehr solid gebaute Sepulcral-Kammern und zwey Thürme, der eine von viereckiger, der andere von runder und konischer Gestalt, welcher letztere, so viel man nach der sehr kleinen und unvollkommenen Abbildung, welche das vorliegende Werk davon gibt, urtheilen kann, den wahrscheinlich auch von den Etruskern herrührenden Gebäuden Sardinien's, welche man Muraghen nennt, nicht unähnlich ist. Die unterirdischen Kammern, aus welchen man die Vasen hervorzieht, liegen nur auf dem Gute der Feoli's unter einer höhern Masse von Gestein; sonst sind sie sehr flach unter der Ebene in den weichen Tuf eingehauen, meist von geringem Umfange, ohne Malerey an den Wänden oder andern Zierrath, so daß sie überhaupt nicht darnach aussehen, als sollte man solche Schätze der Kunst, wie sie wirklich bergen, in ihnen erwarten.

Was nun zunächst das vorliegende Werk über diese Vasen betrifft: so ist dieses nicht die erste Publication des Prinzen von Canino über seine Kunstschätze, da ihm ein Werk: *Catalogo di scelte antichità etrusche trovate negli scavi del Principe di Canino 1828..29. Viterbo 1829. 4.* vorausgegangen ist, wovon die *Annali dell' Instituto di corrisp. archeologica 1829 p. 188 sq.* einen Auszug geben. Es scheint

nicht, daß für den Besitzer des Muséum Etrusque dieser Catalog Angaben und Erörterungen von Wichtigkeit enthält. Wichtiger wird ein Werk für uns seyn, welches lithographierte Abbildungen der interessantesten Vasen enthält, unter dem Titel: *Vases Etrusques de Lucien Bonaparte prince de Canino*; von zwey Lieferungen desselben, die bisher erschienen sind, gibt das *Bulletino dell' Instituto arch.* 1830. N. VI A. p. 143. N. X. XI. p. 222 sqq. Nachricht. Wem diese Hefte nicht vorliegen, wird, wenn er nicht etwa die Dorowschen Vasen zu sehen bekommen hat, in den *Monumenti inediti* des öfter erwähnten Instituts (welche mit dem Fortgange des Unternehmens immer interessanter und wichtiger werden) eine Anzahl Vasenbilder von Canino mitgetheilt finden, welche schon genügt, um von der Merkwürdigkeit der dargestellten Gegenstände und dem Kunstverdienst der Zeichnung einen Begriff zu geben.

Die Abschnitte, in welche das vorliegende Muséum Etrusque zerfällt, sind erstens eine Einleitung, welche von der Auffindung der Vasen handelt und dann die Principien des Systems darlegt, welches sich der Herausgeber über den Ursprung dieser Vasen gebildet hat. Darauf folgt als Haupttheil des Ganzen p. 31 bis 183 die Beschreibung und Deutung der Vasengemälde, welche mit Inschriften versehen sind; von neunzehnhundert sind dieß, so viel wir zählen, zweyhundert drey und funfzig: ein Verhältniß der beschriebenen zu den unbeschriebenen, was von den Ergebnissen aller andern Fundorte von Vasen sehr abweicht. Hieran schließt sich noch eine Note *supplémentaire* zur Rechtfertigung der bey der Erklärung befolgten Grundsätze. Zwey

Register sind diesem Texte voraus- und nachgeschickt, das erste gibt die Namen, die man auf den Vasen findet in einer Uebersicht, wobey der Herausgeber noch einige Vasen hinzugefügt, die in der ausführlicheren Beschreibung nicht vorkommen; das andere Register gibt die Gegenstände der im Werke beschriebenen Vasengemälde kurz an. Der schätzbarste Theil des Ganzen sind aber die lithographischen Tafeln, von denen eine einen Plan der Gegend der Nachgrabungen und eine sehr ins Kleine gezogene Ansicht des Berges Cocumella liefert, die vierzig andern aber getreue Facsimile's der Inschriften, welche die archäologische Wichtigkeit dieser Vasen so sehr erhöhen.

Wenn wir nun auch, unsere Stimme mit denen der in Italien lebenden und französischen Archäologen vereinigend, den Prinzen Lucian um des Eifers willen, mit welchem er diese Vasen an das Tageslicht gefördert, Kunstfreunden und Gelehrten den Zugang dazu verstattet, und das Publicum durch mehrere schnell auf einander folgende Werke davon in Kenntniß gesetzt hat, höchlich preisen müssen: so können wir doch auch nicht verhehlen, daß das System des Eigenthümers und Herausgebers dieser Vasen bey keinem Alterthumskenner, welcher in Griechenland und Etrurien einigermaßen zu Hause ist, Beystimmung finden wird. Auf ihn hat offenbar das Local der Auffindung, der Etruskische Boden, den ersten und stärksten Eindruck gemacht; gegen welchen das, was er hernach über den Styl der Gemälde und die Form der Inschriften vernommen, nichts mehr vermocht hat. So erneuert er nun die Behauptungen früherer Etruscomanen unter den Italiänischen Gelehrten, nach welchen die Künste in Etrurien schon um die Zeit des

Trojanischen Krieges, während Griechenland in Roheit versunken war, durch Pelasger aus dem Morgenlande dahin verpflanzt, geblüht haben sollen, und betrachtet seine Vasen als Producte Etruskischer Zeurisse, welche viele Jahrhunderte vor den Griechischen gelebt haben sollen. Es würde unartig seyn, mit dem berühmten Herausgeber über solche Gegenstände disputieren zu wollen, da er es selbst offen gesteht, daß er vor der Auffindung der Canino-Vasen nie ein archäologisches Buch aufgeschlagen, und erst hernach durch ein Durchblättern der Mémoires de l'Académie des Inscriptions et de belles lettres, welche nicht eben die lauterste Quelle genannt werden können, sich das Material zu seinen gelehrten Erörterungen gesammelt habe. Es gilt dagegen aber gewiß die einfache Versicherung, die jeder Philolog nach einer Durchsicht der lithographirten Inschriften abgeben wird: daß diese Inschriften, mit sehr wenigen Ausnahmen, in Schrift, Sprache und Inhalt Griechisch, d. h. Hellenisch, rein Hellenisch seyen, wie sie durchaus nur von eigentlichen Griechen, nicht aber von einem bloß verwandten und verschwisterten Volke, wie die Pelasgoi Tyrrhenoi ursprünglich gewesen sind, herrühren können. Wir sprechen natürlich hier nur von den lesbaren, zusammenhängende Sylben und Wörter ergebenden Inschriften, indem eine nicht unbedeutende Zahl zwar, wie die andern, Griechische Buchstaben enthält, aber ohne daß Sylben und Wörter, welche man lesen und aussprechen könnte, daraus hervorgehen. So räthselhaft diese Inschriften auch immer sind: so scheint es doch das gerathenste, sie für bloße Spiele oder für Versuche von Topfmalern, welche im eigentlichsten Sinne illiterat

waren, aber ihren Vasen wenigstens den Schein von Inschriften geben wollten, anzusehen, wofür besonders die häufige Wiederholung derselben Buchstaben in schneller Folge aufeinander spricht, welche man in diesen unverständlichen Inschriften so oft wahrnimmt.

Der Unterz. will hier seinen diesmaligen Bericht abbrechen und kann es um so mehr, da er nächstens Gelegenheit haben wird, bey der Anzeige einer Societätsvorlesung über den Ursprung der Canino-Vasen seine Gedanken darüber ausführlich darzulegen.

R. D. M.

B r a u n s c h w e i g .

Verlag von Fr. Vieweg: Die Physikalische Sammlung des Herzoglichen Collegii Carolini in Braunschweig, beschrieben von Dr. C. M. Marr, ordentlichem Professor der Physik und Chemie am Collegio Carolino und am anatomisch-chirurgischen Institute daselbst. Mit Abbildungen. XII und 134 S. in 8. 1831.

Wir werden in vorliegender Schrift mit einem reichen Schatze physikalischer Werkzeuge bekannt gemacht, von dessen Vorhandenseyn vielleicht die Wenigsten eine Ahnung haben mochten. Das Collegium Carolinum in Braunschweig ist eine Mittelanstalt zwischen Gymnasium und Universität, deren Vortreflichkeit für Land und Stadt sich nun bald ein Jahrhundert hindurch bewährt hat. Mathematik und Naturwissenschaften gehören zu den Hauptgegenständen des Unterrichts und der Welt ist nicht unbekannt, welche ausgezeichnete Männer in diesem Fache Braun-

schweig geliefert hat. Hier werden wir nun von einem Theil der Hülfsmittel unterrichtet, deren sich jene Anstalt erfreut, und wir müssen gestehen, daß manche namhafte Universität sich freuen dürfte, einen solchen vollständigen und zweckmäßigen physikalischen Apparat zu besitzen.

In der Vorrede setzt der Verf. die Gründe, welche ihn zur Herausgabe dieser Beschreibung, die er auch als Leitfaden bey seinen Vorlesungen zu benutzen beabsichtigt, bewogen habe, auseinander. In der Einleitung erzählt er die Geschichte der Sammlung und die Biographien der an ihr und für sie thätigen Lehrer: J. E. Decker, C. A. W. Zimmermann, A. W. Knoch, J. H. G. Fricke und zuletzt seine eigene, in so weit sie auf seine physikalische Bildung und Wirksamkeit Bezug hat. Mit Interesse folgt man der Schilderung seiner mannigfachen Bestrebungen und Lebensereignisse und wie er aus einem trefflichen Philologen zu einem anerkannten Physiker sich durchgearbeitet hat. Man erinnert sich hierbey zweyer anderer berühmter Namen, des Astronomen Prof. Struve zu Dorpat und des Chemikers Prof. Mitscherlich zu Berlin, die auch von der Bahn der Philologie zu der der Naturwissenschaften übergegangen sind, und erkennt zugleich die Tüchtigkeit der Basis, welche eine gründliche Kenntniß des Alterthums für jeden andern Berufsweig gewährt.

Dann folgt eine Angabe der Localität und Aufstellung der Sammlung, die gleichfalls sehr zweckmäßig erscheint, und hierauf die Beschreibung der Instrumente selbst in zwölf Abschnitten (Allgemeine Körperereigenschaften; allgemeine Dynamik; Statik und Mechanik; Hydrostatik und Hydraulik; Aerostatik und Aerodynamik; Aku-

stik; Wärme; Optik; Electricität; Galvanismus; Magnetismus; Electro-Magnetismus). Die Unterabtheilungen sind nach den einzelnen Kapiteln der Naturlehre geordnet und wir vermissen keines von nur irgend einer Bedeutung.

Die Instrumente sind kurz, aber doch so beschrieben, daß man ihren Zweck und von vielen auch ihre Einrichtung leicht begreift. Die Anzahl derselben mag gegen tausend betragen, und viele scheinen von Seiten der wissenschaftlichen Construction sowohl als der mechanischen Ausführung eigenthümliche Vorzüge zu besitzen.

Bemerkenswerth ist die Reihenfolge wichtiger Instrumente von ihrer ersten Entstehung an bis zur neuesten Verbesserung, welche diese Sammlung besitzt; so z. B. in der Aerostatik der Original-Apparat Otto's von Guericke (S. 54), und beynah alle nachfolgenden Luftpumpen bis zu der von Smeaton; darn eine Suite von Electriciermaschinen von den ersten Schwefelkugeln an bis zu einer äußerst großen zweyscheibigen, deren Wirkung nach S. 104 ganz außerordentlich seyn muß. Neue Versuche und Beobachtungen mit ihr und andern Instrumenten werden hie und da angegeben. Wir glauben deshalb, daß diese kleine Schrift jedem Physiker und Freunde der Naturlehre eine willkommene Erscheinung seyn wird.

Auch äußerlich ist sie sehr schön ausgestattet. Der Titel enthält eine in Kupfer ungemein sauber gestochene Bignette, auf welcher acht im Texte ausführlich behandelte Instrumente zusammengruppiert sind. Wir müssen den Gedanken sinnreich nennen, nach welchem über der Electriciermaschine eine Blizt tafel angebracht ist, auf wel-

cher das Braunschweigische Pferd mit dem Symbolum nunquam retrorsum steht, um von dem electrischen Schläge erleuchtet zu werden. Dann befindet sich noch dabey eine große Steindruckstafel, auf welcher das von dem Verf. erfundene Instrument Panopticon genannt, eine neue Längen-Theilmaschine, zwey eigenthümliche Apparate für die Compression des Wassers und ein einfacher sehr brauchbarer Polarisations-Apparat abgebildet sind.

D s n a b r ü c k.

Von Fr. Rackhorst: Alexis Bompard's Betrachtungen über einige Krankheiten des Gehirns und seiner Anhänge, über ihre Behandlung, und besonders über die Gefahren der Anwendung des Eises. Nach der zweyten, im December 1828 in Paris erschienenen Ausgabe aus dem Französischen übersezt und mit Zusätzen von Dr. Hermann Wezin. 1830. VI und 110 Seiten in Octav.

Characteristische Schilderungen der Entzündung der Spinnenwebenhaut, des Wasserkopfs, der Gehirnentzündung, des Schlagflusses; Zeichen, Krankheitsverlauf, und Behandlung. Alles nach den Ansichten von Broussais. Der Verfasser erklärt sich (S. 75..90) gegen den Gebrauch des Eises und Eiswassers durchaus einseitig und zum großen Schaden mancher Gehirnkranken, wie auch der Uebersetzer in einer lesenswerthen Nachschrift auseinander gesetzt hat.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 8. August 1831.

L o n d o n.

Impensis Joannis Taylor, 1830: Rig-Vedae specimen. Edidit Frid. Rosen. 27 S. in gr. 4.

Ein Buch weniger Blätter, aber großer Wichtigkeit für das Studium des indischen Alterthums. Von den epischen Gedichten ist nun schon so viel herausgegeben, daß man daraus ein ziemlich vollkommenes Bild der ausgebildeten Sprache und Mythologie der Inder entwerfen kann: von den Vedas aber war bis jetzt so gut als Nichts in der Ursprache bekannt gemacht. Zwar hat Colebrooke schon vor 25 Jahren in den As. Res. T. 8. die treffliche Abhandlung über die Vedas geschrieben, welche die beste Einleitung in diese Studien werden konnte: aber in London, dem einzigen Orte Europas, wo Vedaschriften gesammelt sind, fand sich bis jetzt kein Gelehrter, welcher die reichen Hülfsmittel benutzte. Desto erfreulicher ist's, daß Hr. Dr. Rosen seine günstige Stellung in London besonders zu einem genauern Studium der Vedas benutzen wird, und in obiger

Schrift eine Probe der Erklärung der Vedas liefert, welche zu den besten Hoffnungen berechtigt. Um die eigenthümliche Sprache der Vedas verstehen zu lernen, hat er, weil dazu unsere Grammatiken und Wörterbücher nicht hinreichen, die Schriften indischer Gelehrten selbst benutzt, vorzüglich die Grammatik Panini's, des alten Fürsten der indischen Philologen, Taska's Wörterbuch über veraltete Wörter, und Canajatscharja's Commentar zu den Vedas.

Die in dieser Probe gedruckten sieben Hymnen aus dem ersten der vier Vedabücher, dem Ridsch-Veda, genügen schon, sich eine allgemeine Vorstellung über den Unterschied der Veda-Literatur von der übrigen altindischen zu entwerfen. Der Unterschied ist in der That bedeutend und weist auf den Zwischenraum mehrerer Jahrhunderte hin, der die Vedas von dem Ramajana trennen muß. Eine große Veränderung muß in dieser Zeit das geistige Leben der Inder umgestaltet haben, die sich in der religiösen Ansicht und der Mythologie noch stärker zeigt als in der Sprache. Sene sieben Hymnen sind gerichtet an Uschas (Aurora), an Agniß (Feuer), an Sol als Puschan (nutritor) und Savitri (prolificus), und an Varg'anja (Pluvius) — also nur an vergötterte Naturwesen, in deren Auffassung noch nichts Sagenhaftes und Historisches gekommen ist; die Beschreibungen solcher Götter sind treue Bilder der Natur, in welche noch keine Heroensage gemischt ist. Uschas z. B. oder Aurora erscheint als Tochter des Himmels, auf glänzendem Wagen fahrend, die Finsterniß verscheuchend: aber nichts Mythisches ist an sie weiter geknüpft. Von der unendlich reichen und ausgebildeten Mythologie der epischen Gedichte erscheint hier noch keine Spur, und die einfachern Götter der Vedas treten später in den

Hintergrund. Zwar sind die indischen Epiker nicht weniger leichte Bildner und Umbildner des mythologischen Stoffes als Homer: aber aus dem Grunde der einfachen Mythologie der Vedas hätte auch für den freyesten Dichter kein Ramajana entstehen können, wenn die Mythologie nicht bis auf die Zeiten der Epiker eine mächtige und durchgreifende Veränderung erfahren hätte. Es wird immer ein Vorzug des indischen Alterthumsstudiums seyn, daß sich in ihm die Religion und Mythologie, auf dem sichern Grunde einer vor-epischen Literatur, bis in ein Alterthum und eine Einfachheit verfolgen läßt, welche wir bey den Griechen nicht erreichen können, da uns bey diesen über die vorepische Zeit so sichere und umfassende Zeugnisse gänzlich fehlen.

Denselben Abstand zeigen die hier vorkommenden Metra. Denn obgleich diese so beschaffen sind, daß sie schon vorher viel gebraucht seyn und manche Veränderung durchlaufen haben müssen, sind sie doch noch weit entfernt von der Art und den festern Gesetzen des epischen Sloka. Der Grund zwar ist derselbe, wie in diesem, nämlich Dijamben in Stanzas von zwey Versen zusammen gereihet, ohne Reim, mit der Pause nach dem je zweyten (oder dritten) Dijambus: aber in den Vedas ist dieses einfache Metrum mit viel größerer Freyheit und Abwechslung gebraucht, sowohl in der Zahl der Dijamben eines Halbverses als in der Recitation der einzelnen Füße. Es scheint erst in das alte Metrum die größte Freyheit und Verschiedenheit gedrungen zu seyn, bis es die Epiker an festere Gesetze wieder banden und ihm den zur Epopöe passenden ruhigern Gang gaben. Wenn auch im Eingange des Ramajana der epische Sloka schon als eine inspirierte Erfindung des göttlichen Balmiki Sängers geschildert

wird, so zweifeln wir doch nicht, daß er nur eine neue und festere Ausbildung des ältern Slokas der Vedas ist. Zu wünschen wäre, der Verf. hätte in diesem Werke über die Metra zu reden nicht unterlassen; eine Untersuchung derselben wäre schon der richtigen Lesarten wegen nothwendig gewesen. Einige Verse scheinen dem Ref. sehr verdächtig; wie z. B. S. 8, 3 am Ende nach aller Wahrscheinlichkeit ein Wort wie tvam fehlt, S. 12, 4 anders abzutheilen ist, u. s. w.

Die Sprache unterscheidet sich ähnlich von der epischen dadurch, daß sie dem Dichter durch Flüssigkeit, bald Dehnung und bald wieder Flüchtigkeit der Vocale, durch Reichthum der Formen und den Wechsel früherer und späterer Bildungen eine ungleich größere Freyheit und Leichtigkeit gewährt. Zwar ist die Freyheit der epischen Sprache noch groß, aber mit der der Vedasprache kaum zu vergleichen. Wir sehen, wie die Sanskritsprache der Vedas in den epischen Gedichten fast eben so gesetzt und gleichförmig geworden ist, wie die homerische Sprache in der Sprache der griechischen Dramatiker ihre große Freyheit abgestreift hat. So findet man den Wurzelvocal u reflectiert, wie abhūt (ἔφϋ) und abhūdu p. 6; vahasi (d. i. vehis) und zusammenfließend vaks'i p. 10, 2. 18, 9. 22, 4; den kurzen Endvocal eines Wortes durch die Kraft der Arsis gedehnt, wenn kurze Vocale auch in den umgebenden Sylben sind, p. 10, 10. 12, 3. 7. Nimmt man hinzu, daß die Vedasprache, obgleich sie sich von der gewöhnlichen Sanskritsprache wenig mehr entfernt als etwa die homerische von der spätern griechischen, doch in Wörtern und Formen eine bedeutend abweichende, alterthümliche Gestalt zeigt: so wird man in sprachlicher Rücksicht die Vedas für sehr wichtig halten und auf ihre Sprache in

dem gesammten Sprachstudium des Sanskrits und der verwandten Sprachen zurückgehen müssen. Es scheint der Mühe werth, hier die reiche Erndte anzudeuten, welche sich auf diesem Felde, wenn mehrere Proben der Bedasprache bekannt gemacht sind, erwarten läßt. Schon diese wenigen Hymnen zeigen dieß. Alte Worte daraus, welche auch für das vergleichende Sprachstudium wichtig scheinen, sind: *damas* = *domus* p. 16, 3 für das gewöhnliche *griham*; *savas* = *ὄϊός* für *sutas* p. 21 not.; *raji* = *res*, nur mehr in der Bedeutung *Sache* = *Vermögen*; *rug* scheinen, glänzen, wovon lat. *rosa*, doch ist damit verwandt das gewöhnliche *rutsch*, pers. *روش*; *āsjas* der erste, von *ās*, lat. *os*, *oris* p. 16, 1. 24, 3; *uks'an* Stier (= Ochse) oder Pferd zum Fahren, von *vah* = *vehere*, womit auch das nach dem Siddhanta Kaumudi in den Bedas vorkommende *vaks'as* gleichbedeutend ist; *grih* = *گرفتن*, greifen p. 10, 7 für das gewöhnliche *grih*, wo, wie sonst oft, die aspirierte *Muta* zum bloßen Hauch abgestumpft ist. Unter den Pronomina erinnern die nur der Bedasprache eigenen *Accusative im (eum) und s'im (eam)* sofort an unsere *ihn, sie*. Auch sehen wir das *Neutrum id* sehr oft als *Adverbium dem Demonstrativum nachgesetzt*, wie *sa id* = *hicce* oder *ὅτσοί*, p. 8. 24. Unter den Partikeln bemerken wir *tschid* für *tscha*, lat. *que*, gr. *τε*, p. 8, 5, woraus sich die in der gewöhnlichen Sprache gebliebene Zusammensetzung *kastschid* im Sinne von *quisque* erklärt; auch wird man nun nicht mehr über die *Etymologie dieser Verbindungswörter* zweifelhaft seyn, da sie hiernach mit der *Wurzel tschi* (hinzufügen) deutlich zusammenhängen, eben so wie das gleichbedeutende koptische *vah*

hebr. ך mit der kopt. Wurzel vah (hinzufügen), f. Didymi literat copt. rud. p. 71. 88. Die Verneinungspartikel na wird in den Bedas merkwürdiger Weise auch als Vergleichungspartikel gebraucht, welches wir aber nicht gern mit R. durch non verum sed — i. e. quasi auflösen möchten, sondern aus dem fragenden ne, nonne ableiten, wie na auch immer enclitisch steht. — In den Ableitungssylben der Nomina ist mancher Reichthum, welchen die gewöhnliche Sprache abgestreift hat, z. B. das Suffix jus, welches Desiderativa bildet (wie *asmajus nostri amans* p. 18, 6 vergl. p. 12, 8), und wovon noch der Vocal i als dem Desiderativverbum wesentlich geblieben scheint. — In der Declination finden wir die Endung *ebhis* instr. pl. für das später daraus zusammengezogene *ais*; der nom. pl. neutr. bloß mit verlängertem kurzen Endvocal, wie *purū vanā* sg. *puru vanam* p. 10, 8, obgleich auch schon die gewöhnliche Endung p. 6, 2. In der Conjugation wird auch die 1 pl. ind. praes. mit i gesprochen, wie *emasi* für das gewöhnliche *imas* (= *imus*) p. 17, so daß dieser Person die Endungen des sg. der drey Personen *mi*, *si*, *ti* und die der 3 pl. *anti* entsprechen. Ueberraschend ferner ist das häufige Erscheinen eines kürzern Potentialis, oder eines kurzen Optativs aus der Wurzel selbst ohne den Modusvocal *i*, wie *bhavat* (= *fuat*, *sit*), *karat* für das gewöhnliche *kurjat* p. 12. 20. 24, eine Bildung, welche sich später ganz verliert. Ueberhaupt werden die Verbalformen viel häufiger als sonst aus der kurzen oder reduplicierten Wurzel selbst gebildet, ohne die Verlängerungen des Präsens am Ende der Wurzel, vorzüglich im Imperativ, wie *grudhi* = *ⲁⲗⲟⲩⲓ*, wo sich auch die alte Aussprache der Imperativ-

endung dhi = *Si* für hi erhalten hat. — Die Präposition ist noch nicht stets mit dem Verbum verbunden, wie in der epischen Sprache; sie steht sehr häufig im Anfang allein, wie im Homer. Wie wenig sich die Regeln der Zusammensetzung schon völlig gesetzt und festgestellt haben, zeigt auch das Präfix *duś*, *dur* = *duś*, welches hier mit dem Verbum zusammengesetzt erscheint p. 10, 7. Auch die Lautregeln über die Verbindung der Wörter (*sandhis*) sind noch nicht so streng durchgeführt, indem ein schließender Vocal doch nicht selten vor einem das Wort anfangenden geduldet wird. Obgleich sich aber das höhere Alter der Vedasprache so deutlich zeigt, würde man doch irren, wenn man sie für härter und rauher als die epische halten wollte; vielmehr ist sie weicher in der Aussprache und Bildung vieler Formen. Wir werden so darauf geführt, daß die epische Sprache nicht nur später, sondern auch in einer andern Gegend Indiens ausgebildet ist. Ähnlich ist die homerische Sprache, wenn auch die uns bekannte älteste, deswegen nicht die härteste und rauheste. Auch kann Ref. nicht unbedingt alle Eigenthümlichkeiten der Vedasprache zu dem Ursprünglichen zählen, da er manches für bloß dialectisch verschieden ausgebildet hält, wie die Festhaltung des nominativen *s* vor dem Casus obliquus, wodurch sich die Vedasprache an das Zend schließt.

Die in den Anmerkungen gegebenen kurzen Rechtfertigungen der Uebersetzung aus indischen Werken sind jedem Leser willkommen. Bisweilen möchte man aber mehr Beweise der Art sehen, und einige Stellen der Uebersetzung scheinen zweifelhaft. S. 6, 3 steht *dadriks'a* wegen der Lautregeln für *dadriks'ê*; die 2 ps.

pf. pass. paßt auch allein in den Zusammen-
hang. S. 13 kann Ref. das *vir potentis-*
sime im Text nicht erkennen, da *sahasva*
wohl nichts anders als Imperativ seyn kann;
in *naro*, das auch kein Vocativ ist, liegt
wahrscheinlich ein Fehler. S. 14, 7 sieht Ref.
nicht, wie *narā* (oder *naro*) einen andern Sinn
haben kann als in der völlig entsprechenden
Stelle p. 18, 7, vergl. auch Colebrooke in *As.*
Res. VII. p. 400; die Bedeutung Männer
(= *ἀνδρες*) ist hier vollkommen richtig. Wenn
die Scholiasten hier *ner* (= *ἀνήρ*) von der
Wurzel *nî* ableiten, so daß es eigentlich einen
Führer, Helden bezeichnet: so mögen sie in der
Ableitung Recht haben, aber was sie nach der
spättern Philosophie aus dem alten Texte erklä-
ren, sollten wir nie ohne große Vorsicht lesen.
Wie das auch in der epischen Sprache übliche
aedhi (= *es, sey!*) nach S. 13 von der Wur-
zel *i* (gehen) kommen soll, ist weder aus Be-
deutung noch Form klar. Vielmehr wie im Im-
perativ *daehi* (gieb) aus *dad-hi* entspringt,
indem von dem abspringenden Schlußconsonant
noch der Vocal *i* als Spur bleibt, eben so
aedhi von *as-dhi, ai-dhi*. Als Wurzel wird
von den indischen Grammatikern ganz recht *as*
= *esse* angegeben.

Der Zweck dieser Anzeige ist erreicht, wenn es
gelingen ist auf die vielfache Wichtigkeit dieser
Blätter aufmerksam gemacht zu haben. Möge
dieser Probe bald ein größeres Werk über die
Vedas vom Verf. folgen: keiner kann das schön
Angefangene leichter vollenden, als er!

G. H. A. C.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

Den 11. August 1831.

M ü n c h e n .

Bey A. Weber: Ueber die Restauration des deutschen Rechts, insbesondere in Beziehung auf das Grundeigenthum. Von Friedrich Ludwig Bernhard. 1829. VI und 80 Seiten in Quart.

Schon von dem ersten Augenblick an, wo das Römische Recht in Deutschland Ueberhand nahm, wurden viele Klagen über die Verdrängung des deutschen Rechts erhoben. Leider mußten diese aber vor dem Geist der damaligen Zeit verstummen, und haben sich später nur noch dann und wann in bald verhallenden Nachklängen vernehmen lassen. Freylich ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder häufiger und ernstlicher von einer Verbannung des Römischen Rechts aus Deutschland die Rede gewesen; allein hierbey dachte man meistens nur an die formelle Gültigkeit, nicht aber an den materiellen In-

halt desselben, welcher daher auch in den neueren Gesetzbüchern größtentheils beybehalten ist. In unseren Tagen dagegen, wo das Gefühl der deutschen Nationalität wieder lebendiger geworden ist, wo man durch die historische Schule gelernt hat, daß die Nationalität eben so gut auf einem eigenthümlichen Rechte, wie auf eigenthümlichen Sitten und Sprache beruht, und daß daher durch die Annahme eines fremden Rechts, es sey dieses so vortrefflich wie es wolle, immer ein Theil der Nationalität vernichtet und die selbstständige Entwicklung der Nation unterbrochen wird, und wo man endlich durch ein gründlicheres Studium des älteren deutschen Rechts sich von dem Vorzug mancher eigenthümlich deutschen Einrichtungen vor den an ihre Stelle getretenen des Römischen Rechts überzeugt hat, ist der Gedanke an eine Wiederherstellung des älteren deutschen Rechts bey Vielen wieder lebendig geworden. Hierbey wird aber kein Vernünftiger an eine unbedingte Wiederherstellung desselben denken, da die Fortbildung des deutschen Rechts durch die Aufnahme des Römischen in Stocken gerathen ist, und es daher zur Beurtheilung der mannigfaltigen in unserem jetzigen bürgerlichen Leben vorkommenden neuen und veränderten Rechtsverhältnisse durchaus nicht ausreichen würde, und auch selbst in den Fällen, wo es ausreichte, sich mit unseren neueren durch die Einwirkung des Römischen Rechts und manche andere Begebenheiten dem älteren Rechte entfremdeten Ansichten nicht mehr vertragen möchte. Da aber das im Staate wirklich geltende Recht nur dann heilsam wirken kann, wenn es dem Rechtsgefühl des Volks entspricht, so muß man allerdings wünschen, daß aus unserem beste-

henden Rechte alles Fremdartige, welches dem Rechtsgefühl des deutschen Volks, wie es jetzt ist, widerstrebt, ausgemerzt, und statt dessen dasjenige aus unserem älteren Rechte mit der neueren Zeit angemessenen Modificationen wieder hergestellt werde, in welchem das Rechtsgefühl der jetzigen Deutschen im Wesentlichen noch dasselbe ist, wie das ihrer Vorfahren. Weil aber dieses bey unserem jetzigen Rechtszustande, wo dem Volke in der Regel alle Concurrency bey dem Rechtsprechen entzogen ist, sich schwer ausmitteln läßt, so ist es sehr natürlich, daß es hierüber verschiedene Ansichten bey den Juristen gibt. Es ist daher gewiß an der Zeit, daß dieser Gegenstand einer genaueren Untersuchung unterworfen und mehrfach besprochen werde, um dadurch, wo möglich, eine Vereinigung der verschiedenen Ansichten zu bewirken, oder doch wenigstens die eine oder die andere zur herrschenden zu machen. Wenn nun auch gleich hierüber schon Manches geschrieben ist, so ist doch unseres Wissens dieser Gegenstand zuerst vom Verf. einer besonderen Abhandlung gewürdigt, und deshalb glauben wir keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir bey der Anzeige der vorliegenden Schrift etwas ausführlicher sind, als es wohl sonst der Umfang derselben mit sich bringen möchte. Wenn wir nun zuvörderst es versuchen, eine kurze Uebersicht des Gedankenganges des Verf. zu geben, so müssen wir im voraus bemerken, daß diese dadurch sehr erschwert wird, daß es dem Vf., wenn er auch die Sache klar gedacht haben sollte, doch wenigstens nicht immer gelungen ist, sie klar darzustellen. Er verliert sich nämlich oft zu sehr in allgemeinen Betrachtungen, wirft seine Gedanken zu abge-

rissen hin, und schadet überhaupt der Deutlichkeit sehr durch eine gezierte und gekünstelte Schreibart. Der Verf. geht davon aus, daß das Recht ein Organismus sey, eine Function im Leben, die man nicht construieren könne, sondern aus der Anschauung erkennen müsse, und hält es für einen höchst verderblichen Wahn, dasselbe als ein bloßes Erzeugniß des ausgesprochenen Willens der obersten Gewalt zu betrachten. Die Begründung dieser Ansicht gesteht er der geschichtlichen Schule als ein Verdienst zu, behauptet aber, daß diese Schule auf der anderen Seite dadurch ein gewisses Unrecht an der menschlichen Würde begangen habe, daß sie den Menschen lediglich als einem unabänderlichen Naturgesetz und einem innern Bildungstrieb gehorchend betrachte, da er doch auch bestimmt sey, selbst der Schöpfer seines besseren Theils zu werden. Das Recht beruhe nun aber gerade auf dieser dem Menschen von Gott verliehenen Schöpfungskraft, und der Organismus, welcher in demselben lebe, sey daher kein physischer, sondern ein geistiger. Das Recht sey also im weiteren Sinne des Wortes eine Kunst, wenn man unter Kunst das Vermögen verstehe, dem Stoff, welchen das Leben darbiete, aus unserer Freyheit eine äußere Form zu geben, die unserm Streben nach Vollendung entspreche. Die Kunst selbst bestehe aber hier darin, die Freyheit aller Einzelnen zu einem so harmonischen Zustande zu gestalten, daß sich in diesem Zustand die höhere Freyheit eines Ganzen darstelle. In den Zeiten der Reinheit christlich Germanischer Entwicklung sey dieß auch durch das tiefste und sicherste Gefühl anerkannt gewesen, welches ausgesprochen habe, daß man das Recht nicht mache, sondern finde; denn

hierin liege ein Unterordnen und Aufgeben der Freyheit des Einzelnen vor der höheren Freyheit des Ganzen. Dieß nationale Bewußtseyn der Deutschen sey aber durch das Eindringen Griechischer und Römischer Cultur, da diese in ihrer Sphäre eine weit reifere Zeit dargestellt habe, als damals die Germanische gewesen sey, verloren gegangen. Mit dem Verluste dieses Kleinods sey zugleich die Vorstellung mehr und mehr eingeführt, die öffentlichen Einrichtungen als ein wirklich Außerliches und von außen Wirkendes, nicht aber als die nur äußerlich sichtbaren Adern eines inneren Lebens anzusehen. Da hierdurch die Zweige des alten Organismus abzustarben begonnen hätten, so habe die Germanische Menschheit in demselben Grade, in welchem sie jene antike Cultur ergriffen habe, das, was ihr früher nur Anerkennung einer höheren Freyheit gewesen sey, als Gebundenheit und Verdorbenheit zu fühlen geglaubt. Hierdurch sey der Geist aus dem alten deutschen Staatskörper verdrängt, während die Nation in seiner Form festgehalten geblieben sey. Daher habe jener Staatskörper auch allmählich vermodern und zuletzt ganz untergehen müssen. Wenn nun aber von der gegenwärtigen und nächstkünftigen Zeit etwas zu hoffen seyn solle, so könne es, nachdem die antiken Momente in dieser Zertrümmerung unserer Staatsformen den höchsten Punct des Durchgangs durch unsere Bildung vollendet hätten, nun zur Herstellung und Wiederkehr des Floris unserer eigenen Germanischen Bildung kommen. Zu diesem Ende sey aufzusuchen, 'was in den Adern unserer Staatsleiber noch für deutsches Blut fließe, was in den Wäldern des deutschen Rechts noch für deutsche Bäume ständen. Dieses Blut, diese

deutschen Bäume seyen zu schützen. Wo Mißhandlung und Verheerung gewüthet, da sey eine neue Saat zu säen und mit dem Hauch Germanischen Lebens zu befruchten.' Je mehr sich aber die Rechtsbildung ihrer Beweggründe bewußt werde, und je mehr die Thätigkeit, worin sie bestehe, eine absichtliche werde, je mehr gehöre sie nicht mehr der allgemeinen Gesinnung unmittelbar an, sondern nur dem einzelnen Organ, welches über die Vernünftigkeit und Sittlichkeit einer öffentlichen Einrichtung urtheile. Darum könne jene Aufgabe auch nur durch die Gesetzgebung gelöst werden. Unsere gegenwärtige Legislation sey aber nur noch eine isolierte Reflexion des Einzelnen, die zur allgemeinen Regel des Handelns erhoben werden solle, und die durch eine abstracte Vergleichung aller Völker und Zeiten, oder gar durch die Erfindung oder Auffindung eines Ideals etwas Höheres zu leisten suche, als die früheren Satzungen in Deutschland, welche nichts gewesen seyen, als die Herstellung der Deutlichkeit und Ordnung in einer Unklarheit und Verworrenheit des Zustandes, nichts als die Entscheidung für ein durch gemeinsame Erfahrung bereits als solches anerkanntes Bedürfniß. Bey jener isolierten Reflexion sey Alles, was im vorhandenen Zustande den von dem Individuum in sich erschaffenen Kreis von Vorstellungen beengt habe, als ein unwürdig Bindendes erschienen. Daraus habe sich der Trieb nach einer absoluten Freyheit des Einzelnen ergeben, nach einer Freyheit, für welche die reine Vernunft das einzig Bindende seyn solle. Nach diesem Princip habe man die gesetzgebende Function niemandem sicherer anvertrauen können, als dem Vernünftigsten. Hierin liege aber

ein grober Irrthum. Denn so wie in den einzelnen Menschen eine gerade für sein Leben zureichende Intelligenz gelegt sey, so sey für das größere Leben, welches eine Vereinigung von Menschen lebe, nur ihrer Vereinigung und Gesammtheit eine zureichende Intelligenz gegeben. Die Gesetzgebung solle daher nichts anderes seyn, als die sich ihrer Freyheit bewußte nationale Rechtsbildung, ausgehend von den dazu bestimmten Organen. Das Bestreben müsse mithin dahin gehen, dem Genius der Nation seine Freyheit wiederzugeben, dadurch, daß unser Recht wieder zu einem heimathlichen gemacht werde. Daher habe der Gesetzgeber vor allen Dingen zu erforschen, was in dem gegenwärtigen Augenblick als in der nationalen Ueberzeugung beruhendes Recht bestehe. Demnach sey es die nächste Anforderung an die Schule, daß die Rechtswissenschaft jetzt das klare Bewußtseyn der vorhandenen nationalen Rechtskenntniß erreiche. Hierzu unter sey aber etwas Anderes, als die Kenntniß des gegenwärtig geltenden positiven Rechts zu verstehen, da dieses zum großen Theil nicht dem nationalen Bewußtseyn angehörig, sondern die Frucht der Ratiocination Einzelner, welchen die äußeren Einrichtungen überlassen worden wären, sey. Zur Lösung jener Aufgabe werde erfordert, daß die nationale Ueberzeugung einen Weg habe, in die Doctrin und Schule überzugehen. Dieß könnte man durch eine Gerichtsverfassung zu erreichen suchen, welche dem Volke eine Stimme in den Gerichten gäbe. Eine solche Einrichtung sey indessen durchaus unfähig, einen Anklang zu geben, sobald nicht zuvörderst dem vorhandenen Recht diejenigen größeren Grundlagen und Dimensionen wieder gegeben wären, die der all-

gemeine Sinn dafür fordere, um das Recht als sein Eigenthum zu erkennen. Um aber die Richtigkeit dieser anzuwendenden Formen zu erkennen, bedürfe es eines besonderen Kreises objectiver Wahrheiten. Nämlich die Gesetzgebung müsse eine Ethik haben, welche die Richtschnur für die Thätigkeit der Völker sey. Eine solche Ethik sey das Naturrecht und die Philosophie des positiven Rechts. Das erstere sey aber die niedrigere Stufe, indem sich darin die isolierte Reflexion des Einzelnen ausspreche; die letztere dagegen sey eine Reflexion, welche getragen werde durch die höhere Intelligenz der Nation. Bey dieser Gelegenheit hebt der Verf. Hugo's jetzt oft vergessene Verdienste hervor, und sagt von ihm, daß er vor der historischen Schule, deren Gewinn schon für sich in Sicherheit gebracht und zugleich deren Gebrechen schon überwunden gehabt habe. Für den Deutschen, fährt der Verf. fort, sey jene Ethik zunächst eine Kenntniß der deutschen und germanischen Ueberzeugungen und Bestrebungen. Für diese liege aber die höhere Richtschnur und Bestätigung in dem christlichen Glauben, da, wie die ganze Geschichte zeige, die Deutschen von Gott bestimmt seyen, die nächsten und unmittelbaren Träger des Christenthums zu seyn bis zu einer Zeit, deren Grenze uns noch verhüllt sey. — Diese allgemeinen Betrachtungen wendet der Verf. darauf in einem zweiten Abschnitt seines Werks auf Besonderes folgendermaßen an. Weil nämlich das Streben unserer gegenwärtigen Rechtsbildung in isolierter Reflexion des Einzelnen beruhe, die sich durch jede nationale Ueberzeugung gebunden fühle, so strebe sie unbedingt nach der Auflösung der Bande,

durch welche der Wille einer höheren Vereinigung den Einzelnen binde, und suche ihn daher frey zu machen von allen Schranken, welche ihm sein Standpunct als Mitglied der Familie zu Gunsten derselben auferlege, welche durch eine Verbindung von Einzelnen zu öffentlichen Corporationen gegeben seyen, und suche überhaupt ihn in jeder Weise von allem politischen Werthe zu entkleiden. Da es aber eine Stufenfolge unter den Menschen nach ihrer Bildung und Beschäftigung geben müsse, so sey die Standesehre jetzt, statt auf Blut und Besitz gegründet, bloß mit der Gewalt verbunden, und darum denjenigen allein zugefallen, welche Diener der öffentlichen Gewalt wären. Gewiß sey es aber, daß die deutschen Völker darin eine allgemeine Unfreyheit empfänden, und daß sie wieder Ehrenstufen unter dem Stande der Besitzer und Ernährer forderten, wodurch diesem Stande selbst seine politische Ehre wieder hergestellt würde. Der Geist des deutschen Rechts fordere ferner einen nothwendigen Zusammenhang der Ehre mit dem Grundvermögen, und daher, daß dieses selbst eine Individualität habe und ein untheilbares sey, daß sich dessen Benutzung und Genuß nicht in ein bloßes vorübergehendes Forderungsrecht auflösen könne, daß es vielmehr ständige Verhältnisse gebe, welche auf der Sonderung eines mittelbaren Genusses der Grundertragniß von dem unmittelbaren beruhten, insbesondere deutsche gutherrliche Verhältnisse, und endlich, daß das Grundvermögen für den Einzelnen unveräußerlich sey. Aus diesem Gesichtspunct hält der Verf. sowohl das Römische Darlehn gegen Verpfändung des Grundeigenthums und Zinszahlung als auch die Römische Zeit

pacht für verderbliche Institute, indem beide allen wirklichen Genuß des Grundeigenthums in ein bloßes Forderungsrecht auflösten. Der Wille des deutschen Volks verlange vielmehr statt dieser Institute die eigenthümlich deutschen, welche den Sinn hätten, die vom Grundeigenthum ausgehende bewegliche Vermögenskraft auf einem sicheren Wege in ersteres zurückzuleiten, nämlich den Rentenkauf und die Grundherrlichkeit. Dabey sey auch namentlich der Rentenkauf mehr geeignet, den Realcredit zu beleben, als das Hypothekenwesen. — Gewiß sehr der Beachtung werth ist das, was der Verf. als Beleg hierzu über das Institut des Ewiggelds (einer Art von Rentenkauf) in der Stadt München sagt. Die tägliche Erfahrung gebe nämlich hier die Lehre, daß der Geldsuchende, so lange er noch ein Ewiggeld aufnehmen könne, gewiß nicht ein Darlehn gegen hypothekarische Sicherheit suche, und daß anderer Seits, wer sein Geld auf Immobilien geben wolle, bey gleich nachhaltigem Werthe, stets das Ewiggeld vorziehe. Es erfreue sich daher die Stadt München durch dieses Institut einer ganz bestimmten ungeheuren Summe unwiderruflichen Credits. — Wenn aber die Grundherrlichkeit, fährt der Verf. fort, segensreich wirken solle, so müsse dem Beruf des Obereigenthümers vor allen Dingen seine äußere Anerkennung als Ehrenstand wieder geschenkt werden, deren Entziehung die wirklichen Grundherren mit Recht ihres Berufs überdrüssig und sie in die Städte fliehen mache. Zu diesem Ende schlägt er vor, dem Grundherrn nach Maaßgabe der Größe seines grundherrschaftlichen Besitzes einen Rang, der ihn den Beamten gleich setze, und eine Bog-

tey über das Verhältniß selbst, in welchem seine Bauern zu ihm ständen, zu geben. — Gern würden wir auch noch die Gründe, mit welchen der Verf. seine Ansichten zu unterstützen sucht, wenigstens in der Kürze anführen, wenn nicht der beschränkte Raum dieser Blätter uns hieran verhinderte. Aber auch schon aus dem, was wir aus dieser Schrift mitgetheilt haben, scheint sich uns zu ergeben, daß des Verfs. Ansichten jeden Falls Beachtung verdienen. Ob sie aber realisierbar sind, möchte eine wohl nicht ganz zu bejahende Frage seyn, da der herrschende Zeitgeist im Ganzen der Ausführung derselben widerstrebt, und dieser sich nicht aufhalten, sondern höchstens leiten läßt. Ueberhaupt möchte ein Zurückgehen zu einer größeren Nationalität schwerlich möglich seyn, da, so weit wir die Geschichte verstehen, sie uns hinreichend zu lehren scheint, daß im Lauf der Zeit, und wenn eine nähere Berührung der Völker eintritt, die Nationalität der einzelnen immer mehr dahin schwindet und abgeschliffen wird, und in gleichem Verhältniß das kosmopolitische Element mehr hervortritt. Für die neuere Welt hat in dieser Beziehung ohne Zweifel das Einschreiten der antiken Cultur in die nationale die Bahn eröffnet, und auf diesem Wege schreitet das Menschenleben bald mit rascheren, bald mit langsameren Schritten fort, ohne daß eine Hemmung möglich wäre. Von diesem Standpunct aus scheint uns das jetzige Streben der Edleren in der Nation nach Wiedererlangung einer größeren Nationalität nur einen neuen Beweis für den Satz zu liefern, daß man ein Gut meistens erst dann recht zu schätzen weiß, wenn es unwiederbringlich für uns verloren gegangen ist.

Mit der Nationalität müssen aber natürlich auch die nationalen Rechtsinstitute untergehen, weil wenn der Geist, welcher sie hervorrief und belebte, dahin geschwunden ist, sie nur noch todte Formen bilden, welche beym Andringen des Zeitgeistes keinen Widerstand leisten können. Eine Wiederherstellung derselben würde daher einen Widerspruch gegen die ganze Geschichte enthalten. Daß aber hierüber gerade jetzt die Meinungen sehr verschieden sind, erklärt sich daraus, daß wir uns an einem Wendepuncte befinden, wo ein Theil der Nation noch an den alten Erinnerungen festhält, ein anderer hingegen schon von dem Geist der neueren Zeit erfaßt ist, und diesem durch ein schonungsloses Einreißen alles Alten und Nationalen noch mehr, als es jetzt schon geschieht, in die Hände arbeiten würde, wenn er nicht durch den Kampf, welchen er mit dem ersteren zu bestehen hat, einen Aufenthalt erlitte. Daher ist dieser Kampf, wenn er auch zuletzt sich nothwendig zu Gunsten der letzteren Partey entscheiden muß, keineswegs fruchtlos, weil er dazu dient, daß die jetzige Generation wenigstens nicht bewußtlos das Alte einreißen kann und ein bloßer Spielball des herrschenden Zeitgeistes wird. — Am Ende der vorliegenden Schrift findet sich die Uebersicht eines ganz eigenthümlichen Systems des deutschen Privatrechts, zu dessen Beurtheilung es aber um so mehr an Raum gebricht, da wir diese gerade wegen der Eigenthümlichkeit jenes Systems nicht kurz wüßden fassen können.

L e i p z i g.

Bey Barth: Systematische Darstellung der Fortpflanzung der Vögel Europa's mit Abbildung der Eyer. Im Vereine mit E. Brehm, Pastor in Bentendorf, (und) G. A. W. Thienemann, Pastor in Droyßig, herausgegeben von F. A. E. Thienemann, Med. Doct. und Inspector des Kön. Naturaliencabinet's zu Dresden. Dritte Abtheilung: Körnerfresser. 1829. 96 Seiten, nebst 4 illuminierten Kupfertafeln in Quart.

Von diesem Werke überhaupt, so wie von den ersten zwey Heften desselben haben wir unsern Lesern bereits Nachricht gegeben (m. s. gel. Anz. 1828. St. 205. S. 2044 u. f.). Das vorstehende dritte Heft umfaßt die Körnerfresser mit den Gattungen: Parus (12 Arten), Emberiza (12 A.), Loxia (2 A.), Pyrrhula (5 A.), Fringilla (17 A.), Cuculus (2 A.), Picus (8 A.), Yunx (1 A.); Sitta (1 A.), Certhia (1 A.), Tichodroma (1 A.), Upupa (1 A.); Merops (1 A.), Alcedo (1 A.), Hirundo (4 A.), Cypselus (2 A.), Caprimulgus (2 A.), Columba (4 A.), Tetrao (9 Arten). Es sind also die Eyer von 86 Vogelarten beschrieben aber nur von 63 abgebildet, woraus man ersieht, daß auch noch in diesem Zweige der Ornithologie viele Lücken übrig bleiben; übrigens ist die Beschreibung so genau und umfassend, daß man vorerst auch ohne Abbildungen zufrieden seyn kann. — Vorzüglich interessant ist das vom Kuckuk Gesagte. Der Herr W. Thienemann fand bey der Section eines in einem hohlen Baume lebendig gefangenen rothbrau-

nen Kuckuckweibchen im Legebarm ein zum Legen völlig reifes, grüngraues, dunkler marmorirtes Ey, am Eyerstock aber drey angeschwollene Eyer, wovon das größte im Durchmesser $5\frac{1}{2}$, das nächst größte wenig über 2, das dritte kaum 1 Linie hielt. 'Vergleicht man damit den Eyerstock eines andern im Legen begriffenen Vogels, welcher einen Tag um den andern, oder jeden Tag sein Ey legt, so liegt klar am Tage, daß der Kuckuck weit längere Zwischenräume zum Eyerlegen nöthig hat, weil der Größenabstand der sich ausbildenden Eyer bey ihm viel bedeutender ist, als bey den andern Vögeln'. Dieser Fall ist aber durchaus nicht auf diese Vogelart im Allgemeinen anzuwenden; denn konnten nicht die zu dem $5\frac{1}{2}$ Linien im Durchmesser haltenden Ey gehörenden und in Bezug auf Größe mit demselben harmonisierenden Eyer bereits gelegt worden seyen? Ref. hat viele Kuckucke zergliedert und besonders deren Geschlechtstheile genau untersucht, immer aber die Eyer des Eyerstocks ganz in demselben gegenseitigen Verhältniß ausgebildet angetroffen, als bey den übrigen Vögeln, und ist der festen Ueberzeugung, daß auch dieser vermeintliche Unterschied eben so wenig als alle übrigen, welche man schon aufgefunden haben will, die Aufgabe lösen wird, weshalb die Kuckucke nicht selbst brüten.

Bb.

L ü n e b u r g.

Bey Herold und Wahlstab: Nicolaus Georg Seven's Conchylien-Cabinet,

herausgegeben und systematisch nach der 13ten Gmelinschen Ausgabe des Linnéischen Systems beschrieben von Friedrich Bachmann; erstes und zweytes Heft. 1830. 24 Seiten nebst 8 Kupfertafeln in 4.

Das Sevensche Werk über die Conchylien blieb bekanntlich unvollendet; die jetzigen Herren Verleger kamen durch Ankauf abseiten der Erben des Herrn Seven in den Besitz der bereits abgedruckten Kupfertafeln sowohl, als der dazu gehörigen Kupferplatten. Sie sahen ein, daß bey einer Bekanntmachung der noch unbekanntem schon fertigen 15 Tafeln ein anderer Weg eingeschlagen werden mußte, als der verstorbene Verfertiger sich gewählt hatte, da bey der jetzt so allgemein verbreiteten Liebe für die Naturwissenschaften und namentlich auch für die Conchyliologie eine einfache Beschreibung ohne Rücksicht auf systematische Ordnung, ohne welche Herr Seven seinen ersten Band herausgegeben hatte, nicht genügen konnte. Sie übertrugen daher dem Herrn Bachmann nicht nur die Beschreibung der noch unbekanntem 15 Tafeln, sondern auch zur größeren Brauchbarmachung des schon Vorhandenen, eine Umarbeitung des bereits seit vielen Jahren im Buchhandel erschienenen ersten Bandes von N. G. Seven's Belustigung im Reiche der Natur, und zwar beides mit Bezug auf die im System festgestellte Ordnung. Als System wählte der Herr Herausgeber das Linnéische. — Das ganze Werk wird aus 8 Heften bestehen, von denen die sieben ersten vier, das achte aber fünf Tafeln enthalten sollen. Sollten indeß diese acht Hefte eine gute Aufnahme finden, so bez

absichtigt der Herr Herausgeber eine Fortsetzung folgen zu lassen, wozu er die Materialien bereits gesammelt hat und wobey ihn seine über 6000 Exemplare enthaltende Conchyliensammlung in den Stand setzt etwas Vorzügliches zu liefern. Da indeß die, ohne Rücksicht auf das System angefertigten Bevenschen Tafeln jene ersten acht Hefte ausmachen, so konnte der Herr Herausgeber bey der Erklärung derselben das System nur andeuten, wird aber im letzten Hefte ein systematisches Verzeichniß aller 33 Tafeln beyfügen. — Nach Angabe der Gattung und Art, folgen die deutschen, lateinischen, französischen und holländischen Namen, darauf reichhaltige literarische Nachweisung, dann eine kurze Charakteristik (die wir indeß gern mit Cursivschrift gedruckt gesehen hätten); hierauf Beschreibung der Schale nach Alters- und manchen andern Verschiedenheiten, dann der Aufenthalt, die Beschreibung der Gestalt des Thieres selbst, und endlich dessen Lebensweise, Nutzen und dergl. — Die vor uns liegenden zwey Hefte enthalten die Beschreibung von 28 Schnecken nebst 85 Abbildungen. — Die Abbildungen sind bekannt, die Beschreibungen mit vielem Fleiß und Sachkenntniß ausgeführt, so daß wir mit Recht den Wunsch äußern dürfen, nicht allein die noch fehlenden 6 Hefte, sondern auch die Fortsetzung des Bevenschen Werks vom Herrn Bachmann bald erscheinen zu sehen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 13. August 1831.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht, die bisherigen außerordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät, Herrn C. F. Ulrich, Herrn C. Hoef, und Herrn G. A. H. Ewald zu ordentlichen, und die bisherigen Privatdocenten Herrn Dr. Eduard Schmidt, und Dr. F. G. Bartling zu außerordentlichen Professoren in derselben Facultät zu ernennen.

E b e n d a s e l b s t.

In der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 16. Julius hielt der Hofrath Hausmann eine Vorlesung: de Romanorum molis frumentariis.

Dieser Gegenstand ist bekanntlich schon von mehreren ausgezeichneten Technologen und Alterthumsforschern bearbeitet worden, daher der Hofr. H. es nicht gewagt haben würde, ihn aufs Neue einer Untersuchung zu unterwerfen, wenn sich ihm

nicht auf Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland die Gelegenheit dargeboten hätte, viele Reste Römischer Getreidemühlen zu betrachten und er nicht außerdem durch lehrreiche Mittheilungen, die er besonders der ausgezeichneten Güte des Herrn Oberbergraths und Prof. Dr. Möggerath zu Bonn und des Herrn Regierungs- und Bauraths Quednow zu Trier verdankt, in den Stand gesetzt worden wäre, die trefflichen Arbeiten von Beckmann, Schneider u. A. zu vervollständigen und hie und da zu berichtigen.

Daß man im Alterthume vor der Erfindung von Mühlen, sich eines Mörsers mit einer darin beweglichen Keule zum Enthülsen und Zermalmen des Getreides bedient habe, leidet wohl keinen Zweifel. Beckmann, Schneider u. A. haben darüber schätzbare und genügende Bemerkungen mitgetheilt. Der Mörser konnte, wie die Keule, verschiedene Gestalten haben. Jener mochte bald cylindrisch, bald kugelsegmentförmig, bald konisch ausgehöhlt seyn, bey welchen verschiedenen Formen auch die Gestalt der Keule verschiedenartig seyn mußte. Später wurden aus diesen Vorrichtungen, Maschinen, die anfangs einfach, später zusammengesetzter eingerichtet waren, indem man sich zuerst der Hand, dann auch thierischer Kräfte, später des Wassers zur Bewegung bediente. Daß bey den Römern zur Zeit des August's Wassermühlen im Gebrauch waren, lehren Vitruv's genaue Nachrichten über ihre Construction, so wie mehrere andere, von Beckmann (Beiträge zur Geschichte der Erfind. II. S. 12) gesammelte Notizen Römischer Schriftsteller. Die Wassermühlen scheinen aber in damaliger Zeit nicht sehr verbreitet gewesen zu seyn und noch lange blieben die schon von Homer erwähnten

Handmühlen, so wie die größeren, durch Thiere oder Menschen bewegten Mühlen (*molae jumentariae, asinariae*) in weit allgemeinerem Gebrauch. Auch mörserartige Vorrichtungen behielt man in Italien, theils zum Enthülsen und Zermahlen des Getreides, theils zu verwandten Bearbeitungen, namentlich zur Verfertiung der Graupen bey, wie Stellen im Plinius beweisen. Die Mörser waren entweder aus Stein gearbeitet und im Innern bald eben, bald rauh; oder aus Holz und dann inwendig wohl mit Eisen ausgefuttert. Einer solchen Vorrichtung bediente man sich, nach der Angabe des Plinius (*Hist. nat. XVIII. 29*) zur Bereitung von Speltgraupen.

Ueber die Steinarten, welche die Alten bey den Mühlen anwandten, hatte der Hofr. H. schon bey einer früheren Gelegenheit, in der *Commentatio de arte ferri conficiendi veterum*, eine Untersuchung mitgetheilt, deren Resultate durch spätere Nachforschungen bestätigt worden sind. Besonders häufig wurden von den Römern vulcanische Gesteine zu Mühlsteinen benutzt. In manchen Gegenden aber, wo diese nicht in der Nähe, oder durch den Handel zu erhalten waren, machte man von anderen harten Steinen Anwendung. Einige Mühlen, die sich zu Pompeji erhalten haben, bestehen aus einem vulcanischen Gestein, welchem der Hofr. H. den Namen Leukomelan beygelegt hat, einem Gemenge von Leuzit und Augit und zwar aus einer Abänderung, in welcher in einem undeutlichen Gemenge von sehr kleinen Leuzit- und Augit-Krystallen, größere Krystalle dieser Fosfilien ausgesondert liegen. Dieß Gestein, welches auf das Genaueste mit einer Abänderung von Leukomelan übereinstimmt, die an der Somma vorkommt, von den Vesuvischen

Leukomelan-Laven sich aber auffallend unterscheidet, ist zu Pompeji auch zu manchen anderen Zwecken angewandt worden. Man sieht davon Quader und unbestimmt geformte Stücke in der Stadtmauer, Platten in Tempeln und anderen Gebäuden, vieleckige Stücke im Straßenpflaster. Der Hofr. H. bemerkt bey dieser Gelegenheit: daß er zu Pompeji keine Spur von Gesteinen des jetzigen Besuvs gefunden habe, obgleich die Stadt dem Besuve ungleich näher liegt als der Somma; wodurch ihm die Annahme an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen scheint, daß die Somma ein Rest von dem eingestürzten Kraterrande des Besuvs der Alten war und daß der jetzige Besuv erst durch eine spätere vulcanische Thätigkeit erhoben worden, die, nach langer Ruhe, in der von dem jüngeren Plinius meisterhaft geschilderten Eruption, wieder erwachte.

Die Basaltischen Laven vom Rhein und aus Auvergne, welche die ausgezeichnetsten Mühlsteine liefern, wurden schon von den Römern dazu benutzt. In den Resten Römischer Handmühlen, welche sich in den Rheingegenden gefunden haben, gibt sich unzweydeutig die berühmte Niedermennicher Mühlsteinlava zu erkennen; und mehrere, in verschiedenen Gegenden Frankreichs vorhandene Ueberreste Römischer Handmühlen, bestehen aus einem Gestein, welches mit der basaltischen Lava von Volvic vollkommen übereinstimmt. Die Auffindung mehrerer von jenen Römischen Mühlsteinen in Gegenden, die von den Orten ihrer wahrscheinlichen Abstammung weit entfernt sind, scheint zu beweisen, daß schon im Alterthum mit den Rheinischen und Auvergnier Mühlsteinen Handel getrieben worden. Zwey Reste Römischer

Handmühlen, die sich zu Nismes gefunden haben, bestehen aus einem Kieselconglomerate mit kalkigem Bindemittel, welches einem Gesteine gleicht, wovon sich in mehreren Gegenden des südlichen Frankreichs, z. B. bey Vacluse, Ablagerungen finden. In der öffentlichen Sammlung von Alterthümern zu Vienne wird ein alter Mühlstein aus einem körnigen Gestein, in welchem Glimmer vorherrscht, aufbewahrt. Die übrigen Beschaffenheiten machen es aber zweifelhaft, ob er einer Römischen Handmühle angehört habe.

Die Untersuchung über die Construction der Römischen Getreidemühlen und ihren Gebrauch, ist zuerst auf die Handmühlen gerichtet. Der Hofr. H. hatte Gelegenheit zehn mehr und weniger vollständige Ueberreste, die sich zu Bonn, Neuwied, Badenweiler, Vienne, Grenoble, Nismes, Clermont befinden, zu sehen und ist selbst im Besitz eines nicht ganz vollständigen Bodensteins, der in der Gegend zwischen Köln und Bonn ausgegraben worden.

Die gewöhnlichen Handmühlen der Römer bestanden aus zwey Hauptstücken, dem ruhenden Bodenstein und dem beweglichen Läufer. Die Reste welche sich davon erhalten haben, zeigen nicht allein in der Größe, sondern auch im Wesentlichen der Construction, große Uebereinstimmung. Der Durchmesser der Steine schwankt etwa zwischen 15 und 18 Zoll Rhein. Die in den Rheingegenden gefundenen, haben einen Durchmesser von 16 oder 16½ Zoll. Der Bodenstein hat gewöhnlich eine etwas geringere Stärke als der Läufer, indem die Steindicke bey jenem 2.. 2½ Zoll, bey diesem dagegen 3.. 4 Zoll zu betragen pflegt. Der Bodenstein hat oben eine starke Conexität, welcher eine un-

tere Concavität des Läufers entspricht. Die Convexität des Bodensteins ist so bedeutend, daß auf einen Halbmesser von 8 oder $8\frac{1}{2}$ Zoll, das Ansteigen $1\frac{1}{2}$ Zoll zu betragen pflegt. Der Bodenstein hat unten gewöhnlich eine Concavität, so daß er nicht mit seiner ganzen, unteren Fläche, sondern nur mit seinem Rande die Unterlage berührte, auf welcher die Mühle stand. Die obere Fläche des Läufers hat ebenfalls eine Vertiefung, die auf verschiedene Weise geformt ist und offenbar zur Aufnahme der Frucht diente. Am häufigsten findet sich ein vorstehender, 2..3 Zoll breiter Rand, der eine gegen die Mitte geneigte Fläche umgibt. Bey einem mehreres Abweichende zeigenden Läufer in der Sammlung des Grafen Paizer zu Clermont, hat dagegen die obere Seite eine ähnliche Concavität wie die untere. In der Mitte vom Bodenstein und Läufer befindet sich ein cylindrisches Auge von 2..3 Zoll im Durchmesser. Das Auge des Läufers pflegt etwas größer als das des Bodensteins zu seyn. Das letztere diente offenbar zur Aufnahme des Zapfens, auf welchem sich ohne Zweifel der Läufer vermittelst eines durchlocherten Eisens bewegte. Dieses war auf der oberen Fläche des Läufers in Vertiefungen eingelassen und durch Bley befestigt, wovon an der Römischen Handmühle in der Neuwieder Sammlung noch Reste zu sehen sind. Zur Bewegung des Läufers war vermuthlich eine mit dem Eisen in Verbindung stehende Handhabe vorhanden. Diese scheint zuweilen aber auch auf andere Weise, in einer dazu bestimmten Vertiefung des Steins angebracht gewesen zu seyn. Es befindet sich nämlich an dem Läufer, den der Graf Paizer zu Clermont besitzt, an der Seite ein viereckiges Loch, welches wohl lei-

nen anderen Zweck gehabt haben kann. Was die Concavität an der unteren Seite des Bodensteines betrifft, so diente diese vermuthlich zur Aufnahme desjenigen Theils, in welchem der Zapfen befestigt war. Sie würde überflüssig erscheinen — indem ja der Zapfen in dem Auge des Bodensteins hinlänglich befestigt werden konnte — wenn man nicht annehmen dürfte, daß dadurch die Stellung der Mühle, eine mehrere oder mindere Entfernung des Läufers vom Bodenstein, möglich gemacht worden. Dazu mußte der Zapfen verschiebbar seyn und sehr leicht konnte nun die Stellung dadurch bewirkt werden, daß das, vielleicht aus Blei bestehende Stück, in welchem der Zapfen befestigt war, jene Concavität des Bodensteins nicht ganz erfüllte, auf diese Weise entweder auf der Unterlage der Mühle unmittelbar ruhte und dann die untere Fläche des Bodensteins nicht berührte, oder durch eine untergelegte Scheibe etwas weiter in die Höhe gerückt wurde. Besondere Beachtung verdienen die Hausschläge oder Rinnen auf den reibenden Flächen der Steine, die äußerst sinnreich angebracht sind und unstreitig vollkommner ihren Zweck erfüllt haben, als die bey unseren Mühlen üblichen. Die Flächen sind nämlich durch gerade Linien, welche vom Auge gegen den Umfang radial laufen, in mehrere — gewöhnlich acht — ziemlich gleich große, sectorische Felder getheilt, in deren jedem die Rinnen dem einen begränzenden Radius parallel laufen und daher, wenn man sich dieselben fortgesetzt denkt, die Linien in dem benachbarten Felde schiefwinklich schneiden. Nur in zwey einander gegenüber liegenden Feldern pflegen die Rinnen keinem der beiden begränzenden Radien, sondern einer mittleren radialen Linie parallel

zu seyn. Denkt man sich nun am Bodenstein und Läufer die Rinnen in gleicher Lage, wenn beide reibende Flächen nach oben gewandt sind, so schneiden sie dagegen einander, wenigstens in den mehrsten Feldern, wenn die concave Fläche des Läufers auf der convexen Fläche des Bodensteins ruhet. Die vorragenden Rücken oder sogenannten Kämme wirken auf diese Weise bey der Bewegung des Läufers scheerenartig gegen einander, zermalmen die Körner schneller und verhüten das zu rasche Forttreiben der Frucht gegen den Umfang mehr, als wenn die Rinnen sämtlich radiale Richtungen haben. In England und Frankreich wendet man jetzt hin und wieder eine ähnliche Schärfung der Mühlsteine an.

Aus dieser Beschreibung der Römischen Handmühlen würde sich von selbst die Art ihrer Manipulierung ableiten lassen, hätte uns nicht Virgil im Moretum eine überaus anschauliche Beschreibung davon gegeben, die nun anderer Seits durch diese Untersuchung eine vollständigere Erläuterung erhält. Vor dem Gebrauche der Mühle wurden die Flächen der Steine und die zur Aufnahme der Frucht dienende Vertiefung, welche die Römer nicht unpassend den Schooß der Mühle (*Gremium molare*) nannten, gereinigt. *'Praeverrit cauda silices gremiumque molarum'* (oder, wie in der Stuttgardter Handschrift, *'molare'*, welche Lesart den Vorzug verdienen dürfte). V. 23. In diesem Verse hat das Wort *'gremium'* Schwierigkeit gemacht, weil die Einrichtung der Römischen Handmühlen nicht genau bekannt war. Heyne war daher der Meinung, daß vielleicht *'geminumque molarem'* zu lesen sey; welche Conjectur in der neuen Ausgabe des Moretum von Sillig an-

genommen worden. — Um die reibenden Flächen abkehren zu können, mußte zuvor der Läufer abgehoben werden. Beide Hände theilten sich nun in die Arbeit: mit der Linken wurde die Frucht aufgeschüttet, mit der Rechten der Läufer gedreht. Indem seine Bewegung mittelst der an ihm befestigten Handhabe geschah, so mußte die Hand zugleich beständig Kreise beschreiben. Die zermahlte Frucht lief auf der geneigten Fläche des Bodensteins herab, von der heftigen Reibung der Steine getrieben. ‘*Tunsa Ceres rapido silicum decurrit ab ictu.*’ V. 27. In dem ‘*decurrit*’ ist sehr bestimmt die Convexität des Bodensteins angedeutet. Ermüdete die rechte Hand, so übernahm zuweilen die linke ihr Geschäft. Hatte das umgehende Werk seinen Zweck gehörig erfüllt, so wurde von da das Gemahlene mit der Hand auf ein Sieb gebracht und dieses gerüttelt. Zu oberst blieben die Hülsen zurück, das Reinere begab sich nach unten und durch die Löcher des Siebes fiel die geläuterte Frucht. Ein eigentliches Beutelwerk war also nicht vorhanden, daher man nur eine Art von Schrot darstellen konnte.

Im Museum zu Trier befindet sich der Bodenstein einer Römischen Handmühle aus Rheinischer Mühlsteinlava, dessen Einrichtung von der im Vorigen beschriebenen gänzlich abweicht. Sie stellt gleichsam einen Uebergang vom Mörser zur Handmühle dar. Der Stein ist mörser- oder schalenartig ausgehöhlt. Dabey ist aber der Boden convex, gleich der oberen Fläche des Bodensteins der gewöhnlichen Handmühlen. In der Mitte ist eine Pfanne von Eisen eingelassen, die ohne Zweifel dazu diente, daß ein am Läufer angebrachter Zapfen darin sich bewegte. In

dem Rande, der den Boden umgibt, sind zwey, einander gegenüberliegende Oeffnungen, durch welche das Gemahlene einen Ausgang fand.

Ueber die größeren, bey den Römern angewandten Mühlen, die nicht mit der Hand gedreht, sondern durch einen oder zwey Menschen, oder auch durch Zugthiere vermittelst angebrachter Deichseln in Bewegung gesetzt wurden, geben mehrere, zu Pompeji vorhandene Ueberreste Aufschluß. Eine genaue Beleuchtung ihrer Construction und ein Versuch, die Beschaffenheit der fehlenden Theile auszumitteln und dadurch wo möglich einen vollständigen Begriff von ihrer Einrichtung zu geben, schien um so mehr von Interesse zu seyn, da Alles was bisher darüber bekannt geworden, äußerst mangelhaft ist; so wie auch die in verschiedenen Werken mitgetheilten Abbildungen derselben nicht sehr genau sind. Man sieht zu Pompeji, wie aus mehreren Reisebeschreibungen und besonders, jener verschütteten Stadt gewidmeten Werken bekannt ist, die Reste von verschiedenen Bäckereyen, in denen, in der Nähe eines Backofens, mehrere Mühlen stehen, woraus sich ergibt, daß die Geschäfte des Mahlens und Backens vereinigt betrieben wurden. Die Mühlen haben nicht durchgehends genau dieselbe Gestalt und Größe; doch stimmen sie im Wesentlichen überein. Der Hofrath H. beschränkte sich zunächst auf die Beschreibung derjenigen, die er genauer zu untersuchen Gelegenheit hatte. In einem von vier Mauern eingeschlossenen Raume befindet sich ein Backofen, der in seiner Einrichtung unseren gewöhnlichen Backöfen nicht unähnlich ist. Seine vordere Seite ist gerade; hinten ist der Heerd zugerundet und darüber ist ein Gewölbe gespannt.

Das Mundloch an der vorderen, geraden Wand ist durch Platten von demselben Gestein von der Somma gebildet, woraus die Mühlen bestehen. Vor dem Mundloche ist ein Mantelgemäuer, mit einer engen Schlotte aufgeführt. Vor dem Backofen befinden sich an der Seite mehrere, eingemauerte, thönerne Gefäße, die vermuthlich zur Aufnahme von Wasser dienten. Im mittleren Theile des zur Bäckerey bestimmten Raumes stehen drey Mühlen, in nicht bedeutenden Entfernungen von einander. Ihre Größe und Construction ist so beschaffen, daß sie entweder durch Menschen, oder durch Thiere in Bewegung gesetzt werden konnten. Sie stehen aber so genähert, daß man annehmen muß, daß in jenen Bäckereyen zu Pompeji, Menschen die Arbeit verrichteten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie nicht sämtlich gleichzeitig gebraucht wurden. Dieß scheint theils aus ihrer großen Annäherung, theils daraus zu folgen, weil ihre Einrichtung keine Stellung zuließ; daher vielleicht jede der Mühlen eine bestimmte, weitere oder engere Stellung hatte, so daß die Frucht zuerst auf der einen gröber, auf der zweyten feiner gemahlen wurde u. s. f. Die Mühlen bestehen aus zwey Haupttheilen. Der eine feststehende Stein war vermittelst eines unteren, cylindrischen Stückes in den Boden versenkt und hat oben, wo er mit dem beweglichen Steine in Berührung kam, eine abgestumpft kegelförmige Gestalt. Dieser Stein wurde daher nach dem Zeugnisse des alten Juristen Paulus, *meta* genannt. Die betreffende Stelle (L. XVIII. §. 5. Digestor. De instructo vel instrumento legato) ist folgende: *Cum de villico quaereretur, et an*

instrumento inesset, et an dubitaretur: Scaevola consultus respondit, si non pensionis certa quantitate, sed fide dominica coleretur, deberi. Idem consultus de meta molenitaria respondit, si rusticis ejus fundi operariis moleretur, eam quoque deberi. Est autem meta inferior pars molarum, catillus superior.' Man hat die Richtigkeit dieser Stelle bezweifeln wollen. Besonders hat Scaliger in seinem Commentar zum Manilius (Astron. III. 307) sie verdächtig zu machen gesucht; worauf sich dann wieder Andere bezogen haben, u. A. Gesner im Thesaurus. Das was Scaliger anführt, kann Nichts beweisen, denn er bezog sich nur auf die älteren Reibwerke zum Zermalmen des Getreides, bey denen ein kegelförmiger Läufer in einem ausgehöhlten Gefäße sich bewegen mochte. Das Unstatthafte jenes Zweifels hat bereits Meister in seiner Dissertation de Torculario Catonis gerügt, welchem auch Schneider in der Abhandlung de Trapeto torcularia et prelo Catonis beypflichtete. Auffallend ist es, daß auch Beckmann irrte, indem er in seiner trefflichen Arbeit über die Geschichte der Getreidemühlen angab, daß die Römer den Läufer Meta, den Bodenstein Catillus genannt hätten. Bey einigen der Mühlen, die man zu Pompeji sieht, ist das cylindrische Stück des Bodensteins, da wo solches aus dem Boden hervorragt, von einem größeren cylindrischen Kranze umgeben, der die Fläche bildete, auf welcher die gemahlene Frucht sich ansammelte. In der kleinen, runden Fläche, wodurch die Spitze des Kegels abgestumpft ist, befindet sich eine viereckige Vertiefung, deren Zweck auf den

ersten Blick sehr räthselhaft ist; die entweder von denen, welche jene Mühlen erwähnt haben, gar nicht beachtet worden, oder zu Annahmen Veranlassung gegeben hat, die nicht zulässig sind. Die zuvor beschriebene Handmühle, welche zu Trier sich befindet, gibt darüber Aufschluß. Es diene nämlich jene Vertiefung ohne Zweifel zur Aufnahme einer eisernen Pfanne, in welcher der Zapfen des Läufers sich bewegte, wie gleich näher angegeben werden soll. Der zweyte bewegliche Haupttheil jener Mühlen hat beynah die Gestalt von zwey, mit den abgestumpften Spitzen gegen einander gesetzten Kegeln, oder gewissermaßen die Form eines Stundenglases. Die untere Hälfte dieses Läufers schließt auf den oberen, kegelförmigen Theil des Bodensteins, jedoch nicht ganz genau, indem nach oben der Zwischenraum zwischen den reizbenden Flächen sich etwas erweitert, um den Körnern um so leichter den Eingang zu gestatten. Die obere Hälfte des Läufers vertritt die Stelle des Kumpfes bey unseren Mühlen, indem sie zur Aufnahme der zu mahlenden Frucht bestimmt war. Die innere Fläche dieses Theils weicht durch eine sanfte Biegung von einer Kegelfläche etwas ab. Dieser Läufer wurde nach der vorhin angegebenen Erklärung des Paulus, Catillus genannt, welcher Name zwar nicht der Gestalt des ganzen Läufers, aber wohl der einer jeden Hälfte und zumal des oberen, freyen Theils entspricht. Der Zustand, in welchem sich jene Mühlen zu Pompeji erhalten haben, läßt die Vorrichtung nicht erkennen, wodurch der Läufer getragen und seine Bewegung möglich wurde, indem das Eisenwerk verschwunden ist und der Läufer un-

mittelbar auf dem Bodensteine ruhet. Es ist jedoch nicht wohl denkbar, daß er ohne besondere Vorrichtung, in dieser zum Theil ganz anschließenden Berührung bewegt wurde. Es ist dieses um so weniger wahrscheinlich, da eine solche höchst unvollkommene Einrichtung nicht einmal den kleinen Handmühlen eigen war. Man wird daher annehmen dürfen — wofür ganz besonders die vorhin erwähnte Vertiefung in der Endfläche des Bodensteins redet — daß in den Läufer, in der Gegend, wo er mit dem oberen Ende des Bodensteins zusammenstößt, dicht unter seiner größeren Verengung, ein mit einem Zapfen versehenes Eisen eingeklemmt war, welches eine solche Einrichtung hatte, daß, wie bey der Haue unserer Mühlen, die Frucht durch die Oeffnungen, welche zwischen dem Eisen und dem Halse des Läufers blieben, in den zwischen den reibenden Flächen befindlichen Raum gelangen konnte. Auf solche Weise wurde der Läufer getragen und erhielt durch den in der Pfanne laufenden Zapfen, leichte Beweglichkeit. Ueber die Art wie die Umdrehung des Läufers bewirkt wurde, gibt seine Beschaffenheit genügenden Aufschluß. Der Läufer hat nämlich auswendig, in der Gegend, wo das obere Ende des Bodensteins eintrifft, an zwey einander gegenüber liegenden Seiten, eine starke Brüstung, in deren jeder sich ein viereckiges Loch befindet, welches offenbar dazu bestimmt war, um darin das Ende einer hölzernen Stange zu befestigen. Dieß geschah vermittelst eines Pflockes oder Nagels, zu dessen Aufnahme zwey cylindrische Löcher dienten, welche an den Seiten jener Brüstungen, rechtwinklich gegen das viereckige Loch gerich-

tet sind und mit denen ein Loch am Ende der Stange zusammen traf. Vermittelst der beiden Stangen konnte der Läufer durch eine mächtige, entweder schiebend oder ziehend wirkende Kraft, von zwey Menschen, oder zwey Zuthieren bewegt werden. Die senkrechte Höhe der ganzen Mühle — deren Dimensionen von dem Hofrath H. nicht genau gemessen, sondern nur geschätzt werden konnten — von der Stelle, wo sie aus dem Boden hervorragt, bis zum oberen Rande des Läufers, beträgt etwa 5. . 5½ Fuß und die innere größte Weite des Läufers etwa 3 Fuß. Die Steindicke des letzteren mißt im Durchschnitt ein paar Zoll, nimmt aber gegen den mittleren, engeren Theil im Allgemeinen etwas zu und beträgt da, wo die Brüstungen sich befinden, wohl 5 . . 6 Zoll. Uebrigens sind, wie oben bereits bemerkt worden, nicht sämtliche Mühlen, die sich zu Pompeji erhalten haben, von völlig gleicher Größe. — Eine Mühle von ganz ähnlicher Construction, nur um Vieles kleiner als die eben beschriebenen, aus Nordafrica, sah der Hofrath H. in dem Museum zu Leyden. Offenbar haben jene größeren Römischen Mühlen in ihrer Construction viele Analogie mit den kleineren Handmühlen, die wohl ohne Zweifel früher erfunden worden und auch allgemeiner im Gebrauch geblieben sind. Der flache Kege! des Bodensteins der letzteren hat sich bey den ersteren in einen spitzeren verwandelt, so wie die flachere Gestalt des Läufers bey den Handmühlen in eine mehr langgezogene übergegangen ist. Auf solche Weise läßt sich ein allmählicher Formenübergang unter den verschiedenen, zum Mahlen der Frucht dienenden Vorrichtungen nach-

weisen. Aus dem flachen Reibsteine wurde zuerst eine flach vertiefte Reibschaale, daraus ein tieferer Mörser. Die Keule erhielt Zapfen und Handhabe — der erste Schritt zu einer zum Mahlen bestimmten Maschine. Der früher concave Boden wurde convex, die Keule in eine concave Scheibe verwandelt; der Rand wurde erniedrigt, aber mit Oeffnungen zum Ausgange des Gemahlten versehen. Der Rand verschwand ganz und der Bodenstein erhielt einen Zapfen, auf welchem sich der Läufer vermittelst einer Handhabe drehen ließ. Die Handmühle wurde allmählich vergrößert; um ihr nun aber nicht einen zu großen Durchmesser zu geben und um thierische Kraft dabey anwenden zu können, machte man sie verhältnißmäßig höher und bildete, um das beständige Ausschütten zu vermeiden, einen größeren Raum zur Aufnahme einer größeren Menge von Frucht.

Weniger allmählich war der Uebergang zur Wassermühle. Um Wasserkraft in Anwendung bringen zu können, waren besondere Maschinentheile erforderlich. Merkwürdig ist es, daß die Römer bey ihren Wassermühlen schon einer Construction sich bedient haben, die bis auf den heutigen Tag sich bewährt hat. Die klare Beschreibung, welche Vitruv von einer Römischen Wassermühle gegeben (Lib. X. Cap. 10), paßt im Wesentlichen genau auf die Einrichtung des einfachen Mahlganges unserer Mühlen.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 15. August 1831.

G ö t t i n g e n.

Bey Dieterich: Supplément au recueil des principaux traités d'alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange etc conclus par les puissances de l'Europe tant entre elles qu'avec les puissances et états dans d'autres parties du monde depuis 1761 jusqu'à présent, précédé de traités du XVIIIème siècle antérieurs à cette époque et qui ne se trouvent pas dans le corps universel diplomatique de Mrs. Dumont et Rousset et autres recueils généraux de traités. Par George Frédéric de Martens, continué par Frédéric Saalfeld. Tome XII. 1825.. 1830 incl. Auch unter dem Titel: Nouveau recueil de traités d'alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange etc. et de plusieurs autres actes servant à la connoissance des relations étrangères des puissances et états de l'Eu-

rope tant dans leur rapport mutuel que dans celui envers les puissances et états dans d'autres parties du globe depuis 1808 jusqu'à présent. Tiré des copies publiées par autorité, des meilleures collections particulières de traités et des auteurs les plus estimés. Tome VIII. 1825..1830 incl. 1831. 426 S. in Octav.

Dieser neue Band der Fortsetzung der von Martens'schen Sammlung von Verträgen enthält die beiden Jahrgänge von 1829 und 1830, nebst einigen Nachträgen zu den früheren Jahrgängen seit 1825. Plan und Einrichtung dieses Werks sind auch in diesem Bande sich gleich geblieben. Das Ausbleiben einiger mit Sicherheit erwarteten Sendungen von Beyträgen, namentlich aus America, hat leider den Herausgeber genöthigt, verschiedene Actenstücke, welche der Zeitfolge nach, schon in diesem Bande hätten erscheinen sollen, für den nächsten Supplementband aufzusparen. Wer die mit einer solchen Sammlung unvermeidlich verbundenen Schwierigkeiten und die Unsicherheit einer in große Entfernungen gehenden Correspondenz kennt, wird ihm deshalb keinen Vorwurf machen.

F. S.

L o n d o n .

For John Murray, 1830: Arabic Proverbs or the manners and customs of the modern Egyptians, illustrated from their proverbial sayings current at Cairo, translated and explained by the late John Lewis Burckhardt. Published by authority of the association for promoting the discovery

of the Interior of Africa. VII und 232 S. in gr. Quart.

Die Zeit, wo sich die Ansichten eines noch nicht zum zusammenhängenderen philosophischen Denken fortgeschrittenen Volks in kurzen von Mund zu Mund gehenden Denksprüchen festsetzen, ist nach dem Untergange früherer Cultur in die neuere muhammedanische Welt zurückgekehrt. So hat sich auch das ganze Leben und Treiben der neuern arabisierten Aegypter in Denksprüchen ausgeprägt, und nichts führt näher und sicherer zur Kenntniß des Volks und Landes als diese mitten aus dem Volksleben entstandenen Sprüche. Schon nach dieser Rücksicht muß die vorliegende Sammlung von 782 ägyptischen Sprüchen wichtig scheinen; sie kann die Berichte der europäischen Reisenden wesentlich ergänzen und berichtigen. Obwohl einige sehr schöne Lebensregeln sich in dieser Sammlung finden, welche an die herrlichsten Stellen der salomonischen Sprüche erinnern (wie N^o. 117. 170. 249. 692), so sind doch die meisten sprechende Zeugen der großen sittlichen Entartung, in welche die neuern Aegypter gesunken sind, so wie des höchst verderblichen Einflusses der türkischen Herrschaft auf die Sittlichkeit des an geistigen und leiblichen Gütern immer tiefer sinkenden Volks (vgl. unter vielen andern N^o. 392 'strafe den Unschuldigen, damit der Schuldige bekenne' als Maxime der Regierung; dagegen als Maxime des Volks N^o. 598 'glaube dem Emir nicht, da der Bezier dich betriegt'). Wie unendlich erhaben stehen in dieser Rücksicht die altarabischen Sprüche, welche berühmte arabische Philologen, Maidani, Abu-Ubaida u. a. gesammelt haben, über den hier zusammengestellten! jene sind aus dem Leben des freyen und

edeln Volkes geflossen, diese aus dem des lange unterdrückten und entarteten. In der Form aber haben die neueren Sprüche große Aehnlichkeit mit den alten; denn ein entfernterer Zusammenhang des neueren arabisierten Aegyptens mit den alten Arabern läßt sich auch hier nicht verkennen. Der Spruch kleidet sich noch immer gern in den Reim; er liebt dieselbe Schärfe des Witzes und des Gegensatzes, welcher die alt-arabischen Sprüche auszeichnet. Viele Sprüche sind aus Dichterstellen geflossen; andere schildern Gleichnisse und erweitern sich bis zu kleinen Fabeln. Daß sie auch auf viele Stellen der Bibel, besonders des N. T., ein Licht werfen, liegt in der Natur der Sache, wie man z. B. besser einsehen wird daß ܩܕܝܫܐ 'der Leidende' auch 'den Frommen' bedeuten könne, wenn man den Gebrauch des ܩܕܝܫܐ in diesen Sprüchen, und das was Burckhardt ohne an die Bibel zu denken S. 43 flg. darüber sagt, vergleicht. — Die Sprache dieser Sprüche soll nach Burckhardt die in Kairo herrschende seyn; jedoch scheint sie sehr gemischt zu seyn, wenigstens muß man davon die Dichterstellen ausnehmen; auch ist der Grund dieser Sammlung schon vor hundert Jahren durch einen Gelehrten von Kairo, Scherefeddin ibn Asad, gelegt. Zur Erklärung des oft versteckteren Sinnes der Sprüche hat B. aus seiner sichern Kenntniß des orientalischen Lebens so viel beigetragen als irgend möglich war. Bisweilen breitet sich die Erklärung über manches weniger Bekannte aus, wohin die Beschreibung der Heirathsfeyerlichkeiten in verschiedenen Gegenden S. 113..119, und der ägyptischen Blume Beschnein, des Lotus der Alten S. 220 flg., gehört. Auch die Abweichungen

der jetzigen ägyptischen Sprache von der alt-arabischen sind berücksichtigt, obgleich ein europäischer Philolog hier manches anders ansehen kann, wie auch der bescheidene Verf. in der Vorrede selbst vermuthete. Manches ist z. B. ohne Grund zu Versen gemacht (N^o. 89. 439). Einige Fehler, welche ein verständiger europäischer Herausgeber dieses kurz vor Burckhardt's Tode geschriebenen Werks leicht hätte verbessern können, stoßen unangenehm auf, wie N^o. 32 lies *اشتهن*, N^o. 242 steht *ى* nach ägyptischer Aussprache für *ى* von *نو*, nicht aber für *هدى*, N^o. 524 im Verse lies *تبر* für *يبروا*, N^o. 344 ist die Stellung der Worte einzig richtig und bedarf keiner Verbesserung. Dem allgemeinen Werthe nach ist dieß Werk ohne Zweifel ein würdiger Anhang zu den vier größern Werken des ausgezeichneten Reisenden, deren letztes in St. 76 d. J. angezeigt ist.

G. H. U. C.

M a i l a n d.

In der Kaiserl. Königl. Druckerey: Memorie dell' Imperiale Regio Istituto del Regno Lombardo-Veneto. Volume Terzo. Anni 1816 e 1817. 374 S. in Quart. 1824.

Ueber die Lagerungen einiger Vorphyr- und Granitgebirge, die vom Grafen Marzari Pancati in Tyrol beobachtet worden sind, von Scipio Breislak. Abhandlung gegen die absolute Nothwendigkeit der gegenwärtigen Anordnung des Weltsystems, die in dem Werke Systeme de la Nature behauptet wird, von Pietro Gossali. Ueber einige sonderbare Kno-

chenbrüche von Giovanni Battista Palletta. Entwicklung einiger Eigenschaften der Wurzeln der Einheit von Paolo Ruffini. Beobachtungen über einige magnetische Erscheinungen von Simone Stratico. Untersuchung der medicinischen Frage, ob der Gebrauch des innerlich gegebenen Phosphors als nützlich, schädlich oder gleichgültig angesehen werden kann, von Pietro Moscati. Einige Versuche über die Entwicklung der Wärme bey der Reibung der Körper von Giuseppe Morosi. Untersuchungen über den Namen und die frühere Beschaffenheit der unbebauten Heideländer in der Lombardey von Luigi Bossi. Naturhistorische Beobachtungen, angestellt auf den Silabergen in Calabrien von Brocchi. Ueber die Ausflußgeschwindigkeit des Wassers, welches durch eine sehr kleine Oeffnung aus einem großen prismatischen Gefäße läuft, in dem das Wasser immer auf gleicher Höhe erhalten wird, von Giuseppe Avangini. Ueber die Grundsätze, nach denen man die Werke der bürgerlichen Baukunst beurtheilen muß, von Simone Stratico. Ueber die Verhältnisse und Gebräuche der Juden von Domenico Monga. Ueber die Rückwirkung des aus Gefäßen fließenden Wassers von Vincenzo Brunacci. Ueber die Berechnung der hydraulischen Maschinen von Vincenzo Brunacci. Enthält erstens die Berechnung der Maschinen, die durch den Stoß des Wassers in Bewegung gesetzt werden; zweytens Berechnung der von Finugio angegebenen Maschine; drittens, Berechnung des hydraulischen Hebers; viertens, Berechnung der Paternostermaschine von Frangini. Ueber die Verhärtung des Zellgewebes bey Kindern von Bassiano Carminati, und Palletta. Außer den hier angegebenen Abhand-

lungen sind noch die Lebensbeschreibungen folgender verstorbenen Mitglieder der Academie beygefügt: Carlo Passeroni, Alfonso Longo, Pio Fontoni, Angelo Fumegalli, Luigi Villa, Francesco Reggio, Lodovico Sevioli, Francesco Soave, Saverio Bettinelli, Paolo Delanges, Michele Rosa, Antonio Testa, Vincenzo Ghiminnella, Giuseppe Jacopi, Girolamo Saladini, Tomaso Noni, Michelo Uraldi, Giovanni Battista Corniani, Luigi Lamberti, Leopoldo Caldani, Giambattista Monteggia.

L e i p z i g.

Bey Hartknoch, 1831: Deutsche Dichter, erläutert von M. W. Götzinger; für Freunde der Dichtkunst überhaupt, und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. Erster Theil. 687 S. in 8.

Das gegenwärtige Buch ist bestimmt nicht für Schüler, sondern für Lehrer, denen die Erklärung deutscher Dichter in den Schulen übertragen ist. In wie fern eine solche Erklärung in den Schulen passend ist, darüber sind die Stimmen noch sehr getheilt. Daß man sie, so wie die alten Classiker erklären solle, scheint uns nicht ganz passend, da nicht gleiche Bedürfnisse hier eintreten. Wort- und Sacherklärungen fallen hier größtentheils als überflüssig weg, und so bleiben hauptsächlich nur die ästhetischen Erörterungen übrig, wobey wieder die Frage entsteht, ob die Schüler dafür schon reif sind? Von bloßen Declamierübungen, deren Zweckmäßigkeit Niemand verkennen wird, ist hier nicht die Rede. Dürfen wir unsere Meinung sagen,

so ist sie folgende. Allerdings sollte eine historische Uebersicht der Geschichte unserer poetischen Literatur in den Schulunterricht in den höheren Classen aufgenommen werden, damit nicht die Kenntniß derselben sich, wie so oft auf die letzten zwey oder drey Decennien beschränkt. Dabey finden wir es sehr passend, und selbst nothwendig, daß einzelne Stücke als Proben vorgelesen und commentiert werden. Dieß scheint uns aber auch hinreichend.

Dem vorliegenden Werke ist eine Einleitung vorangeschickt, über Kunst überhaupt und Dichtkunst insbesondere. Dieser erste Theil umfaßt die kleineren erzählenden Dichtungsarten, Romanzen, Balladen, Idyllen. Wir vermiffen die Fabel, worin wir so vortreffliche Muster besitzen, sollen diese erst in dem zweyten Bande folgen? Oder soll der Name eines Gelehrten, des Lehrers unserer Nation, etwa nicht in den Schulen mehr gehört werden, weil man jetzt nur von drey oder vier andern spricht? Denn weiter scheint die Kenntniß unserer critischen Wortführer sich nicht zu erstrecken. Unter den Dichtern, deren Werke hier aufgenommen sind, ist Bürger der älteste. Seine *Lenore* steht voran, und bleibt allerdings das nicht wieder erreichte Muster. Allen sind reich ausgestattete Erörterungen beygefügt, so daß die Lehrer, denen dieser Unterricht übertragen ist, allerdings reichen Stoff hier finden werden.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.

Den 18. August 1831.

K ö n i g s b e r g.

Bey J. H. Bon: Ueber die Cholera-Krankheit. Ein Sendschreiben J. Ch. v. Loder's, wirkl. Staatsrathes und Kaiserl. Leibarztes zu Moskwa. 1831. 60 S. in 8.

Dies Sendschreiben ist an den Geh. Rath und Leibarzt von Stoffregen zu St. Petersburg gerichtet, welcher eine umständliche Nachricht über die Cholera, welche seit der Mitte des Septembers 1830 in Moskau herrschte, und eine Beantwortung der über diesen Gegenstand vorgelegten Fragen verlangt hatte, und dessen Wunsch der berühmte und in seinem hohen Alter noch so thätige Verf., so weit es seine eingeschränkte Zeit erlaubte, zu willfahren suchte. Obgleich es nun keine ausführliche Monographie über die Cholera seyn sollte, so werden doch darin die wichtigsten diese jetzt allgemeines Interesse erregende Krankheit betreffenden Punkte von einem Augenzeugen erörtert, und es zog die Aufmerksamkeit des Rec., wie gewiß auch vieler anderen Aerzte, um so mehr auf sich, als es, wenn man

von den Werken der Engländer und Franzosen über die Indische Cholera absieht, zu den wenigen Schriften gehört, die bis jetzt von Aerzten, welche die Krankheit selbst beobachtet und behandelt haben, über diese epidemische Cholera herausgegeben worden sind. Wegen der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes will Rec. die Ansichten und Bemerkungen des Verfs. so umständlich, als es der Raum unserer Blätter nur erlauben kann, mittheilen, zugleich aber auch auf andere, in mehreren Zeitschriften mitgetheilte, Berichte über diese Cholera, insofern sie zur Beurtheilung mancher Thatsachen wichtig sind, Rücksicht nehmen.

Zuerst hält es der Verf. (S. 2) für unzweifelhaft, daß die in Moskau vorgekommene Cholera mit der in Ostindien fast einheimischen von einerley Art sey, obgleich die von den vorzüglichsten dortigen Aerzten empfohlene Heilmittel sich in Moskau in ihrer Wirkung nicht durchaus bewährt hätten, wovon die Ursache vielleicht hauptsächlich in der großen Verschiedenheit des Klima's und der Lebensart, auch wohl selbst in der Beschaffenheit des Blutes und des Nervensystems der Einwohner, liegen möge. In Absicht der Zufälle und des Verlaufes, auch der Tödtlichkeit, kämen beide mit einander überein.

Hierbey bemerkt Rec. nur, daß zu unterscheiden ist zwischen der gewöhnlichen, manchmal auch höchst schlimmen Cholera, welche seit alten Zeiten in Indien wie in anderen Ländern theils sporadisch, theils auch epidemisch vorgekommen ist, und zwischen der besonderen epidemischen Art der orientalischen Cholera, welche vorzüglich seit dem Jahre 1817 in Bengalen erschien, dann weiter über Indien und andere Theile von Asien sich verbreitet hat. Diese epidemische Art, deren Ankunft am Mittelländischen und Caspischen Meere, an den Pforten von Europa im Som-

mer 1823 der würdige Director des Medicinalwesens im Russischen Reiche, Staatsrath Rehm ann in Hufeland's Journ. der pract. Heilk. (1824. Jun. 9) anzeigte und auf die Gefahr ihrer Verbreitung und die dagegen zu treffenden Maßregeln aufmerksam machte, ist es wohl, welche nach Europa fortgepflanzt worden ist, wenn sie auch hier einen mildereren Character angenommen haben mag als in Indien.

Gegen die angeführte Meinung, daß die Cholera in Moskau mit der Indischen von einerley Art gewesen, hat sich zwar ein Arzt in Moskau, der Dr. Sahnichen erklärt, welcher (in einer Abhandlung über die Cholera in Moskau in Hecker's literar. Annal. d. Heilk. 1831. April) überhaupt als ein arger Gegner des Verfs. aufgetreten ist und sich gegen den würdigen Veteran einen Ton erlaubt hat, durch welchen ein junger Mann wohl bey vielen soliden Gelehrten seinem Rufe eher schaden als sich empfehlen möchte, und welcher übrigens neben manchen allerdings interessanten Bemerkungen über diese Cholera doch auch manche Ansichten geäußert hat, die vor einer genaueren Critik nicht wohl bestehen würden. Dieser hat nun für seine Meinung, daß der Verlauf und die Symptome der Russischen Cholera merklich von denen der Indischen abwichen, die Characteristik, welche Deville von der im Jahre 1818 in Calcutta beobachteten Cholera gegeben, angeführt, wornach schon in zwanzig und manchmal weniger Minuten die stärksten Menschen dadurch getödtet worden, die Schmerzen äußerst heftig, das Erbrechen sehr häufig und beschwerlich, die ausgeleerten Materien grün und öfters schwarz gewesen seyen &c. Diese Characteristik bezieht sich aber nur auf schlimmere Fälle der indischen Cholera, dergleichen auch schon vor dieser neuen epidemiz

schen Art vorgekommen sind. Daß aber auch die Cholera in Rußland, obgleich sie im Allgemeinen milder gewesen ist als in Indien, hier und da höchst schlimm und schnell tödtlich war, daß auch dort Fälle von der sogenannten schwarzen Cholera (einer von dem sogenannten schwarzen Tode ganz verschiedenen Krankheit, vergl. mein Handb. der spec. Pathologie u. Therapie, 4. Ausg. B. 1. S. 304 und besonders die daselbst angeführte Schrift von Sprengel) vorgekommen sind, ist durch andere Berichte bekannt geworden. Vergl. besonders von Hübenenthal's Darstellung und Behandlung der orient. Cholera in Hufeland's Journ. der pract. Heilk. 1831. Jan. S. 88 flg. Außerdem sind aber die wichtigsten pathognomonischen Symptome dieser epidemischen Cholera, das Brennen in der Magengegend mit heftigem Durste und Verlangen nach kaltem Wasser, die große Beklemmung und Angst, die Beschaffenheit der durch Erbrechen und Bauchfluß ausgeleerten Materie, nämlich dünner, weißlicher, flockiger, manchmal auch röthlicher oder schwärzlicher Flüssigkeit, die oft geruchlos ist, in vielen Fällen aber auch einen sauren, nach Anderen widerlich süßlichen, zuweilen auch stinkenden Geruch hat und nicht mit Galle vermischt ist, das plötzliche Sinken der Kräfte, des Pulses, der bald gar nicht mehr zu fühlen ist, und Stocken des Kreislaufes, die schwarze, dicke und zähe Beschaffenheit des Blutes, die schnelle Unterdrückung der Harnabsonderung, die schneller eintretende Eiskälte und das Zusammenschrumpfen der Extremitäten, die voll Runzeln werden und wie in warmem Wasser gebrühet aussehen, wie auch die Kälte des Mundes, der Zunge zc., und des Athems, das äußerst schnell veränderte, ein ängstliches Ansehen habende und bald auch eingefallene, leichen-

hafte Antlitz, die schnell in den Gliedmaßen, zumal in den unteren und bald auch den oberen eintretenden Krämpfe und Zuckungen, die schwache, heisere, oder hohle, gedämpfte Stimme (als ob sie, wie Annesley sagt, aus einem Grabe käme), die blaue Farbe der Lippen, des Antlitzes und der Gliedmaßen oder der ganzen Haut, die kalte Feuchtigkeit auf der Oberfläche des Körpers, große Unruhe &c., bey welchen Zufällen die Kranken doch meistens bis kurz vor dem Tode ihr Bewußtseyn behalten, nach den meisten Berichten der Russischen Aerzte sämmtlich in Moskau wie in Astrachan und Drenburg sowohl als in Indien beobachtet worden. Uebrigens kommen ja auch, wenn man besonders von der Beschaffenheit des Blutes und in Bezug auf viele Fälle auch der ausgeleerten Materie absieht, die meisten Symptome der orientalischen Cholera auch in schweren Fällen der gewöhnlichen Cholera vor, nur daß sie bey jener schneller und heftiger sich zu äußern pflegen.

Auf die Frage, wie die Cholera nach Moskau gekommen sey, ob durch einige Barken? oder durch Menschen, welche diese Krankheit an sich trugen? oder bloß durch den Strom der mit dem Miasma angefüllten Luft? wird zuerst (S. 3) geantwortet, daß sich dies aller sorgfältigen Nachforschungen ungeachtet nicht mit Gewißheit habe ausfindig machen lassen. Durch die Luft allein könne es wohl nicht seyn, weil die Cholera dann einen bestimmten geraden Weg genommen und nicht manche ihr im Wege liegende Ortschaften überhüpft haben würde; auch dann alle gegen die Verbreitung derselben getroffenen Maßregeln ohne Nutzen gewesen seyn würden, was doch nicht der Fall sey. Daß aber die Luft den Stoff zu dieser Krankheit, ohne welchen sie

nicht entstanden seyn würde, enthalte, ergebe sich aus den hernach anzuführenden Umständen.

Gleich hernach (S. 4) heißt es jedoch, es lasse sich daher (?) wohl mit Gewißheit behaupten, daß die Krankheit durch Menschen, welche mit derselben angesteckt waren, hieher gebracht worden sey. Um dieß zu beweisen, wird aber, außer den Beispielen, welche man in Ostindien und in anderen Ländern beobachtet habe, nur angeführt, daß diese Krankheit von Astrachan nach Saratow und anderen Städten durch Barken gebracht worden, daß dagegen in Sarepta, wo man keiner Barke mit Flüchtlingen aus Astrachan zu landen erlaubt habe, und auch den Fuhren, welche von dem Nischneischen Jahrmärkte, wo die Cholera nachher war, durch Sarepta passieren mußten, schlechterdings kein Aufenthalt in derselben Stadt verstattet worden, kein einziger an der Cholera leidender Kranker vorgekommen sey.

Nachdem der Verf. ferner (S. 6 flg.) bemerkt hat, daß sich bis jetzt nicht habe bestimmen lassen, worin das feine in der atmosphärischen Luft enthaltene Miasma bestehe, spricht er doch auch die Meinung aus, daß eine gewisse Beschaffenheit in der atmosphärischen Luft sey, welche das Entstehen dieser Krankheit bewirke oder begünstige, und daß der klare Beweis davon schon darin liege, daß die Cholera sich epidemisch gezeigt und durch viele Gegenden verbreitet habe. Auch sey es merkwürdig, daß, seitdem sie dort vorgekommen, eine fast allgemeine Anlage zu anhaltenden Durchfällen, Coliken, Mangel an Appetit, fehlerhafter Verdauung, Kollern im Leibe, Uebelkeit, Magendrücken, Schwindel, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit oder unruhigem Schlafe, auch bey Personen, welche von der Cholera nicht befallen worden, Statt gefunden habe, und daß sich, während der dort herr-

schen den Cholera, die gewöhnlichen Herbstkrankheiten, z. B. Gallen- und Katarrhalsieber u. nicht gezeigt hätten, seit der Abnahme der Cholera aber wieder zum Vorschein gekommen wären, was doch offenbar eine eigene Constitution der Luft anzeige. Auch sey es sonderbar gewesen, daß der Barometer, selbst bey schlechterem Wetter, fast immer hoch stand.

Bey diesen Aeußerungen des Verfs. wäre wohl in mancher Hinsicht eine genauere Bestimmung zu wünschen. Insbesondere hat er auch das Wort Miasma, welches von den älteren Aerzten allerdings in demselben Sinne wie Contagium genommen worden ist (wie man aus den besseren medicinischen Wörterbüchern von Blancard, Castelli u. ansehen kann), von den Neueren aber für die feineren in der Luft vorkommenden Schädlichkeiten, welche theils gar nicht oder nicht immer im thierischen Körper erzeugt werden, theils nicht immer dieselbe Krankheit hervorbringen, gebraucht wird, in keinem genau bestimmten Sinne gebraucht, so daß es bald auf solche atmosphärische Einflüsse, die noch keine Ansteckungsstoffe sind, bald auf wahre in dem kranken Organismus erzeugte Ansteckungsstoffe bezogen werden kann. Eben so hat er sich über das Verhältniß der epidemischen und ansteckenden Krankheiten zu einander nicht genau erklärt. Auf den gegen die Verbreitung des Miasmas durch die Atmosphäre gemachten Einwurf, daß die Krankheit über manche ihr im Wege liegende Orte Sprünge gemacht habe, ist schon von Husfeld (Journ. d. pract. Heilk. 1831. April. S. 99) geantwortet worden, daß so gut wie zur Aufnahme des Contagiums im Organismus, eben so auch in der Atmosphäre Receptivität gehöre, und daß es sich recht wohl denken lasse, daß die Atmosphäre manches Ortes weniger, manches

Ortes mehr zur Aufnahme des Luftcontagiums disponiert sey. Für die Behauptung aber, daß die Krankheit durch von derselben angesteckte Menschen nach Moskau gebracht worden sey, hat der Vf. keine in Moskau selbst dargethane Facta angeführt, sondern sich nur auf die Beyspiele, welche von andern Orten angeführt worden sind, bezogen. Daher möchten auch diejenigen, welche der Meinung sind, daß die Cholera auch wie eine atmosphärisch-epidemische Krankheit weiter verbreitet werden könne, den Schluß des Verss. nicht für außer Zweifel gesetzt halten. So sagt auch der Dr. Jähnichen in seiner Schrift über die Cholera in Moskau (in Hecker's literar. Anz. d. Heilk. 1831. Apr. S. 390 flg.), daß zu der Behauptung, wonach die Krankheit durch von derselben angesteckte Menschen dorthin gebracht worden seyn soll, trotz aller angestellten Untersuchungen die nöthigen Thatsachen fehlten, daß aber für die Gegenwart einer epidemischen Luftconstitution die Ueberzeugung aller moskauerischen Aerzte spreche. Auch wird in dem in Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde 1831. №. 654. mitgetheilten Auszuge aus einem vom 21. März d. J. datirten Berichte des Königl. Preuß. Regierungs- und Medicinalrathes Dr. Albers die Bemerkung mitgetheilt, daß noch zu dieser Zeit in Rußland über die so überaus wichtige Frage, ob und in wie fern die Cholera ansteckend und verschleppbar sey? die größte Meinungsverschiedenheit herrsche, daß sich zwey Parteyen, die der Contagionisten (welches, wie weiterhin bemerkt wird, fast alle diejenigen seyen, welche die Cholera nicht gesehen haben, und denen daher von den andern Denkenden dieß hauptsächlich zum Vorwurfe gemacht werde) und der Anticontagionisten, gebildet hätten, daß insbesondere als die Cholera zu-

erst nach Moskau gekommen sey, alle dortigen Aerzte an die Contagion geglaubt hätten, daß aber die im Verlaufe der Epidemie gemachten Erfahrungen eine dieser völlig entgegengesetzte Ueberzeugung hervorgebracht hätten. Sie hätten die Unmöglichkeit, eine Stadt wie Moskau mit 300,000 Einwohnern und von beynähe 7 Meilen Umfang auf längere Zeit vollkommen zu sperren, erwogen, und die vielfachste Gelegenheit gehabt, die tägliche Umgehung dieser Maßregeln zu sehen. Während der Epidemie hätten ungefähr 40000 (nach unserm Verf. gegen 70000) Menschen die Stadt verlassen, von denen wenigstens eine sehr große Menge die Quarantäne nicht gehalten habe, und dennoch sey kein Fall bekannt, daß die Cholera von Moskau nach irgend einem anderen Orte verschleppt worden, und gewiß sey es, daß in sämtlichen Quarantainen kein einziger Fall von Cholera vorgekommen sey. Noch mehr hätte die am Orte selbst gemachte Erfahrung dazu beygetragen, die Krankheit für nicht ansteckend zu halten, indem es in vielen Häusern vorgekommen sey, daß ein Individuum von der Cholera ergriffen, von den Angehörigen ohne alle Rücksicht gepflegt worden und es doch bey dem einen Krankheitsfalle geblieben, alle übrigen Glieder des Hauses verschont worden seyen, und indem man endlich auch gesehen habe, daß nicht nur Aerzte und Krankenwärter von der Cholera frey geblieben seyen, sondern auch daß erstere ihre Zeit in dem Besuche der Cholera-kranken und dem des übrigen Publicums getheilt hätten, ohne daß dadurch eine Verbreitung der Krankheit herbeigeführt worden sey u. s. w. Und so wird auch von Fähnichen (a. a. D.) die in Moskau gemachte Erfahrung angeführt, daß die Absonderung einzelner Personen und Häuser nicht geschützt habe, daß Personen von der Krankheit

befallen worden seyen, die nie in die Nähe anderer Kranken der Art gekommen waren, daß überhaupt dort kein Beyspiel von Fortpflanzung der Krankheit durch unmittelbare Berührung vorgekommen, und daß auch kein Fall von durch Leichname bewirkter Ansteckung bemerkt worden sey.

Wenn auch gegen diese Erfahrungen, dergleichen auch schon Annesley, einer der trefflichsten Englischen Schriftsteller über die Cholera, in Indien gemacht und nebst anderen gegen die Contagiosität dieser Krankheit angeführt hat, bemerkt werden kann, daß sie nicht durchaus den Mangel der Contagiosität beweisen, sondern daß die meisten auch aus dem Mangel der Disposition in vielen Personen zu erklären seyen, so muß man doch gestehen, daß sie immer bedeutend sind und wenigstens ein schwächeres und mehr bedingtes Verhältniß der Ansteckung als bey so manchen anderen Seuchen darthun. Eben so verdienen die schon von Annesley für die Abhängigkeit der Krankheit von einer besonderen Constitution der Atmosphäre vorgebrachten Gründe, besonders das plötzliche Erscheinen der Cholera an gewissen Orten und in, manchmal auch weit von einander entfernten, Gegenden, wo keine Spur von Uebertragung aufzufinden war, die auffallende Hefigkeit, mit welcher sie auftrat, die große Menge von Menschen, die sogleich und zu gleicher Zeit davon befallen wurde, was durch persönliche Ansteckung nicht zu erklären ist, das höchst unerwartete und schnelle Abnehmen der Krankheit und ihr gänzliches Verschwinden, nachdem sie binnen wenigen Tagen eine fürchterliche Verheerung bewirkt hatte, alle Beachtung. Diesen Gründen hat man noch die leichtere Fortpflanzung der Epidemie in klimatisch mehr disponirten Gegenden, besonders tiefen und feuchten, an

Secküsten oder längs großer Flüsse u. zugefügt, welcher letzte Umstand aber auch eine andere Erklärung zuläßt. Wenn man übrigens gegen die Abhängigkeit der Cholera von der Constitution der Atmosphäre und für die bloß ansteckende Natur derselben anführt, daß dieselbe bey hoher und niedriger Temperatur u. besalle, so vergißt man, daß der Einfluß der erkennbaren Veränderungen der Atmosphäre, welcher bey den Jahres-epidemien offenbar ist, bey den stehenden Epidemien oft gar nicht nachgewiesen werden kann, sondern daß diese in verschiedenen Jahreszeiten und Klimaten, und bey den verschiedensten Verhältnissen der Temperatur und Witterung überhaupt fortbestehen können. So sagte schon einer der größten Beobachter der epidemischen Krankheiten, der treffliche Sydenham (Op. Sect. I. c. II.): ‘Quamvis autem diversorum annorum habitudines, quoad manifestas aëris qualitates, maxima, qua potui, diligentia, notaverim, ut vel exinde causas tantae Epidemicorum vicissitudinis expiscarer, me tamen ne hilum quidem hactenus promoveri sentio; quippe, qui animadverto annos, quoad manifestam aëris temperiem, sibi plane consentientes, dispari admodum morborum agmine infestari, et vice versa. Ita enim se res habet. Varias sunt nempe annorum Constitutiones, quae neque calori, neque frigori, non sicco humidove, ortum suum debent, sed ab occulta potius et inexplicabili quadam alteratione in ipsis terrae visceribus pendent, unde aër ejusmodi effluviis contaminatur, quae humana corpora huic aut illi morbo addicunt, determinantque’ etc. Oft sind allerdings die Ursachen der Epidemien so dunkel, daß, wenn man nicht mit Manchen außer den atmo-

sphärischen und tellurischen Einflüssen die freylich auch dunkelen und zweifelhaften kosmischen Verhältnisse zu Hülfe ziehen will, man wohl mit dem Hippocrates das Divinum in morbis (τὸ Σείον) anerkennen muß.

Nicht minder sind aber auch die Erfahrungen zu berücksichtigen, wornach die Krankheit durch Ansteckung mitgetheilt, durch Menschen, und zwar einzelne sowohl als besonders die Züge von Truppen, die Handels-Caravanen und durch Schiffe an andere Orte gebracht, längs der Hauptstraßen zc. verbreitet worden seyn soll. Freylich möchten auch manche angebliche Erfahrungen der Art noch großen Zweifeln ausgesetzt seyn, manche ebenfalls (gleich manchen für die Nicht-Ansteckung angeführten) eine andere Erklärung zulassen, so wie dann, wenn in einer Epidemie mehrere Menschen, die zu derselben Familie gehören oder zusammenwohnen, von derselben Krankheit befallen werden, dieß allein nicht die Mittheilung von einem Kranken durch Ansteckung beweist, sondern auch der epidemischen Constitution, der die anderen ebenfalls ausgesetzt waren, und der gleichen, auch wohl durch Furcht zc. vermehrten, Disposition mehrerer Menschen zugeschrieben werden kann.

Nach gehöriger Erwägung aller dieser von beiden Seiten angeführten Erfahrungen und Gründe kann man wohl eher zu einer dritten Ansicht, welche außer der Meinung der strengen Contagionisten und Anticontagionisten Statt findet, sich hinneigen. So wie so manche epidemische Krankheiten, wenn sie auch ursprünglich bloß von atmosphärischen oder tellurischen zc. Verhältnissen abhängen, hernach auch die ansteckende Natur annehmen können (wiewohl dieß durchaus nicht immer und nothwendig der Fall ist), so möchte auch die Cholera für eine

ursprünglich epidemische, durch atmosphärische oder tellurische Einflüsse erzeugte und auch dadurch fortgepflanzte Krankheit, die aber in einem hohen Grade auch ein Contagium erzeugen und auch dadurch verbreitet werden kann, zu halten seyn. Daß man übrigens, wenn man dieser Ansicht zugethan ist, deshalb die gegen die Verbreitung der Krankheit durch Ansteckung erforderlichen Maßregeln nicht für überflüssig erklären kann, braucht kaum bemerkt zu werden, indem, wenn auch durch diese die von atmosphärischen Verhältnissen abhängige Verbreitung der Krankheit nicht verhütet werden kann, dieselbe doch durch Verschleppung des Contagiums an Orte gebracht werden könnte, wohin sie die Richtung der atmosphärischen Einflüsse nicht gebracht haben würde.

Daß die Cholera nicht bloß und allein von dem in der Luft enthaltenen Miasma hervorgebracht, sondern daß zur wirklichen Entstehung und Erzeugung derselben auch eine gewisse Disposition des Körpers hinzukommen müsse, um es, selbst bey einer Statt findenden Mittheilung von angesteckten Menschen, aufzunehmen, hat der Vf. (S. 9 flg.) durch die auffallendsten und überzeugendsten Beispiele zu beweisen gesucht. Es wird bekanntlich auch bey anderen epidemischen und ansteckenden Krankheiten eine besondere Disposition erfordert, die für manche häufiger, für andere seltener sich zeigt. Daß nun die Disposition zur Cholera vielen fehlt, wird durch die meisten Berichte eben so wie durch den des Verfs. bestätigt, und muß allerdings Vielen zur Beruhigung dienen. Möge Mancher, der nur von Ansteckung spricht und dieselbe nicht furchtbar genug schildern zu können glaubt, dieß erwägen und dabey bedenken, daß auch die Furcht sehr ernsthafte Folgen hat, nicht nur insofern sie, wie

Annesley schon sagte, die Menschen abhält dem Kranken Hülfe zu leisten, deren er so sehr bedarf, sondern besonders auch, weil sie vorzüglich die Disposition zur Krankheit vermehrt. Die Mittheilung der Cholera erfolgt bey weitem nicht so leicht wie bey der Pest und manchen andern epidemischen und contagiösen Krankheiten, und meistens sind ihr nur Menschen, die sich unreinlich halten, in engen, feuchten Wohnungen leben, Fehler der Diät, besonders öftere Excesse im Genuße geistiger Getränke, begehen, Erkältungen nicht gehörig vermeiden, oder sich zu sehr vor der Krankheit fürchten zc., ausgesetzt. So führt der Verf. an, daß in dem Urbatskischen Cholera-Hospitale, welchem er anfangs als medicinischer Inspector vorgestanden, weder er noch der andere Arzt Dr. Sebel, noch die jungen Aerzte, welche in dem Hospitale wohnten und einen großen Theil des Tages in den Krankenzimmern zubrachten, angesteckt worden seyen. Er selbst habe auch in dem höchsten Grade der Cholera, an deren Folgen einer seiner Freunde gestorben, oft ganz nahe bey demselben gestanden, so daß er seinen kaum fühlbaren Puls und seine eiskalte Zunge untersucht, und seine mit kaltem Schweiß bedeckte und blau gewordene Hand gehalten, ohne daß ihm dieses im Geringsten geschadet hätte. Die Gattin des Kranken, von sehr zartem und schwächlichem Körper, welche ihn Tag und Nacht nicht verlassen, sogar Stunden lang neben ihm auf seinem Bette gelegen, ihn mit bloßen Händen reiben und seine Wäsche und Betttücher wechseln geholfen, auch ihm alle Arzneyen und Getränke selbst gegeben, mit einem Worte, sich, bey dem sichtbarsten Seelenleiden und der größten Erschöpfung der Kräfte der höchsten Gefahr ausgesetzt und fast keine Nahrungsmittel

und Arzneyen zu sich genommen habe, sey eben so wenig als die bey ihm gewesenen Domestiken angesteckt worden. Auch von den Krankenwärttern und Wärterinnen in dem Arbatskischen Hospitale, welche die Kranken mit bloßen Händen — denn Handschuhe wollten sie nicht anziehen — Stundenlang gerieben, in die Bäder und aus denselben getragen, ihre verunreinigte Wäsche und Betttücher gewechselt und gewaschen, so wie die Todten in die Leichenkammer geschafft hätten, seyen nur einige mehr oder weniger von der Krankheit befallen und alle hergestellt worden. Außerdem seyen ihm auch Beyspiele bekannt geworden, daß Kinder, neben welchen andere an der Cholera gestorben waren, in eben demselben Bette liegen geblieben und doch nicht angesteckt worden seyen, auch daß erwachsene Personen ohne Weiteres in Betten, in welchen andere kurz vorher an der Cholera Gestorbene gelegen hatten, ohne Nachtheil geschlafen hätten. Wie weit günstiger ist nicht dieß Verhältniß, als selbst bey dem ansteckenden Nervenfieber, welchem man die Cholera in Ansehung der Ansteckungsart für am nächsten verwandt erklärt hat, dem aber auch von Seiten der Aerzte so viele Opfer gebracht worden sind?

Den angeführten Beobachtungen stehen jedoch, wie der Verf. (S. 11 flg.) weiter bemerkt, andere entgegen, wo, wenn Einer aus der Familie, z. B. der Mann, an der Cholera starb, bald nachher auch die Frau oder ein Anderer unter den Angehörigen von der Krankheit befallen ward und an derselben starb, oder nur mit vieler Mühe und in selteneren Fällen gerettet ward. Solcher Beyspiele habe es dort mehrere gegeben. Ob sie von ihm selbst oder von Anderen beobachtet worden sind, ist nicht gesagt, und es möchte bey ihnen

auch der oben schon über solche Fälle geäußerte Zweifel in Bezug auf die Annahme der Ansteckung Statt finden. Jedoch spricht er hernach (S. 14) die Meinung aus, daß man die Cholera allerdings in gewisser Hinsicht ansteckend nennen müsse. Sie sey aber nicht auf solche Art, auch nicht in gleichem Grade ansteckend, wie die Pest, durch unmittelbare Berührung, auch nicht durch das Einathmen der von den Kranken durch den Mund ausgehauchten und durch die Haut ausgedünsteten Luft, falls nämlich diese Luft nicht in sehr hohem Grade verdorben sey, in welchem Falle sie eben so schädlich und tödtlich werden könne, als die sogenannte Kerker- und Hospitalluft, und als die, welche in eingeschlossenen Kellern, Brunnen, Gräbern &c. enthalten ist. Dergleichen höchst verdorbene und mit einem Miasma überaus angefüllte Luft, also auch die bey Cholerafranken, könne sich allenfalls in Kleidungsstücke, zumal von Wolle, auch in Pelze und Betten ziehen und alsdann wohl eine Zeitlang für Andere ansteckend werden, wenn sie gleich für denjenigen, welcher dergleichen Kleidungsstücke an sich trägt, nicht ansteckend sey (?). Es sey übrigens der Klugheit und Vorsicht gemäß, so zu verfahren, wie z. B. nach faulichten Nervenfiebern und anderen ansteckenden Krankheiten, die Betten und Kleidungsstücke, deren sich die an der Cholera Gestorbenen während der Krankheit bedient hätten, zu durchräuchern und zu lüften u. s. w. Bey verdächtigen Waaren sey es hinlänglich, sie nur einige Tage zu lüften, ohne sie vorher zu durchräuchern.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 20. August 1831.

Königsberg.

Beschluß der Anzeige: Ueber die Cholera-Krankheit. Ein Sendschreiben J. Ch. von Loder's, etc. etc.

Was hier von der Art der Ansteckung gesagt wird, möchte wohl manchem Zweifel ausgesetzt seyn. Anderen, die die Ansteckung der Cholera annehmen, scheint nach den bisherigen Erfahrungen der Ansteckungsstoff vielmehr durch die den Kranken zunächst umgebende Luftschicht, durch seinen Athem, seine Ausdünstung und andere Ausleerungen, als durch unmittelbare Berührung, durch gewisse Kleider zc. desselben mitgetheilt zu werden. Man sieht aber wenigstens, daß der Vf. keinen hohen Grad der Ansteckung beobachtet und anerkannt hat, oder daß er die Mittheilung derselben für nicht so leicht hält wie bey der Pest und ähnlichen Krankheiten. Daß die Cholera durch Waaren und andere leblose Dinge in die Ferne verbreitet werde, ist zwar auch von Solchen, die sonst die Ansteckung dieser Krankheit annehmen

(s. Albers a. a. D. S. 251) geläugnet, und bis jetzt wenigstens durch keine sicheren Facta dargethan worden. Wenn es aber ausgemacht wäre (was der Vf. für möglich hält, jedoch nicht bestimmt dargethan hat und was auch nach Andern noch durch kein Beyspiel bestätigt ist), daß das Contagium an Kleidern ic. haften und dadurch mitgetheilt werden könne, so würde man auch in Bezug auf mancherley Waaren keineswegs sicher seyn können, und so lange es noch nicht durch sichere Erfahrungen verbürgt ist, daß dadurch keine Mittheilung der Krankheit bewirkt werden kann, dürfen auch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln in Bezug auf solche Waaren nicht vernachlässigt werden.

Von dem zur Zerstorung des Choleragiftes empfohlenen Chlor erzählt der Verf. (S. 16 flg.), daß man es auf höchst übertriebene und zum Theil lächerliche Weise angewendet, daß Manche nicht bloß ihre Wohnzimmer, sondern auch das Schlafgemach mit der Ausdünstung desselben stark angefüllt hätten, Andere selbst alle Meublen und Geräthschaften, auch alles Geld und sogar das Brot und andere Nahrungsmittel mit Chlor hätten bereiben, auch Brustschilder, Handschuhe, Hüte, Mäntel ic. damit hätten wattieren und durchnähen lassen, und nur mit Chlorsäckchen vor Mund und Nase auf der Straße gegangen wären. Es habe aber doch mehrere Beyspiele gegeben, daß Leute, die beständig mit Chlorluft umgeben waren, von der Krankheit befallen worden seyen, und ein Mann, der aus Furcht vor der Krankheit, nachdem er sich mit den nöthigen Nahrungsmitteln und mit Chlorkalk versehen, sich zehn Tage lang in sein Zimmer geschlossen und Niemand zu sich gelassen habe, sey in demselben von der Cholera befallen gefunden worden und

daran gestorben. In mehreren Häusern habe man es vor Chlorgeruch kaum einige Minuten aushalten können. Von dieser Thorheit sey man endlich zurückgekommen, weil man häufig wahrgenommen, daß Ekel, Schwindel, Kopfschmerz, Ohnmacht, Herzklopfen, Bluthusten, Beklemmung und selbst apoplectische Zufälle davon erfolgt seyen. Man begnüge sich jetzt, was er sehr vernünftig finde, die Zimmer zu lüften, sie des Tages ein paarmal mit Essig zu durchräuchern, zu besprengen &c. Das Chlor werde allenfalls nur in den Zimmern der Domestiken angewendet, wo die Luft auf andere Weise nicht leicht zu reinigen sey, oder in den Hospitälern, weil es wohlfeil sey, noch neben dem Essig und auf eine mäßige, vernünftiger Weise.

In Bezug auf das Wesen der Krankheit hält der Vf. (S. 38 flg.) dafür, daß das in der Luft enthaltene Miasma zuerst auf das sympathische oder Gangliensystem der Nerven, insbesondere auf das Sonnengeflecht, und durch dieses bald nachher auf das Blutssystem und auf die Verdauungsorgane wirke. Die Veränderung des Blutes, welches dick war, wenig Serum enthielt, beim Aderlassen sogleich gerann, ja am Ende der Krankheit so dick war, daß es selbst beim Streichen und Drücken der geöffneten Ader nicht herauszubringen war, welches auch eine schwarze Farbe hatte, die sich nach dem Tode auch in dem Blute der Lungenvene und des linken Herzens zeigte (also wenig oder gar nicht oxydiert war), weshalb auch das Gesicht nebst den Extremitäten und anderen Theilen des Körpers eine blaue Farbe hatte, hält er (S. 38) für die Folge, nicht für die Ursache der Krankheit. (Dies ist bekanntlich auch die Ansicht von Annesley u. A., dagegen manche

auch die entgegengesetzte geäußert haben. Auf jeden Fall scheint die Ursache der Cholera gleich manchen Giften schnell heftige Affection des Nerven- und Blutgefäßsystems und veränderte Mischung des Blutes zu bewirken). Die Veränderungen im Nervensysteme aber gingen mit Blitzesschnelle vor sich; es sey also kein Wunder, daß das ganze Arteriensystem mit dem Herzen sogleich in Mitleidenschaft gesetzt, das Blut verändert und seiner Lebenskraft beraubt werde. (Hierbey führt er die Idee eines seiner Freunde, des Hn. Marin-Darbel, an, daß das Miasma der Cholera von electricisch-magnetischer Art sey, welches dadurch bestätigt zu werden scheine, daß das Miasma den Strömen und Flüssen folge, in tiefen und feuchten Gegenden hauptsächlich niste und sich so schnell durch das Nervensystem verbreite.) Merkwürdig sey es, daß das Muscularsystem nicht allein seine Kraft behalte, sondern daß diese sogar bis zu den heftigsten convulsivischen Bewegungen erhöht werde; die Muskeln aber erhielten auch ihre Nerven am Kopfe und Halse von den Gehirnnerven und an den übrigen Theilen des Körpers aus dem Rückenmarke. Das Schlucken, Athemholen und Sprechen gehe gewöhnlich selbst in dem höchsten Stadium der Krankheit noch vor sich, weil die dazu gehörigen Organe hauptsächlich durch Gehirnnerven versorgt würden. Die Sinne behielten mehrentheils bis zum letzten Augenblicke ihre Kraft, so wie sich auch das Bewußtseyn erst kurz vor dem Tode zu verlieren pflege: ein Beweis, daß das Cholera-Miasma nicht auf das Gehirn und Rückenmark zuerst und unmittelbar wirke, sondern später und vielleicht auch schwächer, durch den Consens dieses Systems mit dem sympathischen.

Aus der Ueberzeugung, daß das Miasma der

Cholera nicht die Respirations- oder Verdauungsorgane, auch nicht die Blutgefäße, sondern das Nervensystem unmittelbar angreife und darin seinen Sitz habe, habe er gleich anfangs in einer der ersten Sitzungen des hiesigen temporären Medicinal-Rathes behauptet, daß die Leichenöffnungen keine Aufklärung über den Sitz der Cholera geben und von keinem bedeutenden Nutzen seyn würden. In dieser Behauptung ist der Vf. wohl zu weit gegangen, da sie immer manche interessante Resultate geliefert haben, die in mehreren Schriften mitgetheilt sind. Er bezieht sich indessen auf die Leichenöffnungen, welche von Englischen und Französischen Aerzten in und außer Indien angestellt worden, deren Resultate bekannt seyen. Es könnten sich allerdings in manchen Fällen Entzündungen der Gedärme und anderer Theile zu der Cholera gesellen, und dann werde man freylich nach dem Tode die Spuren davon wahrnehmen; das wisse man aber schon im Leben und man wisse auch, daß die Entzündung nur ein zufälliger Umstand und daß die Krankheit an sich selbst nicht von entzündlicher Art sey. Sodann wird und wohl mit Recht bemerkt, daß bey den Leichenöffnungen in dem Magen u. gefundenen Anfüllungen kleiner Gefäße und rothe Stellen nicht Beweise einer vorhergegangenen Entzündung seyen. Uebrigens äußert der Verf. hier (S. 51 flg.) noch über die Leichenöffnungen, daß er dieselben anfangs, als sich die Cholera zuerst in Moskau gezeigt, für gefährlich gehalten habe, nachher aber, da er die Cholera selbst in ihrem letzten Stadium beobachtet hatte, von dieser Meinung zurückgekommen und jetzt der Meinung sey, daß, wenn die nöthige Vorsicht dabey beobachtet werde, weniger Gefahr dabey sey, als bey der Deffnung einer inficirten oder sehr in Fäulniß

übergegangenen Leiche. Auch nach den Beobachtungen anderer Aerzte ist bey den vielen Sectionen der an der Cholera Verstorbenen bis jetzt kein Beyspiel vorgekommen, daß Jemand, selbst wenn er sich dabey verletzete, dadurch angesteckt worden sey.

In Bezug auf die Beschaffenheit des Blutes und der ausgebrochenen Feuchtigkeit der von der Cholera Befallenen werden (S. 35 flg.) die chemischen Untersuchungen von Herrmann mitgetheilt, nach welchen das Blut weniger freye Säure (die nach den bisherigen Untersuchungen aber im Blute nicht vorkommt) als das gesunde enthalten, namentlich das Serum seine freye Säure gänzlich verloren haben und dabey viel weniger Wasser enthalten, dagegen die ausgebrochene Flüssigkeit hauptsächlich aus Wasser mit freyer Essigsäure und verhältnißmäßig wenig animalischen Verbindungen und Salzen bestanden haben soll, also dem Blute gerade die durch das Erbrechen ausgeleerten Bestandtheile entzogen werden.

Hierauf ist nun das über die Cur der Cholera Gesagte zu berücksichtigen. Wenn eine neue Epidemie einer Krankheit erscheint, müssen oft die einsichtsvollsten und gewandtesten Aerzte erst den eigenen Character derselben sorgfältig beobachten und studieren, ehe sie die Behandlung derselben gehörig bestimmen können. Als aber die orientalische Cholera sich der Gränze von Rußland näherte, konnte von den Russischen Aerzten wenigstens schon die Curart, welche von den Englischen in Indien bey dieser Krankheit angewendet worden und sich am wirksamsten bewiesen haben sollte, beachtet werden, worauf dieselben daher auch mit Recht von dem Medicinalrathe in St. Petersburg schon im J. 1823 in einer kurzen Anweisung zur Heilung der Cholera aufmerksam gemacht

wurden. Es fragte sich indessen freylich, ob sich diese Curart auch bey der nach Rußland vorgebrungenen Cholera bewähren würde, und je weiter die Krankheit unterdessen vorgebrungen ist, desto wichtiger muß es für uns seyn, die Erfahrungen der Aerzte in Rußland, Polen &c. über die dagegen versuchten Mittel in die sorgfältigste Erwägung zu ziehen. Rec. theilt hier erst die Bemerkungen des Vfs. über mehrere von den Englischen Aerzten besonders empfohlene Mittel, die Blutausleerungen, das Opium und Calomel, so wie die Behandlungsart, welche derselbe für die zweckmäßigste erklärt hat, mit, und wird dann seine weiteren Bemerkungen über die wichtigsten Mittel folgen lassen.

Ueber das Blutlassen wird von dem Verf. (S. 24 flg.) bemerkt, daß dasselbe anfangs in vielen Privat- und Polizey-Häusern ohne Unterschied angewandt und der bloßen Willkühr der Blutlasser in Ansicht der Quantität anheim gestellt gewesen sey, die gewöhnlich dabey nicht spärlich zu Werke gegangen seyen; er habe sich aber durch seine und mehrerer dortigen Aerzte Erfahrung überzeugt, daß dieses vom größten Nachtheile sey. Es sey das Blutlassen nach seiner und vieler dortigen Aerzte Erfahrung in der Cholera sehr selten nöthig, und in den bey weitem meisten Fällen schädlich, ja tödtlich, weil die Krankheit nicht von entzündlicher Art sey, und weil das Ueberlassen, besonders das starke, die Lebenskraft, auf welche hier Alles ankomme, schwäche und gleichsam das letzte Lebensfünkchen ersticke. In seinem Hospitale werde nur solchen Kranken die Ader geöffnet, bey welchen offenbare Zeichen von Congestion nach dem Kopfe und überhaupt von wahrer Plethora da seyen, und selbst da werde sehr behutsam verfahren. Bey sehr

heftigem Localschmerze im Kopfe, in der Brust, dem Bauche, wenn Umschläge, Einreibungen, Sinapismen zc. nicht Linderung schafften, welches mehr im Verlaufe, als im Anfange der Krankheit der Fall zu seyn pflege, würden Blutegel, aber auch mit Vorsicht und nicht zu reichlich gesetzt.

Der starke und unbedingte innerliche Gebrauch des Opiums wird (S. 27) ebenfalls sehr widerrathen, so wie auch die starke Anwendung der großen angeblichen Panacee, des Calomels. Von jenem habe man nach der Ueberwindung der Cholera häufig narcotische Zufälle und Gehirnaffectationen gesehen, welche nicht selten unüberwindlich gewesen, und dem Leben durch einen Schlagfluß ein Ende gemacht, oder durch Ueberreizung einen Typhus und eine totale Erschöpfung der Kräfte herbeigeführt hätten. Von großen Dosen und fortgesetztem Gebrauche des Calomels aber sey das Drüsen- oder Saugadersystem dergestalt angegriffen worden, daß eine völlige Dyskrasie der Säfte und am Ende der Tod die Folge davon war. Daher sey dasselbe im Arbatskischen Hospitale fast ganz verbannt und nur in einigen Fällen, bey heftigen Localschmerzen im Unterleibe, die von örtlicher Entzündung, besonders von syphilitischer oder scrophulöser Art herzurühren schienen, in mäßigen Dosen und mit etwas Opium versetzt gegeben worden.

Dagegen wandte er besonders zuerst ein Bannenbad von 30 bis 35° R. oder ein Dampfbad von 40 bis 45° R. an, nach welchem der Kranke schnell abgetrocknet, auf ein gewärmtes Bett gelegt, mit warmem trockenem Flanell, zum Theil auch mit einer flüchtigen Salbe, so lange gerieben wurde, bis an den kalten Gliedern eine natürliche Wärme und ein warmer Schweiß erfolgte, auch

der im stärkeren Grade der Krankheit nicht fühlbare Puls wieder zu fühlen war. So wie der Schweiß erfolge, pflege das Brechen nebst dem Durchfalle nachzulassen, der Kranke ver falle gewöhnlich bald in einen ruhigen Schlaf und dann sey die größte Gefahr schon vorüber, wiewohl der Kranke noch nicht völlig gerettet. Nachher erhalte der in dem warmen Bette gut zugedeckte Kranke alle halbe Stunden, auch öfter oder seltener, eine Mischung aus einem dünnen Salep schleim (4 Unzen) mit Krausemünzwasser (eine halbe Unze) und thebaïscher Tinctur (10 bis 20 Tropfen) zu einem Eßlöffel voll und abwechselnd mit sehr warmem Thee aus Lindenblüthen und Melisse oder Hollunderblüthen, wozu Minderers Geist getropfelt werde. Wenn das Erbrechen nicht nachläßt, wird abwechselnd mit diesen Mitteln die Riverische Potion gegeben oder zu Zeiten ein Soda-Pulver, bey heftigem Durchfalle ein Klystier von Stärkmehl und Eigelb oder Del, auch wohl mit etwas Opium versetzt, Krämpfe der Gliedmaßen sollen durch das Reiben mit einem flüchtigen Liniment mit Opium oder mit Campher-Essig, mit der Tinctur des Capsici annui versetzt, beseitigt, auch, wenn sie nicht nachlassen, Opium in kleinen und nicht lang fortgesetzten Gaben innerlich dagegen angewendet werden. Vom Moschus, Campher, Hirschhornsalz, Baldrian &c. will er keinen bedeutenden Erfolg gesehen haben, eben so wenig vom Ricinusöl &c., rühmt aber noch besonders Hautreize, scharfe Sinapismen, so wie Fomentationen. Am Ende der Cur würden die Kräfte durch Bouillons, leicht verdauliche und nahrhafte Speisen, Haller's saures Elixier mit Salepdecoct (welches den Kranken vortrefflich bekomme), auch durch Wein, oder einen gelind bitteren Thee, auch wohl durch Chinin &c. unterstützt. Zum Getränk werde

eine Abkochung aus Gerste oder aus Graupen, Reis, oder das Sydenhamsche weiße Decoct, oder Brotwasser mit etwas Wein gegeben. — Für das Wichtigste und Dringendste bey der Behandlung der Cholera wird hiernach (S. 53) erklärt, das Miasma möglichst schnell durch Schweiß aus dem Körper zu schaffen.

Was nun zuerst die von dem Verf. besonders gerühmten Bäder, die Erwärmung, das Reiben mit gewärmtem Flanell oder reizenden Linimenten oder spirituösen und aromatischen Dingen, so wie die Sinapismen und andere Hautreize betrifft, so gehören dieselben, wenn sie auch gerade nicht dadurch, daß sie das Miasma schnell durch Schweiß aus dem Körper schaffen (wie der Verf. meint), sondern durch Erregung der Thätigkeit der Haut, der Gefäße *cc.*, Beförderung oder Wiederherstellung des Kreislaufes des Blutes, oder auch durch Ableitung helfen sollten, allerdings zu den sichersten Mitteln, deren Wirksamkeit auch allgemein anerkannt wird.

Daß von dem Vf. zwar nicht ganz verworfene, aber doch in den meisten Fällen für schädlich erklärte Aderlassen ist in dieser Krankheit schon von englischen Aerzten nicht sowohl als ein antiphlogistisches, sondern vielmehr als ein der Ueberfüllung des venösen Systems abhelfendes, die Compression des Herzens und der Lungen hebendes und so deren Verrichtungen beförderndes Mittel empfohlen worden. Wenn es auch oft gemißbraucht worden und in so manchen Fällen nicht nöthig, überhaupt mit Vorsicht anzuwenden seyn mag, so hat es sich doch nach vielen Erfahrungen (nicht bloß englischer, sondern auch russischer Aerzte) besonders gleich im Anfange der Krankheit, ehe noch Erbrechen und Bauchfluß eingetreten sind und dem Blute viel Serum entzogen worden ist,

und bey vollblütigen starken Personen angewendet sehr nützlich bewiesen. Manchmal soll es auch gegen das Ende der Krankheit, indem bey der Wiederherstellung des Kreislaufes heftige Wallung und Congestion entstand, zur Verhütung örtlicher Entzündung nöthig gewesen seyn. — Die schon von Celsus, Aretäus und Cälius Aurelianus bey der Cholera empfohlenen und auch von dem Rec. in seinem Handb. d. Therapie unter den wichtigsten Mitteln gegen diese angeführten trockenen Schröpfköpfe möchten auch bey dieser Art eine besondere Berücksichtigung verdienen. Mit Recht hat neuerdings auch Hufeland (Journ. d. pract. Heilk. 1831. Jan. S. 128. . 129) darauf besonders aufmerksam gemacht.

In Bezug auf das von vielen englischen Aerzten so sehr gepriesene und in ungeheuern Dosen, scrupelweise, angewendete Calomel ist zwar auch schon von anderen englischen Aerzten nach Scot's Berichte bemerkt worden, daß es keinen besonderen Einfluß auf diese Krankheit äußere, daß diejenigen, welche es gar nicht brauchten, einen eben so großen Erfolg als die, welche es angewendet, gehabt hätten, daß es den Magen eher reize als beruhige, und daß besonders auch die frühzeitige Anwendung desselben mißlich sey. Auch wurde es von Annesley oft erst nach dem Opium gegeben, besonders auch um die in die Gedärme abgesetzte zähe, klebrige Materie auszuleeren. Es soll dasselbe nun im Anfange der Epidemie auch von der Mehrzahl der russischen Aerzte angewandt worden seyn, und es wollen auch manche, die es zu 16 bis 20 Gr. gegeben haben, erwünschte Wirkung davon beobachtet haben (vgl. den Bericht des Staatsraths Rang über die Cholera in Hufeland's Journ. 1830. Aug. S. 98. 99). Andere haben sich dagegen gleich unserem Vf. gegen

die Anwendung desselben erklärt, es sind nach mehreren neueren Berichten die meisten sehr bald von der Anwendung desselben in großen Dosen zurückgekommen und es hat überhaupt den davon gehegten Erwartungen so wenig entsprochen, daß es in Moskau in den Anfällen der Cholera selbst fast gar nicht mehr, höchstens in dem späteren typhösen Zeitraume, angewendet worden ist (vgl. besonders Albers a. a. D. und Fähnichen üb. die Cholera in Moskau in Hecker's literar. Annal. d. ges. Heilk. 1831. Apr. S. 408. 409). Der Colleg. Rath v. Hüben thal bemerkt (a. a. D. S. 98), daß er die ungeheuern Gaben von Calomel aus leicht zu erachtenden Gründen nicht versucht, daß es aber da, wo er dieß Mittel von Anderen anwenden sah, ihm immer geschienen habe, als ob es die krampfhaften Erscheinungen vermehrt hätte, das Uebel selbst aber dadurch nie vermindert oder geheilt worden sey. So sagt auch der Prof. Blumenthal zu Charkow in seinem Berichte, daß er zwar dieß Mittel selbst nicht angewandt, indem er für die Anwendung desselben in kleinen Gaben nie die mindeste rationelle Indication gefunden, daß er aber bey anderen gesehen habe, wie es hier immer wieder weggebrochen worden sey. Eben so habe er selbst es nie gewagt, dieß Mittel in Gaben von 15..20 Gr. anzuwenden, sey aber einigemal Zeuge gewesen, als es von Anderen in ungeheuren Gaben gereicht wurde; die Ausleerungen nach oben und unten wurden schnell gestopft, der ganze Organismus gerieth in eine furchtbare Reaction, die Kranken warfen sich unruhig hin und her, ihre Angst stieg mit jedem Augenblicke, das Auge irrte wild umher, der ganze Leib fing an zu zittern, bis endlich, im glücklichen Falle, ein allgemeiner Schweiß ausbrach und der Kranke gerettet war. Er sah aber auch Kranke, deren

Zustand noch viel Hoffnung zur Genesung versprach, nach der Darreichung des Calomels in furchtbare Convulsionen mit Zähneknirschen verfallen und in diesen sterben, andere, die dadurch zwar der Cholera entrisen wurden, in ein langwieriges Siechthum verfallen, und so ward er immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß das Calomel hier ein verwerfliches Mittel sey, das für den wenigen Nutzen, den es in einzelnen Fällen gewähre, in der Mehrzahl derselben einen überwiegenden Schaden stifte. Auch in Warschau soll man es nicht nützlich befunden haben, und es ist neuerdings von einem dortigen Arzte (Leo in Hufeland's Journ. 1831. May. S. 139) dagegen angeführt worden, daß es den Speisecanal reize und gewöhnlich laxierend wirke, daher auch bey dieser Krankheit keine günstige Wirkung haben könne, um so mehr, als dabey gar kein entzündlicher Zustand vorhanden sey. Wenn nun auch Rec. die guten Wirkungen, welche die englischen Aerzte von diesem in ungeheuren Dosen, aber gewöhnlich in Verbindung mit Opium, angewendeten Mittel erhalten zu haben versichern, nicht läugnen will, und in den schweren Fällen dieser Krankheit wohl oft der Ausspruch des Celsus, *satius est enim anceps auxilium experiri, quam nullum*, in Betracht kommen mag, so gesteht er doch, daß er nach dem, was die Erfahrungen der Aerzte in Rußland und Polen über die Wirkung desselben ergeben haben, nicht ohne Weiteres für die unbedingte Anwendung desselben, besonders auch im Anfange der Krankheit, in kleinen sowohl als in großen Gaben, seyn kann.

In Bezug auf das Opium mag der Verf. zwar Recht haben, wenn er den unbedingten Gebrauch so starker Dosen desselben, wie sie von den englischen Aerzten in Indien angewendet worden

sind, wiberräth. Dagegen scheint er aber doch in der Anwendung desselben zu ängstlich zu seyn und die durch so häufige Erfahrungen bewährte gute Wirkung auch stärkerer Dosen desselben nicht gehörig gewürdigt zu haben. So wie dasselbe schon von Sydenham, J. P. Frank und anderen Aerzten vom ersten Range in schweren Fällen der gewöhnlichen Cholera für die *sacra anchora* erklärt worden ist, so möchte Rec. hiernach und nach den bekannten Wirkungen desselben überhaupt, so wie nach dem was von englischen und anderen Aerzten über die Wirkung desselben bey der Cholera orientalis mitgetheilt worden ist, dafür halten, daß es unter den Mitteln gegen letztere eine Hauptstelle einnehme, und daß es in schweren Fällen, wenn auch gerade nicht so allgemein in den ungeheuern Dosen der Engländer, doch weit kräftiger als es von dem Wf. geschehen ist, angewendet werden müsse. Nach dem oben angeführten Berichte von Albers ist auch von den meisten Aerzten zu Moskau das Opium als das Hauptmittel gegen die Cholera erkannt worden. Es soll von ihnen der fast allgemein gegen das Erbrechen gegebenen *Potio Riverii c. Aqu. Menth. piperit. et Mucilage Gumm. arab.* schon frühe und öfter als Aether zugesetzt werden, was Rec. auch für zweckmäßiger hält, da der Aether hier leicht zu sehr reizend wirken möchte und die übermäßigen Ausleerungen nicht so wie das Opium stillen kann. Rec. bemerkt hierbey noch in Bezug auf die *Pot. River.*, daß eine ähnliche Art derselben nach der Angabe des Prof. Fuchs in Kasan auch von anderen Russischen Aerzten sehr hülfreich befunden worden seyn soll (vgl. den Bericht des Staatsr. Rang in *Hufel. Journ.* 1830. Aug. S. 101), und nach der guten Wirkung, die er von einer ähnlichen Mischung bey

der gewöhnlichen Cholera beobachtet hat, möchte er dieselbe manchen Mitteln, die nach Anderen im Anfange der Cholera gegeben werden sollen, vorziehen.

Auf ähnliche Weise wie der Vf. hat bekanntlich auch der Dr. Leo in Warschau den starken Gebrauch des Opiums für gefährlich erklärt und dagegen das Magisterium Bismuthi empfohlen. Rec. gesteht indessen, daß, wiewohl er sonst die treffliche antispasmodische Wirkung dieses Mittels wohl zu würdigen weiß, er doch nicht ohne Weiteres sich hat überzeugen können, daß dasselbe in dieser Krankheit das Opium (als die übermäßigen Ausleerungen hemmendes und auf die Haut wirkendes Mittel und zugleich als cardiacum) ersetzen oder übertreffen werde. Auch soll man nach neueren Berichten die gerühmte Wirksamkeit desselben an anderen Orten nicht bestätigt gefunden haben.

Der Moschus, Campher, Hirschhornsalz, Baldrian &c., wovon der Vf. keinen besonderen Erfolg beobachtet haben will, werden von Anderen wenigstens im weiteren Verlaufe der Krankheit, wenn excitantia nöthig sind, gerühmt, wiewohl unter jenen Mitteln der Campher nach Blumenthal's Bemerkung gewöhnlich nicht vertragen werden soll.

Wo zur Beförderung der Reconvalescenz stärkende Mittel nöthig sind, würde Rec. manchen von dem Vf. und Anderen hier genannten Mitteln die Colombo, welche überdem in Westindien selbst während der Cholera mit Nutzen angewendet werden soll, vorziehen.

Was endlich die Schuzmittel gegen die Cholera betrifft, so werden von dem Vf. wie von Anderen ähnliche wie gegen andere epidemische und ansteckende Krankheiten empfohlen. Oben an wird gesetzt Furchtlosigkeit und Vermeidung aller heftigen Gemüthsbewegungen. Der Vf. führt hier außer dem bekannten schönen Beispiele von Muth

und Vertrauen auf die Vorsehung, welches der treffliche Senior Hüber in Saratow gegeben hat, besonders das bewunderungswürdige Beyspiel an, welches man in Moskau vor Augen gehabt habe und das die Geschichte ohne Zweifel auf die Nachwelt bringen werde, indem nämlich der Kaiser sogleich auf die erste Nachricht von der dort bemerkten Krankheit hingekommen und mehrere Tage dort geblieben sey, um dem Volke Muth einzulößen und die nöthigen Sicherheitsmaßregeln zu verordnen. Wenn man außer der Bestürzung, welche die eben eingedrungene Krankheit unter den dortigen Einwohnern erregt und viele (nach dem Bf. wohl 60 bis 70000) die Stadt zu verlassen bestimmt hat, auch den Umstand erwägt, daß im Anfange der Epidemie nach dem oben angeführten Berichte von Albers auch die meisten Aerzte in Moskau gleich denen in Petersburg an die Ansteckung der Cholera glaubten, und daß überhaupt noch die Ansteckung für stärker und allgemeiner gehalten wurde, so muß man dieß Beyspiel, was auch zur Beruhigung, Sicherung und Rettung so vieler Zurückgebliebenen sich höchst wirksam bewiesen hat, um so preiswürdiger finden. — Außerdem werden zu den Schutzmitteln gerechnet Vermeidung der Erkältung und Erhaltung einer gleichmäßigen Wärme des Körpers, zumal der Füße und des Unterleibes (wozu man auch das Tragen eines Flanellgürtels auf bloßer Haut mit Recht empfohlen hat), Vermeidung der Ueberfüllung des Magens, auch des Genusses fetter, roher, stark saurer und schwer verdaulicher Nahrungsmittel, reine, trockene, gesunde Luft in der Wohnung, ohne sich durch starken Chlordampf und Rauchwolken zu schaden, endlich daß man nicht Morgens nüchtern in die Luft gehe zc. Da die niedrige und ärmere Volksclasse von diesen Schutzmitteln nicht Gebrauch machen könne und möge, da diese Menschen in engen feuchten Wohnungen und in verborbener Luft lebten, mehrentheils unreinlich seyen, rohe und schlechte Lebensmittel genöffen, häufig der Wöllerey ergeben, schlecht bekleidet seyen und sich unaufhörlich der Erkältung aussetzen, so sey es leicht erklärlich, warum die bey weitem größte Zahl der Kranken und Todten unter dem Pöbel vorgekommen. Von wohlhabenderen und vornehmeren Personen und aus dem Mittelstande seyen sehr wenige krank geworden und noch weniger gestorben, und auch bey vielen derselben lasse sich nachweisen, daß sie als Opfer vorheriger Krankheiten oder der Unvorsichtigkeit oder der kindischen Furcht gefallen seyen.

J. W. H. Conradi.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 22. August 1831.

G ö t t i n g e n.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 30. Julius hielt Hr. Prof. Müller eine Vorlesung unter dem Titel: *De origine pictorum vasorum, quae per hos annos in Etruriae agris, quos olim Volcientes tenuere, effossa sunt.*

Da der Fundort und die Geschichte der Auf- findung dieser gemahlten Thongefäße, welche man am kürzesten die Canino-Vasen nennen kann, nach der Anzeige des Muséum Etrusque des Prinzen Lucian Bonaparte in diesen Blättern St. 124. S. 1231 als unsern Lesern hinlänglich bekänt vorausgesetzt werden kann: so wendet sich dieser Bericht gleich zu den Erörterungen, welche die vorgelesene Abhandlung über die Herkunft und die Verfertiger dieser Vasen mittheilte.

Der Verf. ging dabey von den berühmten Gefäßen aus, welche eine zum Kampfe vorschreitende Pallas auf der Vorderseite und verschiedene Scenen aus den Wettkämpfen Griechenlands auf der

Rückseite zeigen, mit der immer wiederkehrenden Inschrift τῶν Ἀθηνῶν ἀδλον (TON AΘENON AΘΛON) d. i. ein Kampfpriß derer von Athen: praemium ex iis quae Athenis reportantur. Diese Gefäße sind von Allen für Attische Amphoren erkannt worden, wie sie mit Del gefüllt den Siegern der Panathenäen als Preis gegeben wurden. Während nun ein solches Gefäß, welches sich im Besitze des Herrn Burgon zu London befindet und von Millingen herausgegeben ist, bey Athen selbst gefunden worden ist, ein anderes ganz neuerlich auf einer Insel des Archipelagus, und zwey der Art unter den Nolanischen Vasen zum Vorschein gekommen sind: ist die Menge der in der Gegend des alten Vulci an der Fiora ans Licht getretenen außerordentlich bedeutend. Ein genauer Bericht des Secretärs des Archäologischen Instituts, Hn. Prof. Gerhard's, im zweyten Bande der Annalen desselben über die Vasi Pausatenaici ergibt, daß schon im vorigen Jahre neunzehn Amphoren, ungefähr derselben Größe, mit den angegebenen Gegenständen bemahlt und mit derselben Inschrift, gefunden worden waren, die meisten auf den Gütern des Prinzen Lucian Bonaparte, zwey in den angrenzenden Besitzungen der Familie Feoli, und eben so viel durch die Nachgrabungen der Herren Candelori in demselben Revier. Dabey sind die kleineren Vasen von mannigfacher Gestalt nicht mitgezählt, welche ohne die Inschrift τῶν Ἀθηνῶν ἀδλον sind, aber mit denselben oder verwandten Gegenständen bemahlt sind; Gerhard hält sie für gastliche Geschenke, ξένια, welche die Sieger von Freunden und Verwandten erhalten hätten; von dieser Art haben sich sechszehn in der Gegend gefunden. Jene neunzehn aber haben sämtlich, mit einer Ausnahme, dieselbe In-

schrift und dieselben Bilder, nur daß in den Zeichen auf dem Schilde der Gottheit eine merkwürdige Varietät Statt findet, von der es schwer seyn wird einen befriedigenden Grund zu geben, und daß natürlich die Darstellungen aus den Kampfspielen auf der Rückseite mannigfacher Art sind — Wagenrenner, Reiter, Läufer, Ringer, Faustkämpfer, Penthathlen, auch einmal ein Kitharöde, welcher beweist, daß die Vase, obwohl in ihrer Malerey scheinbar alterthümlich, doch erst nach Olympias 84 gefertigt ist, da erst in dieser Zeit Perikles das Attische Volk bewog, auch diese Art von Wettkämpfen an dem Panathenäischen Feste zuzulassen.

Was nun zunächst zu liegen scheint, um zu erklären, wie diese Vasen nach Etrurien gekommen, die Annahme nämlich, daß sie wirklich von Etruskern dieser Gegend als Preise in den Athensischen Panathenäen gewonnen und nach der Heimath zurückgebracht worden seyen, zeigt sich doch bald als im höchsten Grade unwahrscheinlich. Während wir geschichtlich von keinem einzigen Etrusker wissen, welcher in den Spielen Griechenlands gekämpft und gesiegt habe, und unter den zahlreichen Namen von Siegern, welche in Listen geordnet sind, nirgends ein *Τυρρηνός* namhaft gemacht wird: sollten von Athen hunderte solcher Preise (denn nach den schon gefundenen darf man eine viel größere Zahl als noch verborgen und schon untergegangen voraussetzen) nach einem so beschränkten und so wenig im Alterthum gekannten Districte Etruriens gekommen seyn? Die kühne Hypothese des Prinzen von Canino, daß die Athener ihre Preis-Vasen von Etrurien geholt hätten, wird Niemand, welcher mit den Attischen Alterthümern bekannt ist, zu seiner Ansicht machen, und sie konnte hier, ohne die Co-

lidität der fernern Untersuchung zu gefährden, unwiderlegt bleiben. So können alle Meinungen, welche irgend möglich und statthaft genannt werden können, nur zwey Richtungen nehmen, indem man entweder annimmt, daß diese Vasen an Ort und Stelle als Nachahmungen der Athenischen, es sey nun von einheimischen Etruskern oder Griechischen Schutzgenossen in der Etruskischen Stadt oder einer präsumierten Griechischen Colonie in dieser Gegend, verfertigt, oder zweitens, daß sie geradezu durch den Handel von Athen importiert worden seyen: wo man wahrscheinlich solche Panathenaischen Amphoren in größerer Anzahl als für die Preise der Feste nöthig war verfertigte, und an den Liebhaber verkaufte. Um nun zwischen diesen Wegen zu entscheiden, war es nöthig, sogleich alle übrigen Vasen dieses Districts in den Kreis der Untersuchung zu ziehen, und zuerst im Allgemeinen die paläographische und sprachliche Form der Inschriften, dann deren Inhalt, und die Gegenstände so wie den Styl der Gemälde auf den Vasen in Betracht zu ziehen.

Die sämtlichen Inschriften auf den Vasen von Canino unterscheiden sich, mit wenigen Ausnahmen, in paläographischer Hinsicht sehr wenig von einander; sie haben die gewöhnlichen einundzwanzig Buchstaben des ältern Griechischen Alphabets ($\alpha \beta \gamma \delta \epsilon \zeta \eta$ als $h \theta \iota \kappa \lambda \mu \nu \omicron \pi \rho \sigma \tau \upsilon \phi \chi$); die langen Vocale η und ω kommen nie darin vor, und die zusammengesetzten Consonanten ξ und ψ werden regelmäßig durch $\chi\sigma$ und $\phi\sigma$ wiedergegeben. Der Diphthong OT wird durch O ausgedrückt, dagegen EI auf eine mannigfaltige Art bald durch die beiden Buchstaben EI (ANTIOPIEA, ΠΟΣΕΙΑΔΟΝ), bald durch E (AINEΑΣ, ΠΕΠΙ-

ΘΟΣ), bald durch I (XIPON, ΧΛΙΣΟΦΟΣ für Κλείσοφος) ausgedrückt wird. Alles dieß stimmt im Ganzen sehr wohl mit den Attischen Inschriften überein, welche vor dem Archon Eukleides, Pl. 94, 2, abgefaßt sind, der Mangel der langen Vocale sowohl wie die Art, auf welche ξ, ψ und ον gegeben werden; in der Bezeichnung des Doppellauts EI aber schwankt die Attische Schrift vor der bezeichneten Periode wenigstens zwischen EI und E. Besonders wichtig ist es, daß die Vasen von Canino (eine Vase ausgenommen, die auch in anderm Betracht sich von der Masse der übrigen absondert) nirgends eine deutliche Spur eines Digamma's zeigen, welches in der Schrift des Dorischen und Aeolischen Stammes sich so lange erhalten hat und daraus in die Etruskische und Lateinische Schrift übergegangen ist, in Attischen Inschriften aber nirgends nachzuweisen ist. Auch das bey den Doriern vorkommende, der Attischen Schrift fremde Koppa, welches dem Hebräischen Koph und Lateinischen Q entspricht, ist nur auf einer Vase im Namen Klytios nachweisbar, welche Vase aber wieder auch aus andern Gründen aus der Zahl derer gestrichen werden muß, von deren gemeinsamer Ursprunge hier die Rede ist. Eigenthümlichkeiten der unteritalischen Schriftart, wie die Bezeichnung des Spiritus asper durch ein halbirtes H, lassen sich auf den Canino-Vasen nicht nachweisen. Eben so stimmen auch alle auf den Vasen von Vulci gewöhnlichen Züge der Buchstaben mit denen überein, welche in dem Jahrhundert zwischen den Peisistratiden und dem Archonten Eukleides auf den Monumenten Athens gefunden werden, wie eine von dem Verf. der Abhandlung beygegebene Vergleichungstafel deutlich macht, und es bleiben nur wenig Züge

übrig, deren Athenisches Bürgerrecht sich nicht nachweisen ließe; dagegen auf Peloponnesischen, Böotischen und Groß-Griechischen Inschriften aus derselben älteren Periode viele Buchstabenformen gefunden werden, welche den Canino = Vasen fremd sind. Es versteht sich, daß bey dieser Untersuchung darauf Rücksicht genommen werden muß, daß die mit dem Pinsel gemachten Züge auf den Vasen weder so bestimmt und scharfwinklich sind, noch in so regelmäßigen Linien stehen, wie auf den zum Theil außerordentlich schönen Marmorschriften Athens. Ein naheß Verhältniß zur Etruskischen Schrift findet bey den Inschriften, die den Vasengemälden beygegeben sind, gar nicht Statt; und die Schrift der Vasen unterscheidet sich auf das bestimmteste von den wirklich Etruskischen Inschriften, welche ebenda auf Piedestalen von Stein oder rohen und ungemahlten Vasen von einheimischer Fabrik gefunden werden, und unverkennbar die Namen Etruskischer Individuen enthalten, welche in diesen Grabmälern beerdigt worden sind, worunter man mehrere auch sonst bekannte Vor- und Familien-Namen wiederfindet. Nur auf einigen wenigen Vasen finden sich Buchstaben, welche den Etruskischen näher kommen, namentlich auf den beiden Gefäßen №. 1499. 1500, welche in einem Hypogeum gefunden worden sind, das sich über der Reihe der andern befindet, gleichsam ein höheres Stockwerk derselben bildend. Hier weisen zugleich die Namensformen Achilei, Pelei, welche den gewöhnlichen Etruskischen Formen Achle, Pele sehr nahe stehen, und die schlechtere Malerey der Figuren darauf hin, daß wir hier in der That statt echt griechischer Gefäße, wie die übrigen sind, in Etrurien gemachte Imitationen vor uns haben; wie Gleiches von einem

bey Bologna (etruskisch Felsina) gefundenen Gefäße mit Etruskisirten Namen (wie Tritun) sicher ist.

Was dagegen die Inschriften betrifft, die man unter den Füßen der Vasen sehr häufig eingekraht findet, und von mehreren Seiten auch als Etruskisch in Anspruch genommen hat: so zerfallen diese theils in wirkliche Worte, welche mit dem Griechischen Alphabet geschrieben sind, und, wie man ungeachtet der nachlässigen Züge doch deutlich erkennt, die Gefäßarten bezeichnen ($\epsilon\upsilon\delta\rho\rho\iota\alpha$, $\chi\acute{\epsilon}\tau\rho\alpha$ oder $\chi\upsilon\tau\rho\iota\varsigma$, $\acute{\alpha}\rho\upsilon\sigma\iota\varsigma$ oder $\acute{\alpha}\rho\upsilon\sigma\tau\rho\iota\varsigma$), theils in gewisse Monogramme, welche öfter wiederkehren und zum Theil aus Griechischen Buchstaben zusammengesetzt scheinen, ohne daß es indes bisher gelungen ist, über ihre Bedeutung etwas ausfindig zu machen. Möglich, daß sich auch einiges Etruskische unter diesen Inschriften findet, deren Einkrahtung mit der Verfertigung der Vasen im Ganzen nicht zusammenhängt, und mit mehr Wahrscheinlichkeit den damit handelnden Kaufleuten als den Verfertigern zugeschrieben wird.

Nach der Schrift war der Dialect in Betracht zu ziehen, von dem man mit voller Sicherheit sagen kann, daß er weder Dorisch noch auch Ionisch, insofern das Ionische vom Attischen abweicht, sondern Attisch sey. Die Göttin Athens heißt $A\Delta\eta\nu\alpha\iota\alpha$ ($A\Theta\epsilon N A I A$), wie auf ältern Attischen Monumenten, nicht $A\Delta\eta\nu\alpha\iota\eta$, ebenso findet man $\text{Ἡρα, Τιμάνδρα, Αἴθρα, Κλειταγόρα}$, nicht Τιμάνδρη u. s. w. , wie bey den Joniern; dagegen $\text{Νίκη, Κλεοκράτη, Ἀνδρομάχη, Ἐλένη}$, nicht wie bey den Doriern $\text{Νίκα, Κλεοκράτα u. s. w.}$ Der Name Herakles findet sich nur einmal uncontrahiert Ἡρακλέης , sonst immer contrahiert Ἡρακλῆς .

Der Freund des Theseus heißt wie bey den Athenern Πειρίθους oder Περίθους (ΠΕΡΙΘΟΣ). Attisch-Ionisch sind die Formen Ἴόλεως, Μενέλεως, Κτησίλεως welche sogar einen Schreiber zu der Form Ἀχιλεως verführt haben, obgleich sonst Ἀχιλεὺς (mit einfachem λ, wie in den meisten Fällen der Gemination eines Consonanten) durchherrscht. Als Genitive findet man Ἴόλεω, Ἑρμοῦ (ΗΕΡΜΟ), nicht wie bey den Joniern Ἑρμέω. Der Imperativ ἔλα, ἔλα findet sich auf einer Panathenaischen Vase von Canino, wie bey Euripides und Xenophon. Das Einzige was übrig bliebe, wenn man nach diesen Proben den Dialect nicht geradezu Athenisch nennen will, wäre ihn als Chalkidisch zu bezeichnen, indem es glaublich ist, daß die Mundart der Jonier, welche sich vom Euböischen Chalkis aus nach Sicilien und Italien verbreiteten, dem Attischen Dialect näher gestanden habe, als der Dialect der Kleinasiatischen Jonier. Uebrigens sind auch hier einzelne wenige Vasen auszunehmen, wie die mit der Fahrt des Odysseus bey der Sireneninsel, wo die eine Sirene Ἰμερόπα (mit reizender Stimme begabt) in Dorischer Form genannt wird, Odysseus selbst aber Οδυσσεύς, mit einer Namensform, welche in Sicilien gefunden wird, und mit dem Römischen Ulysses und Etruskische Uluxe zusammenhängt. Auch scheint die Malerey dieses Gefäßes, welche in den Monumenti des Archäologischen Instituts bekannt gemacht ist, eines Attischen Ursprungs nicht würdig zu seyn.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.

Den 25. August 1831.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Vorlesung des Herrn Prof. Müller in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften. 2c. 2c.

Hierauf wendet sich die Untersuchung zum Inhalte dieser Inschriften. Sie zerfallen, wenn man von den schon abgeforderten Zeichen unter dem Fuße der Vasen absieht, in drey Classen, in Angabe der Vasenverfertiger, in die auf Vasen gewöhnlichen Huldigungen gegen schöne Knaben und ähnliche Begrüßungen, und in die Namen der dargestellten, in der Regel mythischen Personen. Was die Vasenverfertiger anlangt, so hat man erst durch die Entdeckungen von Canino gelernt, daß zwischen ποιεῖν und γράφειν hier ein durchgängiger Unterschied gemacht wird, indem nicht selten der, welcher ἐποίησεν, neben dem, welcher ἔγραψεν, auf einer und derselben Vase genannt wird, und diejenigen von diesen Künstlern, welche auf mehreren Gefäßen vorkommen, immer nur mit der-

selben Qualification, als ποιήσαντες oder γράψαντες, angegeben werden, niemals aber ein ποιήσας der einen Vase als γράψας einer andern oder umgekehrt. Diesen Unterschied faßt man gewiß, obgleich man auch einen andern Weg versucht hat, am natürlichsten und richtigsten so, daß ποιεῖν die Arbeit des Töpfers, γράφειν die des Malers bezeichnet. So finden wir nun als Töpfer auf diesen Vasen die Namen: Eleon Nearchos Sohn (ΤΑΕΣΟΝ ΗΟ ΝΕΑΡΧΟ), Andokides, Elefipolemos, Nikosthenes, Hischylos (von ἰσχυς, mit Attischer Aspiration), Hieron, Euphronios, Python, Panthaios, Kanchrylion (ΧΑΧΡΤΑΙΟΝ №. 560. 1186), Deiniades, Euritheos, Erechias, Chelis, Amasis, Epitimos; als Maler dagegen: Duris, Philtias (nicht Phintias, wie der Name in Sicilien lautete), Pheidippos, Epiktetos, Euthymides Polios Sohn, Snesimos, Hypsis, Hippachmos. Es versteht sich, daß wir hierunter keinen Namen zu finden hoffen dürfen, den uns die alte Kunstgeschichte aufbewahrt hätte; jedoch ist es sehr merkwürdig und spricht für den Handelstransport dieser Vasen, daß einer und der andere dieser Namen auch auf Vasen in weit entlegenen Gegenden gefunden worden ist, wie der Nikosthenes auf einem Agrigentinischen Gefäße, und Epiktetos auf einem andern; auch den Euthymides glaubt der Verf. auf einer Vase von Adria, dem Etruskischen Emporium an der Po-Mündung, entdeckt zu haben. Auch unter diesen Künstlernamen ist keiner, der etwas Dorisches oder ausschließlich Ionisches in seiner Bildung hätte; dagegen erinnern viele besonders an Athen, wie Nearchos, Andokides, Euritheos, Epitimos u. a. m.

Wie auf zahllosen andern Vasen in allen Gegenden, wohin die Hellenen sich ausgebreitet:

so tritt auch auf sehr vielen von diesen die Sitte hervor, durch Schönheit ausgezeichneten Personen beider Geschlechter, besonders aber des männlichen, durch das Epitheton *καλός* zu huldigen. Bey weitem am gewöhnlichsten ist *καλός ὁ παῖς* oder *ὁ παῖς καλός* ohne Nennung des Namens, wobey bemerkt zu werden verdient, daß das Wort *παῖς* niemals wie so häufig auf den unteritalischen Vasen in *πας*, *πους*, *ποας*, corrumpt erscheint. Dester kommt zu diesem Satz auf diesen Vasen ein betheuerndes *ναίχι* hinzu, gerade wie in einem bekannten Epigramme des Kallimachos; auch liest man die Begrüßungsformel *καλός χαῖρε*; mehrmals steht auch *καλός καλή* (ΚΑΛΕ) zusammen, welches eine hochzeitliche Beziehung zu haben scheint. Häufig sind nun aber auch die *καλοὶ* namentlich genannt, welche die Vase ehren will, und wir finden auf diesen Gefäßen in dieser Beziehung angegeben die Namen Megakles, Hipparchos, Diogenes, Leagros, Akephitos (?), Epidromos, Nikon, Solon, Memnon, Athenodotos, Labotos, Simiades, Pantatios, Phlebippos, Euphiletos, Hippokrates, Leokrates, Ktesileos, Dnetor, von welchen Namen einige, wie besonders Leagros, mehreremal wiederkommen. Auch sieht man auf einer Vase ein Brautpaar, welches auf dem hochzeitlichen Wagen einherfährt, durch die Weyschriften *Λυσίπιδης* (ΛΥΣΙΠΙΔΕΣ) *καλός* und *Ρόδον καλή* ausgezeichnet; mit dieser ist aber eine andere zusammengefunden worden, welche vier Frauen oder Jungfrauen aus einer architectonisch verzierten Fontäne Wasser schöpfend zeigt, mit beygeschriebenen Namen, von denen drey deutlich Mnescilla, Anthyle und Rhodon gelesen werden; der letzte bezeichnet offenbar die Braut des Lysippides selbst. Wer gedenkt hier

nicht des Athenischen Gebrauchs, aus der Fontäne Kallirrhoe oder Enneakrunos, welche in der Zeit der Peisistratiden architectonisch ausgeschmückt worden war, das Wasser für das bräutliche Bad zu holen, wie noch in Thukydides Zeit geschah. Auch jene Namen von Jünglingen erinnern wieder auffallend an Athen; und wenn mit Hipparchos nicht gerade der Peisistratide gemeint seyn soll: so dürfte es doch natürlich seyn, bey Megakles an einen Alkmaoniden des Namens zu denken, da in diesem glänzenden Geschlechte der Name sich gewissermaßen erblich fortpflanzte, bey dem öfter gepriesenen Leagros aber an den Sohn des Glaukon, der in dem Laios des Komiker Platon als Weichling, wie es scheint, verspottet wurde. Leokrates endlich könnte der schöne Sohn des Stróbos seyn, auf den wir ein dem Simonides zugeschriebenes Epigramm haben, und dessen Jugend in die Zeit gleich nach den Perserkriegen fällt. Nun muß es freylich Wunder nehmen, daß wir diese Schmeicheleyen, welche Athenischen Jünglingen bestimmt sind, auf Vasen finden, die in den Grabmälern der Bulcianter Kanusa, Sipi u. s. w. aufgestellt sind, indem man sich gewöhnlich vorstellt, daß solche Gefäße speciell dazu verfertigt und bemahlt wurden, um den Jünglingen bey wichtigen Lebensmomenten, einer gymnastischen Auszeichnung oder dem Eintritt in das Alter der Mellepheben und Epheben, als Angebinde dargebracht zu werden, worauf allerdings auch die Anreden χαῖρε καλός, χαῖρε σὸν, καλός εἶ führen, die auch auf den Canino-Vasen vorkommen. Allein eben so sicher bestand in Athen zu den Zeiten des Aristophanes und später die Sitte, die Namen schöner Personen überall, wo sich Raum zur Schrift bot, mit einem ehrenden καλός anzumalen oder

einzuschneiden; ὁ Πυριλάμπος Δῆμος καλὸς
 laß man damals in Athen an allen Thürpfosten;
 später findet man besonders die Mauern des Ke-
 rameikos mit solchen erotischen Inschriften be-
 schrieben; der wahnsinnige Liebhaber der Knidi-
 schen Aphrodite bey Lukian tragt sein καλὴ Ἀφρο-
 δίτη in jede Wand und jede glatte Baumrinde;
 und Phidias wagte, nach bekannter Erzählung,
 ein καλὸς Παντάρκης am Finger des Olympi-
 schen Jupiters verstohlen anzubringen. So darf
 es uns denn nicht wundern, daß auch die Topf-
 maler, es sey nun in Athen oder in einer an-
 dern griechischen Stadt, die Namen schöner Knab-
 en, von denen die ganze Stadt sprach, auf
 Gefäße setzten, die hernach in ganz fremde Ge-
 genden gerathen konnten, obgleich bey manchen
 solchen Gefäßen die eigentliche Bestimmung doch
 ohne Zweifel die war, als Angebinde zu dienen,
 wie eben jene Anreden beweisen. Und so konnte
 auch jene Hochzeit der schönen Rhodon und des
 Eysippides, wenn sie ein allgemeines Interesse
 erregt hatte, auf Gefäße gemalt werden, die
 zum Kauf ausstanden und sich am Ende in das
 Grab eines Vulcianters verloren, der sich wohl
 sehr wenig um jene Personen kümmern mochte.

Auch gymnastische Kampfszenen sind auf
 diesen Vasen mit Inschriften versehen, wo also
 an wirkliche Scenen aus den gymnischen Kämp-
 fen eines Festes zu denken seyn wird; auf ei-
 ner großen Schale von der vortrefflichsten Zeich-
 nung sind diese Inschriften in die hellfarbigen
 Figuren selbst hineingeschrieben — kein ausschließ-
 lich Etruskischer Gebrauch — und geben so viel
 wir erkennen, die Namen: Ασποκλῆς, Αντιμα-
 χος, Ολυμπιόδωρος, Βατραχὸς καλὸς, Δωρο-
 θεὸς καλὸς, Ἀμβροσιὸς, Κεφισοφών καλὸς,
 Ἀντίας, Φορμῖος, Ἐρατοσθένης, Κλεισοφῶς, Ἐπι-

Chares, Timon, Kleon, Euagoras, Kleibulos. Wer fühlt sich nicht wieder durch die Mehrzahl dieser Namen mitten nach Athen versetzt, wo es z. B. der Kephisophon so viele gab; möglich auch, daß der Epichares, der hier als Faustkämpfer erscheint, derselbe junge Athener ist, der gegen die Zeit des Peloponnesischen Krieges zu Olympia unter den Knaben im Stadion siegte.

Die meisten Inschriften indessen, welche sich auf die Gegenstände der Gemälde beziehen, enthalten mythische Namen von Göttern und Helden. Indem man sich bey der Erklärung der mythischen Scenen durch diese Namen leiten läßt, wird man gewahr, wie ausgebreitet damals noch die Bekanntschaft mit den Heldenkreisen der Vorzeit war, indem unsere aus Dichtern und Mythographen gewonnene Kunde nicht überall zur Erklärung auslangt. Von Gegenständen aus dem Troischen Cyclus stellt ein schon früher (S. g. N. 1830. St. 203. S. 2019) erwähntes höchst sorgfältig ausgeführtes Bild, welches jetzt das Institut der archäologischen Correspondenz herausgegeben hat, den bisher unbekanntem Mythos dar, wie der verwundete Patroklos von Achilleus verbunden wird. Auf einer andern Base ist der Tod des Priamiden Troilos und dessen Schleifung zu dem Altar des Thymbräischen Apollon, wahrscheinlich nach dem cyklischen Gedicht der Kypria, vorgestellt. Ein vortreffliches Gemälde zeigt die Vertheidigung des Leichnams des Patroklos und als Folge dieses Ereignisses die Versöhnung des Achilleus mit den Griechen, im Ganzen nach Homer, jedoch mit einzelnen Zügen, die aus einer andern Quelle fließen. Mit Homer stimmt im Ganzen das alterthümliche Vasenbild: die Schleifung des Hektor um den Tumulus des Patroklos, während

das Eibolon, der Schatten des Helden selbst, auf dem Grabe sitzt, und sich der ihm erwiesenen Ehre freut. Auf einer Base, welche ein Gegenstück zu dieser bildet, ist der Kampf um Achilleus' Leichnam mit einer Gelehrsamkeit ausgeführt, deren Quellen uns unbekannt sind, besonders darin, daß Neoptolemos, Achilleus' Sohn, bey dem Kampfe um den Leichnam des Vaters gegenwärtig dargestellt wird, gegen alle andern mythologischen Traditionen. Dasselbe Gefäß, welches die Mythen der Aekiden zusammenfaßt, stellt auf der äußern Seite zugleich den Raub der Thetis durch Peleus mit mythologisch interessanten Beyschriften dar, wie das vorher beschriebene mit dem verbindenden Achilleus außen mit einer Darstellung des Göttermahls bey der Hochzeit der Thetis geschmückt ist. Einen andern Hauptgegenstand bildet die Mythologie des Herakles, von dessen Thaten unter andern die Kämpfe mit Apollon um den Dreifuß, mit dem Giganten Alkyoneus, und den Amazonen (Euzkopiis und Andromache) dargestellt werden; oft erscheint neben dem Helden Iolaos, auch als sein Wagenlenker, wie in dem Hesiodischen Schilde. Eine Base, von der der bisher herausgekommene Band des Muséum Etrusque noch nicht die Beschreibung liefert, sondern nur die dabey geschriebenen Namen angibt, stellt mit Herakles seinen Sohn Glenos zusammen, einen wenig bekannten Helden der Dorischen Nation, der bey einigen Mythographen als Sohn der Deianeira vorkommt, und auch im Texte des Pausan. IV, 30, 1 wieder herzustellen ist (wie der Verf. bereits in der Engl. Ausg. der Dorianer B. I. S. 61 gethan hat).

Indem wir andere Mythenkreise übergehen, verweilen wir bey dem Attischen, welcher auch

in der That auf diesen Vasen eine solche Breite einnimmt, daß die Ueberzeugung, Attisches Geschirr hier vor uns zu haben, dadurch immer mehr befestigt werden muß. Wir sehen hier die Athena, ganz wie an dem Panathenaischen Peplos der Athener, den Enkelados niederstoßen, und in einem berühmt gewordenen Vasenbilde den kleinen Erichthonios, welchen die Erde aus der Tiefe emporhebt, mit mütterlicher Sorgfalt in die untergebreitete Megis aufnehmen; überhaupt aber ist Athena die auf diesen Vasen am häufigsten gebildete Gottheit. Auf einer im alten Styl bemalten Vase sieht man den Festzug der Panathenäen auf eine Weise dargestellt, welche mit dem Fries des Parthenons merkwürdige Vergleichungspuncte darbietet. Ferner sehen wir, wie Poseidon die Aethra raubt, welche von ihm die Mutter des Theseus wurde. Theseus ist besonders gern bey'm Raube der Amazone Antiopeia dargestellt, wobey Peirithoos und Phorbas hülfreich erscheinen. Dieser Phorbas war nämlich, wie der Attische Mythograph Pherkydes erzählte, der Wagenlenker des Theseus, mit dessen Hülfe er auch die Amazone entführt habe. Man sieht also hier eine Particularität der Attischen Mythologie, die kaum anderswo so genau bekannt seyn konnte, da die Vase schwerlich nach Pherkydes gemalt ist. Eine andere Vase, von der nur die Inschriften bekannt sind, stellt wahrscheinlich die Entführung der Helena durch Theseus dar; eine andere, deren Beschreibung wir mit besonderm Verlangen erwarten, die Erlegung des Minotaur (*Ταύρος* genannt) durch denselben Hauptheros der Athener, dessen Führerin Ariadne (*Ἀριάνη* genannt) dabeysteht, während man auf einem Gefäße bey Dorow den weitem Verlauf der Begebenheit sieht: Ariadne

(*Ἀριάνη*) in demselben Momente von Dionysos umarmt, in welchem Theseus durch die Pallas von Naros abgerufen wird.

Die bacchischen Gegenstände, welche auf den Vasen Unteritaliens so vorherrschen, fehlen auch hier nicht, aber finden sich doch lange nicht in dem Maße, wie dort. Der neue Name eines Satyrs, den wir auf einer Vase finden, Briachos, ist einerley mit Briakhos, wie Sophokles eine Bacchantin genannt hatte: gewiß aus Attischer Volksmundart. Auch Bacchische Züge, *κῶμοι* und *θίασοι*, gehören in diesen Kreis; die Namen Komarchos, Teles, Heledemos, welche drey unbekleidete und mit Blumen bekränzte Jünglings-Figuren führen, scheinen nicht Individuen zu bezeichnen, sondern im Allgemeinen Mitglieder eines bacchischen Thiasos, dessen Anführer wenigstens sehr wohl *κῶμαρχος*, wie *θαλίαρχος*, heißen konnte.

Wenn man alle diese verschiedenen Inductionen aus Schrift, Dialect, Namen und Gegenständen erwägend zusammenfaßt: so wird man sich kaum der Ueberzeugung erwehren können, daß Alles darin auf einen Attischen Ursprung hinweist. Alle Aeolischen und Dorischen Griechischen, also auch die Werkstätten von Korinth, Aegina, Agrigent, sind durch den Dialect der Inschriften ausgeschlossen, und man könnte, wie schon oben bemerkt, nur noch an die Chalkidier, etwa an die aus Chalkidiern und Aeolern zusammengesetzten Einwohner von Ryme in Opide, nachmals Campanien, denken. Auf jeden Fall müßte man dann annehmen, daß diese Rymäer mit den Athenern in einer weit engern Colonialverbindung und Gemeinschaft der Religion, Mythologie und Bildung gestanden hätten, als man es sich bisher denken konnte, und der Vf. auch jetzt

für wahrscheinlich hält. An Verfertigung an Ort und Stelle zu denken wäre nur unter der Voraussetzung statthaft, daß entweder geradezu eine Griechische, Attisch redende Colonie an dieser Küste Etruriens existiert habe, oder eine sehr große Anzahl von Metöken, Schutzgenossen aus Griechenland, hier sich angesiedelt, und unter Etruskern ihre heimatliche Sprache, Sitte, Religion und Mythologie in völliger Reinheit bewahrt habe. Aber Griechische Colonien unter den Etruskern an dieser Küste sind ganz unerhört, und obgleich das Gefallen an schönen Geräthen und Luxuswaaren die beiden Völker zeitig verband: so meiden sie sich doch als Ansiedler ungefähr eben so, wie Griechen und Phöniciern. Zugleich sieht man ja aus andern, nicht auf den Vasen befindlichen Inschriften deutlich, daß es Etruskische Familien waren, welche hier wohnhaft waren und ihre Grabmäler hatten. Dieß spricht auch entschieden gegen die neuerlich aufgestellte Ansicht von Millingen, wonach ein völlig Griechisches den Athenern nah verwandtes Volk bis ins vierte Jahrhundert Roms das südliche Etrurien bewohnt und hier die Denkmäler seiner Kunstübung hinterlassen haben soll, so wie gegen die Meinung eines deutschen Alterthumsforschers, welcher jenen Aufsatz übersetzt und erweitert hat, wonach die Tyrrhener, von den Etruskern geschieden, so lange in dieser Gegend als ein Griechisch gebildetes Volk existiert haben sollen: Annahmen, welchen der Verf. noch manches andere Bedenken entgegenzusetzen hat. Wollte man aber Griechische Metöken annehmen, aus deren Händen diese Vasen hervorgingen, so müßten diese hier beynähe eine kleine Stadt von Töpfern und Topfmalern gebildet haben, so viele Namen von beiden kommen schon auf den bereits gefunde-

nen Vasen vor; eine Stadt, in welcher ein Kunstgeist blühte, wie er sonst nirgends in Etrurien, ja in Italien überhaupt gefunden wird, und das in einer Gegend Etruriens, welche weder durch Kunstfleiß noch auch durch Handel, welcher allein eine solche Anzahl von Metöken hierher ziehen konnte, so viel wir hören, jemals im geringsten ausgezeichnet war. Auf Handelseinfuhr dagegen weist außer manchem schon Angeführten besonders der Umstand hin, daß alle Orte Etruriens, welche bis jetzt gemalte Gefäße in größerer Anzahl ergeben haben, dem Meere nahe oder wenigstens nicht allzufern liegen, wie außer Volci besonders noch Tarquinii und Cäre, auch die Gegend von Viterbo und das etwas weiter zurückliegende Polimartium oder Bomarzo; weit weniger zeigen sie sich in den Gräbern von Clusium und verschwinden ganz im innern und höhern Etrurien, aber erscheinen wieder an der jenseitigen Küste, in der Etruskischen Handelsstadt Hadria.

Aber, wird nun dagegen eingeworfen, wer kann glauben, daß ein solcher Handel mit gemalten Vasen in der alten Welt bestand, durch welchen diese Tausende von Gefäßen Attischen Ursprungs in den Gräbern der Etruskischen Volcien erklärt werden könnten. Wir sehen keine Unstatthaftigkeit darin, ja sind vielmehr wirklich überzeugt, daß ein so ausgebreiteter Handel bestand. Das Attische Thongeschirr war der Hauptstolz der Industrie dieses Landes; die Göttin Athena selbst sollte den Keramos, den ein Dichter scherzend den Sohn der Erde, des Rades und der Esse nennt, erfunden haben, und eine gemalte Amphore, mit dem reinsten Del gefüllt, war eben deswegen der beständige Preis der Panathenäen. Zeitig gingen diese Gefäße nach

dem Peloponnes, von wo sie bereits vor dem Perserkriege die Eifersucht der Aegineten und Argiver ausschloß, so wie nach Bötien; Attische Thongeschirre, namentlich Mischkessel aus dem Thon von Kolias in Attika, waren überall in Griechenland verbreitet. Wenn beym Anbruch des Frühjahrs der Wein aus den großen Fässern, in denen er den Winter über gegohren hatte, in Amphoren und andere kleinere Gefäße umgegossen wurde, am Feste der Choen oder Anthesterien, fand zugleich ein großer Topfmarkt in Athen statt, bey welchem nach Skylax auch die Phönicier ihre Geschirre kauften, in denen sie Griechischen Wein bis nach Kerne in Westafrika führten. Daß aber diese Thongefäße, auch wenn sie zu den geringsten Diensten des Lebens bestimmt waren, vorausgesetzt nur daß sie nicht dem Feuer ausgesetzt werden sollten, größtentheils bemalt waren, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Die Alten, im Besitze der größten Leichtigkeit im freyen Producieren von Kunstwerken, da wo wir nur ein mechanisches Wiederholen desselben Fabricats haben, gingen mit ihrer Kunst, eben weil sie ihnen so wenig kostete, höchst verschwenderisch um. Die Nachgrabungen in alten Grabstätten haben gezeigt, daß auch selbst solche Gefäße, welche bloß bestimmt waren, zu einer Todten-Libation in die Flammen des Kocus geworfen zu werden, wobey sie in Stücke brachen und ihren Inhalt verschütteten, ebenfalls bemalt waren; man findet die Scherben derselben in verschiedenem Grade geschwärzt, je nachdem das Feuer längere oder kürzere Zeit an ihnen haftete, aber erkennt noch deutlich die gemalten Figuren.

Wenn nun der Verfasser hiernach seine Uebersetzung ausspricht, daß die Gefäße von Canino

meistentheils von Athen oder einer mit Athen engverbundenen Stadt stammen, und viele davon als Denkmäler des Attischen Kunstgenies anzusehen sind, wie es sich in den Zeiten des Polygnot und Phidias auch bis zu den niedersten Stufen, die dem Alterthum selbst der Beachtung kaum würdig schienen, verbreitet hatte: so bescheidet er sich zugleich, daß er nur nach den bisher bekannt gewordenen Notizen so urtheilen könne, und erst eine genauere Vergleichung der Vasen von Canino mit den in Athen selbst gefundenen hinsichtlich der Formen und der Arbeit der Gefäße sowohl, wie der Technik und des Styls der Malereyen, eine fester begründete und genauer bestimmte Ueberzeugung hervorbringen könne. Bis jetzt ist der Griechische Boden noch lange nicht genug erforscht, um eine solche Vergleichung anstellen zu können, und mehr noch der von Aegina, wo gegenwärtig jeder neue Bau, welchen die Griechische Regierung veranstaltet, altgriechische Gräber mit gemalten Vasen aufdeckt, als die Umgegend von Athen. Im Ganzen spricht indeß, was der Verf. von Notizen über diesen Gegenstand auffinden konnte, mehr für Uebereinstimmung als Verschiedenheit der in Griechenland und der in Etrurien gefundenen Vasen. Wird dagegen der Einwurf gemacht, daß die in den Attischen Gräbern gefundenen Vasen meist von der Classe seyen, welche die Italiäner *balsamario*, die Alten *λίχνθος* und *guttus* nannten, dagegen die Vasen von Canino weit mannigfaltigere Formen zeigen: so erklärt sich das wohl hinlänglich durch den Umstand, daß während die Athener, nach Aristophanes, jene Lekythen besonders für die Bestattung malen ließen, die Etrusker alle gemalten Gefäße, welche sie durch den Handel erlan-

gen konnten, auch zum Schmucke ihrer Gräber brauchten.

Der Styl der Zeichnung ist bey den Vasen mit schwarzen Figuren alterthümlich streng und auster, womit aber häufig die sorgfältigste Ausführung des Details verbunden ist; die Vasen mit hellen Figuren dagegen zeigen, wie der Verf. auch nach den bey Herrn Dorow gesehenen Zeichnungen urtheilen kann, zum Theil den edelsten und reinsten Styl, voll Wahrheit und einfacher Grazie. Dabey ist überall noch weit mehr Sorgfalt und Präcision in den Contouren, ja eine gewisse Schärfe und Strenge wahrzunehmen, die in einzelnen Vasen, wie an der berühmten Patera mit Patroklos und Achilleus, in eine ängstliche und kleinliche Manier ausartet; selten dagegen zeigt sich etwas von jener flüchtigen und unbestimmten Manier, wie sie in den Campanischen Vasen vorherrscht. Auch darin würden diese Vasen von Canino der Vorstellung entsprechen, welche man sich von der Malerkunst in Athen, in der Zeit von Polygnotos und Miskon bis auf Zeuxis herab, machen darf; und so wenig der Verf. bis jetzt wagt, diese Bemerkung weiter auszuführen: so darf er doch am Schlusse andeuten, wie viel die Gräber der Volcianter dazu beytragen könnten, die Griechische Kunstgeschichte zu consolidieren, wenn die historische Ansicht derselben, welche der Verf. in Vorschlag bringt, sich bestätigte.

L e i p z i g.

Bey E. B. Schwiefert: De Cometarum caudis disquisitio mathematica. Pars prima, qua Candidatos Magisterii ad solemnia examina invitat Henricus Guilielmus Brandes.

Cum duabus tabulis lithographicis. 1830.
20 S. in 4.

Der Verf. nimmt hier die Hypothese an, daß der Kometenschweif aus Theilchen bestehe, die durch eine gewisse Kraft von dem Kometen abwärts getrieben werden, wobey er es jedoch unentschieden lassen will, ob diese Theilchen vermöge einer der Sonne eigenthümlichen Repulsivkraft, oder bloß vermöge ihrer specifischen Leichtigkeit im Aether aufsteigend, vom Komet sich entfernen. Er wählt jedoch die erstere Ansicht, da sie sich dem Calcul leichter fügt, und indem die abstoßende Kraft der Sonne dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional gesetzt wird, ergibt sich, da die Theilchen des Schweifes, die von der parabolischen Bewegung des Cometen herrührende Geschwindigkeit besitzen, eine hyperbolische Bahn für die einzelnen Schweiftheilchen. Rücksichtlich der Helligkeit des Schweifes findet der Vf., daß dieselbe nach dem Perihelium größer sey als vorher, allein daß der Schweif kürzer und dunkler erscheine, als in der Gegend des Periheliums. Die Zeit des größten Glanzes ist nicht bestimmt. Obgleich nun freylich diese Resultate im Allgemeinen mit den Beobachtungen übereinstimmen, so zeigen sich doch wiederum bey den Kometenschweifen so sonderbare Erscheinungen, die sich durch diese Kräfte nicht erklären lassen, daß es keinesweges überflüssig seyn würde, auch nach andern Hypothesen Rechnungen auszuführen. Außerdem verspricht uns der Vf. noch eine Fortsetzung der Untersuchung, vorzüglich mit Berücksichtigung des Umstandes, daß nicht alle Schweiftheilchen gleiche Geschwindigkeit besitzen, indem hier bloß diejenigen betrachtet sind, die dieselbe Geschwindigkeit als der Comet selbst besitzen.

G ö t t i n g e n.

Wie kann dem Nothstande, den die Wetterschäden des Jahrs 1830 brachten, am heilsamsten abgeholfen werden? 1831. 51 S. in 8. (Bey Dieterich).

Die hier angezeigte kleine Schrift hat einen benachbarten Landprediger zum Verfasser, der nicht bloß durch Rath, sondern — was wir noch höher schätzen — durch die That, indem er den Ertrag dieser Schrift zu wohlthätigen Zwecken bestimmte, zu helfen sucht. Der Ertrag nämlich ist nicht sowohl zu müßigen Almosen, als zu kleinen nützlichen Verbesserungen gegen Bezahlung an die Arbeitenden, als Ziehung von Gräben, Anlage von Dorfswegen, von Befriedigungen u. dergl. bestimmt. Mehreren darbenden Familien ist dadurch bereits Unterhalt und Erleichterung verschafft, 'damit sie nicht zu stehen nöthig hatten' und sumpfige Flecke sind in fruchtbare Flächen verwandelt. Der Verfasser wird damit fortfahren, wenn die kleine Schrift in der erwähnten Verlags-handlung weitem Absatz finden sollte; und es wird wohl nicht erst der Auszüge aus derselben bedürfen, um bey dem so oft erprobten wohlthätigen Sinn unsers Publicums darauf aufmerksam zu machen. 'Wer den Armen hilft leiht dem Herrn' sagt der heilige Schriftsteller, und welches Darleihen könnte bessere Zinsen tragen?

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 27. August 1831.

W i l n a.

Bey Zawadzki, 1821 und 1823: *Initia Historiae Graecorum litterariae. Secundum edidit Godofr. Ernestus Groddeck. Pars prior 226 S. Pars posterior 278 S. in 8. **

Unter den Werken über griechische Literaturgeschichte, welche in der neuern Zeit geschrieben worden, nimmt die Arbeit von Groddeck einen rühmlichen Platz ein, so viel auch in anderer Hinsicht noch darin mangelhaft erscheint. Es kann nicht unser Zweck seyn ein Buch, das längst in den Händen der gelehrten Welt ist, jetzt erst noch bekannt zu machen, doch mag es zu jeder Zeit nützlich seyn die Methode und Anordnung solcher Werke zu prüfen, zu den Berathungen über die Behandlung dieser Wissenschaft etwas beyzutragen und auf Mängel im

*) Wir glauben durch die Anzeige eines zu wenig unter uns bekannt gewordenen frühern Werks vielen unserer Leser einen Gefallen zu erzeigen.

D. Redact.

Einzelnen aufmerksam zu machen. — Es gibt im Allgemeinen zwey Behandlungsarten der Literaturgeschichte, die chronologische nach der Zeitreihe die Schriftsteller aufzählend ohne Unterscheidung der Gattungen, welche in neuerer Zeit an Matthiä einen Hauptvertheidiger gefunden, und die systematische nach den Arten der Schriftwerke in Poesie und Prosa. Gegen die erste ist von andern schon eingewendet worden daß sie sich theils nicht consequent durchführen läßt, indem von Vielem auf diesem Gebiete die genauere Zeit unbekannt ist, theils auch die Einsicht in den Zusammenhang der Entwicklungen aufhebt, indem hier alle möglichen Gattungen durch einander genannt werden und das Verwandte zerrissen ist. Die wissenschaftliche Behandlungsweise hat daher mit Recht insofern den Vorzug erhalten und herrscht auch in diesem Werke. Indessen scheint nun bald weiter klar daß auch diese für sich allein nicht genüge: wir sind da ganz beschäftigt mit dem Detail der einzelnen Satzungen und Arten, welches nicht gehörig begriffen werden kann ohne die Anschauung von dem geistigen Wesen und Leben der Nation überhaupt und der durch äußere und innere Umstände bedingten Entwicklung ihrer Literatur im Großen und Ganzen. Daher wird es immer am passendsten seyn die chronologische und systematische Behandlung insofern zu verbinden, daß man eine chronologische Uebersicht von dem Gange der Literatur überhaupt nach ihren Epochen als ersten Theil vorausschicke, ehe man im zweyten das systematische Detail erörtert. Da ist also zu reden von der geistigen Eigenthümlichkeit des griechischen Volks überhaupt, von den Ursachen der Entwicklung, des Steigens, des Verfalls der Literatur, und was in politischer, religiöser,

häuslicher Art des Lebens dieselbe bedingt hat; es gehört in diesen Theil ferner die so nothwendige Erörterung über die geistige Verschiedenheit der Hauptstämme, ohne welche auch nicht das mindeste von der Form und inneren Einrichtung der einzelnen Gattungen begriffen werden kann. Werfen wir nun mit dieser Anforderung einen Blick auf das vorliegende Werk, so erscheint es von dieser Seite offenbar sehr mangelhaft; es fehlen alle solche allgemeine Erörterungen ganz, man erhält nirgends eine Uebersicht vom Gange der Literatur im Ganzen durch alle Zeiten, man erfährt nichts weder von dem Character griechischer Literatur überhaupt noch der einzelnen Stämme, und wer aus diesem Buche lernen wollte wie Ionisches, Aeolisches, Dorisches sich unter einander verhält und zu diesem wieder das Attische, würde vergebens Aufklärung suchen. Zwar finden sich hie und da in den Eingängen der Perioden oder sonst kurze allgemeine Angaben, aber nicht einmahl als Einleitungen in das Besondere reichen diese hin, geschweige daß sie das Ganze überblicken lehrten. Daher man schon deswegen das Innere der Literatur aus diesem Buche nicht kennen lernen kann. Eine andere und zweyte Frage in der Behandlung der Literaturgeschichte ist die nach den schicklichsten Epochen, worin sie abzutheilen. Hier ist man mit Recht darin einig daß derselben nicht zu viele gesetzt werden dürfen, sondern man sich an große Zeitabschnitte zu halten habe, wo der politische Zustand der Nation verändert, und eben dadurch auch in der Literatur eine wesentliche Veränderung hervorgebracht wurde. Der Verf. setzt außer der mythischen Vorzeit die überall den Anfang macht, drey Hauptabschnitte: von Homer bis Pindar oder den Perserkrieg, etwa von 900

bis 490 ant. Chr., dann von Socrates bis Demosthenes von 490. . 324, drittens von Alexander dem Großen bis Constantin d. Großen, von 324 ant. Chr. bis 323 post Chr. Den Beschluß des Buches macht dann noch eine geordnete Uebersicht der Schriftsteller von Constantin bis zum Untergange des Byzantinischen Reichs, als Anhang der dritten Periode. Andere dagegen, wie schon Wolf, setzen als besondern Abschnitt nach den zwey ersten die Alexandrinische Zeit von Alexander bis zur Zerstörung Corinths, zählen einen folgenden von da bis Constantin und einen letzten bis zur Einnahme Constantinopek. In beiderley Abtheilungsart fällt besonders auf, daß wenn einmahl auf große und durchgreifende politische Veränderungen gesehen wird, die alte monarchische und die republicanische Zeit in ein gemischt werden, da doch außer der Unterjochung Griechenlands keine wichtigere und durchgreifend folgenreichere politische Veränderung kann gefunden werden als das Aufhören der königlichen Gewalt und das Aufblühen freyer Republiken. In der monarchischen Zeit herrscht vorzugsweise das Interesse der Vorzeit, hier wurzelt und erreicht ihre schönste Blüthe die epische Poesie, und vertritt das ganze Gebiet der Literatur, während sie später und theilweise noch fortgeübt wird neben andern mächtiger gewordenen Richtungen; in der republicanischen Zeit tritt dagegen das Interesse der Gegenwart in den Vordergrund, darum ist nun erst die volle Zeit der Lyrik; nun erst entsteht die allseitige Entwicklung des griechischen Geistes frey nach allen Seiten hin. Warum man dagegen einen Hauptabschnitt für die attische Zeit machen müsse, sehen wir nicht ein; die attische Blüthe ist keine ganz neue Hauptepoche mit veränderter Rich-

tung der Nation, sie ist nur der Culminationspunct jener großen unendlich reichen Zeitperiode des freyen republicanischen Lebens. Sie kann also nur einen Theil, einen Abschnitt der ganzen Hauptepoche bilden, und steht mit der frühern Literatur der übrigen Stämme in genauem Verhältniß. Die epische Zeit ist die unvergleichliche Grundlage der folgenden Literatur in mehr als einem Betracht; diese selbst aber entfaltet sich nach den Stämmen continuiertlich bis zum Atticismus hinauf. Wir würden also die erste Epoche setzen von Trojas Zerstörung an, wo die trojanisch = epische Dichtung anfängt, bis um den Anfang der Olympiaden, die zweyte von da bis auf Alexander. Die folgende Hauptepoche nach dem Untergange der Freyheit kann man füglich fortführen von Alexander bis Constantin, in derselben aber mag man die Alexandrinische und Römische Periode als Theile unterscheiden. Solche Hauptepochen nun müssen dem ersten oder chronologischen Theile der Literaturgeschichte zum Grunde liegen, und hier gehören sie eigentlich hin; hingegen der zweyte oder systematische Theil kann diese Abschnitte nicht brauchen und sie stören ihn jedesmahl, weil sein Gesetz ein anderes ist. Will man z. B. die Epik zweckmäßig abhandeln, so muß man die verschiedenen Arten und Formen derselben in einer zusammenhängenden Uebersicht vereinigen, das Homerische und Hesiodische Epos, die Cycliker, hiernächst die folgenden bis zur Kunstdichtung des Antimachus und das Alexandrinische Epos endlich, dessen Vorläufer jener war; wird dagegen diese Uebersicht zersplittert nach Zeitepochen und in verschiedene Theile des Buches verlegt, und das nicht Einmahl sondern ebenso bey allen andern Zweigen auch, so entsteht die unangenehmste Stö-

rung die nur möglich für den Leser, und für den Darsteller ist ein unaufhörliches Anknüpfen an das anderswo abgebrochene erforderlich, und was in Einer Uebersicht mannigfach sich fast von selbst einander erläutert, muß nun durch beständige Wiederholungen erklärt werden, oder man muß auf lebendige Anschaulichkeit der Gattungen überhaupt verzichten. An diesem Fehler der Zerstückelung dessen was systematisch zusammen gehört, leidet nun auch zum Theil das gegenwärtige Buch, da es die Anordnung nach den großen Zeitepochen in die systematische Behandlung einmischt, die es allein kennt. Nur daß zufällig der Uebelstand nicht immer so groß ist wie bey andern, weil weniger Perioden angenommen sind. Dagegen findet man hier besonders häufig das falsche Hinübergreifen aus einer Periode in die andere, wie wenn z. B. die Geschichte des Epos in der ersten Periode über Pin-dar hinaus bis zum Antimachus geführt wird, oder umgekehrt in der zweyten man wieder auf Thales, Solon und andere zurückkommt. Es ist klar wie alles dieses am Ende seinen Grund in dem gerügten Hauptfehler habe. Man muß eben aus dem systematischen Theile die Epochen weglassen. — Um nun endlich nach diesen allgemeinen Betrachtungen auch noch die Behandlung des Einzelnen in diesem Buche kurz zu charakterisieren, darf nur bemerkt werden daß der biographische und bibliographische Theil der Literaturgeschichte oder Nachweisungen über die Lebensumstände der Schriftsteller und die Bearbeitung und Ausgaben der Werke hier die Hauptsache ist, und hierin hat das Werk lobenswerthe Verdienste; hingegen was der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Literaturgeschichte seyn soll, die Stylarten und Kunstformen jeder Gattung

möglichst klar und anschaulich zu machen, dieses ist auch hier, wir sagen nicht bloß noch unvollständig geleistet, denn zur Vollständigkeit wird es sobald noch nicht genügend kommen, sondern überhaupt noch viel zu wenig versucht und angefangen, indem offenbar der Verfasser viel zu wenig den künstlerischen Standpunct gefaßt hatte um die verschiedenen Formen der Poesie und Prosa der Hellenen geistreich zu würdigen. Nur hie und da begegnet man einigen Betrachtungen dieser Art, zumahl wo etwas vorgearbeitet war. Wie ungenügend ist z. B. das über den Aristophanes, obgleich es ein ausführlicheres Urtheil seyn soll. Ueber Thucydides steht wenigstens etwas da, über Xenophons schriftstellerischen Character aber gar nichts. Und so in vielen andern Fällen. Das Aeußere der Literatur beschäftigt überall den Verfasser vorzugsweise; in das Innere tiefer einzuführen war nicht eigentlich seine Sache. Wir könnten nun auch noch zu allerlezt in das Einzelne des Buches näher eingehen. So ist in Beziehung auf die Namen der vorhomerischen Hymnoden längst bemerkt worden daß man suchen müsse sie nach den Cultusbeziehungen und andern Verhältnissen womit sie zusammenhängen, genauer zu characterisieren. Auch ist es falsch noch immer von vorhomerischen Kosmogonien und Theogonien zu reden, dergleichen Gedichte wohl schwerlich damahls existiert haben. Die Hesiodische Poesie aber dürfte man nicht unpassend überhaupt unter den Begriff der didactischen Epik stellen, insofern ja auch die Genealogien der Götter und Helden diesen Character haben. Es wird hier keine große Hauptbegebenheit wie im Homer gesetzt und die Gesetze der Construction und des Fortschritts sind ganz anders. Die genealogische Dichtung ist wie

ein Netz oder ein Baum mit Nesten und Zweigen. In der Theogonie z. B. wo alles vom Chaos und der Erde ausgeht, werden erst die Kinder des Chaos, dann der Erde angegeben; hierauf geht der Dichter auf den ersten Punct zurück und verfolgt das Geschlecht des Chaos bis zur dritten Generation, sodann nimmt er das Geschlecht der Erde vor und entwickelt auch dieses jedesmahl bis zur dritten oder vierten Generation. Alles ist so gestellt daß vorangeht was im Folgenden vorausgesetzt wird. Der Catalog der Frauen ging in noch strengerer Einheit von der Pandora und dem Prometheus aus, und leitete hieraus die Geschlechter ab bis zur dritten oder vierten Generation. Alles war so geschickt geordnet, daß nichts herausgenommen werden konnte. Kam die Heirath eines Helden, der noch nicht dagewesen war, so ging die Erzählung kurz zurück und erklärte sein Geschlecht. In die genealogische Darstellung wurden dann eingewebt und eingelegt, wie wir dieß noch deutlich in der Theogonie sehen, Reden, Schlachten, Thaten, Begebenheiten bey Gelegenheit einzelner Geschlechter und Helden oder Heldinnen, die Trockenheit des Genealogischen angenehm zu unterbrechen und überhaupt mehr Anschaulichkeit in das Ganze zu bringen, weil bloße Namen zu todt sind ohne lebende Schilderungen und Thaten und Localitäten. Diese Partien hatten also eine freyere Bewegung und konnten fast homerischen Geist der Darstellung annehmen, blieben aber als nur eingelegte Massen der genealogischen Construction des Ganzen untergeordnet, und waren ihr dienstbar. Thaten, Begebenheiten sang die Schule wohl überhaupt immer nur aus genealogischem Grunde, um das Leben gewisser Helden und Geschlechter zu erläutern. Ue-

ber die verschiedenen Gedichte dieser Schule, die eine interessante Kunstform darstellt, sind noch speciellere Untersuchungen nöthig, z. B. über das Verhältniß des Catalogs und der Eden, worauf wir hier nicht weiter eingehen können. Bey den Cyclikern wiederholt Groddeck noch den gewöhnlichen Irrthum, daß diesen Gedichten überhaupt die historisch-logographische Anordnung der Begebenheiten nach der Zeitfolge charakteristisch gewesen sey; es herrscht eben jetzt auf diesem Gebiete so viel Untersuchungsgeist, daß man hoffen darf nach Berichtigung des Begriffs von *Kyklos* und dem *Kyklichen*, welcher diese Irrthümer veranlaßt, auch über die Compositionsweise wenigstens mancher dieser Gedichte richtigere Vorstellungen zu gewinnen, und dann dürfen sich bey einigen neue geistreiche Formen ergeben. Viele dieser Dichter waren Epiker der edelsten Art, die das Einzelne einer erhabenen Idee poetisch zu unterwerfen verstanden. Dagegen im Alexandrinischen Epos, wie man sich aus Apollonius deutlich machen kann, die Erfindung und Ausschmückung mannigfaltiger einzelner Geschichten, Situationen, Intriguen zum Theil kleinlicher Art Hauptsache ward und die ergreifende Würde der dominierenden Hauptidee fehlte. Daher hier das Einmischen des *Lyrischen* und *Tragischen* in die *Epik*. Wir brechen hier ab, obgleich noch vieles andere in diesem Buche Stoff gibt zu Bemerkungen.

E r l a n g e n.

Bey Palm: Die *Lex Salica* und ihre verschiedenen Recensionen. Ein historisch-kritischer Versuch auf dem Gebiete des Germanischen Rechts, von Dr. Eduard August Feuer-

bach, außerord. Prof. d. R. zu Erlangen. 1831. 164 S. gr. Quart.

Die Handschriften der Lex Salica lassen sich, je nachdem sie mit den Malbergschen Glossen versehen sind, oder nicht, in zwey Hauptclassen eintheilen, in glossierte und nicht glossierte. Unter den erstern zeichnen sich die Wolfenbüttler Handschrift (herausgegeben von Eccard in *Leges Francorum Salicae et Ripuariorum*), die Pariser (von Schilter im *Thesaur. antiq. Teuton.* Tom. II. p. 1..42 ediert), und die Fuldaer (bekannt gemacht durch Herold in *f. Orig. ac germ. antiquit. libris*) aus. Diese drey glossierten Handschriften sind bey aller ihrer mannigfaltigen Uebereinstimmung, wieder in so wesentlichen Punkten von einander abweichend, daß man jede derselben als eine eigene Recension betrachten kann. Von den letztern ist eine ungleich größere Anzahl auf unsere Zeit gekommen, welche abgesehen von einigen unwichtigen Verschiedenheiten, alle denselben Text enthalten. Wir besitzen demnach mit dem unglossierten Text eigentlich vier Recensionen der Lex Salica. Wie sich diese verschiedenen Recensionen gegen einander verhalten, ist bis jetzt sehr bestritten gewesen. Zuvörderst ist man darüber uneinig, in welchem Verhältnisse die glossierten Handschriften zu dem unglossierten Texte stehen. Bis auf Wiarda hielt man den glossierten Text für älter, als den unglossierten; seit ihm, der zuerst die Meinung vertheidigte, daß letzterer der ältere sey, den unglossierten (v. Savigny, Ortloff, Rogge); für die Meinung der frühern Herausgeber hat sich wiederum Perz im *Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde.* Bd. V. S. 206 erklärt. Dann haben sich aber auch verschiedene Meinungen

darüber gebildet, wie das Verhältniß der mehreren glossirten Recensionen gegen einander sey. Bald wird die Wolfenbüttler (Wiarda, Verk), bald die Fuldaer (Ortloff) für die älteste erklärt; bald gibt man der Pariser den Vorzug vor der Fuldaer (Wiarda), bald umgekehrt dieser vor jener (Verk). Um diese verschiedenen Ansichten zu prüfen, und ein festes Resultat zu gewinnen, hat sich unser Verf. der mühseligen Arbeit unterzogen, die verschiedenen Texte der Lex Salica einer neuen eigenen Untersuchung zu unterwerfen, und dieselben nach Form und Inhalt, im Ganzen wie im Einzelnen prüfend unter sich zu vergleichen — ein Unternehmen welches ebenso dankenswerth ist, als dessen Ausführung ein großes Lob verdient. Durch dasselbe ist fast bis zur völligen Evidenz ausgemittelt, daß der glossirte Text allerdings der ältere, der un glossirte dagegen, der jüngere seyn muß, und daß, was das Verhältniß der drey verschiedenen glossirten Recensionen zu einander betrifft, der Wolfenbüttler Codex die älteste Recension enthält, hierauf die in dem Pariser, und auf diese endlich, die in dem Fuldaer Codex enthaltene Recension folgt. Daß der un glossirte Text dagegen Karl dem Großen zuzuschreiben sey, und dieser Fürst Urheber der neuen Recension gewesen, wird außerdem von dem Verfasser gegen Wiarda, gleichfalls mit höchster Wahrscheinlichkeit, ja vielleicht mit Gewißheit, dargethan. — In die Reihe der glossirten Handschriften gehört auch ein Codex der Münchner Bibliothek, welcher zwar sehr mit dem Wolfenbüttler übereinkömmt, und deshalb nicht als besondere Recension angesehen werden kann, aber dennoch manche bemerkenswerthe Eigenthümlich-

keiten enthält und außerdem zu der Berichtigung des glossirten Textes, so wie er in jener und der Fuldaer Handschrift enthalten ist, wichtige Dienste leistet. Zudem gehört dieser Codex, was schon allein das Interesse für ihn erregen muß, einer eigenthümlichen Gattung von Handschriften an, deren im Epilog der Fuldaer und in der sogenannten Recapitulation der Lex Sallica Erwähnung geschieht, und von welcher bis jetzt noch kein einziger Repräsentant im Druck erschienen ist. Höchst dankenswerth ist es daher, daß der Verfasser diesen Münchner Codex, mit seinen Anmerkungen, welche theils Berichtigungen und Ergänzungen des Textes aus den vorhandenen Ausgaben, theils Andeutungen über die Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen desselben mit den übrigen Recensionen, in dem Anhange zu seinem Werke genau hat abdrucken lassen. — Zu bedauern ist es übrigens, daß bey der Prüfung der Wolfenbüttler Handschrift eine Abhandlung über dieselbe in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. V. №. VIII., von dem Verfasser übersehen worden ist. Eccard hat den Text derselben nicht getreu geliefert; indem er sogar einen ganzen Titel *de andometo* übergangen hat. Der Verfasser würde dort nicht allein denselben, sondern auch eine genaue Vergleichung der Eccardschen Ausgabe mit der Handschrift gefunden haben. Daß jene Handschrift zugleich das sogenannte Breviarium in einer eigenthümlichen Bearbeitung enthält, daß beide Rechtsbücher planmäßig in einem und demselben Volumen mit einander vereinigt worden sind, wie sowohl allein das Zusammenschreiben derselben (auf einer Rehrseite beginnt das Breviarium, so wie

die Lex Salica auf der Stirnseite desselben Blatts schließt), als auch die Schlusschrift: *Explicit liber juridicus ex diversorum sententiis elucidatus* anzudeuten scheint, dieses hätte vielleicht auch noch einige Berücksichtigung verdient, indem wenigstens, des Ref. Dafürhalten nach, dieser Umstand zu eigenen Vermuthungen Raum gibt.

N ü r n b e r g.

Bey Riegel und Wiefner, 1830: Jahrsbericht des historischen Vereins im Rezatkreis für das Jahr 1830. 42 Quartseiten.

Wir haben erst mit diesem Bericht Kunde von einem im Anfang des verwichenen Jahrs zu Ansbach und Nürnberg geräuschlos zusammengetretenen Verein empfangen, der, ausgezeichnet durch seine musterhafte Einrichtung und gleich im Entstehen durch bedeutende Mitglieder belebt, wenn der Frieden unseres Vaterlandes nicht wieder gestört wird, gewisse Frucht zu tragen verheißt. Es ist nämlich allen solchen Verbindungen erfahrener und thätiger Geschichtsfreunde eine provinzielle Beschränkung sehr zu wünschen, welche ihren Blick auf alle und jede Denkmäler ihrer Landschaft festhält und die Freude an dem Naheliegenden erhöht, selbst wenn dieses schiene an Werth und Bedeutung von dem Auswärtigen übertroffen zu werden. Jedwede wissenschaftliche Gesellschaft, der man Wirksamkeit zuschreiben darf, schwächt diese nicht, sondern stärkt sie dadurch, daß sie sich eine warme Enge schafft und alles dessen enthält, was den Eifer der zusammenwohnenden Theilnehmer erkälten müßte. Ge-

gesellschaften à la Férussac sind nicht mehr an der Zeit, wenigstens für uns Deutsche nicht. Durch Bücher, Bibliotheken und Buchhandel wird die allgemeine Verbindung satfam angefaßt und unterhalten; was Correspondenten berichten können, hat gewöhnlich der vertrautere Privatbriefwechsel früher an die rechte Stelle gemeldet. Unter den hier Seite 6 — 8 verzeichneten Mitgliedern haben wir lauter benachbarte, hingegen auswärtige, d. h. solche die keine Arbeitsbienen sind und die Ernennung entweder der Eitelkeit der Gesellschaft oder der ihrigen verdanken, mit Recht nicht angetroffen. Kostspielige, Zeit und Gelegenheit raubende Feste und Prunkaufzüge will die Gesellschaft meiden, im Stillen wirken, vor der Hand nur durch jährliche Berichte, die etwa in einer passenden Zeitschrift erscheinen sollen, Rechenschaft von ihrem Thun und Treiben ablegen, mit der Zeit aber auch, wenn ihre Arbeit in vollen Gang kommt, eigene Bände ihrer Verhandlungen der Deffentlichkeit übergeben. Alles sehr löblich, wohlervogen und nachahmenswerth.

Der vorliegende Jahrsbericht enthält einige werthvolle Aufsätze und Auszüge. Seite 19.. 27 eine, wie uns dünkt, treffende Ausführung des Staatsraths von Feuerbach, daß Carl der Große im Jahr 793 von Regensburg aus durch den Altmühlgraben zu Schiff nach Würzburg nicht gefahren ist, mit geschickter Critik der fränkischen Annalen. Seite 28.. 34 Auszüge aus alten Leutershauser Stadtbüchern vom Jahr 1440.. 1493, aus einer Bestenberger Gerichtsordnung vom Jahr 1558. Dergleichen Actenstücke, die kaum je gedruckt, selten ordentlich gelesen werden, können unter einer Masse von

gewöhnlichem Stoff und Wiederholungen schätzbare Nachrichten über den alten Rechtsgebrauch und die Sitten der Zeit enthalten; Excerpte, wenn sie von geschickter Hand gemacht werden, sind in solchem Falle das willkommenste, und den gegenwärtigen merkt man leicht an, daß sie von dem Anwalt und Conservator des Vereins, Ritter von Lang herrühren. Sollte nicht das räthselhafte fränkische Schuchkauf, Schukauf (S. 31. 32), worunter deutlich ein bestimmtes Landmaaß von Grundstück verstanden wird, zusammenhängen mit dem allemanischen scuopoza, scopoza, späterhin und noch heute in der Schweiz schuppusse, schuppisse (Neugart №. 1010 vom Jahr 1271. Schöpflin №. 334 vom Jahr 1185. Pupikofers Thurgau №. 74 vom Jahr 1404. Urx Buchsgau p. 72. Scherz 720b und Oberlin s. v. schuchboß)? Wir verstehen darunter ein altes Maaß nach Schuhen und bolse, pöze gehört zu dem Verbo pözan, stoßen, abstoßen.

Die Rezatgesellschaft hat den Trug mit dem Reynitzschischen Kunststein, wodurch die Boigtländische Gesellschaft angeführt worden war, vollkommen abgethan, ohne etwas von des Rec. Ausführung (S. 1942. 43 des vorigen Jahrg. unserer Anzeigen) zu wissen; so wenig dieser ahnen konnte, was den 31sten December 1830 zu Ansbach von einem ihm noch nicht bekannt gewordenen Verein herausgegeben werden würde. Der verhörte Maurermeister (Seite 15) hat nunmehr selbst ausgesagt, daß er die ganze Inschrift auf das Geheiß von Reynitzsch und nach dessen Anweisung 1804 in den Stein eingegraben. Und dieser todtgeborne Spaß eines Un-

wissenden wurde 1830 wiederum lithographirt und weitläufig commentirt!

Jac. Grimm.

G i e s s e n.

Quaestiunculae Philippenses 1831.
47 Seiten in Octav.

Unter diesem bescheidenen Titel hat der Herr Dr. H. Chr. M. Kettig, Lehrer des dortigen Gymnasiums in der vorliegenden gelehrten Schrift, den Brief Pauli an die Philipper betreffend, zu einer Schulfeyerlichkeit eingeladen. Die Quaestio I. sucht darzuthun, daß das Beywort *πρωτη*, das Act. 16, 12 der Stadt Philippi beygelegt wird, nicht die Würde sondern die Lage bezeichne; wobey über den Wechsel und die Unbestimmtheit der Grenzen zwischen Macedonien und Thracien Erörterungen gegeben werden. Quaestio II. zu 1, 11 enthält grammatische Bemerkungen über die Verbindung von *πεπληρωμενον*, mit dem Accusativ. Quaestio III. zu 2, 17. 18. so wie Qu. IV. zu 2, 25..30. betreffen theils die Erklärung, theils bey der letzten zugleich die Critik dieser Stellen. Endlich Qu. V. zu 4, 25 sucht die Zeit zu bestimmen wann der Brief an die Philipper geschrieben sey. Durch eine gelehrte historische Induction wird dargethan, daß dieses nicht nach dem Jahre 58 oder 59 unserer Zeitrechnung habe geschehen können, sondern in diese Jahre falle.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

D e n 29. August 1831.

S t. P e t e r s b u r g.

Bey Gräff, und in Leipzig bey Cnobloch:
Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome premier. Livraison 1. 2. 3. 1830. XXVIII und 341 S. in 4.

Ueber das gewöhnliche Salz des Gouvernement Irkutsk von Germain Hefß. Man hatte die Bemerkung gemacht, daß alles Salz, welches in diesem Gouvernement, theils aus Salzquellen, theils aus dem Meerwasser produciert wird, sehr leicht feucht wird, wenn es mit der Luft in Berührung kommt. Außerdem fand sich in den Salzmagazinen immer ein viel größerer Verlust an Salz vor, als der vom Gouvernement wegen des Zerfließens des Salzes bestimmte, und der im allgemeinen nur anderthalb Procent betragen soll, während die Erfahrung zeigte, daß der Verlust in manchen Magazinen siebenmal mehr ausmachte. Der Verf. erhielt den Auftrag die

verschiedenen Salzarten rücksichtlich ihrer chemischen Bestandtheile zu untersuchen, und fand darin eine große Menge von Alaun, Kalk und Magnesia mit Chlor verbunden, so wie schwefelsaures Natron vor, welche Bestandtheile in dem aus den Salinen von Selenguinsk erhaltenen Salze mehr als den vierten Theil der Masse ausmachen. Diesen Beymischungen schreibt der Vf. die Neigung des Salzes zum Zerfließen bey, so wie auch zugleich die verschiedenen in den dasigen Gegenden herrschenden Krankheiten, Scorbut, Hautkrankheiten, Ausschlag zc., zu deren Hervorbringung vorzüglich der Chlorkalk wirksam seyn soll. Um das Salz zu verbessern, schlägt derselbe vor, dasselbe mit kohlensaurem Kali zu behandeln. Bemerkung über ein Integral, welches bey der Berechnung der Anziehung der Sphäroide vorkommt, von Ostrogradsky. Es ist bekannt daß bey der Berechnung der Anziehung von Körpern auf einen Punct, wenn man das Newtonsche Gesetz der Gravitation zum Grunde legt, die Anziehung des Körpers nach den drey Axen durch partielle Differentiale einer Function V dargestellt werden kann, welches schon Lagrange gefunden hatte, und daß Laplace später zeigte, diese Function werde durch die partielle Differentialgleichung der zweyten Ordnung
$$\frac{d^2 V}{da^2} + \frac{d^2 V}{db^2} + \frac{d^2 V}{dc^2} = 0$$
 dargestellt, wo

a, b, c die Coordinaten des angezogenen Punctes angeben. Poisson fand nachher daß obige Gleichung nur dann Statt findet, wenn der angezogene Punct außerhalb des Körpers liegt. Befindet er sich im Innern, so ist obige Summe nicht Null sondern $= -4k\pi\rho$, und liegt er auf der Oberfläche des anziehenden Körpers so wird

sie = $-2k\pi\rho$, wo k eine von der anziehenden Kraft abhängige Constante ist, und ρ die Dichtigkeit des Körpers bedeutet, an der Stelle, wo der angezogene Punkt liegt. Der Vf. suchte nun zu zeigen, daß es auf der Oberfläche gewisse Punkte und Curven geben kann, wo der Werth $-2k\pi\rho$ nicht Statt findet, und wie man in solchen Fällen den Werth berechnen kann. Bemerkung über die bestimmten Integrale, von Dstrogradsky. Enthält die Untersuchung über die Unmöglichkeit in manchen doppelten Integralen die Folge der Integration zu ändern, ohne andere Werthe zu erhalten, welche Bemerkung für manche Fälle schon Cauchy gemacht hat. Länge von Rio Janeiro, bestimmt aus einer Beobachtung der Bedeckung des Antares vom 17. May 1822, von Tarphanoff. Die westliche Länge von Rio Janeiro vom Pariser Meridian, findet sich aus dem Eintritt $3^{\circ} 2' 20'' 97$, aus dem Austritt $3^{\circ} 2' 18'' 51$. Analyse des Wassers der Nawa von Hef. Nach dieser Untersuchung befinden sich in hundert Pfund Wasser, Kieselerde 0,04 Gran; Chloralaun 1,92; Chlormagnesia 0,97; Chlorkali 4,17; Chlornatron 0,54; Chlorkalk 4,21; schwefelsaures Natron 1,95; kohlensaurer Kalk 9,40; Extractivstoff 24,00; außerdem enthält das Nawa Wasser den elften Theil des Volumens Stickgas, und etwas kohlensaures Gas.

Lehrsätze über die Differentiation der Producte, deren Factoren die auf einander folgenden Glieder irgend einer Reihe sind, von Collins. Beschreibung eines neuen Pantographen von Georg Friedrich Parrot. Neue Beschreibung einiger Grasarten von Trinius. Berechnung der zu Petersburg im J. 1818 beobachteten Oppositionen des Jupiters und des Saturns von Tarpha-

n off. Bemerkung über die Veränderung der arbiträren Constanten bey Aufgaben der Mechanik von Ostrogradsky. Bemerkungen über die Theorie der Wärme von Ostrogradsky. Arithmetische Untersuchungen von Buniaowski. Abhandlung über eine neue Construction der Schiffsmaste von Parrot. Allgemeine Untersuchungen über die Transformationen der Functionen durch Substitution von Collins. Bemerkungen über die Abnormität rücksichtlich des Ursprungs und der Anzahl gewisser Arterien, beobachtet von Zagorsky. Beschreibung der Dikopleura, einer neuen Molluskengattung von Mertens.

Physikalische Beobachtungen angestellt auf einer Reise um die Welt, unter dem Commando des Capitäns Otto von Kozebue in den Jahren 1823 bis 1826 von E. Lenz. Die mit dem von Hales angegebenen Bathometer angestellten Beobachtungen über die Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen, gaben im Allgemeinen folgende Resultate: Die Temperatur des Meeres nimmt von 45° nördl. Br. bis zum Aequator, bis auf 1000 Toisen Tiefe beständig ab. Größere Tiefen sind noch nicht untersucht worden. Diese Abnahme der Temperatur geschieht anfangs schnell, wird aber immer langsamer und zuletzt fast unmerklich. Auch rückt der Punct, wo die Abnahme unmerklich zu werden anfängt, in größern Breiten immer höher herauf. Die niedrigste in der Tiefe gefundene Temperatur betrug $2^{\circ},2$ Centesimalscale, und ungefähr derselbe Werth der Temperatur zeigt sich bey allen Tiefen, wo die Abnahme der Temperatur unmerklich zu werden anfängt. Aus den Beobachtungen über den Salzgehalt des Meerwassers scheint zu folgen, daß derselbe in größern Tiefen bis zu 1000 Toisen vom Aequator bis

45° Breite gleichen Werth hat. Anders verhält es sich mit dem Salzgehalt von der Oberfläche. Hier fanden folgende Resultate statt: der atlantische Ocean ist von größerem Salzgehalt als die Südsee, und daher ist der indische Ocean nach Westen zu salziger als nach Osten. In jedem der beiden großen Oceane ist ein nördliches und ein südliches Maximum von Salzgehalt vorhanden, und das Minimum fällt im atlantischen Ocean einige Grade nördlich vom Aequator. Vom nördlichen Maximum unter ungefähr 22° Breite, und vom südlichen Maximum unter 17°, nimmt der Salzgehalt des Meerwassers mit zunehmender Breite immer ab. Die auf der Insel Luzon (14° 34' nördl. Br. 239° 9' westl. v. Greenwich) angestellten Beobachtungen rücksichtlich der Veränderung des Barometers zeigten im Allgemeinen denselben regelmäßigen Gang, welchen man überhaupt in der heißen Zone bemerkt; es finden nämlich zwey Maxima um 9 Uhr Morgens und 10 Uhr Abends, so wie zwey Minima um halb fünf Uhr Morgens und Abends statt. Rüksichtlich der Vergleichung der mittlern Temperatur der Luft und des Wassers an der Oberfläche des Meeres innerhalb 24 Stunden ergab sich, daß vom Aequator bis zu 45° nördl. Br. die mittlere Temperatur der Luft geringer ist als die des Wassers; von da bis 55° findet aber ein Schwanken der Temperaturen statt, so daß bald die Luft bald das Wasser im Mittel wärmer war. Auf der südlichen Halbkugel war bis 33° Breite das Wasser wärmer; von 33° bis 57° tritt aber wieder das Schwanken ein. Zwischen den Grenzen von — 33° bis + 45° Br. sind die Beobachtungen das ganze Jahr hindurch angestellt, so daß man ebenfalls für das ganze Jahr auf eine höhere Temperatur des Wassers als der Luft schließen kann, allein die jenseits dieser Grenzen gefundenen Resultate können bloß auf die Som-

mermonate ausgedehnt werden, da nur in diesen Beobachtungen gemacht wurden. Auch wurden auf dieser Reise Versuche über die Compression des Quecksilbers und des Wassers angestellt. Für das Quecksilber fand sich die Compression bey dem Druck 914,9 Toisen Wasserhöhe = 0,0005; dieß würde wenn die Compression dem Druck proportional wächst für den Druck einer Atmosphäre, die Compression = 0,0000027 geben, fast das Dreyfache von dem was Dersted gefunden hat. Ueber die Compression des Wassers konnten keine gehörige Resultate geliefert werden, weil gleich nach dem ersten Versuch, das hiezu bestimmte Instrument unbrauchbar wurde. Die mit dem Eudiometer zur Bestimmung des Sauerstoffgehalts der Luft angestellten Versuche zeigen eine Veränderlichkeit desselben, die zwischen den Grenzen 0,2044 und 0,2249 enthalten ist. Um zu untersuchen, ob die Luft über dem Meere Salztheilchen enthalte, wurde etwas destillirtes Wasser in einer Flasche mit der darin befindlichen Luft geschüttelt, und dann durch salpetersaures Silber geprüft, wobey sich in den meisten Fällen eine geringe Weißfärbung des Wassers zeigte. Die hierdurch indicirten Salztheilchen sind aber wahrscheinlich bloß vermittelt des feinen bey starkem Winde entstehenden Wasserstaubes in die Luft gekommen, keinesweges aber vermittelt der Verdunstung des Wassers. Außerdem sind noch einige Berghöhen, die vermittelt des Barometers gemessen wurden, angegeben, nämlich der Vulcan von Awatscha in Kamtschatka zu 7473 Par. Fuß, der Berg Edjeczumbo auf der Insel Sitcha zu 2759, und der Pyramidenberg auf Sitcha am Hafen von Neu-
 Archangel zu 3020 Par. Fuß Höhe. Das Ganze beschließt eine Untersuchung über die krumme Linie, die ein in strömendem Wasser hängendes Bleyloth bildet. Der Vf. bemerkt noch, daß die ihm

aufgetragenen Beobachtungen über die Neigung der Magnetnadel zwar angestellt sind, allein weil sie kein Vertrauen verdienen, nicht angegeben worden, indem man fand, daß die Nadel ihre Intensität während des Versuchs, wegen zu geringerer Härting, änderte. Eben so wenig konnten die angestellten Versuche über die Pendelschwingungen mitgetheilt werden, da die vollständige Berechnung derselben bey dem Abdruck dieser Beschreibung noch nicht beendigt war.

M i n d e n.

Bey Eßmann: Westphalia. Beyträge zur vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von der historischen Section der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Minden. Zweytes Heft. 1830. 160 S.; Codex diplomaticus S. 41..71, und 2 Steindrucktafeln. Octav. — Ueber das erste Heft dieser schätzbaren Zeitschrift vergl. unsere Blätter, Jahrg. 1828. S. 1855. Unter den in dem vorliegenden Hefte mitgetheilten Abhandlungen zeichnet sich vorzüglich, durch ungemeine Belesenheit in den isländischen und andern Werken, die des Hn. Kaufmann Mooyer aus, mittelst welcher auszuführen versucht worden ist, daß unter dem in der Kristni-Saga ok Thattr af Isleifi Biskupi, erwähnten Orte Herfurda, weder das thüringische Erfurt, noch Hereford oder Hertford in England, sondern vielmehr das westphälische Herford, zu verstehen sey; ein Resultat, welches durch die vom Hn. Vf. mit Hn. von Ledebur gemeinschaftlich angestellten Untersuchungen gefunden ist. Zwey Aufsätze des Hn. Bürgermeister Rose in Herford geben interessante Andeutungen über die älteste Verfassung und Landesgeschichte des westphälischen Sachsens und über die ältere Geschichte

Herfords bis zur Gründung der Abten. Hr. Wilhelm Redeker hat aus mündlicher Ueberlieferung 50 westphälische Sagen gesammelt und mitgetheilt, von denen sich sehr viele auf den 'König Wefing' (Wittekind) beziehen; dem im J. 1829 bey Wedigenstein, wo ursprünglich der Sage nach, Wittekind's steinernes Waldhaus gestanden, ein einfaches Denkmal gesetzt ist, über welches S. 124 flg. gleichfalls eine Notiz gegeben ist. Zur Kunstgeschichte gehört die Beschreibung eines merkwürdigen Altars in der Altstädter Kirche zu Bielefeld, der wegen seiner schönen Schnitzarbeit und noch mehr wegen der trefflichen Gemälde, welche seine Flügel zieren, die Aufmerksamkeit und Bewunderung jedes Kunstfreundes in Anspruch nimmt. Aber noch merkwürdiger, und auch das Interesse des Rechtsgelehrten in Anspruch nehmend, sind die am Schlusse des Hefts gegebenen Abbildungen aus einem Codex der Stadt Soest. Dieser ist ein Original-Protocollbuch des Rath's jener Stadt, und enthält in ziemlich chronologischer Ordnung Verzeichnisse derjenigen, welche Urfehde geschworen, den Eid der Treue geleistet, oder eidlich angelobt haben, die Stadt oder das Weichbild derselben zu meiden. Die dieser Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts hinzugefügten 13 buntfarbigen Bilder, von denen hier sieben mitgetheilt und beschrieben sind, beziehen sich theils auf die Gerichtsverfassung der Stadt, theils auf die Art der erkannten Strafen, und schließen sich in Form und Bedeutung den Darstellungen in den berühmten Codicibus picturatis des Sachsenspiegels an. — Der Codex diplomaticus liefert die Fortsetzung der aus dem Archive der Stadt Minden zum Druck beförderten Urkunden, aus den Jahren 1328. . 1346; unter welchen auch einige für die Hannoversche Landesgeschichte von Werth sind.